

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von: Max von Pettenkofer, Joseph Joachim und Theodor Strichs.)



Breslau 1884.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 28. Bandes.

Januar — Februar — März.

1884.



Philipp zu Eulenburg in München.	Seite
Aus der Art. Eine Märkische Studie.....	147
Ein Brief von Theodor Frerichs.....	399
Eduard Hanslick in Wien.	
Joseph Joachim.....	203
G. Hirschfeld in Königsberg.	
Ein deutscher Gesandter bei Soliman dem Großen.....	344
C. Klebs in Zürich.	
Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheiten.....	241
Karl Koberstein in Dresden.	
Ein Lechter vom Regiment Gensd'armes.....	327
Paul Lindau in Berlin.	
Aus der Berliner Verbrecherwelt.....	10
Nachtrag zu dem Aufsatz: „Aus der Berliner Verbrecherwelt“....	271
Brennende Liebe von Hans Hopfen.....	383
Max von Pettenkofer in München.	
Ueber Vergiftung mit Leuchtgas.....	31
Carl Robert in München.	
Manuela I. II.....	I. 255

Inhalt des 28. Bandes. —

Johannes Scherr in Zürich.

König und Priester.....

D. Schrader in Jena.

Carl Ludwig von Knebel.....

Iwan Turgenjew.

Hamlet und Don Quixote.....

Der Raufbold. Novelle. (Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.)

*

*

*

Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration. I. II. 54.

Bibliographie 129. 273.



Do not fold!

Band 28. — Heft 82.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Januar 1884.

Breslau,
S. Schottlaender.

STADT-
BIBLIOTHEK
DRESDEN



Dr. Max J. F. F. F. F.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Der Proceß Ditthoff, der in den letzten Tagen vor den Berliner Geschworenen verhandelt worden ist, hat in den weitesten Kreisen das öffentliche Interesse besonders dadurch gefesselt, daß er für die große Oeffentlichkeit einen Einblick in das lichtscheue Treiben der Berliner Verbrecher- und Schwindlerwelt erschlossen hat. Der Herausgeber hat sich daher entschlossen, einen Aufsatz über das Leben und Treiben der Berliner Verbrecher, der jetzt zur Actualität geworden ist, in diesem Hefte erscheinen zu lassen und die Veröffentlichung der angekündigten Novelle auf ein späteres Hefte zu verschieben.

S. Schottlaender

Verlagsbuchhandlung.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXVIII. Band. — Januar 1884. — 82. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Max v. Pettenkofer.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Januar 1884.

Inhalt:

Carl Robert in München.	Seite
Manuela.	1
Max v. Pettenkofer in München.	
Ueber Vergiftung mit Leuchtgas.	31
* *	
* *	
Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration. ...	54
Iwan Turgenjew.	
Hamlet und Don Quixote.	90
Paul Lindau in Berlin.	
Aus der Berliner Verbrecherwelt.	104
Bibliographie.	129

Hierzu ein Portrait von Max v. Pettenkofer. Radirung von
Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunftbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Poftanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen find an die Redaction nach Berlin W 62, von der Herdstrafse 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Berth. Wiltz. (Besser'sche Buchhandlung in Berlin.) (Heyse und Fontane.)
Schollmader, S. in Breslau. (Seftgehenke.)



Manuela.

Manuela.

Don

Carl Robert.

— München. —

Ich weiß nicht, ob es Andern auch so geht, daß die Erinnerung an eine Stadt oder Landschaft immer zuerst mit einer und derselben Localität vor das innere Auge tritt, gleichsam, als sei diese eine Art von Titelblatt für alles sonst noch dort Erlebte und Geschehene. So weckt mir der Klang des Namens Neapel augenblicklich das Bild des dunkeln Laubganges an der Terrassenbrüstung der Villa Reale, wo man die Meeresbrandung unter sich hat und über ihrem Tosen und Schäumen weg den weiten Horizont voll Schiffe beobachtet, während man so behaglich wie nirgends sonst in diesem meergekühlten Schatten Gefrorenes ißt, Cigaretten dazu raucht und nach der Hitze des Tages allmählich wieder aufzuleben beginnt.

Mir war während eines tropischen Augustmonates, dessen Tagesstunden ich auf der zoologischen Station mit dem Experimentiren an allerhand Seegethier, Fischen und Polypen, zubrachte, dieser Abendgang so zum Bedürfniß und Labfal geworden, daß ich oft, nach eingenommenem Mittagsmahl, wenn es Sechs schlug, die großen politischen Journale des Hotelstischaals ungelesen bei Seite schob und mit langen Schritten den Quai hinunter eilte, dem Castell d'Ovo vorbei bis zum Eingang der nunmehrigen Villa Nazionale. Dort, fast immer an demselben weit vorgeschobenen Tischchen am Rande der Terrassenbrüstung saß gewöhnlich schon ein kleiner Freundeskreis von Gelehrten und Künstlern (auch ein Poet wurde darunter gebudet) im kühlen Schatten beisammen und führte meistens jene Gattung von theoretischen Disputen um des Kaisers Bart und die höchsten Güter der

Menschheit, in welchen wir Deutsche, wie ich glaube, unerreicht dastehen. Mit der Summe von Wiß und Geist, welche an solchen Abenden von Leuten verpufft wird, die am andern Morgen nicht wissen, wie sie ihre Schneiderrechnung bezahlen, würde sich jeder amerikanische Publicist ein Vermögen erwerben, wir begnügen uns dafür mit der Erinnerung an manchen unvergeßlichen Abend, wo der oder jener charakteristische Menschentopf besser sprach als ein gedrucktes Buch und der Kampf der Meinungen scharf bis nach Mitternacht tobte. . . .

Ein solcher Meinungsstreit auf der besagten Terrasse ist mir durch das, was darauf folgte, für mein ganzes Leben unvergeßlich geblieben. Wir sprachen eine Zeit lang von der bodenlosen Herabgekommenheit eines gemeinsamen Bekannten, der zu unserer Universitätszeit unbestritten unter uns der Erste an Wiß und brillanten Einfällen, nun eine total verlotterte und ziemlich anrüchige Existenz führte, und dadurch veranlaßt, gab es einen lebhaften Disput über das alte Capitel von nothwendiger Anlage und freiem Willen.

Der süddeutsche Theil der Gesellschaft legte eine größere Toleranz für die Charakterschäden des Besprochenen an den Tag, als der norddeutsche, man konnte sich einer gewissen Bewunderung für seine Geistesgaben offenbar nicht ganz entschlagen.

„Die Grenzen sind schwer zu ziehen“ schloß ein dem Unglücklichen ehemals nahe befreundeter Mediciner seine höchst scharfsinnigen Auseinandersetzung über das, was er „das Verhängnißvolle im Charakter“ nannte.

„Aber erlauben Sie“ begann ein blutjunger Göttinger Doctor, der hier auf den Vorbeeren seiner Dissertation ausruhte und über alle Dinge der Welt beneidenswerth sichere Ansichten hatte „erlauben Sie mir, das ist doch sehr einfach: die Grenze ist dort, wo Einer, mit oder ohne Willen eine unehrenhafte oder nur unanständige Handlung begeht. Mit einem solchen Menschen geht man dann eben nicht mehr um und er hat es sich selbst zuzuschreiben.“

Der alte Magnus, ein stattlicher Weißbart von Fünfundsechzig, der sich sonst nicht viel in's Gespräch mischte, sagte lakonisch darauf: „Dann werden Sie Ihren Umgang bedeutend reduciren müssen und sich vielleicht bei der einen oder andern Gelegenheit Ihres Lebens selbst davon ausschließen.“

„Herr!“ rief der Andere erregt.

„Seien Sie ganz ruhig, das Ding ist sehr einfach. Wenn man öffentliche Sammlungen bestiehlt, wie unser Freund der Bibliomane, so schließt das freilich von Achtung und Geselligkeit aus. Der Diebstahl ist aber nicht das einzige „Unanständige“, was ein Mensch begehen kann und ich behaupte, daß in zahlreichen, hochangesehenen Menschenleben Erinnerungen stehen, die der Besitzer um theuren Preis verlöschen möchte, wenn er könnte, obgleich er allein darum weiß. Wenn es auf den Ausdruck der Gesinnung ankäme, o ja, da wären wir Alle untadelig, aber die Menschen sind zu zählen, die

in heftigen, inneren Krisen, von Leidenschaft bestürmt, nicht Dieses oder Jenes gethan haben, daß sie selbst bei kaltem Blut unrecht oder unanständig heißen müssen. Wir leben in einer Zeit großer socialer Heuchelei, sonst brauchte der Saß wahrlich keines Advocaten.“

„Nun ja!“ rief ein Dritter „es kann Mancher Manches thun, was einen Andern ruiniren würde, er muß nur den Magen haben, um es zu verdauen!“

„Herr!“ rief der Alte dagegen „das ist eine gründlich frivole Aeußerung. Er muß, während er so handelte, einer starken Ueberzeugung seines Innern gefolgt sein, dann kann er sich später trösten, wenn er auch dann seine Sünde, oder Tollheit oder wie Sie es sonst heißen mögen, bei kaltem Blute vollkommen einsieht. Und aus den Reihen der menschlichen Gesellschaft streicht man ihm deshalb noch nicht!“

Er schob ziemlich brüsk seinen Stuhl zurück und saßte sich beim Arm.

„Kommen Sie“, sagte er, ein paar Schritte weiter hin, „mich widert die wohlweise Jugend von heutzutage mit ihrer flachen Klugheit unsäglich an. Das brüstet sich mit seiner Tugend, die nichts weiter ist, als Phantasielosigkeit und Unfähigkeit zur Leidenschaft, und merkt dabei nicht das Geringste von seiner eigenen inneren Armut.“ . . .

Er sprach rasch und stoßweise, während wir die große Straße am Meer hin verfolgten, ich war über die plötzliche Heftigkeit des sonst so ruhigen und philosophisch heiteren Mannes erstaunt.

„Wundern Sie sich nicht,“ sagte er, als ich, umsonst nach einer unbefangenen Anknüpfung suchend, neben ihm herschritt, „ein solches Gespräch weckt mir Erinnerungen, die ich auch heute nicht gleichmüthig ertragen kann. — Ja,“ sagte er plötzlich „auch ich habe einmal in meinem Leben Etwas gethan, was der junge Herr da drüben ‚unanständig‘ oder ‚unehrenhaft‘ nennen würde, ich mußte es in furchtbaren Nächten und Tagen selbst so nennen und habe lange Jahre gebraucht, um einigermaßen darüber wegzukommen. Aber solche Richter,“ er wies mit der Hand zurück nach dem verlassenen Garten, „würde ich über mich nicht anerkennen.“

Ich sah, daß es in ihm kämpfte und wollte ihn eben bitten, mir wenn möglich, sein Vertrauen zu schenken, als er mir zuvorkam.

„Setzen Sie sich her“ sagte er, auf eine der felsgehauenen Bänke deutend, welche dort unter herabhängenden Reben den Blick auf die wunderbare Landschaft ringsum freilassen, „es ist lange genug her, daß ich einmal das Schweigen über jene Zeit brechen will, die Betheiligten sind todt, außer mir selbst und es hat mich schon oft verlangt, zu hören, was ein anderer ebendiger Mensch zu dieser Geschichte sagen würde, wenn er sie wüßte. Jahrelang habe ich sie unaufhörlich in meinem Hirn umhergewälzt und habe mein Urtheil vielleicht strenger gesprochen, als ein Anderer es gethan haben würde.“

Er schwieg eine kleine Weile und sah an den dämmernden Himmel, dessen Lichter da und dort aufzuglimmen begannen, dann hob er an:

„Sie sagten gestern als Trost für Ungemach: Das Leben besteht nur aus Episoden. Das ist ganz richtig, aber manche Episoden sehen sich, so lange man darin steckt, so definitiv an, daß man verzweifelt, je wieder heraus zu kommen.“

„Und doch geht schließlich Alles vorbei!“

„Ja und vieles geht auch mit. Doch davon wollte ich nicht reden. — Mein Leben, wenn ich es rückwärts sehend betrachte, hat der Episoden mehr gezählt, als manches andere: mit einem kleinen Anfangscapital in Händen wäre ich vermuthlich regelrecht in die Laufbahn des deutschen Professors eingelenkt und an einer Eurer kleinen Universitäten nach und nach langsam eingeroftet, hätte vielleicht auch Monographien geschrieben über ‚Spuren von Bekanntschaft mit Horaz in Virgils Werken‘ und wäre dadurch eine Zierde der Philologie geworden. So warf mich, nach einigen Semestern medicinischen Studiums, das ich ohne sonderlichen Beruf trieb die Noth hinaus in's große Leben, ich wurde Correspondent aller möglichen Zeitungen unter den verschiedensten Himmelsstrichen. Heute saß ich mit ein paar französischen Offizieren in einem algerischen Restaurant und half ihnen, die Erinnerung an das Morgens stattgehabte Duell mit Champagner hinunterschnemmen, morgen goß ich unserm Dragoman auf gut Glück Chinin gegen das Fieber ein und über's Jahr lag ich während eines furchtbaren Erdbebens selbst fieberzitternd auf dem Marktplatz von Quito und beobachtete mit einem gewissen Interesse von meiner Matratze aus, ob der schwankende Kirchturm zu mir herunter kommen würde oder nicht. Aufzustehen und fortzugehen sah ich keinen Grund, das Leben war mir in jenem Moment keinen Strohhalme werth. Er kam nicht, auch die Hauswand, bei welcher meine Matratze lag, blieb als die einzige von viereu stehen, und solchergestalt am Leben erhalten, gerieth ich dann in der Folge auch wieder einmal auf einen Dampfer, der mich nach Europa zurückbrachte. Ich will Sie nicht mit der Schilderung langweilen, wie unsäglich widerwärtig mich damals das Elend des vormärzlichen Deutschlands anging, Hirn und Herz waren mir ohnedies von der Tropensonne und den miserablen leichten Liebeshändeln, die einem dort fast ohne sein Zuthun umspinnen, ausgebört — ich erinnere mich kaum, jemals in einer so weltfeindlichen und gleichgiltigen Stimmung gewesen zu sein, als da ich eines heißen Sunnamittages unter den dichten Platanenalleen meiner Vaterstadt A . . . dahinschritt, in welche mich Geschäfte mit der Redaction des großen dort erscheinenden politischen Journals für einen Tag geführt hatten. Alles ausgestorben rings umher — und für mich war das buchstäblich zu nehmen — aus dem Fenster, woraus früher die Porzellanpfeife meines Alten auf das grasbewachsene Pflaster herabhing, sah jetzt ein fremdes Gesicht, neue Generationen von Schulbuben strömten dem altersgrauen

Gymnasium, der Stätte meiner ehemaligen Qualen, entgegen — kein Freund, kein Verwandter — Nichts mehr bekannt, als die alten Zuckengiebel der Häuserreihen und die plätschernden Springbrunnen in den Hauptstraßen, die heute noch eben so reichlich wie vor 20 Jahren ihre Bogenstrahlen nach dem lichtblauen Himmel empor trieben. Ich hatte lange vor ihnen still gestanden, bis mich ein kleiner Knirps durch dieses Anstarren als Fremden erkannte und sich erbot, mir die Sehenswürdigkeiten von A . . . zu zeigen. Das war mir doch zu viel, ich wandte ihm den Rücken und mich selbst durch die todtens stillen Gassen nach den Anlagen hinaus, um dort die Stunden bis zu Abgang des Postwagens zuzubringen. — Im Herumjhlendern zwischen den blühenden Akazien und Spiräen kam es mir wie eine halbe Erinnerung, daß ich in Paris gehört hatte, Gebhard, mein alter Zimmernachbar von der Rue Grenelle, sei in A . . . als Arzt etablirt. Diese Erinnerung war wohl geweckt worden durch den Anblick eines strammen, rothbärtigen Herrn, der aus dem Hintergrund einer kleinen Gartenstraße sich dem Hauptwege näherte und mit Gebhard eine entschiedene Aehnlichkeit hatte. Ich dachte eben noch darüber nach, wie antipathisch mir das innerste Wesen des Menschen trotz der vielen gemeinsamen Kneipereien immer gewesen war, wie er mich mit seinem kurzschichtigen Materialismus oft geärgert hatte und war schon wieder im Begriff, dadurch auf ganz andere Gedankenverbindungen zu gerathen, als ich plötzlich einen derben Schlag auf der Achsel fühlte und auffahrend mich nicht mehr über die Identität des Mannes vor mir mit Gebhard täuschen konnte.

Schöner war er nicht geworden, der Zug von Nothheit, der mich damals abgestoßen, hatte sich nicht vermindert, doch hatte sich seine äußere Erscheinung verfeinert und zeigte eine auf dem Bewußtsein tüchtiger Existenz ruhende Sicherheit des Wesens, die unter allen Umständen angenehm berührt. Dazu war mir gerade in meiner damaligen Stimmung eine bekannte Menschenseele erfreulich, kurz, ich erwiderte seinen herzlichen Gruß wärmer, als ich es unter andern Umständen gethan haben würde und erkundigte mich, während wir umdrehen und das enge Gäßchen, aus dem er gekommen war, wieder zurückgingen, nach seinen jetzigen Verhältnissen.

„Wirft Augen machen, Alter“ sagte er lachend. „Wie lange ist's her, daß Du dem alten Europa den Fußtritt gabst, um Dich nach den seligen Inseln zu embarquiren? Zehn Jahre, so etwas, nicht? Nun, während Du in der Welt herum fuhrst, um Dir zerrissene Stiefel und ein wissenschaftliches Renommé zu erwerben, habe ich mir hier in aller Stille in dem spießbürgerlichen Nest Platz gemacht, mich darauf gesetzt und mir eine hübsche Praxis gegründet, bin auch auf dem besten Wege zum gemachten Manne . . .“

Sein breites, röthliches Gesicht strahlte von heller Selbstzufriedenheit, die ehemalige rauflustige Brutalität war bis auf ein kleines Endchen, das dann und wann um die Mundwinkel zum Vorschein kam, verschwunden, —

es war nur noch sehr wenig, was meinen Freund Gebhard vom Aussehen eines Gentleman trennte, und dieses Wenige konnte in dem ihm nun einmal von Natur verliehenen plebejischen Gesichtsschnitt mit der satyrartigen Stulpnase und den unter röthlichen Brauen funkelnden unruhigen grauen Augen begründet sein. Während ich ihn in solchen Gedanken betrachtete, ließ auch er einen forschenden Blick über meine Person gleiten und das Ergebniß seiner Diagnose sprach sich in einem nicht weniger neugierigen, aber mehr zuvorkommenden Ton aus, mit dem er jetzt, mir die Hand hin-streckend ausrief: „Aber wir werden doch hier nicht auf's Merkwürdigste zusammengetroffen sein, um gleich wieder auseinander zu gehen? Zuerst kommst Du mit da herein,“ er wies die Straße hinab, „trinkst ein Glas Wein mit mir und erzählst von Deinen Weltfahrten“ . . .

„Bist Du verheirathet?“ fragte ich, als wir das Ende des Gäßchens erreicht hatten und er vor einem hohen, verschnörkelten Gitterthore stehen blieb und mich mit einer Handbewegung zum Eintreten einlud. Er bückte sich gerade, um das Schloß aufzudrücken und überhörte wohl die Frage. Ich vergaß, sie zu wiederholen vor dem plötzlichen Eindruck einer Fülle von Duft und Schatten, welche nach der gelben staubigen Schwüle da draußen wie eine Bezauberung auf mich hernieder sank. Wir standen in einem der hundert-jährigen Patriziergärten, die mit ihren dunkeln Laubkronen das nüchterne Schornsteingewirr und Maschinengeklapper der Stadt A . . . wie ein unverbinteter Schönheitskranz umgaben. Könnte man durch Geld und Hoch-muth die Natur eben so gespensterhaft ertöden wie das Innere der stillen, luxustarrenden Patrizierhäuser, sie hätten es dort längst fertig gebracht, aber die Linden jener plutokratischen Gärten duften nicht weniger schwül und süß, als die andern in der Freiheit draußen, unter denen arme Poeten träumen und der Müllerbursche seinen Schatz küßt. Ja, ihr Schattenbunkel hatte für mich sogar schon als halbwüchsiger Junge, wenn ich dann und wann einen verstohlenen Blick hinein warf, immer einen geheimnißvollen Zauber gehabt, als sei hier von je der Ort, wohin sich verschwiegene Liebe und unterdrückte Schmerzen aus der unbarmherzigen Geschäftsmäßigkeit draußen flüchteten. Möglich, daß ich mich darin täuschte, möglich daß in einem richtigen Patrizierhaus solche Contrebande nicht vorkommt — aber heute noch, wenn ich Lindenduft einathme, sehe ich in demselben Moment wieder das Gartenthor, daß für mich zur Pforte von so viel Seligkeit und Schmerzen werden sollte, sehe die Schattenmassen der dunkeln Lindenwand und das kräftige Sonnenlicht über den Wipfeln, den kleinen Rasenplatz seitwärts im Schatten, worin ein dünner Springbrunnen seinen Strahl in die Höhe warf und neben diesem Springbrunnen . . .“

Er hielt wieder einen Augenblick inne. „Ach Freund“ sagte er dann, „es giebt Dinge, die sich nicht beschreiben lassen. Wenn ich Ihnen nun auch sage, daß dort auf der Bank ein junges Weib im weißen, lichten Kleid, mit einem breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe saß, die man ohne

das schöne Kind, zu dem sie sich lieblosend niederbeugte, selbst noch für ein halbes Kind hätte halten können, wenn ich auch versuchen wollte, Ihnen von der zarten Form des Köpfchens, dem fremdländischen Schnitt der großen braunen fragenden Augen eine Vorstellung zu geben, es wären Alles nur Worte und nimmermehr könnte ich Ihnen erklären, warum mich nach so vielem gleichgiltigen Herumschweifen in der weiten Welt jener Blick so in die innerste Seele traf und ein stilles Feuer darin entzündete, das im ersten Augenblick nur Behagen und Wärme verbreitete, so daß ich gar nicht ahnte wie mir eigentlich geschehen war.

„Ist das —“ fragte ich überrascht.“

„Meine Frau“ erwiderte Gebhard mit dem selbstgefälligen Triumphlächeln, das ich von sehr gelungenen Bostonpartien her an ihm kannte, und nun standen wir uns gegenüber. . . . Es bleibt immer eine sonderbare Erinnerung, der Moment, wo ein Fremder uns der andern Hälfte unserer Seele vorstellen durfte und vollends, wenn er dazu sagt: Das ist meine Frau! — Etwas in mir protestirte auch gleich lebhaft gegen diesen Ausspruch, nur hielt ich es für das Mißfallen an dieser unnatürlichen Verbindung von Faun und Sylphide und etwas von meinen Gedanken muß sich auch im Gesicht ausgeprägt haben, denn gleich als die junge Frau nach einigen freundlichen Worten ihr Kindchen auf den Arm nahm und so leicht wie ein Mondesstrahl über den Rasen dem Hause zuschwebte, sagte Gebhard zu mir, als beantwortete er eine gesprochene Rede:

„Ja, das ist wohl eine sonderbare Frau für mich vierährigen Kerl, kann mir's denken, daß es Dir merkwürdig vorkommt.“

„Sie ist keine Deutsche?“

„Bewahre, Du mußttest eigentlich die Race gleich erkannt haben —“

Das hätte ich auch vermuthlich, wäre nicht ein Umstand gewesen. In den Städten von Centralamerika sieht man Abends beim Corjofahren diese zartgebauten, blassen Creolinnen mit unendlich reizenden Gesichtern zwischen Blumensträußen aus den Equipagen hervor grüßen und lachen. Mir war, nach der ersten Ueberraschung des Germanen, solcher Formenherrlichkeit gegenüber doch immer zu wenig Seele hinter dem Karfunkelganz gewesen, hier aber dämmerte es wie ein mystischer Abgrund aus den Augen herauf, vielleicht Sehnsucht nach Liebe, nach Glück, vielleicht nur Heimweh.

Ich sprach das dem Ehemanne etwas allgemeiner aus, er nickte dazu mit dem Kopfe und sagte: „Sie hat jung schon harte Schicksale erlebt, das macht der ‚Blumenexistenz‘, wie sie sie da drüben führen mögen, früh ein Ende. Der Vater war ein Deutscher, die Mutter Spanierin, eine prachtholle Person, viel schöner als Manuela, die man nicht eigentlich schön nennen kann. Er hatte eine kleine Besitzung in Costa Rica und als es mit seinen Geschäften schlecht ging, verduftete er und ließ sie glauben, er mache eine Reise hierher in seine Heimath. Jahrelang hörte sie nichts von ihm, dann reiste sie mit ihrem Kinde nach, krank, ohne Mittel und mußte hier

bleiben, weil sie nicht mehr weiter konnte. Sprachstunden, seine Arbeiten — der alte Jammer, es langte eben nur zum Nothdürftigsten. Unser Klima allein hätte hingereicht, sie bald zu ruiniren, es geht den Leuten aus dem Süden hier nicht anders, als ihren Affen und Papageien — kurz, einige Jahre später stand ich dabei, als sie ihren letzten Athemzug that — selbstverständlich erst geholt, nachdem nichts mehr zu machen war — und nun ging mir doch der starre, schwarze Schmerzensblick der Kleinen gerade durch die Seele. Sie sprach nichts und streichelte nur in Todesangst zitternd und bebend unaufhörlich die Wangen der Sterbenden, bis es dann endlich still wurde und ich ihr die Wahrheit sagen mußte. Da schrie sie grell auf und fiel selbst wie todt auf die Leiche' . . .

Gebhard hielt inne, unangenehmen Erinnerungen ging er gerne aus dem Wege. So übersprang er denn ein Stück und fuhr fort: Was aus Manuela ohne meine Hilfe hätte werden sollen, weiß der Himmel, sie hatte ja keinen Menschen auf der Welt. Aber ich gewöhnte mich bald mächtig daran, das blasser Gesichtchen alle Tage zu sehen — Du weißt, ich habe immer eine Passion für das Exotische gehabt — ich brachte sie bei ordentlichen Leuten unter und als ich sie dann nach einem halben Jahre fragte, ob sie meine Frau werden wolle, da sagte sie Ja.'

Ich mußte wieder sein rothes Gesicht ansehen und mir dabei denken, was ihr dies Ja wohl gekostet haben mochte. Aber Gebhard hatte mir doch während der letzten Reden viel besser gefallen, als jemals früher, ich drückte ihm jetzt gerne die Hand.

Und ich habe den Entschluß nie bereut,' endigte er ganz behaglich seine Erzählung. Von leichtem Creolenblut, Puzsucht, Coquetterie und dergleichen ist Nichts zu spüren, sie ist ein braves Hausmütterchen geworden, die Alles auch besorgt und thut, nur anders als eine Deutsche, quasi wegen der Schönheit, statt der Utilität zu Liebe. Nun, es kommt am Ende auf Eins heraus und man muß sie gewähren lassen, wenn sie da und dort ihrer Phantasie mit Blumen und weißen Kleidern nachgeht für sich und die Kleine. Der Andern wegen pukt sie sich ohnedies nicht, sie bleibt am liebsten hier in Haus und Garten für sich, denn sie kann sich an die hiesige Art nicht gewöhnen.'

Das nehme ich ihr nicht übel,' dachte ich im Stillen und fragte dann laut: Sie liebt das Kind wohl sehr?'

Ja, weißt Du, so Etwas habe ich einfach noch nicht gesehen. Lieben?! Das ist nicht das Wort — sie führt eine Doppelexistenz, das Kind ist noch an ihrem Herzen festgewachsen. Wenn man sie so ansieht, wie sie es liebkost und ihm mit den Blicken folgt, hat man den Eindruck, daß sie an einem plötzlichen Riß verbluten müßte. Es ist sonderbar, sie ist sonst gar nicht leidenschaftlich,' sagte er harmlos und hätte wohl noch mehr hinzugefügt, wenn nicht die junge Frau in diesem Augenblick wieder unter der Hausthüre erschienen wäre. Ein Dienstmädchen mit Flasche und Gläsern folgte und wir

saßen bald auf dem Plätzchen am Springbrunnen beisammen, Gebhard lebhaft von den alten Zeiten plaudernd mit immer neuen Erkundigungen nach diesem und Jenem, ich ihm nach Kräften Bescheid gebend, während meine Blicke immer wieder dazwischen auf den feinen Schläfen mir gegenüber ruhten und den theilnahmslos gesenkten dunklen Wimpern. Dann und wann, offenbar um den Pflichten der Hausfrau nachzukommen, gab Manuela ein sparsames Wort zum Gespräch, fragend, seltsam weich accentuirt, bis ich einmal der Versuchung nicht widerstehen konnte und sie spanisch ansprach.

Da war es vorüber mit der apathischen Haltung im Lehnstuhl. Wie von einer verborgenen Feder geschneellt fuhr sie in die Höhe und rief, indem ihre Augen sich weit öffneten:

„Meine Sprache!“

„Er war drüben,“ nickte Gebhard gutmüthig.

„In meinem Land?! . . .“ Es war nicht mehr dieselbe Person, die jetzt, weit vorgebogen, mit athemloser Hast fragte. Das vorher so stille Gesichtchen spielte in tausend Bewegungen, während sie Eins um das Andere aus mir herausbrachte: „Ich war in ihrem Land gewesen und zwar im speciellsten Sinne, ja, der sonderbare Zufall wollte, daß ich vor noch nicht einem Vierteljahr in der verlotterten Hacienda Nachtruhe gehalten hatte, auf der ehemals ihr Vater umsonst sein Glück gesucht und wo ihre Kindheit verfloßen war. Als dies durch Namen und Flußbestimmung unzweifelhaft festgestellt war, fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen und brach einen Augenblick in heftige Thränen aus. Gebhard benutzte die Pause, um einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen über die „Räce da drüben“ einzuflechten, ich sah vor mich nieder. Manuela trocknete hastig ihre Augen, dann war es, als wären wir uns um tausend Stunden näher gekommen, die Fragen und Antworten hörten nicht mehr auf, sie hatte außer jener Hacienda und den Gassen von Vera Cruz beim Einschiffen blutwenig von ihrer Heimath gesehen, aber in ihrem Gemüthe wuchsen und leuchteten die Wunderblumen und Tropenwälder, die weißen Schneefelg und balsamischen Mondnächte wie tausend lebendige Märchen empor, und sie sagte ein über das andere Mal mit feierlicher Inbrunst, als spräche sie von einem Glaubensdogma: „Es giebt kein solches Land mehr auf der Erde!“ Armes Weib, für sie lag alles Unerreichbare in „ihrem Land“, was Wunder, wenn es zu einem Wunderland wurde!“

Mein alter Freund machte eine Pause und fuhr dann fort: „So war es an jenem ersten Abend, ich kam als Fremder und schied als Freund, lebhaft von Beiden gebeten, morgen wiederzukommen. Dann ging ich noch lange mit der Cigarre im Munde um die Stadt herum und es war mir so merkwürdig angenehm zu Muthe, während sich zugleich meine Gedanken mit ganz nüchternen Dingen, Plänen und Ausichten für die nächste Zukunft befaßten. Das Heimathgefühl, welches ich noch am Nachmittage so gänzlich vermißt hatte, begann, sich einzustellen und ich war an jenem Abend wirklich naiv genug, es aus dem dunklen Abendroth herzuleiten, von

dem sich die altgewohnten Thürme und Giebel so wohlbekannt abhoben. Sie werden begreifen, warum ich nicht des andern Tages abreiste. Ein Ort in Deutschland war mir so gleichgiltig, als der andere, es drängte mich nichts, da ich mir die ferneren Berufswege erst suchen sollte, vielleicht fand sich gerade hier eine Verwendung in der Redaction des befreundeten Journals, und jedenfalls schien plötzlich die Aussicht auf eine Woche in der alten Heimath so angenehm. Ich beschloß also zu bleiben. Wenn man manchmal voraussehen könnte, was aus solchen, scheinbar gleichgiltigen Entschlüssen herauswächst! Damals wäre ich nur mit einem leichten Bedauern in den Postwagen gestiegen, während mich sechs Wochen später keine Macht der Erde mehr losgerissen hätte.

Was soll ich Ihnen von dem Ferneren sagen? Ich kam und kam wieder, jeden Nachmittag, wenn es vier Uhr vorüber war. Ein Junggejelle fügt sich so leicht als überzähliges Familienglied ein und Gebhard drängte mich alle Tage von Neuem dazu. Es war nicht schwer zu bemerken, daß meine Anwesenheit einer gewissen Monotonie der Existenz ein Ende machte, in der die Beiden, die sich nicht viel zu sagen hatten, so hinlebten. Gebhard sprach dies gelegentlich unverhohlen aus, auch Manuela hielt gar nicht zurück mit Schilderungen der Langeweile, die man hier in A . . . gewöhnlich ausstehe, der Kaffevisite bei der Frau Bürgermeisterin, welche sie als erste und einzige mitgemacht hatte, wo die häßlichen steifen Frauen strickten und furchtbar viel aßen, und dem Ausdruck ihrer Sehnsucht einmal „da hinaus“ zu kommen. Ihr Mann, der solche Reden für ganz natürliche Lebensäußerungen anzusehen schien, nahm dann gleichgiltig Hut und Stock, sein Beruf und manche Wirthshausstunde hielten ihn ohnehin den größten Theil des Tages von Hause fern, und so kam ich auf die natürlichste Weise dazu, täglich stundenlang mit dem jungen süßen Geschöpf allein zu sein, oder doch so gut wie allein, denn die Gegenwart der kleinen Isabel, die in der Nähe herum spielte und nur dann und wann gesprungen kam, sich der Mama stürmisch in die Arme zu werfen, sowie eines alten strickenden Tantchens, die mich bald ihrer besonderen Protection würdigte, störte uns nicht in Gesprächen, die schließlich Jeder hätte hören dürfen. Dann und wann klopfte ich auch einmal vergebens an, wenn Manuela, die stellenweise an heftigem nervösem Kopfweh litt, im dunklen Zimmer liegen mußte. Dann flüsterte das Tantchen, um die Abweisung zu versüßen: „Könnten Sie sie nur sehen, wie ein Heiligenbild, sage ich Ihnen, mit ihrem blassen Gesichtchen und den schwarzen Haaren darum her!“ Aber solche Klippen gingen immer rasch vorüber und des andern Tages saßen wir wieder vergnügt beisammen.

Sie denken vielleicht, daß ich als guter Deutscher nichts Eiligeres zu thun hatte, als dieses bisher gänzlich sich selbst überlassene Naturwesen einigermaßen zu „bilden“. Darin würden Sie sich indessen sehr täuschen. Abgesehen davon, daß ich niemals zu den Bildungsfanatikern gehörte, wäre dergleichen bei Manuela schlecht angebracht gewesen. Die wissenschaftlichen

Grundlagen unserer Existenz lagen ihr gänzlich ferne, ihr südlich-farbiger Katholicismus ruhte auf festen Stützen von Wunder- und Gespenstergeschichten, man hätte ihr Eins so wenig ausreden können als das Andere und ich fühlte auch gar keine Lust dazu, sondern ergözte mich stets neu an den tausend wechselnden Vorstellungen, Fragen und Vermuthungen, die in ihrem reizenden, immer noch ein wenig gebrochenen Deutsch bunt durcheinander zum Vorschein kamen, nachdem sie einmal die erste Scheu verloren und mich als eine Ausnahme von den „langweiligen Ungeheuern“ erklärt hatte, die bis jetzt ihren Pfad gekreuzt.

Gleich in unsern ersten Unterredungen hatte ich meinen Fingerzeig bekommen. Ich schilderte ihr die Aussicht von einem ihrer heimischen Vulcane herunter, die ungeheure Bergwelt, den Tropenwald, der sich bis zum Ocean hin ausdehnt, und sie hörte mir entzückt, mit leuchtenden Augen zu. Als ich es mir nicht versagen konnte, ihr auch noch Einiges von den geologischen und botanischen Ursachen mitzutheilen, die mich da hinauf geführt hatten, sah sie mich mit einem Blick des aufrichtigsten Mitleids an und sagte: „Aber hat Sie denn das nicht schrecklich gelangweilt? Auf einem so schönen Berg!“

Ich mußte so unaufhaltsam lachen, daß sie mich erstaunt ansah, dann versicherte ich ihr aber, sie habe vollkommen Recht und der Morgen würde mich ewig dauern, wenn ich nicht noch ein Duzend der schönsten Schmetterlinge gefangen hätte, die ich ihr nächstens zu zeigen versprach.

Wir saßen bei solchen Nachmittags-Unterhaltungen gewöhnlich auf Manuelas Lieblingsplätzchen am Springbrunnenbassin oder, wenn eines der vielen Gewitter jenes schwülen Sommers niederrauschte, in dem kleinen Gartencafé, dessen bunte Glas Thür und Terrasse sich auf den Rasenplatz öffnete und worin sie alle die kleinen Besitzthümer ihrer Mutter, Fächer, Matten, Netze und Palmblattgeflechte mit ein paar alten hochbeinigen Stühlen, einem im Vorderhaus entbehrlichen Divan und etlichen Tischen und Etageren zu einer allerliebsten stillen und widerspruchsvollen kleinen Welt zusammenphantasirt hatte, die mir nach kurzer Zeit schon lieber war, als Alles, was ich draußen gesehen. Ja, sogar die häßlichen Indianerpuppen und Costümgürtchen, die mir in ihrer gesegneten Heimath unausstehlich waren, sah ich mit anderen Augen an, sie gehörten zu Manuelas Umgebung und in solchem Fall, das wissen Sie ja, gewinnt jedes gleichgiltige Stück Reliquienwerth.“ „Es kommt mir zwar oftmals vor,“ sagte der alte Mann, mich scharf ansehend, „als ob sich die Jugend von heutzutage nicht mehr sehr mit der Andacht vor der Rose aufhielte, die die Geliebte im Busen getragen, sie hat vor lauter materiellen Interessen keine Zeit mehr dazu . . .“

„Ist auch nicht nöthig,“ sagte ich lachend.

„Nein,“ erwiderte er ruhig, „man kann sich ein Weib nehmen und Kinder haben ohne das, Ihr verliert aber doch mehr als Ihr wißt dabei, Ihr zufriedenen Realisten!“

Ich weiß nicht, lieber Freund,“ fuhr er dann fort, „ob Ihrem Leben

jemals der mächtige Zauber der vollen, hinreißenden Anmuth und Natürlichkeit in Frauengestalt aufgegangen ist, ich zweifle fast daran, Sie sind bis jetzt niemals aus Deutschland hinausgekommen — und soviel Trefflichkeit und gewissenhafte Haltung man auch dort von Jugend auf den Mädchen anerzieht, was will das heißen gegen die Selbstherrlichkeit einer überquellenden Natur, die so unbekümmert lacht und weint, scherzt und zürnt, als es eben aus ihrem Innersten hervorbricht und die Alles das darf, weil eben Alles eine neue Offenbarung der Schönheit ist. Wunderlich ist es nur, daß man so Etwas erst nach der Rückkehr, nachdem man Tausende verlassen hat, an der Einen empfindet. Aber man kann sich auch gerade da denken, warum. . . . Glauben Sie übrigens ja nicht, daß ich damals als schmachtender Seladon in dem kleinen Gartenfaal saß, für solche Ländeleien wäre nicht einmal die Zeit gewesen, ich hätte alle Hände voll zu thun, aus rein ethnographischem Interesse den merkwürdig feinen Bau dieser Gestalt zu betrachten, die in Ruhe und Bewegung gleich anziehend war, als unparteiischer Beobachter gleich in den ersten Tagen herauszufinden, daß keine wirkliche innere Beziehung zwischen ihr und Gebhard existirte (wobei ich ganz vergaß, mich zu fragen, warum mir diese Entdeckung so angenehm war) und im Uebrigen auf der Fährte solcher Gedanken in der Atmosphäre von Schalkhaftigkeit, Tollheit und Melancholie, die sie umgab, so lange herum zu räthseln, bis ich auf's Gründlichste mit meinem Denken, Fühlen und allen Elementen meines eigenen Wesens darin verstrickt war. Ueberdies gab es alle Tage etwas Neues; Federballspiel auf dem schattigen Rasenplatz, wobei ich allzu oft den Gegenschlag verfehlte, weil ich meine Blicke von der schwebenden Anmuth nicht losreißen konnte, womit Manuela, auf den Fußspitzen stehend, den Ball hoch empor warf. Oft löste sich dabei ihr Haar und flatterte um ihre Schultern, denn sie trug es für gewöhnlich nur leicht geknotet mit einer Rose oder Granate darin. Man athmete den leisen Vanillenduft der blau-schwarzen seideglänzenden Scheitel ein, wenn sie vorüber eilte.

Oder wir musicirten in dem kleinen Gartenfaal, gegen Abend, wenn Gebhard heimkam und sich mit seiner Zeitung dazu setzte. Er gehörte zu den Menschen, die durch die herrlichsten Tonwunder nicht von ihrem Leitartikel abgezogen werden, und Manuela hatte doch eine von den seltenen Stimmen, welche mit raschen Fittigen dem Hörer unaufhaltsam in's innerste Herz bringen. Was sie mit Worten nicht aussprach, das klang und jubelte und klagte darin, es war nicht eingelernte Künstelei, sondern ein Strom des innersten Lebens, naturnothwendig und ursprünglich wie der, welcher der Nachtigalltehle entquillt. Lange Zeit hatte ich keine Musik mehr gehört, sie wirkte hier auf mich, wie niemals vorher oder nachher, ich wurde sogar nachsichtig gegen den alten ausgespielten Flügel, der meinen Fingern überall sonst zu schlecht gewesen wäre, und begleitete mit einem Feuer, das er fast nicht auszuhalten vermochte, Manuelas spanische Lieder. Sie lächelte manchmal mitten in der Cadenz und legte mir, das Köpfchen zurückgebogen, den Ton lang aus-

haltend, die Hand auf die Schulter. Ach, was waren das für glückliche Zeiten — noch schuldlos und doch schon so selig! Wie wußte sie dann die einfachste Mahlzeit durch ihre Gegenwart mit Scherz und Lachen köstlich zu machen, daß man Nichts weiter verlangt hätte, als in dieser Stimmung sein Leben zubringen zu dürfen. Wie Werther und St. Preux, werden Sie jagen? Na, es hat mich nachmals ganz seltsam getroffen, wie die zwei Dichter der großen Leidenschaft dieses Stadium gekannt und geschildert haben.

Aber es geht vorbei, nichts sicherer als das — und zwar rasch. Die Entwicklung leidenschaftlicher Zustände duldet kein Stillestehen, einmal begonnen, kann sie wohl gewaltsam zerstört, aber nicht mehr rückgängig gemacht werden, und der Moment ist plötzlich da, wo man sich die Augen nicht mehr verschließen kann. Mir brachte ihn der Abend, an dem ich zum ersten Male Gebhard heftig und roh gegen Manuela herauspoltern hörte; sie hatte in der Sorge um ein leichtes Unwohlsein des Kindes den complicirten Bequemlichkeitsapparat, den Gebhard beanspruchte, etwas vernachlässigt, und seine Empörung darüber kannte keine Grenzen, auch mein Eintritt in's Zimmer bewog ihn nicht, seinen Grobheiten Einhalt zu thun. Manuela stand, von ihm abgewandt, blaß, mit zusammengepreßten Lippen, sie drückte die Kleine, die sie auf dem Arme hatte, fest umklammernd an sich; als ich mich ihr näherte, wandte sie sich kurz und ging ohne ein Wort zu sagen mit dem Kinde aus dem Zimmer. Gebhard beruhigte sich, wie alle jähzornigen Menschen, sehr bald und fing von ganz anderen Dingen an, ich aber ging auch, und zwar als ein verwandelter Mensch. Mein altes Gefühl gegen ihn war wieder erwacht, ich sah sein häßliches rothes Gesicht mit heftiger Abneigung und dachte in jeder Secunde an die schweigende Frau, die solcher Behandlung jezt und für ihr Lebtag preisgegeben war. „Wenn sie dein wäre!“ — Die Worte verließen mich nicht mehr in der schwülen Nacht, wo ich schlaflos lag und in das Wetterleuchten starrte, welches draußen jeden Augenblick den finsternen Horizont erfüllte. — „Wenn sie dein wäre!“ Zum ersten Male in meinem Leben wachte in mir eine stürmische Sehnsucht auf nach dem Zustande, den die Ehe mit einem solchen Geschöpf gewähren konnte. Hier lagen Schätze begraben, die niemals durch Gebhards plumpe Hände gehoben werden würden, ich wußte es mit voller Sicherheit und doch duldete ich Höllequalen im Gedanken, daß sie sein war und blieb.

Des andern Abends ging ich mit schwerer Ueberwindung den gewohnten Weg; ich fürchtete fast das Wiedersehen und das, was hereinbrechen konnte, wenn wir allein beisammen waren.

Als ich hin kam, strahlten mir schon beim Eintritte in's Zimmer ihre lachenden Augen aus dem großen Pfeilerspiegel entgegen, vor dem sie stand, einen neuen Hut probirend, dessen weiche zartgelbe Feder-Umrahmung ihr Gesichtchen reizend genug beschattete. Keine Spur mehr von Kummer und Schmerz, noch von beleidigter Königsmiene — Gebhard hatte sich durchaus als praktischer Philosoph erwiesen, und ich kam mir wie ein rechter Narr vor.

Am folgenden Tage that ich, was Jeder in meiner Lage gethan hätte, ich schrieb Briefe nach allen Windrichtungen, um eine Stelle auswärts zu suchen und vermied den gewohnten Gang zum Haus mit den Linden. Wie leicht hätte einer dieser Briefe von Erfolg sein können! Statt dessen fiel mitten in meine Anstrengungen das früher so sehnlich gewünschte Angebot einer zweiten Redacteurstelle bei dem in A . . . erscheinenden Blatte, die mir Alles bot, was damals für mich wünschenswerth sein konnte. Während ich noch unentschlossen saß mit dem freundlichen Brief des Verlegers in der Hand und mich in peinlicher Ueberlegung frug, ob es denn nur denkbar sein könne, um der flüchtigen Erregung eines Moments willen so meine Zukunft auf's Spiel zu setzen, kam Gebhard herein, nach seiner jovialen und geräuschvollen Manier schon an der Thüre schreiend: „Na, alter Bursche, wo steckst Du denn, läßt Dich ja ganze drei Tage nicht sehen, was ist denn los? Hast Du eine schlimme Nachricht erhalten?“

Raum hörte er, um was es sich handle, als er sich setzte, eine Cigarre anbrannte und mir mit der genussvollen Ueberlegenheit seines praktischen Verstandes über meine ‚idealistischen Grillen‘ die großen Vortheile des Antrages vorstellte: Thätigkeit, Gehalt, Einblick in die politischen Vorgänge von bedeutender Stelle aus, Alles, was ich mir seit drei Stunden selbst vorgesagt hatte. Er konnte natürlich gar nicht verstehen, warum ich nicht sogleich mit beiden Händen zugriff und allgemach verblaßten unter dem Anhauch seiner platten, prosaischen Lebensklugheit meine innerlichen Bedenken, ja ich schalt mich zuletzt selbst einen Thoren, auch nur einen Moment gezögert zu haben. Ohne allen Zweifel mußte mich eine solche Thätigkeit aus all den müßigen Gefühlen herausreißen, es war außerdem meine Pflicht, die Mittel zu erwerben, um meine alte Mutter, die ein kümmerliches Alter in einem fernen Landstädtchen hinstreckt, endlich wirksam zu unterstützen. Es war mir ein Glück, dies zu denken und kurz — ich entschied mich zur Annahme, nicht ohne ein gewisses Gefühl im Innern, welches mir sagte, ich stehe im Begriff, eine verwerfliche Handlung zu begehen.

Das war der Moment, lieber Freund,“ unterbrach sich Magnus, „der in jeder Verbrechergeschichte vorkommt, der kritische Moment, wo man noch wollen konnte, und gegen sein besseres Gefühl nicht will. Für diesen ist man verantwortlich. Was später folgt, folgt mit Nothwendigkeit, so wie der Wasserfall den Kahn nothwendig hinabreißt, der nicht weit genug oberhalb auszubringen mußte.

Trotz aller kühlen Vorsätze trieb es mich jenen Nachmittag stark, zu hören, was Manuela zu der Neuigkeit sage; ich ging früher, als gewöhnlich hin. Aber der schadenfrohe Dämon, welcher die ersehnten Momente spottend in ihr Gegentheil zu verkehren liebt, regierte den Tag. Statt allein, wie sonst immer, fand ich Manuela diesmal in großer Geschäftigkeit in der kühlen unteren Eingangshalle, angethan mit einer großen Küchenschürze, umgeben von einem Regiment von Gläsern und Büchsen und im Begriff,

unter Assistenz des Tantchens die eingemachten Früchte einzufüllen. Die kleine Isabel stand auf den Zehenspitzen dabei, die schwarzen Augen, welche merkwürdig denen der Mutter glichen, weit geöffnet und mit dem kleinen Züngelchen begehrtlich ihr rothes Mäulchen ableckend. Manuela goß mit der gelassenen Grazie, die jede ihrer häuslichen Beschäftigungen zu einer Sehenswürdigkeit machte, den kostbaren Stoff aus der silbernen Schöpfkelle in die Gläser; die ‚heilige Handlung‘, wie Gebhard spottend sagte, nahm sie so total in Anspruch, daß sie auch meine Ankunft nur durch ein stummes Kopfnicken registrierte. Isabel fuhr auf, um mir an den Hals zu springen, stieß an die Gläser, es gab einen Krach und: ‚Es ist todt, es ist todt!‘ schrie Manuela, kniete am Tisch nieder, ergriff behutsam das verunglückte Aprikosenglas, und als wirklich die Tropfen herabfloßen, hielt sie ihm eine lange spanische Leichenrede, welche Gebhard veranlaßte, achselzuckend und pfeifend das Local zu räumen, indem er mich zum Mitgehen aufforderte.

Ich ging, weil gar keine Aussicht bestand, irgendwie beachtet zu werden, aber auch eine Stunde später auf der Terrasse beim Springbrunnen erzielte ich einen entschiedenen Erfolg nur bei dem Tantchen, die gute Alte erhob ein wortreiches Freudengeschrei, als sie die Neuigkeit vernahm. Manuela wandte sich ab und kramte eine Ewigkeit unter den farbigen Wolltüchern in ihrem Arbeitskorb, nur ein Stückchen ihrer Wange blieb mir sichtbar und vielleicht täuschte ich mich in der Wahrnehmung einer leisen Röthe, die darüber zu liegen schien.

Als wir allein waren, fragte ich sie, ob ihr mein Bleiben lieb sei. Sie sah mich an und sagte mit der ruhigen Trockenheit, die sie manchmal annehmen konnte: ‚Ich habe Ihnen nicht zugeredet. Wie kann man solch ein Narr sein und in diesem kalten garstigen Lande bleiben, wenn es Einem freisteht, wo anders hin zu gehen!‘

‚So möchten Sie gerne von hier fort?‘ fragte ich.

‚Gerne?! O —‘ es war ein unbeschreiblicher Ausdruck, mit dem sich plötzlich ihre Augen groß und sehnsuchtsvoll öffneten, ‚ich würde lieber in mein Land zurückkehren, um dort zu sterben, als hier lange Jahre leben.‘

‚Dann fühlen Sie sich unglücklich, Manuela.‘

‚Unglücklich — nein. Das ist ja nur ganz natürlich, das wird Jedem so gehen.‘

Mehr war nicht aus ihr herauszubringen, sie neigte sich wieder über ihre bunte Stiderei und ich ging und nahm zwei Zimmer, die mir das Tantchen anpries, im Nachbarhaus, dessen Garten von dem Gebhards nur durch den Zaun getrennt war. Dort hing ich noch vor Abend die wenigen Besitzthümer an Karten, Waffen und Instrumenten, welche mit mir in der halben Welt herumgefahren waren und nirgends mehr als sechs Wochen Raft gehalten hatten, an den Wänden auf, und es war mir seltsam, nach so vielen Provisorien hier zu einem Definitivum gelangen zu sollen.

Das war in den ersten Julitagen — und ehe noch die Mitte des

Monats da war, merkte ich, daß Alles am alten Flecke stand und daß man der Liebe nicht entflieht, wenn man nicht die Geliebte meidet.

Was soll ich Ihnen Details erzählen aus jener Zeit — für das Ende der Geschichte haben sie keine Bedeutung und außerdem sind es die alten, oft gehörten, wie zwei Herzen unentrinnbar dem Zauber verfallen, der der mächtigste ist auf Erden. Schuldblos war ich jetzt nicht mehr, wie im Anfang, es begann ein heißes, stummes Hoffen und Wünschen von einem Tag zum andern und ein langsames Fortschreiten in unausgesprochenen Beziehungen. Manuelas arglose Kinderseele war nicht gewohnt zu berechnen und abzumessen, sie hatte sich bis jetzt ihren Impulsen ruhig überlassen dürfen und ich, der den Lauf der Welt kannte, ich vermochte nichts mehr gegen mein heißes Verlangen. Der Rachen schoß im Strom. Es wurde schwüler um uns Beide, ich schlief kaum mehr Nachts und meine Hand bebte, wenn ich die Manuelas berührte, ich hing an ihren Lippen, wenn sie das Kind küßte, und stellte mir es tausend-tausendmal vor, wie es sein müßte, diesen Kuß zu fühlen. Der Gedanke, daß sie nicht mir, daß sie dem Andern gehörte, bohnte sich mit zahllosen qualvollen Stacheln in mein Gehirn, ich litt die Strafe, die auf sündige Liebe gesetzt ist, gleich von Anfang an, trotzdem, daß Manuelas Augen, die in ganz anderem Maße die Gabe der Sprache hatten, als die der deutschen Frauen, manchmal mit einer so völligen Selbstvergessenheit auf meinem Gesichte ruhten, daß es mir in freudigem Schreck zum Herzen fuhr. Längst war an die Stelle ihrer früheren Apathie oder der künstlichen Gleichgiltigkeit, mit der das arme Herz sich im Anfang wehren wollte, eine süße mädchenhafte Befangenheit getreten, ich wußte es sicher, daß meine Empfindung geheilt wurde, und ließ mich mehr als einmal hinreißen, im Dunkel des Laubganges ihre Hand, ihren Arm mit stürmischen Küissen zu bedecken und Worte zu flüstern, die kein Dritter hätte hören dürfen. Sie wurde dann wohl bitterböse, schalt mich einen Unsinnigen und ermahnte mich mit einer altklugen Würde, die Freundschaftsgrenze nicht zu vergessen, allein sie entzog sich mir nicht, und so ließ ich sie gerne schelten. Wohin das führen sollte — ich fragte mich es nicht, alles Andere war versunken und vergessen. Ich lernte Menschen kennen, ohne sie zu beachten, ich beachtete selbst nicht, daß man anfang, mich in der Stadt M. als mögliche 'Partie' in Betracht zu ziehen und mir allerhand Damenbekanntschaften anthat — phlegmatische häßliche Kleinstädterinnen, wie ich achselzuckend dachte, neben welchen mein Herz in Sehnsucht nach Manuelas süßer Stimme verging. Ich arbeitete Tags über wie im Traume und doch glaube ich, nie besser und glänzender geschrieben zu haben, als in jener Zeit, wo mir manchmal plötzliche Erleuchtungen im Kopfe aufgingen, die ich wie aus einer fremden Individualität empfing. Plötzlich überfiel mich denn auch einmal die Erkenntniß, aus welchem mystischen Augendunkel ich mir Alles das herausgelesen hatte, ohne daß diese Augen eine Zeile von dem zu lesen begehrten, was ich schrieb. Und das ist der wahre und unentrinnbare Zauber; nicht

des Andern Sein als Gegenstand der Bewunderung vor sich zu sehen, sondern es geradezu als Mittel zu empfinden, durch das allein man lebt und weht, denkt und fühlt.

Für mich begann damals der Tag erst um die Nachmittagsstunde, wo ich nach gethaner Arbeit zum Thor hinaus eilte, einer folgte dem andern, immer schöner und glühender, Alles bezog sich auf Manuela und hatte nur Werth, insofern es sich auf sie bezog; mein Denken, Fühlen und Hoffen concentrirte sich über dem Garten mit den dunkeln, schwerduftenden Lindenkronen . . .“

„Es ist eine alte Geschichte“, citirte ich.

„Ja,“ sagte der alte Mann, indem er sich zurücklehnte und mit der Hand über die weißen Augenbrauen strich, „die alte Geschichte! Und doch bewegt sich mir heute noch das Herz, wenn ich an diesen Zustand ekstatischer Seligkeit zurückdenke. Es ist mit einer großen Leidenschaft eine eigene Sache, lieber Freund, nicht Viele sind fähig, sie zu empfinden, Tausende gehen von hinnen, ohne sie je gekannt zu haben, die Wenigen aber, die sie von Angesicht kennen, behalten Respect vor ihr. Das Leben gewinnt ja plötzlich einen so immensen Werth, es erwachen im eigenen Innern mit einem Schlag so viel beseligende Mächte, daß man auf die vergangene Existenz wie auf einen armseligen Traum zurückblickt. Alle starken Kräfte des Geistes, der Phantasie und des Willens in einer Menschenseele helfen nur, den Brand in's Riesenhafte führen, — aus derselben Energie, die ihn unterdrücken will, schlagen neue Flammen empor, und um ihn zu löschen, müßte man sich selbst vernichten. Ich habe spät erst im Montaigne, der dieses Capitel ebenfalls gründlich studirt hat, das Recept dagegen gelesen: seinen Willen künstlich zerstreuen und auf kleinere Interessen vertheilen. Aber damals mußte ich Nichts davon und würde mich auch nicht für ein so nüchternes Tränklein bedankt haben. Die Selbstbehandlung in inneren Krisen lernt sich erst in späteren Jahren und ich stand damals im zweiunddreißigsten!“

Er hatte, während er so sprach, den Kopf zurückgebogen und sah nach dem dämmernden Himmel empor, ich betrachtete mir den reinen Schnitt seiner Profillinie und die immer noch energisch funkelnden Augen unter der wenig gefurchten Stirn. Es brauchte nicht viele Phantasie, um sich den alten Magnus dreißig Jahre zurück zu denken und es begreiflich zu finden, daß er einem Frauenherzen gefährlich werden konnte. Besonders, wenn dessen Hüter ein Gebhard war.

„Und der Ehemann?“ fragte ich endlich, „wie verhielt er sich dazu?“

„Mit der ganzen Blindheit, die ich seither noch öfter in solchen Fällen angestaunt habe. Sagen Sie auch vielleicht Gleichgiltigkeit. Was lag ihm an Manuela's Seele, die er nicht kannte? Wenn sie für das Haus sorgte, that sie ihm genug, auf ihre Stimmungen zu achten, fiel ihm überhaupt nicht ein. Gebhards Natur war eine sehr vulgäre, er hatte vermuthlich seine Passion für das Exotische schon mehr als einmal bereut, und wäre mit

einer handfesten Bürgerstochter viel passender vermählt gewesen. Ein Stadtgespräch, welches ihn wohl aufmerksam gemacht hätte, konnte bei Manueles vollständiger Isolirung kaum entstehen und so gingen die Dinge ihren Gang weiter.

Glauben Sie übrigens ja nicht, daß mir das Verhältniß zu Gebhard damals gleichgiltig war, ich besaß durchaus nicht die kalte Frivolität, welche den Ehemann als einen zu seinem Schicksal Prädestinirten betrachtet, ich litt sogar manchmal heftig unter dem Bewußtsein, vor diesem Menschen innerlich erröthen zu müssen, aber das brach nicht den Zauber, unter dem ich stand, und hielt mich von keinem meiner damaligen Schritte ab. Und sehen Sie, das ist es, was ich Ihnen zeigen wollte, wie ein bisher ehrenhafter und wahrhafter Mensch dazu kommt, das zu thun, „was man nicht thun soll“, und wie schnell dieser Uebergang sich vollzieht. Selbstverachtung ist eine böse Empfindung, sie hilft aber nicht gegen Leidenschaft, die mit gewaltiger Stimme ihr Recht verlangt, das alte blinde gewaltige Naturrecht. Die Gesellschaft setzt das ihre dagegen, und wenn die beiden in Conflict kommen, geht es um die moralische Existenz, und der Sieg, diese schwerste Leistung, die der Mensch seinem blutenden Herzen abringt, ist durchaus nicht so selbstverständlich, als dies der Codex der guten Gesellschaft annimmt. Viel eher das Gegentheil, weil man in solchen fürchterlichen inneren Krisen keines ruhigen Urtheils mehr fähig ist und die Gedanken sich nur noch in kurzem Kreislauf drehen. Mit einer nichtswürdigen Schlaueit, die etwas von der Schlaueit der Wahnsinnigen hat, von ferne jede Gelegenheit zum Alleinsein wittern, und durch die raffinirtesten Anstalten den Ahnungslosen selbst in die Situation bringen, dies Alleinsein zu fördern, mit Demjenigen in freundschaftlichen Gesprächen durch den Garten schlendern, den man in seinen schlimmsten Momenten schon todt gewünscht hat, Alles das thut ein Mensch ohne Zögern, der nicht in dem Punkt vorher die Kraft hatte, umzukehren. Er sieht sein Verhängniß und rennt hinein, er verabscheut sich selbst und kann doch nicht anders, als der starken Naturgewalt folgen, die ihn treibt.

Schriebe ich eine erdichtete Geschichte, so ließe ich, wie das in unserer modernen deutschen Literatur herkömmlich, den Helden am Rande des Abgrundes durch ein äußerliches Hinderniß zur inneren Umkehr gebracht werden; ich erzähle Ihnen aber eine wahre, und in der kam es anders. Wie sich freilich die einzelnen Momente folgten, wüßte ich Ihnen heute nicht mehr zu sagen — der große Schlag, der bald darauf mein Denken in eine einzige Marter verwandelte, hat mir den Zusammenhang geraubt, nur einzelne Bilder stehen mir noch klar vor Augen.

Es war, wie ich vorhin sagte, im Sommer 47 und Niemand ahnte Etwas von dem großen politischen Gewitter, welches schon im nächsten Jahre losbrechen sollte, wenn auch allerhand Wellenkreise, die auf eine Veränderung der Atmosphäre deuteten, bereits umliefen. Die Kunst- und Musik-Interessen, mit denen sich das deutsche Volk so lange über sein politisches

Glend wegtäuschte, gingen hoch und wir sollten damals eines jener ‚epochemachenden Ereignisse‘ erleben, welche die Menschen in athemlose Spannung versetzen, um dann drei Tage hinterher spurlos vergessen zu sein. Der berühmteste Claviervirtuose jener Zeit kam auf einer Reise nach den Alpen durch unsere Stadt und ließ sich zu einem Concert herab, in welchem wir selbstverständlich Alle saßen. Es fand sich bei dieser Gelegenheit, daß einer unserer imposantesten Baumwollenkönige so glücklich war, eine sehr flüchtige Beziehung, die er einstmals in Ostende mit dem Abgott der vornehmen Welt gehabt (ich glaube, es handelte sich um einen geliebten Regenschirm), in Erinnerung rufen zu können. Er benutzte diesen Regenschirm zum Stützpunkt einer Einladung für ein solennes Diner mit nachfolgendem Gartenfest, welche zu seiner freudigen Ueberraschung angenommen wurde, da der Gefeierte anderweitige Gründe hatte, noch zwei Tage in der Stadt zu verweilen und ein großer Freund höherer Tafelfreuden war. Von der Aufregung der Kleinstadt in Folge dessen haben Sie keine Vorstellung; der glückliche Wirth hatte noch nach dem Schluß des Concertes Den und Jenen flüsternd bei Seite gezogen, auch in mein Ohr waren die Worte gesunken: „Uebermorgen um vier Uhr zum Diner. X* hat mir soeben zugesagt.“ Ich sah ihn auch ein paar Worte mit Gebhard wechseln und Manuela lächelnd den Kopf neigen. Anderen Tags ging ich, um zu sehen, wie die Auspicien ständen. Ob Gebhard seine Antipathie gegen Gesellschaft, die nicht Wirthshausgesellschaft war, so weit überwinden würde, zu dem Diner zu gehen, schien mir zweifelhaft, daß Manuela dort sein werde, hoffte ich sicher.

Und so wie nach dem Worte der Schrift Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, so genießen auch andererseits Die, welche dem Teufel zufahren, eine entschiedene Förderung in allen äußeren Umständen. Ich traf es über Erwarten: Gebhard hatte seinen sehr unangenehmen Tag, er saß zornig über einem Briefe seines Advocaten aus der Residenz und ergoß gegen mich den ganzen Strom tiefgefühltester Indignation, der egoistischen Menschen so natürlich ist, wenn sie ihre Interessen bedroht sehen. Die ganze Sache war meiner Ansicht nach nicht der Rede werth, einer jenen gemeinen Erbschaftshandel, wo dem vermöglichen Gebhard ein Verzicht zu Gunsten ärmerer Verwandten sehr wohl zu Gesicht gestanden hätte, umsomehr, als sich die ganze Sache nur um ein paar hundert Thaler handelte.

Aber Gebhard hatte sich für viel mehr als tausend schon geärgert und konnte diesen kostbaren Zorn nicht fahren lassen. Manuela stand am Fenster und drehte sich kaum zu einem kurzen Gruß um, es sah nach einer stattgefundenen Scene aus.

Als ich von dem Diner anfang, schrie Gebhard grob heraus: „Fällt mir nicht ein, hinzugehen, dort liegt der Absagebrief. Schicke ihn nur weg, Manuela!“

Sie rührte sich nicht. Ich fragte schnell: „Gehen Sie denn nicht hin?“

„Wenn ich nicht darf!“ versetzte Sie mit einem Ton zwischen Weinen und Zorn. „Seit einer Stunde rede ich umsonst.“

„Du gehst ja auch sonst nirgends hin“, knurrte er.

„In die langweiligen Kaffeegesellschaften freilich nicht“, rief sie nun auch heftig. „Aber wenn einmal etwas Außergewöhnliches in dies traurige Klatzsch-
nest herein kommt, wenn ich einmal gern ginge“ — sie wandte sich ab und packte hastig allerhand Spitzen und Musselin, die sie auf dem Tisch ausgebreitet, wieder in die Schachtel ein.

Ich legte mich in's Mittel und nach einiger Zeit war Gebhard soweit gebracht, wenn auch scheltend und brummend, in Manuela's Hingehen ohne ihn zu willigen. „Du kannst dann merken, was für ein erbärmliches Stück Menschheit so ein Flügelheld aus der Nähe gesehen ist“, sagte er höhnisch. Manuela aber kümmerte sich nicht mehr um diese letzte Salve. Leichtfüßig sprang sie auf, raffte ihre Fußgeschichten zusammen, warf mir einen dankbaren und strahlenden Blick zu, dann eilte sie hinaus, weil es nun die höchste Zeit sei, sich ein Wischen schön zu machen.

Und schön war sie des andern Nachmittags, fremdbartig schön, als die Thürflügel im Empfangssaal sich öffneten und in den Kreis der vorhandenen dicken und dünnen Frauen in buntseidenen Kleidern die schlanke weiße Gestalt eintrat, ein paar blasse Theerosen einfach wie immer in den dunkeln Haarwellen und ein eben solches Bouquet in den feinen Falten befestigt, die Schultern und Busen verhüllten. Mir war es, als ginge ein Leuchten von ihr aus, es richteten sich auch sofort alle Blicke nach der Stelle, wo Manuela jetzt zur Begrüßung der pompösen Hausfrau stand, gelassen und anmuthig die Blicke zu ihr aufschlagend und mit leisem Lächeln leise, fremd accentuirte Worte sprechend. —

„Was ist denn das für eine indische Wunderblume!“ flüsterte lebhaft der Berühmte, welcher nach einem kurzen Musterungsblick über die anwesende Damenwelt es vorgezogen hatte, sich im Kreise der Herren zu halten, aus dem er nun lebhaft heraussprengte. „Was für Märchenaugen, was für traumhaft gebogene Wimpern, welcher Perlenglanz des Teints — das ist ja Sakuntala in Person. Und sie lebt hier, sagen Sie, immer hier? Unglaublich. Stellen Sie mich schnell vor!“

Ich stellte ihn vor, er beugte sich angelegentlich über ihren Sessel und ich sah mit geheimer Freude, wie unbefangen sie seine lebhaft colorirten Huldigungen aufnahm. Was für Andere der Gipfel des Studiums ist, besaß Manuela als natürliche Gabe, und mit einer feinen Sicherheit, als sei sie von Kindheit an die Bewegung in der großen Welt gewohnt, entfaltete sie alle die Anmuth in Blick, Wort und Lächeln, welche den stärksten Zauber des Weibes ausmacht. Sehr ungern erinnerte sich endlich der Vielgefeierte seiner Pflicht, die dicke, gepuzte Hausfrau zu Tisch zu führen, vor Manuela aber neigte sich zur gleichen Zeit ein Anderer und in seine Augen fiel ein Blick, wie ihn bisher Niemand erhalten hatte.

Die Natur hat geheime Kunstgriffe der unfehlbarsten Wirkung. Dem Manne die Geliebte von Andern begehrt zu zeigen und ihn schließlich triumphiren zu lassen, ist einer davon. Es war unser Schicksalstag. Die Stunden bei Tisch, das Gefühl des geheimen Verbundenseins unter so viel Fremden, die Seligkeit, sie hier endlich einmal allein, losgelöst von allen Fesseln und Banden zu haben, die ich so vollständig vergaß, als ob sie nie existirt hätten, Alles das zusammen mit der Sicherheit eines inneren Besitzes, den nichts mehr anzutasten vermag, hob mich in eine Stimmung, die wie ein zauberhafter Rausch mein Innerstes durchglühlte. Ich sah nicht mehr Recht noch Unrecht, oder vielmehr ich nannte Recht nur noch das ungestörte Werken meines Herzens und erwartete sehnsuchtsvoll den Moment, wo die Gesellschaft nach aufgehobener Tafel sich in den Park begeben sollte, dessen Wipfel bereits die Abendsonne zu vergolden begann.

Aber dort hieß es Geduld lernen. Während die Gäste steif und abgemessen in dem Schattenrondel promenirten, wo der Kaffee getrunken wurde — eine Eindeutung auf den Prachtlügel, der im Musiksaal aufgeschlagen stand, wagte der Hausherr noch nicht an den Felden des Tages zu richten — trachtete dieser, sich an Manuela's Seite für die ausgestandene Langeweile zu entschädigen und zog alle Register seiner weltberühmten Unwiderstehlichkeit auf. Er widmete ihr alle die internationalen Nebenarten, welche schon russische Fürstinnen und französische Marquisen bezaubert hatten, er holte sogar aus seinem Sprachschatz ein ziemlich fragwürdiges Spanisch hervor und verwandte es zu den gewagtesten Complimenten, ohne doch einen anderen Erfolg zu erreichen, als daß die Augen der „schönen Fee“ immer lachender strahlten und daß sie mit den glücklichen Einfällen, die ihr leicht zu Gebote standen, seinen Enthusiasmus parobirte. Hinreißend sah sie dabei aus in ihrer lebhaften Beweglichkeit, wie ein funkelnder Juwel, der in tausend Farben spielt; ich erkannte die früher so schweigsam = apathische Manuela nicht wieder. Es war ein neues Leben auch in ihr.

Dann und wann flog ein rascher Blick über den Tücherrand zu mir herüber, der ich in einer Art von Gespräch mit dem ältesten Fräulein der Gesellschaft stand, alle Sinne nach den Weiden da drüben gespannt, während mein Mund zusammenhanglosen Unsinn stammelte. Und endlich geschah das Ersehnte: ein kühner Jüngling durchbrach trotz der vernichtenden Blicke des Virtuosen den Zauberkreis und machte durch seine unschätzbare Gegenwart einigen schon lange in Reid und Ungeduld harrenden Damen möglich, sich ebenfalls dem Cirkel anzuschließen und endlich — endlich löste sich Manuela mit einer langsamen Bewegung erst halb, dann völlig von der Gruppe los und kam nach unserer Seite.

Wie es dann weiter ging, mit welchen Manövern die Gesellschaft ideinbar zufällig im Garten hin- und hergeschoben wurde, bis der Tonkünstler endlich seinem Schicksal verfiel, das wußte ich Ihnen Alles heute nicht mehr zu sagen, ich weiß nur, wie es in meinem Herzen glühlte, weiß.

daß meine stürmische Sehnsucht, aus den Menschen heraus zu kommen und wenige köstliche Augenblicke mit Manuela allein zu sein, planmäßig zu Werke ging, und heute steht vor meiner Erinnerung nur unverlöschbar ein schmaler schattiger Weg, einsam am äußersten Ende des Parkes und auf diesem Pfade wandelnd ein junges Menschenpaar Hand in Hand, fern von dem Lärm und Schwagen der Gesellschaft, allein mit sich und mit dem gefährlichen Naturzauber, der in solchen Augenblicken das Menschenherz antritt, der rings umher in Laub und Blüthenkrönen sich entfaltet und blüht und dem alles Leben der Schöpfung folgen darf, außer dem Menschen, der sich die Krone der Schöpfung nennt. Wer einmal auf solchen Pfaden ging, kennt die Macht der Stunde, wo nach abgerissenen, unzusammenhängenden Reden ein letztes großes Schweigen wie ein Schauer durch die Seele zittert — bis dann endlich der Moment kommt. Mir ist er unverlöschlich in's Herz gebrannt, und was auch hinterher folgte von Strafen, die den Höllenqualen nicht viel nachstanden, — ich wäre niemals im Stande gewesen, ihn zu bereuen, den Augenblick, wo das süße, holdselige Weib den Arm, der sich leidenschaftlich um sie schlang, nicht länger wehrte, und wo alle ausgestandene Qual und Entbehrung in einem Kusse voll Seligkeit unterging.“

Magnus machte eine lange Pause. „Das sind Dinge,“ sagte er dann, „die Jeder einmal gelesen hat. Aber sie zu erleben, wie geht das über alle Vorstellung hinaus! Wenn der ewige Nothbehelf des Lebens schweigt, wenn endlich einmal die Wirklichkeit seliger ist, als alle Vorstellung — vor was soll der noch zurückschrecken, dem dies zu Theil geworden? Er fühlt sich als Götterliebling, wie schuldvoll er im Uebrigen sein möge. Und es giebt Frauenlippen, deren Kuß eine so zauberhafte Süßigkeit ausströmt, daß ihm auf ewig verfällt, wer ihn einmal genoß. Solche Lippen hatte Manuela. Unter ihrem Hauch zerschmolzen Vorwürfe und Gewissensbisse und ich fühlte mich zu Allem fähig, nur nicht, sie jemals wieder zu lassen.“

Aber sie selbst kam rasch zur Besinnung zurück und stieß mich angstvoll von sich. Ihr flehentliches Bitten, nie wieder dergleichen zu wagen, rührte mich, ich versprach Alles, was sie wollte. Gebhards wurde mit keiner Silbe gedacht, nur als ich ausrief: „Ach Manuela, wie soll das Alles noch werden, ich kann ja nicht mehr leben ohne Dich!“ Da legte sie mir voll Entsetzen die Hand auf den Mund und rief:

„Still, still um Gotteswillen, sagen Sie Nichts weiter, ich kann es nicht ertragen. O, was ist nun aus mir geworden!“

Sie drängte hastig zur Rückkehr. „Ich will nach Hause zu meinem Kind,“ wiederholte sie fortwährend. Umsonst suchte ich sie zu halten, umsonst erschien, als wir uns den Hauptweg näherten, der Virtuose und rief, seine langen Haare zurückwerfend, im dringendem Ton: „Oh, madame, impossible! Sie werden uns nicht jetzt schon verlassen! Ueben Sie Barmherzigkeit — man läßt mich nicht los, ich werde spielen müssen, quoique

je déteste ça — lassen Sie mir wenigstens das Bewußtsein, vor den schönsten Ohren der Welt — — vor einer sympathischen Seele — —

Manuela aber blieb dabei, starkes Kopfschmerz zu haben — blaß genug sah sie aus — und sagte mir mit einem festen Blick: „Sie begleiten mich nicht!“ Dann wandte sie sich zur Hausfrau, um Abschied zu nehmen.

„Die Sonne geht noch einmal unter,“ seufzte der große Mann pathetisch. „Grand Dieu, quelle reine gracieuse parmi ces bonnes bourgeois!“

Alles Folgende, Clavierspiel, Beifallsturm, geschmeicheltes Lächeln, es ging wie ein Schattenspiel vorüber. Tief im Herzen brannte eine seltsame Erinnerung, und ich schloß im Lichterglanz und Menschengewühl die Augen, um ihr nachzuhängen.

Mit welchen Empfindungen ich aber darauf die schlaflose Nacht zubachte, können Sie sich nicht vorstellen. Es giebt kein freudvolles Glück ohne sehr bitteren Beigeschmack, das fühlt sich am schärfsten in den „unreinen Lebensverhältnissen“, die man, wie Goethe sagt, Niemanden wünschen soll. Er wußte auch ein Lied davon zu singen. Wüßten die ganz Gerechten und Unsträflichen dies ebenfalls, sie würden die Steine ruhig liegen lassen! Wie glühende Wände stand es von allen Seiten um mich: Selbstvornürfe, Unmöglichkeit des Verzichtes, Haß auf Gebhard, Wuth gegen den verbrecherischen Unsinn einer Ehe ohne Neigung.

„Menschenopferung,“ sagte ich bitter lachend vor mir hin, „gemacht vom Egoismus vieler zur Opferung der Einzelnen, ein Popanz! Wo steckt die Heiligkeit? Wo sind diese Gesetze an den Himmel geschrieben? Und wenn man sie nun nicht respectirt, was dann? Kein Blitz wird aus den Wolken fahren, die Natur aber straft nicht, was ihren geheimsten Absichten dient, sie will keine Entfagung. Mag sie es verantworten, wenn das Menschenherz nicht anders kann, als ihren Gesetzen folgen!“ Dazwischen sagte ich mir dann und wann in lichten Momenten: „Du solltest fort!“ Aber es war nur Schall der Worte, kein Wille, noch Vorsatz.

Am andern Morgen, als ich übernächtigt und zerstört auf dem Bureau erschien, fragte mich der Chef-Redacteur plötzlich:

„Magnus, wollen Sie ein paar Monate nach Paris?“

Ich sah ihn starr an, er fuhr fort und setzte mir auseinander, daß der dortige Correspondent, ein Mann von bedeutendem literarischem Namen, gestorben und nicht von heute auf morgen definitiv zu ersetzen sei, weil eine solche Wahl, in jenen bewegten Zeitläuften zumal, eine schwierige Sache. Ob ich den Posten interimistisch übernehmen wolle? „Sie kennen die Stadt, die politischen und literarischen Verhältnisse und können uns dort als Bericht-erstatte-er viel mehr nützen, als hier auf der Redaction, wo wir uns für ein paar Monate in Ihre bisherige Arbeit theilen können. Ueberlegen Sie sich die Sache,“ schloß er, als ich immer noch stumm blieb, „und geben Sie mir morgen Bescheid!“

Auf meinem Pult schrieb ich einen spanischen Zettel an Manuela:

„Ich, muß Dich heute sprechen, Sorge, daß wir allein sind!“ und schickte ihn ihr zu. Der Tag ging herum, schwül und bleiern, es glühte noch in der Atmosphäre, als ich mich mit Sonnenuntergang auf den Weg machte.

Vor und hinter mir wanderten zufriedene Philister ihrem Bierkeller zu, ohne Ahnung, was für eine Welt sich einem Andern in die Stunde zusammen-drängen kann, wo sie ihrem Hunde pfeifen und gemüthsruhig zum Thore hinausgehen!

Nie hatte ich mich so stürmisch nach Manuela gesehnt, ich fühlte es, daß so oder so unser Schicksal der Entscheidung entgegenging, es war kein Funke von ruhiger Ueberlegung mehr in mir, nur noch Leidenschaft und rasendes Verlangen nach ihrem Besitz, der mir in jenem Augenblick das einzig lebenswerthe Ziel schien.

Ich fand sie still und allein auf derselben Terasse sitzend, wo ich sie zuerst gesehen, wie damals im weißen Kleid und offenen Haar, aber ihr Gesicht war blaß und es zog kein Lächeln darüber, als sie mich kommen sah. Sie stand auf und ging mir entgegen. „Gebhard ist verreist,“ sagte sie so ruhig, als sei dies die gleichgiltigste Sache von der Welt. „Für zwei Wochen in seiner Proceß-Angelegenheit. Er hat auch sonst noch Geschäfte in der Residenz.“

Außer mir vor freudiger Ueberraschung wollte ich sie in meine Arme ziehen, sie wehrte aber energisch ab und sagte: „Wir müssen mit einander reden. Wollen Sie mich ruhig anhören?“ Wir traten in den Pavillon; sie deutete mir auf einen Stuhl, aber ich warf mich vor ihr nieder, und indem ich ihre Hände mit Küffen bedeckte, sagte ich ihr in glühenden Worten Alles, was mein Herz erfüllte, fortgerissen von einer elementaren Gewalt, die ich in jenem Augenblick nicht anstand, über jede Menschenfagung zu erheben. „Was uns zusammenzieht,“ rief ich endlich, „ist dieselbe Kraft, die Sonne und Sterne kreisen läßt, wir gehören zusammen, was uns trennt, können wir überwinden, wir werden uns angehören, wenn Deine Liebe so stark ist, als die meinige!“

Sie saß zurückgelehnt, die langen Wimpern gesenkt, aus denen endlich zwei schwere Thränen über ihre blassen Wangen rollten. Dann beugte sie sich über mich, nahm meinen Kopf zwischen ihren beiden Hände und sagte, indem sie mir tief und innig in die Augen sah: „Was soll ich mich vorstellen und heucheln, ich kann es ja doch nicht fertig bringen. — Du sollst es auch wissen, ich muß es einmal sagen, wenn ich nicht hinterher verzweifeln soll. Ja, ich liebe Dich, so sehr, so unaussprechlich, daß ich gewiß weiß, ich werde sterben, wenn ich Dich nicht mehr sehen kann.“ Ich fuhr auf und schloß sie in meine Arme, sie legte ihr Köpfchen an meine Schulter, hilflos wie ein Kind, und in glückseligen, zärtlichen, klagenden, abgebrochenen Worten strömte sie Alles aus, was die Zeit her dieses einsame Herz bis zum Ueberfließen erfüllt hatte, ihr spätes Erwachen aus jahrelangem Herzensschlaf, das Glück unserer ersten Tage und Wochen und zuletzt die Erkenntniß,

daß sie als unwissend Kind jeden höchsten Schatz des Lebens wie werthloses Glas aus der Hand gegeben und daß es nun zu spät war! „Gebhard sagte mir damals, daß er mich damit rette, es ist auch wahr, ich hätte ohne ihn hungern und frieren müssen, wäre vielleicht frühe gestorben. Ach, wie viel besser,“ fuhr sie unter strömenden Thränen fort; „um wie viel besser wäre es gewesen, als daß ich nun mein Lebenslang an ihn gefesselt bin, weil er mir Essen und Kleidung gab, als ich jung und verlassen war. Er ist ja gut,“ fuhr sie rasch fort, „er thut mir Nichts zu Leide, aber ach! — Dich, Dich liebe ich.“ Sie warf sich von Neuem in meine Arme. „Es graut mir vor dem fernern Leben, Tag und Nacht denke ich an Dich und höre Deine Stimme. Es ist eine schwere Sünde, ich weiß es, aber ich kann nicht anders, ich habe lange genug vergeblich gekämpft und gebetet, Gott hat mir nicht geholfen! Alles, Alles möchte ich Dir sagen, mein einziger Wunsch ist, bei Dir sein und bleiben zu dürfen ohne Ende.“

Ich möchte den Mann sehen, dem unter solchen Worten der Geliebten nicht Herz und Sinn und Gedanken zu einem Blutstrom zusammenwallten. In voller Sicherheit allein mit dem süßen, innigstgeliebten Weibe — draußen tiefe Stille und herabsinkende Dämmerung, nur das leise Rauschen des Springbrunnens durch die schwüle Stille — die Leidenschaft durchwogte mich in glühenden Pulschlägen, ich war nicht stärker als jeder Anderer an meiner Stelle gewesen wäre.

Aber das zarte, willenlose und kindliche Weib war es. Hochaufgerichtet stand sie plötzlich auf ihren Füßen und rief mit abwehrend ausgestreckter Hand: „Nein, nein! Unglücklich sind wir, aber wir dürfen nicht schlecht und ehrlos werden. Fühlst Du denn nicht, warum ich Dir das Alles sage? Daß es unser Abschied ist für immer?“ Sie hob die Augen zum Himmel. „Dort sieht meine Mutter auf mich herab, ich muß dereinst zu ihr in's Paradies kommen dürfen, und ich werde es, wenn ich diese Versuchung überwinde, dann war die Buße größer als meine Sünde. Ich muß auch meinem Kinde mit gutem Gewissen in seine Augen sehen können, sie sind ja Alles, was ich habe, wenn Du fort bist. Und fort mußt Du, nicht wahr, das siehst Du ein? Du willst mich nicht noch unglücklicher machen, als ich bin?“

Es war wieder der alte kofende Kinderton, mit dem sie dies sagte.

„Höre, Manuela,“ sagte ich, „es giebt noch einen anderen Weg. Wenn Du mich so liebst, wie Du sagst — warum sollen wir Beide unglücklich werden? Scheide Dich von Gebhard. Hast Du nie daran gedacht? Werde mein Weib, wenn Du Muth und Standhaftigkeit hast, müssen wir das Ziel erreichen.“

Muth und Standhaftigkeit! — Sie sah mich entsezt mit weitaufgerissenen Augen an. „Unmöglich, unmöglich — ich bin ja Katholikin!“

„Mußt Du es bleiben?“

„Ja,“ sagte sie feierlich, „ich will nicht eine Todssünde zur andern begehren. Siehst Du, wie die zweite gleich der ersten folgen will? Lieber

auf der Stelle sterben als das thun. Geh!' rief sie leidenschaftlich, 'geh' von hier, das ist die einzige Rettung. Auf meinen Knien stehe ich Dich an!'

Ich stand verzweiflungsvoll. O, über die Abgründe, die Menschen-seelen trennen! Früher hatte ich über ihren bombenfesten Katholicismus gelacht, nun merkte ich, was er für diesen sonst so weichen Charakter bedeutete. Ich bat und flehte, umsonst. Ich ließ mich zu den heftigsten Ausfällen hinreißen gegen die Glaubensblindheit, die kein eigenes Urtheil kennt. Sie schüttelte den Kopf und sagte: 'Das sind die Gottlosigkeiten, die Du schon früher gesagt hast. Ihr Protestanten wißt nicht, was Religion heißt. Glaube nicht, daß Du mich erschüttern kannst, nie, nimmermehr werde ich meinem Glauben abschwören.'

Sie sah bleich aus und ihre Augen sprühten, aus jedem Zuge sprach die hartnäckigste Entschlossenheit. — Es mußte ein Ende gemacht werden. Was ich noch unmittelbar vorher entschlossen war ihr zu verschweigen, sagte ich ihr jetzt: daß Anerbieten meines Chefs wegen Paris. Sie fuhr in die Höhe und rief, in einer Art von Ekstase die Hände faltend:

'Das kommt von Gott, er will uns retten, er wird uns später verzeihen, wenn wir ihm dies Opfer bringen. Du gehst morgen, nicht wahr?'

'Es fragt sich, ob ich das so schnell kann.'

'Du mußt,' erwiderte sie angstvoll dringend. 'Wir dürfen keinen Tag länger allein beisammen sein. O, versprich es mir!'

Die Herzensreinheit des armen heldenmüthigen Kindes drang wie ein Lichtstrahl in mein verdunkeltes Innere, ich sah selbst einen Moment lang, daß dies der einzige Weg zur Rettung sei und versprach aufrichtig und ehrlich, so hart es mich auch ankam, schnell abzureisen.

'Und nun komm,' sagte sie, 'wir wollen wie zwei gute Freunde zum letzten Mal durch den Garten gehen und nur noch von der Reise reden.' Sie trocknete ihre feuchten Augen, hing sich an meinen Arm und wir stiegen langsam die Treppe hinab.

Als wir am Springbrunnenbassin vorüber kamen, sagte sie leise: 'Siehst Du, manchmal, wenn mir so entsetzlich weh im Herzen war, sah ich dieses Wasser an, ob es mich wohl bedecken würde, wenn ich hineinspränge. Aber ich konnte den Muth dazu nicht finden, der Tod ist schrecklich,' sie schauderte zusammen. 'Ich glaube, ich würde auch keine Ruhe im Grabe haben, wenn Nabel hier allein zurück bliebe, die arme, süße Kleine! Nein, nein, wir sind muthig und später, wenn wir alt werden, dann sehen wir uns wieder, als recht, recht gute Freunde . . .'

So plauderte sie hastig und in scheinbar heiterer Laune, während der Abschied näher und näher rückte.

. . . Die Viertelstunden verrannen, schon stand die Mondsichel über den Wipfeln, der letzte Tagesschein verschwand und wir saßen unter der Linde auf der Steinbank und hielten uns in bitterem Abschiedsweh umfaßt. Längst war die künstlich heitere Stimmung gewichen, Manuela lag an meinem Herzen

in fassungslosen Thränen und mir selbst schien es unmöglich, undenkbar, dies süße Geschöpf, mein höchstes Gut aus den Armen zu lassen und allein in die öde Welt hinaus fahren zu sollen.

Noch einen Kuß — den letzten und immer noch einen mehr. Endlich riß sie sich los. „Gehe jetzt,“ stammelte sie, „gehe schnell aus Erbarmen für Dich und mich! Laß' mich, sonst sind wir Beide verloren!“

Noch einmal küßte ich ihre heißen Lippen auf den meinen, dann sprang sie schnell zur Seite und ein paar Augenblicke später sah ich ihr helles Kleid noch einmal zwischen den Bäumen — dann Nichts mehr.

„Das ist nun das Ende,“ sagte ich beinahe laut. „Nun kannst Du zusammenpacken und nach Paris reisen.“ Es war mir unaussprechlich öde im Herzen, ein bohrender, heißer Schmerz fraß drinnen, doch wollte ich dem so schwer gefaßten Entschluß treu bleiben, wenn mich auch die Füße nur mechanisch von dem Ort wegtrugen, der mir der theuerste auf Erden war. Ich sah mich nicht mehr um und ging geraden Weges auf das Redaktionsbureau, um dem Chef meinen Entschluß der morgigen Abreise zu melden. Er war nicht mehr anwesend, ich suchte ihn im Wirthshaus, wo er nach süddeutscher Gewohnheit seine Abende zu verbringen pflegte. Ich wollte so schnell als möglich die Brücke hinter mir abbrechen und den Rückzug unmöglich machen. Auch dort fand ich ihn nicht, er war dagewesen und früher als gewöhnlich heimgegangen. Da saß ich nun unter den plattstirnigen, breitmäuligen Gefellen und betrachtete sie mir der Reihe nach, wie sie so behaglich im Sumpfe der Gemeinheit plätscherten, daß mich ein Ekel ankam. Und doch sagte ich mir, doch stehen sie nicht in Conflict mit Ehre und Gewissen, wie du! Es war mir arg zu Muth. . . . In solchen Momenten innerlicher Zerstörung prägen sich unbedeutende Aeußerlichkeiten mit einer unbegreiflichen Schärfe dem Gedächtniß ein — ich sehe heute noch den Bierkrug ganz deutlich, den die wohlmeinende Kellnerin vor mir hinstellte, auf dem Deckel war ein Liebespaar gemalt in Nieder und Zoppe, darunter stand der Vers:

Lieben und geliebt zu werden,
Ist das höchste Glück auf Erden!

Ich mußte laut auflachen — das Leben erfindet manchmal Epigramme, die den besten Satiriker schlagen.

Als nun auch noch Bekannte eintraten, denen ich hätte Rede stehen müssen, machte ich mich eilends fort in meine Wohnung und begann dort zu packen. Es war schnell geschehen. Dann trat ich an's offene Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Von Schlafen konnte für mich keine Rede sein. Ich sah unverwandt hinüber, wo die hohen Laubkronen in dem schwachen Mondlicht schimmerten. Tiefschwarz lagen die Schattenmassen darunter. Dort hinter ihnen lag das Haus, das mein höchstes Gut umschloß, dort, in diesem Hause wachte ein Herz in schlafloser Sehnsucht gleich dem meinigen: meine Gedanken drangen durch Mauern und Thüren, ich sah sie in ihren einsamen Thränen und eine Riesensehnsucht weitete mir das Herz auf.

Durch die Nacht tönte das Plätschern des Springbrunnens wie ein Locken. Daß keine Möglichkeit mehr war, zu Manuela zu gelangen, wußte ich, hätte es auch nicht gewollt nach dem schweren Abschied, den wir genommen, aber es zog mich mit einer Gewalt, als läge nicht eine Stunde, sondern Jahre der Sehnsucht zwischen ihm und dem gegenwärtigen Augenblicke, zurückzukehren und die letzte schöne Zeit drüben zu verbringen, wo die Atmosphäre noch eine Spur ihrer süßen Nähe aufbewahrt haben mußte, die Versuchung dazu wurde immer stärker. Warum sollte ich nicht dort auf einer Bank oder in dem Pavillon, der oftmals unverschlossen blieb, die laue Sommernacht zubringen, statt hier in dem unerträglich öden Zimmer? Entdeckung war nicht zu fürchten, der Garten lag todtenstill, Niemand von den weiblichen Wesen im Vorderhaus wagte sich um diese Zeit mehr hinein. Warum sollte ich nicht?! In zwei Minuten befand ich mich unten, überstieg leise den Zaun, der unsere Gärten trennte und schritt langsam die wohlbekannten Wege entlang. Schon hörte ich den Brunnen plätschern und sah den hellen Fleck der Terrasse — aber plötzlich regte sich dort Etwas, eine Gestalt, die am Gitter gelehnt stand und angstvoll nach dem Schall der Tritte horchte. Noch eine Secunde, ich eilte unter den Bäumen hervor und breitete meine Arme aus und Manuela — denn sie war es, die trotz Ungewohntheit und Furcht in den dunklen Garten zurückgekehrt war, um sich den Blicken ihrer Umgebung zu entziehen und hier in Nacht und Einsamkeit ihre Thränen zu verbergen — Manuela lag mit einem Aufschrei der Seligkeit in meinen Armen.

Umsonst der Kampf, umsonst der Entschluß, die eine Stunde hatte uns gezeigt, was Trennung ist, wir waren Beide mit unserer Kraft zu Ende. Und jetzt ging ich nicht mehr.“ — — —

Magnus erhob sich rasch und schritt einige Male vor mir auf und ab, dann blieb er stehen und sah auf das Meer hinaus. Endlich wandte er sich mir mit ruhigem Gesichte wieder zu:

„Glauben Sie nicht, junger Mann, daß ich Sie hierüber zum Richter ernenne. Davon verstehen Sie nichts. Erwarten Sie auch keine weitere Erklärung. Das sind Dinge, die Einer auf sich nimmt, wie den Tod, der auch anders kommt, als man ihn vorher gedacht hat . . .

Einer Welt gegenüber stehen und ihren Gesetzen zum Trotz sein eigenes Ich ausleben, so schrankenlos und ganz, als es die heißeste Sehnsucht begehrte, jeden Moment bereit sein, den Kampf aufzunehmen, dazu gehört doch Muth, und dieses Gefühl dämpft die Scham über das begangene Unrecht. Ueberdies achtet der irdischen Zäune nicht, wer in goldenen Wolken wandelt.

Und doch — so unerklärlich wirkt das angewöhnte Gewissen — doch wagte ich nun nicht mehr, wie sonst täglich, in das Vorderhaus einzutreten, daß es Alle sehen konnten. Es war mir auch widerlich, der Erinnerungen wegen, die dort standen. So mied ich es scheinbar ganz, Manuela auf-

zujucken, aber Abends, wenn Alles still war, wartete ich im Pavillon, bis sie sich aus dem schlafenden Hause fortgestohlen hatte, und lange Stunden durchwachten wir dann unter dem Sternenhimmel, nicht ruhig, nicht friedlich beglückt, wie es den Wenigen gegönnt ist, die zu einer großen Liebe ein reines Gewissen haben, aber voll stürmischer Seligkeit immer unentrinnbarer verstrickt, immer unfähiger, von einander zu lassen.

Mich peinigte doch dabei der Gedanke an Alles, was nach den kurzen Wochen Glück über uns hereinbrechen mußte, Manuela aber, die wie ausgetauscht war und in jeder Minute neue Reize, neue Genialitäten der Zärtlichkeit entfaltete, sie schloß mir regelmäßig, wenn ich davon anfangen wollte, den Mund und rief: „O, nicht denken, nicht reden, jetzt nicht, wir wollen die kurze Zeit noch glücklich sein, ganz glücklich. Dann ist ja doch Alles zu Ende. Aber nicht dran denken, bitte, nicht davon sprechen!“ Und sie schloß, wie ein Kind, die Augen, indem sie ihr Köpfchen an meinem Halse verbarg, und ich dachte und fühlte nichts Anderes mehr, als die Wonne, dies süße Geschöpf in den Armen zu halten.

So ging das sechs, sieben Tage lang. Mein Chef erkundigte sich mehrmals, ob ich nun entschlossen sei zu reisen und wann? Ich vertröstete ihn auf die nächste Zeit; ganz von der Hand weisen mochte ich die Sache nicht, denn daß eine Abreise, eine Flucht zu Zweien, wie ich mir im Stillen sagte, das Ende vom Liede sein würde, das schien mir immer unzweifelhafter. Und ein Ende sollte denn in der That bald kommen, wenn auch ein anderes, als ich dachte.

Eines Nachmittags, während ich in meinem Zimmer sitzend, umsonst versucht hatte, die Gedanken auch nur nothdürftig zu einer Arbeit zu sammeln und verloren auf das eintönige Wagenrollen horchte, das von der Stadt her dann und wann die große Stille unterbrach, öffnete sich plötzlich rasch die Thüre und Manuela erschien darunter. Mir schoß es in freudigem Schreck zum Herzen, ich eilte ihr entgegen und sah im ersten Augenblick nicht, wie blaß und aufgereggt sie aussah. Aber ehe ich ein Wort reden konnte, streckte sie mir zitternd ein zusammengefaltetes Papier entgegen und stammelte mit angstvollen Lauten: „Gebhard kommt, er kommt heute Abend noch!“

Wir sahen uns ein paar Secunden stumm in die Augen. Dann führte ich sie zum Sopha, in welches sie völlig erschöpft zusammensank und sagte so ruhig als möglich: „Nun, daß er überhaupt zurück kommt, wußten wir ja. Jetzt gilt es also, unsern Entschluß fassen und handeln.“

Sie sah mich an, als spräche ich eine fremde Sprache, schüttelte den Kopf und sagte: „Du meinst, Du mußt fort? Ach, so bald schon, so bald!“

„Nein, Manuela,“ erwiderte ich, indem ich mich zu ihr setzte und den Arm um sie schlang. „Das meine ich nicht, wir stehen nicht mehr, wie wir vor acht Tagen standen. Wer so wie wir verbunden ist, kann an Trennung nicht mehr denken. Wir müssen nun unser inneres Recht durchsetzen und es zum Aeußern machen. Du bist nicht mehr Gebhards Weib, sondern

daß meinige, was bleibt ihm übrig, als Dich freizugeben, sobald er es erfährt? Und er muß es erfahren, heute noch!

„Nein,“ schrie sie laut auf. „Du kennst ihn nicht. Du weißt nicht, wie fürchterlich zornig er ist. Er würde mich tödten — und Dich!“

„Er wird mich vielleicht fordern, das ist sein Recht, und glaubst Du, daß ich zögern würde, mein Leben an Deinen Besitz zu wagen? Bleibt es aber erhalten, dann bist Du frei . . .“

„Unmöglich, unmöglich,“ wiederholte sie immer von Neuem. „Gott, Gott, wie soll das Alles enden! O, ich habe es voraus geahnt!“

(Schluß folgt.)





Ueber Vergiftung mit Leuchtgas.

Don

Max von Pettenkofer.

— München. —

Die gesammte Hygiene besteht aus zwei Theilen, aus einem praktischen und einem theoretischen Theile. Die Gesundheitstechnik, der praktische Theil ist uralt, so alt, wie die menschliche Cultur. Von jeher haben die Menschen, man darf sagen instinctmäßig, Anordnungen und Einrichtungen getroffen, welche auf Erhaltung und Stärkung der Gesundheit zielen. Durch Erfahrung und Beobachtung sind sie allmählich zu einem Schatze von Kenntnissen gelangt und wissen, was ihnen gut thut und was ihnen schädlich ist, ohne gerade zu wissen, warum; sie sind zufrieden mit dem Erfolge. Die Frage nach dem Warum ist der Praxis überhaupt Nebensache, diese Frage stellt sich erst die Wissenschaft, welche die Theorie der Dinge, ihre Ursachen und Geseze zu ergründen sucht; rerum cognoscere causas ist immer und überall ihr Wahlspruch gewesen.

Jede Wissenschaft setzt schon gegebene Thatfachen zur Untersuchung voraus, wie z. B. die Astronomie den gestirnten Himmel, die Botanik die Pflanzenwelt, die Philologie eine Sprache, die Jurisprudenz ein bestehendes Recht, die Geschichte historische Ereignisse. Der Anfang der Dinge darf nie in der Wissenschaft, sondern muß stets anderswo gesucht werden. Daher vielleicht mag es kommen, daß Manche von der Wissenschaft gering denken, weil wichtige Dinge auch ohne jede Wissenschaft geschehen. Die Wissenschaft ist ein Selbstbewußtsein oder Selbstbewußtwerden, dem stets das Unbewußte vorausgeht, gleichwie wir Menschen auch nicht selbstbewußt geboren werden, sondern uns das Bewußtsein erst allmählich erringen müssen.

Es ist daher nur etwas Natürliches, daß auch die praktische Gesundheitspflege und Gesundheitstechnik schon längst bestand, ehe man daran dachte und denken konnte, eine Gesundheitslehre, oder die wissenschaftliche Grundlage der Gesundheitspflege und Technik in Angriff zu nehmen.

In der gegenwärtigen deutschen Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens tritt daher auch die Technik natürlich sehr in den Vordergrund, und die hygienische Wissenschaft steht noch sehr bescheiden daneben. Aber es darf freudig begrüßt werden, daß letztere doch überhaupt schon Vertretung gefunden hat; denn es knüpfen sich daran die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Jeder nämlich, der sich mit der Geschichte irgend einer Art von Technik und ihrer Entwicklung im Laufe der Zeiten bekannt gemacht hat, weiß, wie sehr sich die einzelnen Zweige gehoben und vervollkommen haben, sobald sie nicht mehr bloß von Empirikern betrieben, sondern als sie auch Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen wurden, oder als die Resultate einer Wissenschaft in ihnen praktische Verwendung fanden.

Die alten Römer waren gewiß so geschickte Leute wie wir, sie hatten namentlich einen sehr ausgeprägten Sinn für Verkehr und Verkehrsmittel, für Kriegswesen u. s. w., sie haben damit die Welt erobert, wir bewundern noch heute die Reste der Römerstraßen, schauen ihre Signalstationen, die sogenannten Römerthürme, und unsere Strategen lesen auch heute noch mit Interesse den gallischen Krieg von Julius Caesar, und doch haben diese Römer weder die Eisenbahnen, noch den elektrischen Telegraphen, noch das Pulver erfunden, obgleich ihnen alles Materielle bekannt war und zu Gebote stand, was man dazu braucht, Eisen und Erz, Brennmaterial und Wasser, Salpeter, Schwefel und Kohle, und außer allem dem sehr billige Arbeitskräfte: — aber es fehlten damals noch die wissenschaftlichen physikalischen und chemischen Kenntnisse, und konnten daher auch noch nicht für praktische Zwecke ausbeutet werden.

Es ist eine allgemein bekannte und anerkannte Thatsache, wie sehr sich unsere Industrien und Gewerbe umgewandelt, vervielfältigt und vervollkommen haben, seit sich die Naturwissenschaften mehr und mehr entwickelt und auf sie Anwendung gefunden haben. Ich erinnere nur daran, wie man z. B. sonst spärlich Soda lediglich aus der Asche von Seepflanzen, und Schwefelsäure, sogenanntes Vitriolöl durch Destillation von geröstetem Eisenvitriolöl gewonnen hat, und wie massenhaft man jetzt diese Artikel, die zu Grundpfeilern der ganzen chemischen Industrie geworden sind, in den Sodaöfen und Bleikammern darstellt, nachdem die wissenschaftliche Chemie ermittelt hatte, was Soda und was Vitriolöl ist. Und die gleichen Erfolge dürfen wir für die Gesundheitstechnik erwarten, wenn dieselbe in ihren verschiedenen Theilen wissenschaftlich durchdrungen sein wird, wozu unsere Zeit eben erst die Hebel anzusetzen beginnt.

Dazu wird die Berliner Hygiene-Ausstellung in hohem Grade anregend und ermunternd mitwirken und sie darj als eine bahnbrechende That be-

zeichnet werden, welche unter dem Schutze der glorreichen deutschen Kaiserin Augusta gelungen ist.

Meine Leser werden mich nun wohl fragen, wie den diese einleitenden Worte mit meinem Thema: „Vergiftung durch Leuchtgas“ zusammenhängen?

Ich habe dieses Thema aus dem engern Kreise eigener Erfahrungen und specieller Untersuchungen gewählt, um daran zu zeigen, daß die Aufgaben der praktischen Gesundheitspflege und des Rettungswesens durch exacte wissenschaftliche Untersuchungen nicht nur gefördert werden, sondern daß man ohne dieselben, auf bloß empirischem Wege nicht leicht zur einfachsten Lösung solcher Fragen gelangt.

Alle unsere Leuchtgase verändern und verderben die Luft sowohl im verbrannten als auch im unverbrannten Zustande. Beim vollständigen Verbrennen liefern sie nur Kohlensäure und Wasser, welche in die Luft der zu beleuchtenden Räume übergehen, entziehen ihr Sauerstoff und theilen ihr Wärme mit; sie verändern somit die Luft qualitativ in keiner andern Weise, als es auch der Athem gesunder und reinlicher Menschen thut.

Es ist übrigens nicht ohne Interesse, den Grad der Veränderung der Luft durch Menschen und Flamme zu vergleichen. Ein erwachsener Mensch giebt nach den Bestimmungen von Voit und mir im Zustande der Ruhe durchschnittlich in einer Stunde an die Luft ab

44 Gramm Kohlensäure,

33 „ Wasser,

92 Wärmeeinheiten*)

und verzehrt 38 Gramm Sauerstoff.

Eine Stearinkerze, welche in der Stunde 10 Gramm Stearin verbrennt, giebt an die Luft ab:

28 Gramm Kohlensäure,

11 „ Wasser,

97 Wärmeeinheiten,

und verzehrt 29 Gramm Sauerstoff.

Eine gewöhnliche Gasflamme (Steinkohlengas) von 12 Kerzen Helligkeit verzehrt stündlich etwa 140 Liter Gas und giebt an die Luft ab

164 Gramm Kohlensäure,

156 „ Wasser,

878 Wärmeeinheiten,

und verzehrt dabei 200 Gramm Sauerstoff.

Daraus ersieht man, daß schon eine einzige Stearinkerze eben so viel Wärme der Luft mittheilt, als ein Mensch, fast eben so viel Sauerstoff aus der Luft verzehrt, mehr als die Hälfte der Kohlensäure und ein Drittel des Wassers eines Erwachsenen liefert.

*) Eine Wärmeeinheit ist gleich der Menge Wärme, welche man braucht, um 1 Kilo Wasser in seiner Temperatur um 1° C. zu erhöhen.

Eine hellleuchtende Gasflamme liefert so viel Wärme in die Luft, wie acht Menschen, mehr Kohlensäure als drei Menschen, fast so viel Wasser, wie fünf Menschen und verzehrt mehr Sauerstoff als sechs Menschen. Daraus erklärt sich zur Genüge, warum die Luft in einem hell mit Gas erleuchteten Raume so empfindlich schlechter wird, als wenn der nämliche Raum am Tage von der gleichen Anzahl Personen erfüllt ist. Aus diesen Zahlen sieht man aber auch zur Evidenz, daß Gasbeleuchtung an und für sich nicht heißer macht, und die Luft nicht mehr verdirbt, als Kerzenbeleuchtung, sondern daß die Luft desselben Raumes, eben so hell mit Stearinkerzen wie mit Gas beleuchtet, noch schlechter sein würde; denn zwölf Stearinkerzen, das Lichtäquivalent einer Gasflamme, würden der Luft in der Stunde

336 Gramm Kohlensäure,

132 " Wasser,

1164 Wärmeeinheiten mittheilen,

und 348 Gramm Sauerstoff daraus verzehren.

Bei gleicher Helligkeit ist daher die Gasbeleuchtung gegenüber der Kerzenbeleuchtung immer noch als ein hygienischer Fortschritt anzuerkennen.

In geschlossenen Räumen theilen sich Flammen und Menschen in den Genuß der Luft darin, und brauchen wir der Luftverderbniß durch Kerzen-, Petroleum- oder Gasflammen keine anderen Mittel entgegenzusetzen, als der Luftverderbniß durch Menschen, und das wesentlichste Mittel ist da der Luftwechsel, die Ventilation. Flammenbeleuchtung erfordert selbstverständlich gesteigerte Ventilation, wogegen theils aus Unkenntniß, theils aus Gewohnheit nicht selten geseht wird.

Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß vom verbrannten Leuchtgas unserer Gesundheit keine besonderen Gefahren drohen, jedenfalls qualitativ keine anderen, als von der Anhäufung von Menschen in geschlossenen Räumen. Anders ist es mit dem unverbrannten Leuchtgase, welches aus offenen Gasbehältern, aus undichten oder gebrochenen Gasleitungen oder sonstigen Gasbehältern ausströmt und sich mit der Luft mischt, welche von Menschen eingeathmet wird. Unverbranntes Leuchtgas, es mag aus Steinkohlen, oder Holz, oder Torf, oder aus Fett oder Petroleumrückständen, oder aus anderen Materialien bereitet sein, welche sich zur Fabrication von Leuchtgas eignen, ist ein Gift, und zwar ein intensiv wirkendes Gift.

Es ist bekannt, daß in jeder mit Gas beleuchteten Stadt fast jährlich Vergiftungen durch unverbrannt ausströmendes Leuchtgas und nicht selten mit tödtlichem Erfolge zur Beobachtung kommen. Es sind viele Fälle bekannt, daß in einer einzigen Nacht ganze Familien daran gestorben sind. Merkwürdiger Weise erfolgt die Mehrzahl solcher Fälle gerade in Häusern, in welchen keine Gasbeleuchtung eingeführt ist, in welchen keine einzige Gasflamme brennt. In diesen Fällen bringt das Leuchtgas durch den Straßenboden in die Häuser.

In einem mit Gas beleuchteten Hause kann es allerdings auch leicht

vorkommen, und kommt auch wirklich vor, daß Gas unverbrannt durch nicht geschlossene Hähne oder undichte Gasleitungen ausströmt; aber diese Ausströmungen sind meist nicht groß genug, sie werden auch durch den Geruch sehr bald wahrgenommen und sind in der Regel schnell und leicht wieder zu beseitigen. Außerdem hat man in dem Gasmesser oder der Gasuhr, welche jedes mit Gas beleuchtete Haus besitzt und nach deren Angaben der Gaslieferant bezahlt wird, einen sehr zuverlässigen Controleur darüber, ob und wie viel Gas etwa unverbrannt ausströmt. Man darf nur zur Zeit, wo nicht beleuchtet wird, wenn alle Hähne an den Gasbrennern geschlossen sind, aber die Verbindung zwischen Gasuhr und Gasleitung auf der Straße hergestellt ist, den Stand der Gasuhr vier bis sechs Stunden lang beobachten. In dem Maße, als Undichtigkeiten in der an die Gasuhr anschließenden Hausleitung vorhanden sind, wird sich das Zählwerk bewegen, und jeder Gasbeleuchtungsbesitzer kann daran sehen, wie viel Gas unverbrannt er in die Luft seines Hauses bekommt und jedenfalls nutzlos bezahlt. Mir sind Fälle bekannt, in denen dieser Gasverlust im Hause 20 Procent von dem wirklich zur Beleuchtung consumirten Gasquantum betrug. Unter allen Umständen aber kann man immer sagen, daß man sich gegen Gasausströmungen im Hause viel leichter schützen kann, als gegen Gasausströmungen namentlich aus gebrochenen Leitungsröhren auf der Straße, und werde ich mich daher wesentlich nur mit letzteren beschäftigen und einige Beispiele anführen.

In Roveredo wohnte eine Familie Caimi, bestehend aus Vater, Mutter und zwei erwachsenen Töchtern, im Erdgeschoße eines unterkellerten Hauses. Es war im Januar 1876, als die beiden Töchter morgens mit heftigem Kopfschmerz und Ueblichkeit in ihrem Schlafzimmer erwachten, ohne daß sie einen Grund für ihre gleichzeitige Erkrankung finden konnten. Während des Tages hielten sie sich wenig im Hause und in diesem Zimmer auf und erholten sich wieder vollständig. Die nächste Nacht und auch noch die darauf folgende dritte Nacht trat dasselbe Uebelbefinden ein, und nun nahm die Mutter an, die Erkrankung rühre von dem eisernen Ofen her, mit welchem das Zimmer der Mädchen geheizt wurde. Am vierten Tage ordnete daher die Mutter an, daß Abends der Ofen nicht mehr geheizt wurde, und legte sich selbst in das nämliche Schlafzimmer zu ihren Töchtern. Die Nacht wurde sehr kalt, so daß der Boden fest gefror. Morgens kamen weder Mutter noch Töchter aus dem Schlafzimmer zum Vorscheine. Als man eindrang, lagen alle drei leblos in ihren Betten; auch ein Vogel, der im Zimmer war, lag todt in seinem Käfige, ein Hund betäubt auf dem Boden. Die beiden Töchter konnten von dem herbeigerufenen Arzte nicht mehr zum Leben gebracht werden, nur die Mutter athmete wieder, wurde darauf in's Krankenhaus gebracht, wo aber auch sie nach einigen Tagen an den Folgen der Leuchtgasvergiftung starb. Man verdankt über diesen Fall Dr. Cobelli einen eingehenden Bericht¹⁾.

Ueber einen ähnlichen Fall, der sich im Februar 1874 bei Köln ereignete, berichtet Dr. Jacobs²⁾; auch da ging eine Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Tochter, in einer Nacht zu Grunde.

Einen sehr interessanten Fall theilen Polet und Viesel mit, welcher 1879 in einem Convicte zu Breslau vorkam und den Tod des Castellans herbeiführte³⁾. Dieser wurde anfangs als nicht von Leuchtgas herrührend angesehen: der Castellan war schon ein älterer Mann und klagte schon seit einigen Tagen über Kopfschmerzen und allgemeine Unpäßlichkeit. Nun legten sich aber in der Nacht nach seinem Tode zwei seiner Söhne in dasselbe Zimmer, in welchem ihr Vater gestorben war, und wurden morgens bewußtlos darin vorgefunden. Man bemerkte im Zimmer etwas Gasgeruch, obschon die Wohnung keine Gasbeleuchtung hatte. In frische Luft gebracht, erholten sie sich unter ärztlichem Beistande wieder vollständig.

In allen diesen Fällen entströmte das Leuchtgas Leitungsröhren auf der Straße, welche gebrochen waren, und zwar in ziemlicher Entfernung von den Zimmern, in welche das Leuchtgas einbrang und die Menschen tödtete. In Roveredo betrug die Entfernung von der Bruchstelle $10\frac{1}{2}$ Meter, in Köln 30, in Breslau $10\frac{3}{4}$ Meter in gerader Luftlinie. Professor Polet hat in Breslau noch einen andern Fall beobachtet, wo die Entfernung sogar 35 Meter betrug. In den Fällen von Cobelli und Polet ging das Gas durch Bodenschichten, in dem Falle von Jacobs durch den Entwässerungskanal eines Kellers und die Kellerdecke.

Seit die Gasbeleuchtung besteht, sind derartige Unglücksfälle nach Tausenden vorgekommen und sie kommen immer noch vor zum Zeichen, daß die Technik und die Medicinalpolizei noch keine sicheren prophylaktischen Maßregeln dagegen gefunden haben. In dem Maße, als die Gasbeleuchtung immer größere Verbreitung gewinnt, steigert sich auch die Verpflichtung der Hygiene, nach solchen Maßregeln zu suchen. Wir wollen nun sehen, was wissenschaftliche Untersuchung zur Aufklärung und zur Verhütung dieser Fälle schon geleistet hat und zu leisten vermag.

Wenn wir uns zunächst fragen, warum das Leuchtgas so giftig wirkt, so haben schon die experimentellen Untersuchungen von Orfila darüber ergeben, daß es wesentlich nur sein Gehalt an Kohlenoxyd ist, das auch im sogenannten Kohlendunste das Giftige ist.

Der Kohlenoxydgehalt verschiedener Leuchtgase ist verschieden und deshalb ist auch eines gefährlicher als das andere. Steinkohlengas enthält gewöhnlich 10 Procent, Delgas 17, Torfgas 20 und Holzgas 30 Procent. Im Allgemeinen kommt gegenwärtig zur Beleuchtung von Städten nur mehr Steinkohlengas zur Anwendung, und dieses hat glücklicherweise noch den geringsten Gehalt an Kohlenoxyd.

Die andern Bestandtheile der Leuchtgase sind zwar sogenannte irrespirable Gase, d. h. sie können beim Athmen nicht die Luft ersetzen, aber sie sind nicht direct giftig.

Dr. Max Gruber hat nachgewiesen, daß man Thieren, welche gegen Beimischung sehr geringer Mengen Kohlenoxyd zu ihrer Athemluft sehr empfindlich sind, große Mengen Leuchtgas, dem man zuvor das Kohlenoxyd entzogen hat, beimischen darf, ohne daß sie zu Grunde gehen. Es wäre daher von großem hygienischen Werthe, wenn es der Gastechnik gelänge, im Großen anwendbare Mittel zu finden, um das Kohlenoxyd aus den Leuchtgasen zu entfernen, ähnlich wie sie Mittel gefunden hat, Schwefelwasserstoff durch Eisenoxydhydrat und Kohlen säure durch Kalkhydrat wegzunehmen. So lange das aber nicht gelingt, müssen wir in jedem unverbrannten Leuchtgase eine Gefahr für Gesundheit und Leben erblicken.

Eine weitere wichtige Frage, welche nur durch das wissenschaftliche Experiment gelöst werden kann, ist, in welcher Menge ein Kohlenoxydgehalt der Athemluft schon schädlich wirkt? Darüber hat Gruber⁴⁾ im hygienischen Institute zu München entscheidende Versuche an Thieren und theilweise an sich selber angestellt.

Das Kohlenoxyd wirkt zunächst auf unsere Blutkörperchen, die wir größtentheils als eine Verbindung von Hämoglobin mit dem Sauerstoff aus der Luft betrachten können. Es bildet sich unter Verdrängung des Sauerstoffes eine Verbindung von Kohlenoxyd mit Hämoglobin, welche schon in sehr geringer Menge das Blut undienlich für die Lebensprocesse macht.

Man hat bisher angenommen, daß das Einathmen auch der geringsten Menge Kohlenoxyd schon Vergiftungserscheinungen nach sich ziehen müsse, wenn es nur so lange dauert, bis sich das Kohlenoxyd im Blute zur erforderlichen Menge anhäufen kann. Gruber hat aber gezeigt, daß der Organismus auch Mittel besitzt, sich von geringen Mengen Kohlenoxyd zu befreien, so daß keine Anhäufung im Blute auch bei langer Dauer der Einathmung eintritt, und daß die Schwere der Vergiftungserscheinungen durchaus nicht der Zeitdauer der Einathmung, sondern lediglich der Concentration des Kohlenoxydes in der eingeathmeten Luft proportional ist.

Gruber hat für seine Versuche an Thieren einen Apparat benützt, der sowohl die Menge Kohlenoxyd in der Athmungsluft beliebig regeln ließ, als er auch den Versuchsthieren keinen anderen Zwang auferlegte, als den Aufenthalt in einem geräumigen bequemen Glaskasten, durch welchen die mit einer gewissen Menge Kohlenoxyd versehene Luft wie in einem ventilirten Zimmer beständig und gleichmäßig strömte. So fand er, daß das giftige Gas in weniger als 0,05 Procenten der Luft beigemengt von Thieren und Menschen ohne jeden bemerkbaren Nachtheil ertragen wird. Er ließ ein Kaninchen einmal 66 Stunden lang ununterbrochen in einer solchen Luft, ohne auch nur die geringste Störung des Wohlbefindens oder des Appetites des Thieres zu bemerken.

Gruber selbst athmete in zwei aufeinander folgenden Tagen je drei Stunden lang eine Luft mit 0,021 und 0,024 Procenten Kohlenoxyd, ohne die geringste unangenehme oder gar schädliche Wirkung zu verspüren.

Anders ist es nun bei etwas höherem Gehalt der Luft an Kohlenoxyd. Schon bei einem Gehalte von 0,07 bis 0,08 Procenten ist das Verhalten des Thieres nicht mehr normal. In kurzer Zeit werden seine Athemzüge sehr zahlreich und flach. Es hält sich möglichst ruhig, da jede Bewegung eine beträchtliche Steigerung der Respirationsthätigkeit zur Folge hat. Andere Störungen aber bewirkt Kohlenoxyd in der angegebenen Concentration auch bei tagelanger Einwirkung nicht.

Steigt man mit der Kohlenoxydzufuhr von 0,08 auf 0,2 Procent, dann treten weitere Krankheitserscheinungen auf. Die Beschleunigung der Athmung wird zu wirklicher Athemnoth (Dyspnoe), der Mund wird geöffnet, die Nasenflügel, der ganze Körper bewegen sich beim Athmen mit. Zu den Athembeschwerden gesellt sich Kraftlosigkeit und Unsicherheit der Bewegungen.

Bei gleichbleibender Concentration des giftigen Gases erfahren aber auch diese Erscheinungen, nachdem sie einmal sich ausgebildet haben, keine weitere Steigerung mehr, selbst bei neun bis zehn Stunden langer Dauer des Versuches und die Thiere erholen sich wieder in reiner Luft.

Bei noch höherem Kohlenoxydgehalt vermögen die Thiere nicht mehr sich aufrecht zu halten, sie sinken um und liegen oft stundenlang in tiefer Betäubung in den unbequemsten Stellungen. Von Zeit zu Zeit raffen sie sich auf, versuchen durch schlecht coordinirte Bewegungen in die aufrechte Stellung zu gelangen, stürzen aber bald wieder zusammen, um nach langer Pause wieder erneute Versuche zu machen. Bei dieser Concentration (0,2 bis 0,4 Procent) treten die Athembeschwerden gegenüber der Betäubung in den Hintergrund. Aber auch da erholen sich die Thiere, in reine Luft gebracht, noch immer vollständig wieder.

Erst wenn der Kohlenoxydgehalt der Luft auf und über 0,4 Procent steigt, gewinnt die Vergiftung einen ungemein raschen, tödtlichen Verlauf, so daß schon binnen 30 bis 60 Minuten unter stürmischen Erscheinungen (Aufspringen, Zusammenstürzen, Krämpfen) der Tod eintritt.

Das Kohlenoxyd wirkt allerdings zunächst auf das Blut, aber die Vergiftungssymptome hängen offenbar von der Wirkung des kohlenoxydhaltigen Blutes auf Gehirn und Rückenmark ab. Zunächst wird das Athemcentrum im Gehirn afficirt. Dann folgt Schwäche und Unsicherheit der willkürlichen Bewegungen und Betäubung, endlich bei hohen Concentrationen Krämpfe und der Tod.

Gruber hat mit giftig wirkenden Gaben von Kohlenoxyd nur an Kaninchen und Hühnern experimentirt, aber wer Gelegenheit gehabt hat, Kohlenoxydgasvergiftungen — sei es durch Kohlendunst, z. B. bei zu frühem Schluß der Klappen am Rauchrobre eines Zimmerofens, sei es durch Leuchtgas zu beobachten, wird die große Analogie der Symptome bei Menschen und Thieren nicht verkennen. Auch die Menschen halten die nur vergiftend, aber noch nicht tödtend wirkenden Concentrationen sehr lange aus, und erholen sich, in reine Luft gebracht, meist sehr bald und vollständig wieder.

Geringe Concentrationen von 0,05 bis 0,08 Procent empfindet ohne Zweifel auch der Mensch schon. Wir finden solche Luft schwer, d. h. scheinbar schwer zu athmen, wir fühlen Kopfschmerz, wir suchen einen Raum, der eine solche Luft enthält, entweder zu verlassen, oder ihn mit besserer Luft zu versehen; wir öffnen ein Fenster oder eine Thüre und es wird uns wieder besser.

Bersäumen wir dies, und steigt der Kohlenoxydgehalt der Luft (etwa von 0,08 bis 0,2 Procent), so gesellt sich auch beim Menschen zu den Athembeschwerden Kraftlosigkeit und Unsicherheit der Bewegungen, der Kopfschmerz wird heftiger und häufig tritt auch Erbrechen ein. Einen solchen Grad von Kohlenoxydvergiftung habe ich an mir selbst einmal erlebt, als ich bei meinen Untersuchungen über die Größe des freiwilligen Luftwechsels in unseren Wohngebäuden Kohlenäure in einem Zimmer durch rasches Verbrennen von Kohlen in einem freistehenden Windofen entwickelte, um dann an der Abnahme der Kohlenäure innerhalb bestimmter Zeiten den freiwilligen Zufluß frischer Luft zu bemessen.

Das war allerdings die billigste Art Kohlenäure zu entwickeln, aber es bildet sich beim Verbrennen von Kohlen, selbst wenn der Windofen gut zieht, auch stets etwas Kohlenoxyd. Als ich diese Versuche vor fast dreißig Jahren anstellte, hatte ich noch keine Ahnung davon, welch' geringe Mengen Kohlenoxyd schon schädlich wirken können. Ich verbrannte stets die gleiche Menge Kohlen in demselben Windofen und spürte am Schlusse meiner ersten Versuche nie ein besonderes Unwohlsein — aber als ich einmal sehen wollte, um wieviel die freiwillige Ventilation geringer wird, wenn man im Zimmer alle Fugen und Ritzen an Fenstern, Thüren und selbst noch die Schlüssellöcher verklebt, fühlte ich mich noch vor dem Ende dieses Versuches sehr unwohl, athmete schwer, hatte heftigen Kopfschmerz, vermochte meine Apparate nicht mehr recht zu handhaben und hatte nur noch so viel Geistesgegenwart, die Thüre des Zimmers zu öffnen und auf den Gang hinauszutreten, wo ich ähnlich wie die Kaninchen von Gruber zusammenstürzte, aber auch wie diese mich bald wieder erholte.

Nach dem Ergebniß der gemachten Kohlenäurebestimmungen war bei diesem Versuche der freiwillige Luftwechsel des Zimmers ein sehr viel geringerer und blieb weit mehr nicht nur von der entwickelten Kohlenäure, sondern auch entsprechend mehr von dem gebildeten Kohlenoxyd in der Luft. Von da ab entwickelte ich die zu meinen Versuchen nöthige Kohlenäure nie mehr aus dem billigen Material, sondern aus doppeltkohlenäurem Natron mittelst Schwefelsäure, und bin bei keinem Versuche mehr unwohl geworden, wenn die Ventilation auch noch geringer war.

Heftiger Kopfschmerz ist bei den Menschen ein sehr constantes Symptom beginnender Kohlenoxydvergiftung, und man darf annehmen, daß auch bei Thieren das Gehirn afficirt wird. Gruber konnte allerdings seine Hasen und Hühner nicht fragen, ob sie Kopfweh haben, aber Gehirnsymptome zeigten auch sie.

Dem gegenüber darf man sicher annehmen, daß der nämliche Concentrationsgrad, welcher sich für Thiere als tödlich erwiesen hat, es auch für Menschen ist, und daß auch Menschen diesen Concentrationsgrad nicht länger aushalten, als es die Versuchsthierc von Gruber thaten, also höchstens 30 bis 60 Minuten.

Diese Annahme stimmt sehr gut mit den bei Menschen zufällig gemachten Erfahrungen überein, die man absichtlich angestellten Versuchen gleich achten kann. Nicht selten nämlich waren Vögel und Hunde mit den vergifteten Menschen gleichzeitig zusammen. In dem aus Roberedo erzählten Falle waren mit der Mutter und den beiden Töchtern noch ein Vogel und ein kleiner Hund die Nacht über im Zimmer. Die beiden Töchter und der Vogel waren todt, die Mutter und der Hund betäubt, die Mutter starb noch, aber der Hund genas vollständig wieder.

In einem von Dr. Wolffberg berichteten Falle²⁾ befand sich ein Vogelbauer mit einem Pärchen im Zimmer. Das brütende Weibchen war lebend geblieben, das Männchen fand man todt. Man sieht, daß Menschen und warmblütige Thiere, gleich viel ob groß oder klein, sehr gleich empfindlich gegen Kohlenoxydgas sind. Die individuellen Differenzen haben kein hygienisches, sondern mehr physiologisches und pathologisches Interesse, und brauche ich daher nicht näher darauf einzugehen.

Eine hygienisch viel interessantere Frage ist, warum die Töchter in Roberedo drei Nächte lang mit heftigem Kopfschmerz davonkamen, aber in der vierten Nacht sammt ihrer Mutter, die in dieser Nacht das erste Mal in diesem Zimmer schlief, das Leben verloren, oder warum der Castellan in Breslau starb, seine beiden Söhne aber, welche die Nacht nach seinem Tode im gleichen Zimmer, wie ihr Vater zusammen schliefen, nur erkrankten und mit dem Leben davonkamen.

Nach den Versuchen von Gruber kann nur angenommen werden, daß in diesen Fällen zu den verschiedenen Zeiten verschiedene Mengen Kohlenoxyd in der eingeathmeten Luft gewesen sind. Diese Unterschiede könnte man zunächst von einer zeitweise ungleichen Ausströmung von Gas aus den zerbrochenen Gasröhren zu erklären versuchen. Da muß aber sofort bemerkt werden, daß beim Bruche einer Gasröhre auf der Straße die Giftquelle als gleichbleibend angenommen werden muß, denn eine solche Bruchstelle wird nicht bald größer, bald kleiner und auch der Gasdruck im Röhrensystem ist nicht in einer Nacht größer als in einer andern, der Unterschied kann nur darin liegen, daß von dem in dem Straßenboden constant ausströmenden Gase zeitweise mehr oder weniger in's Haus gelangt.

Wenn man die Unglücksfälle von Leuchtgasvergiftungen in Folge von Gasrohrbrüchen auf der Straße statistisch verfolgt, so wird man von der höchst auffallenden Thatsache überrascht, daß sie fast alle während der kälteren Jahreszeit eintreten; nur ganz ausnahmsweise kommt so ein Unglücksfall einmal auch im Sommer zur Beobachtung.

Von der königl. Polizeidirection München wurden mir 22 Fälle von Gasvergiftung mitgetheilt, die in verschiedenen Jahren erfolgten: davon treffen auf die Monate October 5, December 2, Januar 3, Februar 8 und April 2; die Monate Mai, Juni, Juli, August und September sind frei von Unglücksfällen. Diese Thatfache ist allen Gasingenieuren und allen städtischen Polizeibehörden bekannt. Die Gasstechniker suchen sie daraus zu erklären, daß Rohrbrüche auf der Straße häufiger im Winter vorkommen, als im Sommer, und daß im Winter gefrorener Boden eine luftdichte Decke bilde, durch welche das Gas nicht in die Straßen entweichen könne, sondern in die Häuser getrieben werde. Beide Annahmen sind nicht zutreffend. Auch zugegeben, daß Rohrbrüche im Winter häufiger vorkommen als im Sommer, so steht ihre Häufigkeit doch nicht im Verhältnisse zum Vorkommen der Leuchtgasvergiftungen im Winter und Sommer und es erklärt sich auch nicht, warum die im Sommer dennoch vorkommenden Rohrbrüche sich in der Regel so unschädlich erweisen, während sie im Winter so gefährlich für Leben und Gesundheit zu sein pflegen.

Daß für Gase leicht durchgängiger Boden durch Gefrieren für Gase undurchgängig werde, ist gleichfalls eine falsche Annahme. Gefrorener Boden unterscheidet sich von ungefrorenem nur dadurch, daß das Wasser darin einmal im festen, daß andere Mal im flüssigen Zustande sich befindet. Nun dehnt sich allerdings das Wasser beim Gefrieren etwas aus, aber durchaus nicht in dem Maße, daß dadurch alle Poren eines gewöhnlichen Straßenbodens ausgefüllt werden könnten; es ist nur die Verschiebbarkeit bei flüssigem und festem Wasser wesentlich geändert, und wenn ein Geröll- oder Sandboden in gefrorenem Zustande nicht mehr wie im ungefrorenen mit Schaufel und Spaten zu bearbeiten, sondern fest wie Felsen ist, so rührt das nicht davon her, weil er luftdicht, sondern weil er fest geworden ist, weil seine beweglichen Theile durch festgewordenes Wasser an einander gefittet sind.

Dr. Renk⁶⁾ hat darüber sehr eingehende Untersuchungen angestellt und gefunden, daß die Permeabilität verschiedener Bodenarten durch Gefrieren wohl abnimmt, daß es aber nur bei sehr feinkörnigem Boden, der auch im ungefrorenen Zustande nur sehr wenig Luft durchläßt, zu völligem Verschlusse beim Gefrieren kommt.

Mir scheint es vielmehr richtiger zu sein, das vermehrte Eindringen von Leuchtgas aus dem Straßenboden in die Häuser während des Winters von einer ganz andern Ursache abzuleiten. Ich habe bereits vor vielen Jahren die Ansicht ausgesprochen, daß unsere beheizten Häuser im Winter wie Sauglamine auf die Luft im Boden, auf die Grundluft wirken; ich habe die Häuser mit Schröpfköpfen verglichen, die man dem Boden aufsetzt, um Grundluft aufzusaugen. Diese Schröpfköpfe wirken nur, wie andere auch, wenn die Luft in ihrem Innern wärmer als außen ist, und umsomehr, je größer die Temperaturdifferenz wird.

So physikalisch richtig diese Anschauung auch ist, so hat sie sich bisher bei den Gas Technikern und bei den Polizeibehörden wenig Geltung verschafft, jedenfalls keine Wirkung auf die praktischen prophylaktischen Maßregeln ausgeübt, welche bei vorkommenden Gasrohrbrüchen auf der Straße zur Anwendung kommen und die wesentlich folgende sind

Wenn man auf der Straße Gas riecht, so wartet man in der Regel, ob der Geruch constant bleibt, ob er nicht wieder vergeht. Wenn er nun länger anhält, fängt man an, nach der Undichtigkeit der Gasleitung zu suchen und diese aufzugraben. Es vergehen oft etliche Tage, bis die beschädigte Stelle gefunden wird. Ist sie gefunden, so wird die Reparatur vorgenommen. Ob inzwischen in den zunächst liegenden Keller- und Erdgeschossen Leuchtgasvergiftungen vorkommen, hängt vom Zufall und von der Jahreszeit ab; Gasfabriken und Polizeibehörden werden bei etwaigen Unglücksfällen nicht zur Verantwortung gezogen, denn was können sie dafür, daß eine Gasröhre, bricht oder daß der Boden gefriert?

Anders würde es sein, wenn man überzeugt wäre, daß in den bedrohten Häusern Verhältnisse existiren, welche unserer Thätigkeit zugänglich sind, und welche darauf Einfluß haben, ob sich während einer solchen Zeit der Gefahr mehr oder weniger Leuchtgas nach den Häusern zieht.

Um experimentell nachzuweisen, daß es solche Verhältnisse, welche unserer Thätigkeit zugänglich sind, thatsächlich giebt, habe ich einen meiner Schüler, den kaiserl. russischen Stabsarzt Dr. Welitschkowsky veranlaßt, über Verbreitung von Leuchtgas im Boden zu arbeiten¹⁾. Derselbe hat sich vom August 1882 bis Februar 1883 mit dem Gegenstande beschäftigt, und ist zu sehr bestimmten Resultaten gelangt.

Welitschkowsky schlug im Hofe des hygienischen Institutes zu München mehrere Meter von der Grundmauer entfernt eine eiserne Gasleitungsröhre zwei Meter tief in den Boden ein. Diese Röhre war dazu bestimmt, um gemessene Mengen Steinkohlengas hineinzuleiten und in genannter Tiefe im Boden ausströmen zu lassen. Um diese Röhre herum wurden 12 solche Röhren und bis zu gleicher Tiefe in vier Richtungen, nach Ost, Süd, West und Nord in bestimmten Abständen eingetrieben. Aus diesen Röhren konnte Luft aus dem Boden zur Untersuchung herausgesaugt werden.

Welitschkowsky erfand auch eine einfache Methode, den Gehalt der herausgesaugten Grundluft an Leuchtgas nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ zu bestimmen. Er konnte nun genau sehen, mit welcher Geschwindigkeit und in welcher Menge sich das Leuchtgas im Boden nach verschiedenen Richtungen hin und unter verschiedenen Umständen verbreitete.

Von den meteorologischen Factoren haben Barometerchwankungen, verschiedene Windrichtungen und Windstärken, sowie atmosphärische Niederschläge keinen bemerkbaren Einfluß gezeigt, hingegen einen sehr großen die Temperatur. Es hat sich ergeben, daß im Sommer von dem in den Boden geleiteten Gase viel mehr und viel länger darin bleibt als im Winter.

So wurden z. B. am 22. August durch die Centralröhre stündlich 157 Liter, am 15. Februar 194 Liter eingeleitet, also im Winter mehr als im Sommer, und doch fand sich im Winter in der Grundluft, welche aus den Proberöhren gezogen wurde, durchschnittlich schon während der Einleitung viel weniger Leuchtgas, und verschwand, nachdem das Einleiten aufgehört hatte, viel schneller völlig daraus als im Sommer.

Die Ursache dieses unerwarteten Verhaltens ist der verschiedene Grad der Ventilation des Bodens im Sommer und Winter.

Im Sommer ist die Luft im Boden kühler und dem entsprechend schwerer als die darüber stehende freie Luft; im Winter ist es umgekehrt, da liegt die freie kältere, schwerere Luft über der wärmeren und leichteren Luft im Boden und verdrängt daher diese beständig.

Daraus möchte man nun schließen, daß Gasausströmungen im Boden im Winter weniger Gefahr bringen sollten, als im Sommer, während doch das Gegentheil der Fall ist.

Die Gefahr wäre im Winter wirklich geringer, wenn das Leuchtgas im Boden sich nach allen Seiten hin gleichmäßig verbreiten würde. Im Sommer erfolgt das wirklich, wie die Versuche von Belitschowsky ergeben haben; aber im Winter tritt der einseitige Zug der Grundluft nach den wärmeren Häusern hin sehr auffallend hervor. In einem Versuche im Winter zeigten die 1, 2 und 4 Meter vom centralen Einleitungsrohre entfernten Abaugrohre, welche in der Richtung nach Süden gegen den im Souterrain des Institutes liegenden Dampfkessel eingeschlagen waren, mit dem das ganze Gebäude beheizt wird, also nach dem Punkte hin, wo jedenfalls die meiste Wärme entwickelt wird, weitaus das meiste Gas.

Nimmt man aus den Zahlen von Belitschowsky das Mittel, so ergibt sich am ersten Tage der Einleitung für die Richtung

nach Süden	10,51
„ Osten	1,27
„ Norden	1,48
„ Westen	2,62 Tausendstel.

Am zweiten Tage der ununterbrochen fortgesetzten Einleitung zeigten sich in der Richtung nach Süden 23,61

„ Osten	2,50
„ Norden	6,92
„ Westen	4,33 Tausendstel Gas.

Man sieht deutlich, nicht nur wie vorherrschend der Zug des Gases nach einer bestimmten Richtung ist, sondern auch, daß am zweiten Tage bei der fortgesetzten Einleitung der Leuchtgasgehalt der Grundluft nach allen Seiten hin zugenommen hat, wenn auch in südlicher Richtung am meisten, woraus hervorgeht, daß so eine Gasausströmung im Boden immer gefährlicher wird, je länger sie dauert. Belitschowsky experimentirte mit Gas- mengen, welche gegenüber der Menge, die bei einem Rohrbruche in der

Straße ausströmt, nur sehr klein sind. Er leitete am 15. und 16. Februar während 34 Stunden 16 Minuten im Ganzen 6655 Liter Leuchtgas durch die Centralröhre in den Boden, also stündlich durchschnittlich 194 Liter, was nicht einmal dem Consum von zwei gewöhnlichen Gasflammen gleichkommt, den man zu mehr als 250 Liter für die Stunde rechnen darf. Bei einem Gasrohrbruche kann je nach der Größe des Rohres und der Größe des Bruches leicht das Zehn- und das Hundertfache ausströmen. Trotzdem zeigt sich schon bei dem Versuche von Welitschkowsky am zweiten Tage in der Richtung nach Süden ein mittlerer Gehalt der Grundluft an Leuchtgas von mehr als 20 Tausendstel, während in den übrigen Richtungen der Gehalt im Durchschnitt nicht über sechs Tausendstel geht.

Da das verwendete Leuchtgas 10 Procent Kohlenoxyd enthält, so berechnen sich für die südliche Grundluft bereits 2 Tausendstel (0,2 Procent) Kohlenoxyd.

Solche Luft wäre bei Fortsetzung des Versuches auch in das Haus gedrungen, sie wäre zwar nach den Versuchen von Gruber noch nicht tödtlich gewesen, aber sie hätte jedenfalls bereits Vergiftungssymptome an Menschen hervorgerufen, während die Luft nach Ost, Nord und West noch lange unschädlich geblieben wäre.

Im Sommer hatte sich das nämliche Stück Boden, als stündlich nur 157 Liter Leuchtgas eingeleitet wurden, ganz anders verhalten; da war der mittlere Gehalt der Grundluft in südlicher Richtung 4,64 Tausendstel Gas,

in östlicher	"	7,98	"	"
in nördlicher	"	5,95	"	"
in westlicher	"	4,16	"	"

Man sieht, um wie viel gleichmäßiger sich das Leuchtgas im Boden nach verschiedenen Richtungen im Sommer, als im Winter verbreitet. Im Sommer zeigt sich in südlicher Richtung nicht mehr Leuchtgas, als in anderen Richtungen. Süd, Nord und West weisen fast ganz gleiche Zahlen auf, nur Ost zeigt etwas mehr als die übrigen.

Daß die Verbreitung auch im Sommer keine absolut gleichmäßige ist, darf nicht befremden, denn es ist auch der Boden in seiner Ausdehnung nie ganz gleich beschaffen, sondern an einer Stelle lockerer und permeabler, als an anderen Stellen.

Welitschkowsky hat nur mit einer Bodenart, mit Münchener Straßeboden experimentirt, und es ist vorauszusetzen, daß anderer Boden, je nachdem er mehr oder weniger durchlässig ist, wieder etwas andere Verhältnisse ergeben wird; es wird auch ein Unterschied sein, ob die Oberfläche eines Straßebodens gepflastert, makadamisirt oder asphaltirt ist, oder wenn die Grundmauern eines Hauses durch einen Luftschaft vom Straßenkörper isolirt sind: — aber Eines bleibt gleich unter allen Umständen, nämlich, daß im Winter der Temperaturdifferenz entsprechend vom Hause mehr Luft aus dem Boden aspirirt wird, als im Sommer.

Die hier mitgetheilten Thatsachen dürften jedenfalls genügen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sich Leuchtgas im Winter ganz anders als im Sommer verbreitet.

Noch eine sehr wichtige Thatsache ist kurz zu erwähnen.

Es ist schon öfter vorgekommen, daß Menschen in ihren Wohnungen durch Gasausströmungen vergiftet wurden, ohne daß ein Gasgeruch im Hause wahrgenommen werden konnte.

Biesel und Polek haben experimentell nachgewiesen, daß Steinkohlengas, durch eine mit Boden gefüllte Röhre geleitet, jeden Geruch verliert, und zwar so lange, bis der Boden mit den riechenden Gasbestandtheilen bis zu einem gewissen Grade gesättigt ist. Sie haben so geruchsfrei gemachtes Gas untersucht und gefunden, daß es noch eben so viel Kohlenoxyd, also eben so viel Gift enthält, als das riechende Gas.⁸⁾

Dieser Umstand macht mithin die Leuchtgasausströmungen im Boden nur noch heimtückischer und gefährlicher. Wenn das Gas im Hause einmal gerochen wird, muß der Boden, durch den es strömt, schon nahezu mit den riechenden Stoffen gesättigt, muß also schon viel Gas durch ihn hindurch gegangen sein.

Wir kommen nun zur Beantwortung der praktischen Frage, was diese wissenschaftlichen Untersuchungen beitragen können, um Leuchtgas-Vergiftungen durch Rohrbrüche auf der Straße künftig sicherer als bisher zu verhindern?

Durch die Untersuchungen von Gruber sind die Wirkungsgrenzen des Kohlenoxyds und damit der Leuchtgase endlich mit einer für die Praxis hinreichenden Genauigkeit ermittelt. Bei Steinkohlengas, das in den meisten Fällen allein in Betracht kommt, darf man durchschnittlich das Zehnfache von den von Gruber für Kohlenoxyd gefundenen Grenzwerten rechnen.

Eine Luft, welche noch nicht ein ganzes Procent (0,7 Procent) Steinkohlengas enthält, eingeathmet, fängt schon an giftig zu wirken. Bis zu 4 Procent steigern sich die Symptome, aber die Vergiftung wirkt noch nicht tödtlich, selbst wenn solche Luft viele Stunden lang geathmet wird. Aber bei nur etwas höheren Concentrationen, zwischen 4 und 6 Procent Leuchtgas, kommt das Leben in höchste Gefahr und erlischt, wenn solche Luft nur eine Stunde lang geathmet wird, oder es treten dadurch Veränderungen im Organismus ein, welche den Tod nach sich ziehen, auch wenn die Kranken noch lebend wieder in reine Luft gebracht werden.

Es muß daher unser erstes Streben sein, Maßregeln zu treffen, welche eine zu große Concentration des Leuchtgases hintanhalten.

Die Concentration hängt nicht bloß von der Größe der Ausströmungsöffnung (des Rohrbruches), sondern auch von der Dauer der Ausströmung ab. Belitschowsky fand am zweiten Tage bei gleichbleibender Gas-Ausströmung nochmal so viel Leuchtgas in der Bodenluft als am ersten Tage. Es empfiehlt sich also auch, sobald man eine Undichtigkeit in einer Gasleitung gewahr

wird, nicht zu säumen, sondern so schnell als möglich zu handeln, um sie wieder dicht zu machen.

Um das Ausströmen von Leuchtgas qualitativ zu constatiren, genüge in der Regel schon der Geruch desselben, welcher weit unter der Grenze der Giftigkeit der Luftmischung wahrgenommen wird. Der Geruch zeigt daher rechtzeitig eine Gefahr an. Nur wenn Leuchtgas in den Boden ausströmt, werden ihm anfangs, bis der Boden mit den riechenden Bestandtheilen bis zu einem gewissen Grade gesättigt ist, diese entzogen. Dann ist das Gas zwar geruchlos, deshalb aber leider nicht weniger giftig; denn das giftige Kohlenoxyd ist geruchlos und wird vom Boden nicht absorbirt. Es kann daher vorkommen, wenn Steinkohlengas in einen Straßenboden ausströmt und in die nächsten Keller und Erdgeschosse dringt, daß Menschen davon erkranken, ohne daß im Hause Gasgeruch wahrgenommen wird.

In diesem Falle kann die physiologische oder vielmehr pathologische Wirkung des Kohlenoxyds als Anzeiger dienen. Wenn Personen, die sonst gesund sind, morgens mit heftigem Kopfschmerz und Uebelsein erwachen, wie z. B. die beiden Töchter der Caimi in Roveredo, so muß man an die Möglichkeit denken, daß geruchloses Leuchtgas von der Straße her im Spiele sein kann. Die Mutter Caimi glaubte den Kopfschmerz und das Unwohlsein ihrer Töchter nur vom Zimmerofen ableiten zu können. Hätte sie auch an die Möglichkeit von Leuchtgas gedacht, so hätten sie und ihre Kinder gerettet werden können.

Da wird vielleicht Mancher sagen, dieser Gesichtspunkt habe keinen praktischen Werth, denn man könne doch nicht in allen Fällen, wo Jemand mit einem unerklärlichen Kopfweh und Uebelsein in der Nacht oder Morgens aufwacht — was ja auch bei sogenanntem Katzenjammer der Fall ist — die Polizei in Bewegung setzen und auf der Straße die Gasleitung aufgraben lassen. Das ist auch nicht nothwendig, denn man kann sich sehr leicht und sehr schnell überzeugen, ob in einem solchen Schlafzimmer eine merkliche Menge Kohlenoxyd vorhanden ist oder nicht. Professor von Fodor hat für den Nachweis von Kohlenoxyd eine leicht ausführbare Methode entdeckt, welche noch einen Theil Kohlenoxyd in 20,000 Theilen Luft sicher anzeigt. An das Aufgraben der Gasleitung auf der Straße braucht man also erst zu gehen, wenn Kohlenoxyd in einer Zimmerluft constatirt ist, und dann ist das Aufgraben auch nicht mehr verfrüht.

Wer eine derartige Untersuchung auf Kohlenoxyd nicht anstellen kann oder anstellen lassen kann, vermag sich im zweifelhaften Falle doch leicht vor größerer Gefahr zu schützen, wenn er im Zimmer ein Fenster ganz oder theilweise offen hält, denn wir werden gleich sehen, wie wirksam eine nur etwas vermehrte Ventilation sein kann. Stellt sich dann nach ein oder zwei Tagen noch kein Geruch nach Leuchtgas im Zimmer ein, so darf man sicher sein, daß das Unwohlsein nicht von geruchlos gewordenem Leuchtgas herkam.

Aus allgemeinen physikalischen Gesetzen, sowie aus den experimentellen

Untersuchungen von Welitschkowsky geht zur Evidenz hervor, daß Leuchtgas-Ausströmungen in den Boden gerade zur Winterzeit, wo man am wenigsten an's Offenlassen von Fenstern denkt, für naheliegende beheizte Wohnungen am gefährlichsten sind. Beheizte Wohnungen saugen — wie schon gesagt — Luft aus dem Boden, und um so mehr, je besser Fenster und Thüren nach außen geschlossen sind.

Sobald in einem solchen Zimmer ein Fenster oder eine Thüre in's Freie geöffnet wird, läßt der Luftzug durch den Boden nach. Die nach dem Punkte des gestörten Gleichgewichtes drängende äußere Luft braucht nicht mehr durch den Boden in die Häuser zu ziehen, wo sie Gas mitnimmt, sondern geht den kürzeren und leichteren Weg durch die offenen Fenster und Thüren.

Dieser Zug der Luft durch den Boden in's Haus ist am stärksten bei der größten Temperatur-Differenz zwischen innen und außen, und in dem Maße, als diese Differenz wechselt, wechselt selbstverständlich auch die Menge Leuchtgas, welche mit der Grundluft in's Haus bringt und damit auch die Gefahr der Vergiftung. Diese Differenz hängt nun nicht bloß von der Temperatur im Hause, sondern ebenso von der äußeren Temperatur ab. Ein Zimmer kann auf ganz gleicher Temperatur bleiben, ja zeitweise sogar kühler werden und dann Leuchtgas doch in dem Maße mehr einströmen, als die äußere Luft kälter wird. Nehmen wir z. B. die gewöhnliche Zimmertemperatur zu 14° R. und die Temperatur der äußeren Luft zu 4° R. über Null, so haben wir eine Temperaturdifferenz von 10° . Sinkt aber die äußere Temperatur auf 4° unter Null, so haben wir eine Temperaturdifferenz von 18° , d. h. wir haben nun eine gleich um 80 Procent größere Temperaturdifferenz, als vorher. Nehmen wir den Fall, daß bei solcher Kälte die Zimmertemperatur von 14° auf 12° sinke, so haben wir immer noch eine um 60 Procent höhere Temperaturdifferenz, als wenn die Zimmertemperatur 14° bleibt und die Außentemperatur 4° über Null ist.

Da die Nächte in der Regel wesentlich kälter als die Tage sind, und noch dazu die Fenster und Thüren während der Nacht viel mehr geschlossen gehalten werden als am Tage, so erklärt sich daraus auch sehr einfach, warum die Unglücksfälle vorwaltend während der Nacht eintreten. Selbst in den seltenen Fällen, welche während der wärmeren Jahreszeit, im Sommer, vorkommen, muß eine Mitwirkung der größeren Temperaturdifferenz während der Nacht angenommen werden, da die Nachtluft selbst im Hochsommer gewöhnlich viel kühler als die Luft im Hause ist.

Diese Temperaturdifferenz ist auch Ursache, warum oft gerade ein Tag gefährlicher als der andere ist. Die beiden Schwestern in Roveredo waren drei Nächte hintereinander der Leuchtgasausströmung von der Straße her ausgesetzt, sie erkrankten zwar jede Nacht gleichmäßig, aber erst in der vierten tödlich sammt ihrer Mutter, trotzdem, daß gerade für diese Nacht das Zimmer Abends nicht mehr geheizt wurde. Cobelli führte an, daß es in dieser ver-

hängnißvollen Nacht sehr kalt geworden sei, so daß der Boden fest gefror. Man glaubte anfangs auch in Roveredo, daß das Gefrieren des Bodens das Unglück herbeigeführt habe, aber Cobelli trat meiner Ansicht bei, daß die plötzlich eingetretene Kälte in der Nacht die Aspiration des Hauses von Grundluft vermehrt habe.

In dem von Biesel und Poled in Breslau angeführten Falle war es gerade umgekehrt, wie in Roveredo. Da wurde der Castellan in einer Nacht getödtet und seine beiden Söhne, welche die darauffolgende Nacht in des Vaters Zimmer schliefen, erkrankten zwar, genasen aber, in frische Luft gebracht, rasch wieder. Ich möchte annehmen, daß in der zweiten Nacht entweder das Zimmer weniger geheizt war, als in der ersten, oder daß die äußere Luft wärmer, und so die Temperaturdifferenz kleiner war.

Sehr deutlich trat der Einfluß der Temperaturdifferenz in einem Falle hervor, den ich schon bei einer früheren Gelegenheit aus Augsburg mitgetheilt habe, und welchen mir der davon Betroffene, jetzt Herr Stiftsdecan Türkl in München, selber ausführlich und schriftlich mitgetheilt hat. Seine Hochwürden litt tagelang an einem ihm unerklärlichen Unwohlsein mit großer Eingenommenheit des Kopfes und allgemeiner Schwäche; wenn es kälter wurde, steigerte sich seine Krankheit, bei milderem Wetter wurde ihm wieder leichter. Der Arzt diagnostisirte Typhus. In einer Nacht war der Patient so hinsällig geworden, daß man das Aeußerste befürchten mußte. Als in diesem Zustande die Wirthin zu den drei Mohren, die selige Frau Deuringer, den kranken Herrn, der ihr Beichtvater war, besuchte, erkannte und erklärte diese sofort, daß Leuchtgas Ursache sein müsse, und daß der Kranke aus dieser Luft fortgebracht werden müsse. An Gas hatte bisher Niemand im Pfarrhose gedacht, das Haus hatte ja keine Gasbeleuchtung, und anfangs kam das Gas wahrscheinlich ganz geruchlos durch den Boden in's Haus und vergiftete Herrn Türkl. Als es schließlich etwas nach Gas roch, leitete man den Geruch von anderen Dingen ab. Der Arzt widersetzte sich dem Verlangen der Frau Deuringer, weil der Kranke so schwer darniederliege, daß er nicht transportabel sei, aber die energische Frau ließ sich nicht irren machen, ließ eine Chaise anspannen, ihren geistlichen Herrn hineintragen und in einem anderen Pfarrhose abladen. Auf dem nicht langen Wege von St. Ulrich bis in den Dompfarrhof erholte sich der Patient schon so weit wieder, daß er selbst aus dem Wagen steigen und die Treppe hinauf gehen konnte.

Dieser Fall ist auch deshalb lehrreich, weil er ferner deutlich zeigte, daß sich das meiste Gas immer nach dem relativ wärmsten Theile des Hauses zieht. Derartige Vergiftungen kommen überhaupt nur in Keller- und Erdgeschoßwohnungen vor, im ersten und in höheren Stockwerken sind sie noch nie beobachtet worden. Neben Herrn Türkl, der sein Zimmer gern warm hatte, wohnte noch ein anderer Priester im Pfarrhose von St. Ulrich, der so lange gesund blieb, als Herr Türkl in seinem Zimmer krank lag und recht warm gepflegt wurde. In der Nacht nun, die auf den Auszug des

Kranken folgte, erkrankte dieser Priester an denselben Symptomen, wie Herr Türk. Als nämlich Türk's Zimmer nicht mehr geheizt wurde, sondern vielmehr behufs Lüftung die Fenster offen blieben, war das seines Nachbarns das relativ wärmste im Erdgeschoß und zog sich nun das Leuchtgas vorwaltend nach diesem. Inzwischen hatte man den Bruch der Gasröhre auf der Straße gefunden und war die Ursache alles Uebels bald beseitigt.

Aus diesen Thatfachen ersieht man, daß praktisch Alles darauf ankommt, den Zug der Grundluft nach den Häusern hin aufzuheben, oder doch möglichst zu verringern, und die in's Haus dennoch eindringende gashaltige Bodenluft möglichst zu verbünnen. Die beiden Zwecke sind durch höchst einfache Mittel zu erreichen. Wenn man in den bedrohten Wohnräumen ein Fenster, oder auch nur den oberen Theil eines Fensters öffnet, so sinkt nicht nur die Temperatur-Differenz und schon damit die Menge Leuchtgas, die in's Haus gezogen wird, sondern es wird auch der Luftwechsel im Zimmer ein viel directerer und größerer und wird das in's Haus strömende oder schon darin befindliche Gas mehr verbünn't und kann der Kohlenoxydgehalt der Luft unter die Grenze der Giftigkeit, wenigstens unter die Grenze der Tödtlichkeit sinken.

Wie wirksam da selbst verhältnißmäßig kleine Oeffnungen sein können, geht aus einem Falle hervor, den jüngst Dr. Wolffberg aus Bonn mitgetheilt hat, der auch insofern interessant ist, als er einer der seltenen Fälle ist, die im Sommer vorkommen. In einer Seitenstraße der Kölner Chaussee brach im Juni dieses Jahres ein Gasrohr von 10 Centimeter Durchmesser ganz ab und ließ selbstverständlich beträchtliche Mengen Leuchtgas in den Straßenkörper ausströmen. Das Gas fand in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni seinen Weg nach einer nicht unterkellerten Wohnung im Erdgeschoße, einer kleinen Wohnung aus zwei Zimmern. In einem schlief eine Wittve, im anderen zwei Altermiether oder Zimmerherren. Da die Bewohner morgens kein Lebenszeichen gaben, wurde mit Gewalt in die Wohnung gedrungen. Man traf die drei Personen anscheinend leblos, brachte sie sofort in's Freie und dem herbeigeeilten Arzte gelang es, die Wittve und den einen Zimmerherrn wieder in's Leben zu rufen, der andere, ein schwächlicher junger Mann blieb todt. Auffallend ist, daß gerade die Frau am wenigsten schwer erkrankte, obschon nach ihrem Zimmer die stärkste Gasausströmung erfolgt war: eine zufällig zerbrochene Fenster Scheibe in diesem Zimmer hatte der Frau das Leben gerettet.

Diesen Untersuchungen und Thatfachen gegenüber werden nun wohl auch die Gastechner und Polizeibehörden ihre bisherigen Maßregeln ändern müssen. Bisher galt es für's Erste, wenn man es mit dem Bruch einer Gasröhre auf der Straße zu thun hatte, daß man aufzugraben, und nach der undichten Stelle zu suchen begann. War sie gefunden, was unter Umständen länger als 24 Stunden dauern kann, so wurde der Leck wieder gedichtet und damit glaubte man, alle Pflicht gethan zu haben. Daß das aber nicht immer vor schwerem Unglück schützt, zeigt ein Fall, der sich vorigen December in München

zugetragen hat. In der Lindwurmstraße war eine Gasröhre gebrochen und das Gas strömte eine Zeit lang in den Straßenkörper aus. Als man die lecke Stelle gefunden hatte, verstopfte man sie Abends kunstgerecht, um am nächsten Tage die schadhafte Röhre durch eine neue zu ersetzen. Damit glaubte man alle Gefahr beseitigt zu haben. In der darauffolgenden Nacht trat vermehrte Kälte ein. Nahe der Bruchstelle im Erdgeschoße eines Hauses wohnte eine Frau, die einen kleinen Krämerladen darin betrieb, mit ihrem achtzehnjährigen Sohne, der sich zum Künstler ausbildete und zu den schönsten Hoffnungen berechnete. Als morgens der Laden nicht geöffnet wurde und auch auf Läuten und Rufen aus der Wohnung Niemand hervorkam, drang man gewaltsam ein. Die Mutter lag, den Kopf mit einem nassen Tuche eingebunden, todt im Bette. Der Sohn, den die Bewohner des oberen Stockwerkes noch Abends 10 Uhr hatten Zither spielen hören, lag ganz angekleidet todt auf dem Boden. Keines der Weiden konnte mehr zum Leben gebracht werden. Die Mutter scheint schon beim Schlafengehen an dem Kohlenoxydkopfschmerz gelitten zu haben und der Sohn suchte sich wahrscheinlich das erste Unbehagen der Vergiftung zu verschreiben durch Musik, verlor aber auch bald die Fähigkeit für coordinirte Bewegungen, gleich den Kaninchen Grubers, stürzte nieder und mußte liegen bleiben, um nie mehr aufzustehen. Der Ofen im Zimmer war morgens zwar kalt, aber wahrscheinlich hatten sich abends zuvor die Leute wegen der Kälte noch gut eingeheizt. Der Ofen hatte guten Zug und die Rauchrohrklappe war nicht geschlossen, somit eine Vergiftung durch Kohlendunst nicht möglich. Es war also auch nach dem Verstopfen der gebrochenen Gasröhre noch so viel Leuchtgas in der Grundluft des Straßenkörpers geblieben, daß die Menge zu der für das Unglück nöthigen Concentration von Kohlenoxyd im Zimmer ausreichte. Hätten die Leute Abends eingeheizt und ein Fenster, vielleicht nur den oberen Theil eines Fensters aufgemacht, so hätten sie vielleicht einen Katarrh riskirt, wären aber nicht an Kohlenoxyd gestorben, das im Blute der Leichen thatsächlich nachzuweisen war.

Der überlebende Gatte und Vater, welcher in der Unglücksnacht nicht zu Hause schlief, scheint die richtige Empfindung davon gehabt zu haben, daß solche Unglücksfälle nicht naturnothwendig sind, daß sie zu vermeiden gewesen wären, denn er strengte gegen die Gasanstalt einen Proceß wegen fahrlässiger Tödtung und auf Schadenersatz an. Der Staatsanwalt verhörte auch die mit den betreffenden Arbeiten betrauten Gasstechniker, die aber nachweisen konnten, daß sie Alles gethan hatten, was vorgeschrieben ist. Uebrigens zeigt dieses Vorgehen bei Gericht, daß die Menschen es sich künftig nicht mehr so ruhig werden gefallen lassen, wenn ihre Angehörigen durch Gasröhrenbrüche auf der Straße über Nacht zu Grunde gehen.

Gestützt auf Erfahrung und Experiment komme ich zu einem ganz andern prophylaktischen Mittel, als man bisher gebrauchte, indem ich nun vorschlage, wenn es sich um Bruch oder sonstige Undichtigkeit eines Gas-

rohres auf der Straße handelt, noch ehe man an das Ausgraben und das Suchen nach der undichten Stelle geht, in den nächstgelegenen Häusern die Fenster in Kellern und Erdgeschloßwohnungen ganz oder theilweise zu öffnen und offen zu halten, bis der Leck wieder gedichtet und wenigstens die größere Menge des ausgeströmten Leuchtgases wieder aus dem Boden verschwunden ist, was im Winter viel schneller, als im Sommer der Fall sein wird. Nur wo die Häuser bis zur Kellertiefe durch einen nach oben offenen Luftschacht vom Straßenkörper getrennt sind, kann diese Vorsichtsmaßregel überflüssig sein.

Das ist ein höchst einfaches Mittel, welches aber rechtzeitig angewendet viel Unglück verhüten wird, und ohne die vorhin mitgetheilten, umständlichen und langwierigen Untersuchungen im Laboratorium wäre ich nicht zu einem so einfachen Vorschlage gelangt.

Simplicitas sigillum veritatis.

Wie schon Eingang erwähnt, habe ich die Leuchtgasvergiftung, die eine einfache und längst bekannte Thatsache ist, nur als Beispiel gewählt, um darzuthun, nicht nur wie interessant, sondern auch wie nützlich es sein kann, wenn die Wissenschaft sich mit Gegenständen der Praxis und der Technik befaßt. Die Wissenschaft bringt immer neue Gesichtspunkte in jedes Gebiet, in welches sie eindringt, und zwingt uns oft, gerade das Gegentheil von dem anzunehmen, was wir bis dahin geglaubt hatten. Was schien sicherer zu sein, als daß sich die Sonne am Himmelsbogen über uns hin bewegt, daß sie auf und untergeht, bis die Wissenschaft der Astronomie bewiesen hat, daß es umgekehrt sei, daß die Sonne still steht und die Erde geht. So werden wir auch in der Gesundheitstechnik, wenn sie wissenschaftlich durchdrungen sein wird, gar Vieles einmal anders ansehen, als jetzt, und werden auch oft gerade das Gegentheil von dem thun, was wir bisher gethan haben, um unsere Gesundheit zu erhalten und zu vermehren.

Damit aber die wissenschaftliche experimentelle Hygiene sich zu entwickeln vermag, müssen wir ihr Arbeitsstätten errichten, wo die Hygieniker von Fach ihre Untersuchungen ausführen können, gerade so wie man für die Astronomen Sternwarten eingerichtet hat.

Die Hygiene ist ein Theil der Medicin und wird und muß es auch bleiben. Die Entwicklungsstätten der wissenschaftlichen Medicin haben ihre Sitze in den Universitäten, in den medicinischen Facultäten gefunden und die Hygiene, wenn sie sich gleich andern medicinischen Fächern entwickeln soll, bedarf ebenso ihre Vertretung und Pflege in den Facultäten, wie Anatomie, Physiologie, Pathologie, Pharmacologie und die Kliniken.

Nun kommt aber noch hinzu, daß bei der Hygiene nicht bloß die Medicin, sondern auch die Staatsverwaltung in hohem Grade interessiert ist. Es läßt sich kein geordneter Staat denken, ohne auf die Gesundheitspflege Rücksicht zu nehmen. Bisher betrachtete die Medicin als ihre wesentlichste Aufgabe weniger die Verhütung als die Heilung der Krankheiten, aber die Staats-

verwaltung drängt jetzt immer mehr auch nach der hygienischen Richtung, und mit vollem Rechte, denn die Gesundheit ist ein hohes wirtschaftliches Gut, und wenn sie auch nicht unser höchstes Gut ist, wenn wir unter Umständen auch Leben und Gesundheit für höhere ideale Zwecke freudig zum Opfer bringen, so müssen wir sie doch immer unter unsere höchsten Güter rechnen. Seit unter den Staatsrechtslehrern und National-Ökonomen Lorenz von Stein mit so viel Einsicht und Energie für das Gesundheitswesen und die Nothwendigkeit seiner weiteren Entwicklung im Staate eingetreten ist, wird es den Verwaltungsbeamten immer klarer, daß die Medicin auch für die Hygiene ernstlich zu sorgen habe, denn die Hygiene muß die technische Grundlage für alle Bestrebungen des Staates auf dem weiten Gebiete der Gesundheitswirtschaft werden, ähnlich wie die Nationalökonomie die Grundlage für die Wirtschaftslehre mit anderen Gütern geworden ist.

Lorenz von Stein hat es mit Recht als einen großen Fortschritt der deutschen Reichsverwaltung begrüßt, daß ein kaiserliches Gesundheitsamt errichtet wurde, das wie alles Neue auch seinen Kampf um's Dasein zu bestehen hatte und theilweise noch zu bestehen hat¹⁾. Bei der vorerst noch geringen Entwicklung der hygienischen Wissenschaft sah ich voraus und habe es bei einer officiellen Gelegenheit seinerzeit auch ausgesprochen, daß das Gesundheitsamt, obschon zunächst nur für Verwaltungsmaßregeln bestimmt, doch eines experimentellen Apparates, einer Art hygienischen Institutes nicht werde entbehren können.

Und so ist es auch gekommen: Geheimer Rath Dr. Struß ist in dieser Richtung vorgegangen. Gerade die rein wissenschaftlichen, eigentlich akademischen Arbeiten des deutschen kaiserlichen Gesundheitsamtes haben seine Errichtung auf das Glänzendste gerechtfertigt. Die wichtigen Entdeckungen von Robert Koch über pathogene Bacterien, die Arbeiten von Koch und Wolffhügel über Desinfectionsmittel haben die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen.

Gerade diese Erfolge des Gesundheitsamtes scheinen mir laut zu predigen, daß die Universitäten, die medicinischen Fakultäten nicht länger säumen sollten, der wissenschaftlichen Hygiene Heimstätten und Arbeitsplätze zu errichten. Das hygienische Institut des Gesundheitsamtes kann den zahlreichen vorliegenden Aufgaben ebensovienig genügen, als es genügt hätte, wenn man für Entwicklung der Anatomie oder Physiologie in ganz Deutschland nur eine anatomische Anstalt, nur ein physiologisches Institut errichtet hätte.

Es war nothwendig, daß jede Universität — ganz abgesehen vom Lehrzwecke — ein solches Attribut hatte, und die Universitäten werden es, soweit auch die Fächer bereits entwickelt sind, auch noch ferner nothwendig haben. Wie viel mehr ein bisher so stiefmütterlich behandeltes Fach, wie die Hygiene!

Ganz ihrem Zwecke dienende hygienische Institute sind mir an deutschen Universitäten vorläufig nur sehr wenig bekannt — in München — Dank der Munificenz des Königs von Bayern — besteht eines, eines unter Pro-

essor Hofmanns Leitung in Leipzig und eines beginnt eben unter Professor Flüggés Leitung sich in Göttingen zu entwickeln. Alle haben vollauf zu thun, sowohl für den Unterricht der Aerzte, als auch für die hygienische Forschung, die ja in sehr verschiedene Richtungen zu gehen hat. Man glaube nicht, daß Eine Stelle und Eine Arbeitskraft Alles bewältigen könne. Wenn ich z. B. auch annehme, daß die so wichtige Bacterienfrage mit ihren hygienischen Consequenzen ganz allein vom Reichsgesundheitsamte vollständig gelöst würde, so bleibt noch eine Unzahl anderer Fragen übrig, wie ich heute an einem kleinen unscheinbaren Beispiele zu zeigen mich bemüht habe.

Die Medicin hat die heilige Pflicht, der Staatsverwaltung durch Entwicklung der hygienischen Wissenschaft in Allem stets sicherere Grundlagen für Maßregeln zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit zu liefern, denn das sind die theuersten Recepte, welche verschrieben werden, die nicht der Apotheker, sondern der Staat zu machen, aber auch zu bezahlen hat. Da sollte nur verordnet werden, was wirklich hilfreich ist, — da sollte man nicht bloß zum Schein oder bloß zur Beruhigung der Gemüther etwas thun.

Ich schließe mit dem von mir schon oft und an verschiedenen Orten ausgesprochenen caeterum censeo: die medicinischen Facultäten möchten durch Errichtung von Lehrstühlen und Laboratorien und Besetzung derselben mit arbeitsfähigen Lehrkräften für die weitere Entwicklung der wissenschaftlichen, experimentellen Hygiene Sorge tragen. Nachdem vom Bundesrathe die Hygiene als Gegenstand in die neue Prüfungsordnung für die Aerzte Deutschlands aufgenommen und die kaiserliche Verordnung darüber erschienen ist, hoffe ich zuversichtlich, daß nun endlich die Zeit für Erfüllung dieses meines sehnlichsten Wunsches gekommen sei.

Citate.

- 1) Vergiftung der Familie Caimi durch Leuchtgas. Von Dr. Ruggero Cobelli, Bezirksarzt in Roveredo. Zeitschrift für Biologie, Bd. XII. (1876) S. 420.
- 2) Vergiftung mit Leuchtgas. Von Dr. Jacobs. Berliner Klinische Wochenschrift 1874. S. 322.
- 3) Ueber Kohlenbunt- und Leuchtgas-Vergiftung. Von Biesel und Polek. Zeitschrift für Biologie Bd. XVI. (1880) S. 314.
- 4) Ueber den Nachweis und die Giftigkeit des Kohlenoxyds und sein Vorkommen in Wohnräumen. Von Dr. Max Gruber, Docent der Hygiene an der Universität Wien. Archiv für Hygiene. Bd. I. S. 168.
- 5) Leuchtgasvergiftung nach Bruch des Straßenrohrs. Von Dr. E. Wolffberg, Privatdocent in Bonn. Archiv für Hygiene. Bd. I. S. 267.
- 6) Ueber die Permeabilität des Bodens für Luft. Von Dr. Friedrich Kent, Docent der Hygiene an der Universität München. Zeitschrift für Biologie. Bd. XV (1879) S. 226.
- 7) Experimentielle Untersuchungen über die Verwendung des Leuchtgases und des Kohlenoxyds im Erdboden. Von Dr. D. Belitschkowsky. Archiv für Hygiene. Bd. I. S. 210.
- 8) Siehe Biesel und Polek. Zeitschrift für Biologie. Bd. XVI.
- 9) Das Gesundheitswesen. Von Dr. Lorenz von Stein. Zweite Auflage.



Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration.

Von



Das geistige Leben Frankreichs zur Zeit der Restauration ist in entscheidender Weise beeinflusst worden durch eine Schule, die man die theologische, die ultramontane oder die Schule der Offenbarung nennt*). Auf den verschiedensten Gebieten läßt sich diese Thatsache nachweisen. Die Entwicklung der Philosophie sowohl als die der schönen Literatur, der Staatswissenschaft, der Politik bis zur Juli-Revolution legen Zeugniß dafür ab.

Die Führer der Schule, die Bonalds, die Maistre und Lamennais, haben also unzweifelhaft eine historische Bedeutung. Eine bloße Würdigung dieser letzteren würde aber nicht ausreichen, um ein vollständiges Urtheil über sie zu gewinnen. Auch ein dogmatisches Interesse dürfen jene Denker beanspruchen, weil sich an ihre Namen der beachtenswerthe Versuch knüpft, ein theologisches System philosophisch zu begründen.

Man hat das bestritten. In Taine's „*Philosophes du XIX. siècle*“ beispielsweise wird weder Maistre, noch Bonald, noch Lamennais genannt, und der berühmte Positivist hat ausdrücklich erklärt, er könne dieselben als Philosophen nicht anerkennen. Indes, eine so summarische Aburtheilung läßt sich, abgesehen davon, daß sie unpolitisch ist, vom wissenschaftlichen Stand-

*) M. Ferraz. *Histoire de la philosophie en France au XIX. siècle. Traditionalisme et Ultramontanisme.* Paris 1880. Préface; und Buckle, *Miscellaneous and Posthumous Works.* London 1872, Vol. I p. 283.

punkt aus nicht rechtfertigen. Wenngleich das System der genannten Theologen inhaltlich mit den Lehren zusammenfällt, zu denen sich das Mittelalter bekannt hat, so besteht doch zwischen Beiden ein schwer wiegender Unterschied betreffs der Grundlagen, auf welche sie sich stützen, und der Führer der Schule, welcher Taine angehört, August Comte, zählt daher mit Recht den „berühmten“ Verfasser der *Soirées de St. Pétersbourg* zu den „Denkern des modernen Frankreichs“^{*)}. Die Theologie des Mittelalters argumentirt nicht; ihr ist der Glaube die einzige Quelle menschlicher Erkenntniß, und auf diese allein recurirt sie, um ihren Lehren Eingang zu verschaffen. Die französischen Traditionalisten des 19. Jahrhunderts appelliren außer an den Glauben auch an die Vernunft des Menschen; sie suchen zu überreden, aber daneben auch zu überzeugen.

Das gilt insbesondere von ihrer Staatslehre, deren wesentlichste Grundzüge im Folgenden dargelegt werden sollen.

Zwei Punkte in dieser Lehre sind vornehmlich charakteristisch. Für die richtige Würdigung derselben bedarf es hier zunächst einiger allgemeinen Erörterungen.

Es wird vielfach behauptet und vielfach geglaubt, daß die theologische Staatslehre die sicherste Stütze der Monarchie sei, und von den französischen Theologen sind allerdings mehrere für das monarchische Princip eingetreten; die de Maritres, die Bonalds und Andere vertheidigen sogar das absolute Königthum. Aber ihr Parteinahme erinnert an die der „Missionnaires“, wie Béranger sie charakterisirt:

„Par Ravallac et Jean Châtel,
Plaçons dans chaque prône,
Non point le trône sur l'autel,
Mais l'autel sur le trône.
Comme aux bons temps féodaux,
Que les rois soient nos bedeaux.

Das monarchische Princip ist ferner auch kein Essentielle des theologischen Staatsrechts. Die hier in Rede stehende Schule hat dasselbe zu Gunsten der Lehre von der Volkssouverainität aufgegeben, so oft die Lektüre sich als die für die kirchlichen Interessen vortheilhaftere erwies. Nicht minder haltlos ist der von den französischen Theologen zur Zeit der Restauration mit Vorliebe aufgestellte Satz, daß überhaupt ein geordnetes Gemeinwesen nicht anders bestehen könne, als auf der Grundlage der theologischen Theorie.

Das Argument war geschickt gewählt, und die Theologen haben es verstanden, demselben Nachdruck zu geben durch sensationelle Schilderungen der Gefahren, mit denen jede von der kirchlichen Tradition losgelöste Lehre den Staat bedrohen müsse. In einem Brief an die Gräfin Senfft prognosticirt Lamennais, daß, wenn die Welt sich nicht bekehre, man von Cadix bis

*) Cours de philosophie positive. 46ième leçon, Tom. IV.

St. Petersburg in Blut waten werde. Die Gesellschaft, schreibt er ein anderes Mal, gleicht einem Meer am Beginn eines furchtbaren Sturmes; man hört eigenthümliche Töne, die Wellen überstürzen sich, am Himmel zeigt sich ein fahler Schein, alles Lebende flieht; es hat das Gefühl des nahenden Todes*).

Auf ein Volk, das durch die Schrecken der Revolution, durch die Leiden der Kaiserzeit in einen perpetuirlichen Zustand hochgradiger Nervosität versetzt worden war, mußte eine solche Beweisführung überzeugend wirken. Aber die Ueberzeugung schwindet, sobald man eine unbefangene Prüfung anstellt, und macht der Einsicht Platz, daß die theologische Theorie nicht nur keine Garantie für den Bestand der staatlichen Ordnung gewährt, sondern vielmehr eine stete Gefährdung derselben in sich birgt.

Wollte man sich dafür auf die Geschichte berufen, wollte man insbesondere gegen die theologische Schule unter der Restauration geltend machen, daß ihr scharfsinnigster und gedankenreichster Vertreter, Lamennais, als Anhänger der denkbar staatsfeindlichsten Lehre, des Socialismus, geendigt hat, so würde hiergegen doch immer noch die Replik offen bleiben, daß man sich nicht, um ein System anzugreifen, auf die Irrthümer berufen dürfe, welche politische Leidenschaften einzelner Individuen in dasselbe hineingetragen haben. Eine zwingende Widerlegung des Ultramontanismus ist nur durch den Beweis möglich, daß seine wesentlichsten Grundsätze vermitteltst einer rein logischen Entfaltung, also auf einem Wege, der gegen jede störende Einwirkung subjectiver Anschauungen und Urtheile gesichert ist, zu Folgerungen führen, welche der Staat, ohne die Bedingungen seiner Existenz zu gefährden, nicht acceptiren kann.

Eine solche Deduction läßt sich nun in der That erbringen.

Der weltliche Souverain, lehrt die theologische Schule, ist dem göttlichen Gesetz unbedingt unterworfen. Die Kirche ist von Christus selbst zum „Depositar“ des göttlichen Gesetzes bestellt. Daraus ergiebt sich, daß, wenngleich die weltliche Souverainität ebenso wohl wie die geistliche göttlichen Ursprungs ist, doch der Inhaber der letzteren über dem weltlichen Herrscher steht. Diese Superiorität folgt außerdem auch daraus, daß die Kirche die Heiligung des Lebens und die ewige Seligkeit, die bürgerliche Gesellschaft dagegen nur das zeitliche Gedeihen des Menschen bezweckt. Lamennais zieht daher nur eine Folgerung aus den Grundprincipien der theologischen Staatslehre, indem er behauptet: „So hoch die Seele über dem Körper steht, so hoch steht das Priesterthum über dem weltlicher Regiment.“

Als Depositar der göttlichen Gebote hat die Kirche nicht nur das Recht und die Pflicht darüber zu entscheiden, inwiefern der weltliche Souverain dieselben nachachtet; sie ist im gegebenen Fall auch befugt und gebunden, den Kaiser zum Gehorsam gegen Gott zu zwingen. In der Consequenz

*) Lamennais' Correspondenz, herausgegeben von E. D. Forgues Paris 1863 Tom. I pp 229, 241, 246, 249, 269, 331.

dieser Sätze liegt das Recht, die erforderlichen Executionsmittel gegen einen renitenten Inhaber der Souverainität anzuwenden, äußersten Falles also in majorem Dei gloriam den Unterthanen die Auflehnung gegen das weltliche Regiment vorzuschreiben. Es ist wiederum nur ein aus der theologischen Staatslehre sich ergebendes logisches Postulat, das Lamennais aufstellt, wenn er erklärt, sobald der Kaiser sich der Gewalt, von der er herstamme, nicht füge, „dürfe und müsse das unterdrückte Volk seinerseits von der ihm innewohnenden Kraft Gebrauch machen um seinen wahren Souverain zu vertheidigen.“

Man hat es versucht — und auch französische Theologen haben sich daran betheiligt — die Lehre von der Superiorität des geistlichen Schwertes von dem Obium, als ob sie den Staat gefährdete, dadurch zu befreien, daß man zwei Herrschaftsgebiete unterschied, von denen das eine der weltlichen, das andere der kirchlichen Autorität unterstellt sein sollte. Jeder Möglichkeit eines Conflictes zwischen weltlicher und geistlicher Souverainität, behauptete man, wird vorgebeugt durch die Lehre von der Trennung von Kirche und Staat, und die Behauptung verdient um so mehr Beachtung, als sie nicht etwa nur von Theologen vertreten wird, sondern überall da Anhänger gefunden hat, wo eine verschwommene Ideologie jede positive Auffassung staatsrechtlicher Fragen unmöglich macht, oder wo staatsfeindliche Gesinnung nach einer passenden Deckung für ihre anarchische Pläne sucht. Für den träumerischen Ideal-Politiker ist Trennung zwischen geistlicher und weltlicher Souverainität ein wesentlicher Bestandtheil der Rechtsstaats-Theorie, und mit diesem Argument tritt er für sie ein; die radicalen und ultramontanen Gegner des Staates dienen ihm bereitwillig als Secundanten, weil sie sich bewußt sind, daß jeder Schritt zur Verwirklichung des „Rechtsstaates“ sie ihren Zielen näher bringt.

Bisher ist es noch niemals gelungen, die Rechtssphäre der kirchlichen und die der weltlichen Autorität so gegen einander abzugrenzen, daß eine juristische Garantie für ein friedliches Zusammenleben Beider geschaffen worden wäre, und insbesondere hat, wie die folgende Darstellung ergeben wird, die theologische Schule in Frankreich für die Lösung des Problems nichts geleistet. Die Lehre von der Trennung von Kirche und Staat läßt sich indeß ebenso wenig wie die soeben besprochene Behauptung von dem staats-erhaltenden Charakter der theologischen Theorie durch geschichtliche Thatsachen widerlegen. Die Theologen könnten sich auch hier hinter den Vorwand zurückziehen, daß das Mißlingen aller bisherigen Versuche, eine solche Trennung zu verwirklichen, auf das schwache Können oder auf das böse Wollen der betheiligten Individuen zurückzuführen wäre. Zwingend ist wiederum nur die Deduction; es muß nachgewiesen werden, daß aus aprioristischen Gründen eine Grenzziehung zwischen Staat und Kirche unmöglich ist.

Die fragliche Lehre wird, wie erwähnt, von den gläubigen Verehrern der Rechtsstaats-Theorie für eine Consequenz der letzteren ausgegeben, und

in der That stehen beide im engsten Zusammenhang. Nach der Rechtsstaats-theorie ist der Staat gebunden „die Bahnen und Grenzen seiner Wirksamkeit wie die freie Sphäre seiner Bürger in der Weise des Rechts genau zu bestimmen und unverbrüchlich zu sichern.“ Wenn hiernach das Individuum einen Anspruch darauf hat, daß der Staat sein Herrschaftsgebiet abgrenze, so muß derselbe auch der Kirche zugestanden werden. Ist die „Bestimmung der Bahnen und Grenzen der Wirksamkeit des Staates“ ein wesentlicher Theil des öffentlichen Rechts, so kann die Berechtigung der Kirche, auf einem gewissen Gebiet in absoluter Unabhängigkeit zu schalten und zu walten, nicht bestritten werden. Eine Einschränkung würde sich höchstens im Interesse des Individuums nach der Richtung hin rechtfertigen lassen, daß, um die Freiheitsphäre desselben zu sichern, der Staat die Kirche an der Anwendung von Zwangsmaßregeln gegen seine Angehörigen verhinderte.

Der Satz, daß das Gebiet des staatlichen Regiments abgegrenzt werden müsse, hat auf den ersten Blick etwas Einleuchtendes und mag sich auch vom philosophischen Standpunkt aus als eine Forderung der Gerechtigkeit debuciren lassen; aus einem sehr einfachen Grunde aber ist er praktisch undurchführbar, und daher auch jede Theorie, die ihn zum Ausgangspunkt nimmt, hinfällig.

Man hat gegen die Lehre vom Rechtsstaat neuerdings geltend gemacht, der Staat sei eine historische Thatsache, eine factische Herrschaft, welche von jeher Recht und Rechtsphären erzeugt habe und solche immerfort neu in's Leben rufen werde, die aber selbst nur Thatsache sei, keinerlei Recht zu ihrer Voraussetzung habe und über dem Recht stehe. Für die Sicherung und Befestigung des Staatsbegriffs, auf welche diese „realpolitische“ Auffassung hinausgeht, läßt sich indeß aus derselben nicht nur nichts entnehmen, sie enthält im Gegentheil mindestens ebenso große Gefahren für den Staat wie die Theorie, gegen welche sie gerichtet ist. Denn, wenn wirklich das Gemeinwesen nichts anderes wäre als eine durch eine organisirte Vielheit über eine andere Vielheit ausgeübte thatsächliche Herrschaft, so würde eine jede Verschiebung der Gewalt von der einen auf die andere Seite eine Neugestaltung der staatlichen Ordnung bedingen, und damit wäre nothwendig ein Zustand fortwährender Umwälzungen gegeben. Abgesehen davon ist die in Rede stehende Auffassung auch so offenkundig falsch, daß sie nirgends Gläubige finden wird. Es ist absolut unmöglich, daß das staatserhaltende Princip in der physischen Ueberlegenheit liegt; das Problem des Staates ist psychologischer Natur. „Der Sultan von Egypten“, sagt Hume in seiner Untersuchung über die letzten Stützen der Regierungsgewalt, „der Kaiser von Rom mag seine harmlosen Unterthanen wie blödes Vieh gegen ihr Gefühl und gegen ihre Neigung vor sich hertreiben — zum Wenigsten muß er seine Mameluken und Prätorianer wie Menschen leiten, nämlich durch Einwirkung auf ihren Willen — by their opinion“.

Der Staat ist nicht die Herrschaft der stärkeren Creatur über die schwächere, sondern muß aus der geistigen Natur des Menschen erklärt

werden; aber auch unter diesem Gesichtspunkt beurtheilt erweist sich die Lehre von Rechtsstaat als unrealisierbar.

Die Versuche, das staatlich geordnete Zusammenleben der Menschen als eine psychologische Thatsache zu erklären, lassen sich unter drei Kategorien subsumiren. Der Nationalismus gelangt zum Begriff des Staates mit Hilfe des ihm eigenthümlichen erkenntnistheoretischen Princips des *continuo ratiocinationis filo deducere*; ihm ist der Staat ein Postulat der reinen Vernunft. Eine, zweite unter den verschiedensten Namen weit verbreitete Schule knüpft ihre Theorie an die dem Menschen angeblich innewohnende Vorstellung des Gerechten an; sie sucht nachzuweisen, daß der Staat die nothwendige Voraussetzung sei, um der Gerechtigkeit die Herrschaft über die Menschen zu sichern. Der Utilitarier endlich sieht das staatsershaltende Princip darin, daß ein geordnetes Zusammenleben die vernünftigste Form ist, in der der Kampf um's Dasein geführt werden kann, weil sie die sichersten Garantien für die Erhaltung des Individuums gewährt.

Je nachdem man von der einen oder der anderen dieser Begriffsbestimmungen ausgeht, gelangt man zu einer verschiedenen Auffassung über die Zwecke, „welche der Staat zu verfolgen hat. In jedem Falle aber lassen sich dieselben nur in so allgemeinen Umrissen bestimmen, daß es unmöglich ist, a priori das Quantum der dem Staat zur Verfügung zu stellenden Machtbefugnisse abzumessen, und, selbst wenn eine specificirte Zweckbestimmung ausführbar wäre, so würde doch damit kein irgendwie sicherer Anhalt für die Abgrenzung der staatlichen gegenüber der Rechtssphäre des Individuums gewonnen sein. Die Mittel, welche für die Lösung der staatlichen Aufgaben erforderlich sind, müssen sich den wechselnden Verhältnissen anpassen und sind daher, wie diese letzteren, dem Wechsel unterworfen. Eine Vor- ausberechnung der Verhältnisse ist aber absolut ausgeschlossen, weil der Factor, der in erster Reihe ihre Gestaltung bestimmt, der menschliche Wille, keinem erkennbaren Entwicklungs-Gesetz unterliegt, weil seine Wirkungsweise sich also jeder mathematischen Behandlung entzieht, — und deshalb wird es auch für immer ein hoffnungsloses Unternehmen bleiben, das Maß jener Mittel, d. h. eben die dem Staat einzuräumende Rechtssphäre, a priori zu fixiren.

Man hat die Verwirklichung des Rechtsstaates auch in der Weise in Angriff genommen, daß man ein bestimmtes Gebiet absteckte, auf welchem der individuelle Wille frei zu schalten berechtigt sein sollte. Die Lehre von den sog. Grund- oder Menschenrechten fällt aber gleichfalls unter dem ersten Druck einer positiven Kritik zusammen.

So oft man dieselbe in das praktische Leben zu übertragen versucht hat, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die Menschenrechte in einer so vagen Weise zu definiren, daß für ihre Auslegung im Streitfalle die subjective Auffassung des Auslegenden das eigentlich entscheidende Moment abgeben mußte, und an dieser Nothwendigkeit werden auch alle zukünftigen

derartigen Versuche scheitern. Eine Abgrenzung jener Rechte, durch welche für die Entscheidung jeder zukünftigen Controverse eine juristisch verwertbare Grundlage geboten wäre, läßt sich aus zwei absolut zwingenden Gründen nicht erreichen. Erstens ist es nicht absehbar, nach welchen Richtungen hin menschliche Willkür die eingeräumten Befugnisse ausbeuten wird, und selbst wenn eine solche Voraussicht denkbar wäre, so bliebe doch als weiteres unüberwindliches Hinderniß die Unmöglichkeit bestehen, im Voraus die Verträglichkeit aller denkbaren Ausbeutungen der Menschenrechte mit den Existenzbedingungen einer staatlichen Ordnung zu ermesßen. Eben dasselbe Argument, das der Limitirung der Machtbefugnisse des Staates entgegensteht, schließt auch die Möglichkeit einer Limitirung der Freiheitsphäre des Individuums aus.

Die Geschichte der Lehre von den Grundrechten ist denn auch in der That zusammengesetzt aus einer Reihe verfehlter Speculationen. Im Wesentlichen laufen dieselben alle auf den Satz hinaus, daß der einzige Zweck, der Menschen berechnen könne, die Freiheit Anderer zu beschränken, im Selbstschutz bestehe, daß die einzige Absicht, in der man gegen irgend ein Mitglied der Gesellschaft Gewalt gebrauchen dürfe, die sei, Unheil für Andere zu verhüten. Die Bestimmung mag richtig sein; aber jedenfalls ist sie werthlos, da sie Raum läßt für die willkürlichsten Anwendungen im concreten Fall. Dazu tritt noch hinzu, daß ihre Anwendbarkeit von der ganz vagen Bedingung abhängig gemacht werden muß, daß die Menschen, für die sie gelten soll, eine Entwicklungsstufe erreicht haben, „auf der die Mittel der Ueberzeugung oder Ueberredung ausreichen, um sie zu ihrem eigenen Besten zu leiten“^{*)}.

Man möchte vielleicht geltend machen, daß, wenn die Rechtsphäre des einen Individuums sich von der des anderen Individuums abgrenzen lasse — wie es in jedem geordneten Gemeinwesen geschehe —, auch die Verwirklichung der Rechtsstaatsstheorie möglich sein müsse, und dieser Einwand wird die Zustimmung der zahlreichen Klasse von Politikern finden, die ihre staatsrechtlichen Begriffe aus kreisrichterlichen Glaubenssätzen herleiten. Für Jeden, der die Verschiedenheit zwischen dem Wesen des Staats- und dem des Privatrechts begriffen hat, liegt die Haltlosigkeit einer solchen Schlußfolgerung klar zu Tage. —

Weder der rationalistischen noch der ethischen noch der utilitarischen Philosophie ist es jemals gelungen, eine privatrechtliche Ordnung zu construiren, durch welche die Verwirklichung des dem betreffenden System zu Grunde liegenden Rechtsprinzips unter allen Verhältnissen garantirt worden wäre; keine Construction hat es zu einem Mechanismus bringen können, der eine vollständige Sicherheit dagegen gewährt hätte, daß das höchste Recht zur höchsten Ungerechtigkeit würde. Wenn also der Satz: *Summum jus summa injuria* ein nothwendiges Uebel in einer jeden Rechtsordnung ist, —

^{*)} E. J. B. Stuart Mill, *On liberty*.

und das wird er bleiben, so lange wir nicht sind „sicut Deus scientes bonum et malum“ — so darf eben darum der Staat „die Bahnen und Grenzen seiner Wirksamkeit“ sich nicht in der Weise des Rechts vorschreiben lassen. Die Gefahr, daß dem Einzelnen ein Unrecht geschehe, wird reichlich aufgewogen durch die Vortheile, die eine Abgrenzung der Rechtsverhältnisse zwischen Individuum und Individuum darbietet. Das Unrecht mag sich selbst bis zur Vernichtung individueller Existenzen steigern; da jene Vortheile nur um diesen Preis zu erkaufen sind, so muß derselbe gezahlt werden zum Wohl der Allgemeinheit. Aber es giebt keinen Vortheil, dem zu Liebe der Staat seine Existenz einer Gefährdung aussetzen dürfte. Denn die Existenz des Staates bedeutet das denkbar höchste Gut, den Bestand der Gesamtheit der Individuen. Dieselbe ist einer sicheren Vernichtung im Kriege Aller gegen Alle verfallen, sobald der Staat vernichtet wird.

Wenn die vorstehende Deduction die Möglichkeit einer Abgrenzung der Machtsphäre des Staates gegenüber der Freiheitssphäre des Individuums widerlegt, so trifft sie auch die Theorie von der Trennung von Kirche und Staat. Das entscheidendste Argument in ihr, die Unberechenbarkeit der menschlichen Willkür, gilt auch gegen die Kirche. Denn auch die Ziele und Wege dieser Letzteren werden von Individuen, also von Factoren bestimmt, deren mögliche Wirkungsweise sich nicht im Voraus abmessen läßt. Es ergibt sich daraus für den Staat die Nothwendigkeit, keine rechtliche Bindung seiner Machtbefugnisse der Kirche gegenüber zu acceptiren um so dringender, als ihm in derselben nicht vereinzelte Individuen, sondern eine organisirte Macht entgegentritt.

Wenn es der Seele an richtigen Begriffen mangelt, so bemächtigen sich ihrer die Leidenschaften: dieses Wort des griechischen Philosophen bewahrt sich auch im politischen Leben. Die gehässige Weise, in der dasselbe sich so häufig abspielt, ist zu einem großen Theil auf die falsche Vorstellung zurückzuführen, als ob durch die Verwirklichung der Rechtsstaats Theorie und der mit ihr zusammenhängenden Lehre von der Trennung von Kirche und Staat jeder Möglichkeit von Differenzen zwischen dem Staate einerseits und dem Individuum, beziehungsweise der Kirche andererseits vorgebeugt werden könnte. So lange dieser Glaube die Menschen beherrscht, muß das politische Leben ungesund bleiben; so lange werden Staat, Kirche und Individuum sich zu einander stellen wie die processirenden Parteien, die auf ihrem Schein bestehen.

Die Menschen müssen vor Allem erkennen, daß das staatliche Zusammenleben sich nicht nach absolut bindenden Rechtsregeln normiren läßt, und daß daher Differenzen unvermeidlich sind. Daraus entwickelt sich dann die weitere Erkenntniß, daß die Existenz des Staates bedingt wird durch die Fähigkeit seiner Angehörigen, individuelle Ueberzeugungen und Wünsche zu

modificiren und, mehr als das, auch zu opfern. Eine auf dem Bedürfnis nach Frieden und Ordnung basirte Resignation des Individuums ist eines der wichtigsten Lebensprincipien des Staates, und die Ideologen und Ultramontanen sind seine Feinde, wenn sie durch ihre Theorien diese Wahrheit verbunkeln. —

I.

Ueber die Gründe des Wiederaufstehens der theologischen Denkungsweise in Frankreich zur Zeit der Restauration.

In dem geistigen Leben Frankreichs während des 18. Jahrhunderts erscheint auf den ersten Blick der Kampf zwischen Deismus und Atheismus den Mittelpunkt zu bilden. Einerseits tritt Rousseau an der Spitze einer zahlreichen Gefolgschaft mit glänzender Dialektik für eine Weltanschauung ein, welche auf einen allweisen Gott als das Princip aller Dinge zurückgeht und in der Schöpfung die Richtung auf bestimmte Ziele erkennen will; den Deisten gegenüber steht eine Schule, welche Gott und die Zweckmäßigkeit der Welt geradezu leugnet oder doch jede Stellungnahme zu den höchsten Problemen der Metaphysik mit einem non liquet von sich weist. Neben diesem scharfen Gegensatz zeigt sich aber bei weiterem Eingehen eine noch wesentlichere Uebereinstimmung. Der Deist und der Atheist fußen auf ein und derselben Erkenntnistheorie. Die einzig legitimen Befehle sind Beiden Beobachtung und Schlußfolgerung. Glaube und Tradition erklären sie für werthlos. In Wahrheit zwar verfallen sowohl Rousseau und seine Anhänger als auch die Encyclopädisten nicht selten in's Speculiren — aber stets ohne sich dessen bewußt zu werden; jede Partei ist nach Kräften bemüht, nur mit den Augen des Körpers oder denen des Geistes zu sehen. Charakterisirt wird jene Zeit durch das Wort des Dichters

Ne nous fions qu'à nous, voyons tout par nos yeux.

Damit ist die Tendenz bezeichnet, die das geistige Gepräge des 18. Jahrhunderts in Frankreich ausmacht.

Die theologische Denkungsweise glaubte man für endgiltig überwunden halten zu dürfen; sie hatte es zu keiner Leistung zu bringen vermocht, durch die die Aufmerksamkeit der Nation gefesselt worden wäre. Man griff sie wohl noch an, sagt einer der jüngsten Geschichtsschreiber der französischen Philosophie; aber sie wehrte sich nicht; man schlug sie, aber sie reagirte nicht; es schien, als ob man sich einem todten Körper gegenüber befände, der die Streiche, die man gegen ihn führt, nicht zurückgiebt, weil er aufgehört hat zu fühlen*).

Mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts stellt sich heraus, daß dieser Schein ein trügerischer gewesen ist. Die todt geglaubte Theologie fängt plötzlich an sich zu regen; sie richtet sich auf und entwickelt in kürzester

* Ferraz, Histoire de la philosophie en France. etc. p. 2, 3.

Zeit eine Kraft und eine Energie, vor denen alle anderen geistigen Strömungen zurückweichen müssen. Bald nach der Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron hat die theologische Denkungsweise unbestritten die Herrschaft auf allen Gebieten des geistigen Lebens an sich gerissen; insbesondere dominirt sie in den moralischen Wissenschaften.

Man pflegt diese Erscheinung in Zusammenhang zu bringen mit der Revolution von 1789. Bei der großen Zahl derjenigen — so wird deducirt, — welche durch die erfolgte Neugestaltung aller Verhältnisse in Frankreich irgend eine Einbuße erlitten hatten, vollzieht sich im Beginn des 19. Jahrhunderts ein Belehrungsproceß; an die Stelle der Gleichgiltigkeit oder gar der Sympathie treten Feindschaft und Haß gegen das Geschehene. In dem Gefühl des Bedürfnisses nach Garantien für die Zukunft sucht man zunächst die Ursachen zu begreifen, die die Revolution herbeigeführt haben. Dabei stößt man auf die Philosophie des 18. Jahrhunderts, und, aus der zeitlichen auf eine causale Verbindung schließend, macht man dieselbe für Alles, selbst für die Verbrechen der Schreckenszeit verantwortlich. Ein weiterer Schritt führt zu dem generellen Satz, daß eine jede Philosophie revolutionirend wirken müsse, weil das Gelüste, Alles zu discutiren, nothwendig das Gelüste erzeuge, Alles über den Haufen zu werfen, und so gelangt man schließlich zu der Ueberzeugung, daß zur Sicherung des inneren Friedens der Kritik die Autorität, dem Geist der Neuerung der Geist der Tradition, der Philosophie die Theologie entgegenzustellen seien.

Der Weg, den diese Beweisführung einschlägt, ist zweifellos der richtige. Die große sociale und politische Erschütterung von 1789 ist die Ursache gewesen für den Rückschritt zur theologischen Denkungsweise unter der Restauration. Allein, um den Zusammenhang von Ursache und Wirkung verständlich zu machen, reichen die vorgebrachten Argumente nicht aus.

Die zu erklärende Thatsache steht scheinbar im Widerspruch mit einem Gesetz, dessen Gültigkeit für die geistige Entwicklung der Menschheit heute von keinem heinennswerthen Denker mehr bestritten wird. Die Erkenntniß der Menschen — so lautet dasselbe — hat mit einer theologischen Auffassung begonnen, d. h. im Kindesalter der Vernunft und Erfahrung sind alle Erscheinungen auf unmittelbare Willensacte überirdischer Wesen zurückgeführt worden. Dem theologischen ist ein metaphysisches Stadium gefolgt, in der die Speculation die Schöpfung als das Product gewisser Gewalten, Kräfte, Neigungen u. s. w. verständlich zu machen suchte. Zu einer wirklich wissenschaftlichen Auffassung gelangt erst die positive Forschung, die, überzeugt von der Wahrheit, daß in das Innere der Natur kein geschaffener Geist eindringt auf das Begreifen des Wesens sowie der Art der Hervorbringung der uns umgebenden Phänomene resignirt und dieselben lediglich in ihrer constanten Folgeordnung zu erfassen, d. h. sie als Antecedens und Consequens mit einander zu verknüpfen sucht. Eine solche Entwicklung hat beispielsweise die Naturwissenschaft durchgemacht. Jeder Organismus galt ursprünglich

für bejeelt durch ein kleines metaphysisches Etwas, eine Dryade oder einen Archeus, der die Lebensfunctionen dirigire. Später suchte man das Leben mit Hülfe einer Seele oder einer besonderen vitalen Kraft zu erklären. Heute sieht die Physiologie ihre Aufgabe lediglich darin, die vitalen Erscheinungen mit physikalischen oder chemischen Vorgängen in den Organismen in Verbindung zu bringen.

Das Wiederaufleben der theologischen Denkungsweise in Frankreich unter der Restauration läßt sich unter dieses Gesetz nicht subsumiren, sondern scheint vielmehr dazu angethan, die Richtigkeit desselben in Frage zu stellen. Denn, wie erwähnt, war die geistige Entwicklung dort schon während des 18. Jahrhunderts weit über das theologische Stadium hinausgegangen; indem man zur Klarheit über die allein berechtigten Mittel der Forschung gelangt war, hatte man die Grenze erreicht, an welcher die positive Erkenntniß beginnt. Bei näherer Prüfung ergibt sich indeß, daß es sich eben nur um einen Schein handelt, daß in Wirklichkeit jene Rückbildung jeder Beweiskraft nach der angegebenen Richtung hin entbehrt.

Das fragliche Gesetz will die Wirkung bestimmen, welche eine der wichtigsten Agentien auf dem Gebiete unserer intellectuellen Entwicklung ausgeübt hat; es soll durch dasselbe die Richtung festgestellt werden, in welcher unser Erkenntnißvermögen kraft eines ihm innewohnenden Triebes vorwärts strebt; niemals aber ist behauptet worden, daß das Gesetz allein genüge, um zu einer erschöpfenden Erklärung jenes Entwicklungsprocesses zu gelangen, und es wäre auch in der That ein gedankenloses Unternehmen, wenn man ihm eine so weit gehende Bedeutung hätte beilegen wollen, da die Vertheiltheit eines derartigen Versuches für Jedermann, der mit den Vorgängen in der Geschichte einigermaßen bekannt ist, klar zu Tage liegt. Neben dem erwähnten Triebe wirken, wie allgemein anerkannt wird, noch andere Kräfte auf das geistige Leben der Völker ein, bisweilen sogar mit einer präponderirenden Gewalt. Das Wiederaufleben der theologischen Denkungsweise in Frankreich im Beginn unseres Jahrhunderts läßt sich nun auf ein solches concurrirendes Agens zurückführen, und es ist weiter nachweisbar, daß demselben unter den gegebenen Verhältnissen eine entscheidende Rolle zufallen mußte.

Welche Factoren es sind, die sich in dem Proceß der geistigen Fortbildung einer Nation betheiligen, und nach welchen Gesetzen sich die Wirkungsweise derselben richtet, ist ein zur Zeit von jeder sicheren Lösung noch weit entferntes Problem. Schon heute aber liegt genügendes Material vor, um einige vereinzelte wissenschaftliche Bestimmungen vorzunehmen, und zu diesen darf der Satz gerechnet werden, daß das intellectuelle Leben der Menschen in hohem Grade beeinflusst wird durch den Eindruck, den mächtige Naturereignisse in ihnen hervorrufen, insbesondere dann, wenn dieselben den doppelten Charakter in sich vereinigen, daß sie unvorhergesehen auftreten und das Leben

sowie das Eigenthum großer Massen bedrohen. Eine sehr bedeutsame Einwirkung üben beispielsweise Erdbeben aus. Solche schreckliche Heimjuchungen, sagt Lyell in den *Principles of Geology* aus, rufen oft das Gefühl einer reinen Religiosität wach, noch häufiger aber erzeugen sie einen gewohnheitsmäßigen Zustand der Angst, ein Gefühl der Hilflosigkeit, den Glauben an die Ohnmacht alles menschlichen Müheus, so daß der Sinn des Volkes für einen demoralisirenden Aberglauben zugänglich gemacht wird*).

Vielfach bekundet ist es ferner, — unter anderem in der berühmten, auf umfassende Quellenstudien gestützten Darstellung in Manzoni's Verlobten — daß Pestepidemien eine sinnlose Furcht in der Bevölkerung hervorrufen und dieselbe dadurch in eine rückläufige geistige Bewegung hineindrängen.

In eben der Richtung, wie solche mächtige Naturereignisse, pflegen gewaltige Erschütterungen des politischen Lebens auf die intellectuelle Entwicklung eines Volkes zu reagiren, und die Einwirkung ist auch hier in eben dem Grade nachhaltig, als ihr Auftreten ein plötzliches und die Gefährdung der bestehenden Verhältnisse eine ernstliche ist. Die Geschichte liefert zahlreiche Beläge dafür, welche umsomehr conclusident sind, als ihnen eine auf anerkannte psychologische Thatfachen gestützte Deduction zur Seite steht. An die Angst, welche jede Gefahr hervorrufen, reiht sich bei der großen Masse gewöhnlich Niedergeschlagenheit über die menschliche Hilflosigkeit an, und, je verderblicher das Unglück auftritt, je ungewisser die Vorausberechnung seiner weiteren Folgen ist, desto intensiver macht sich dieses Gefühl geltend, desto tiefer geräth das Gemüth in verzweiflungsvolle Verwirrung. Unter solchen Bedingungen gewinnt die Phantasie mit Leichtigkeit das Uebergewicht über das Urtheilsvermögen, wodurch dann wiederum der Bildung bigotter Ideen Vorschub geleistet wird. Es ist derselbe seelische Proceß, den ein verderbend drohendes Naturereigniß, und den eine gewaltige politische Erschütterung hervorrufen.

So übereinstimmend ist die Wirkungsweise Beider, daß selbst die Formen, welche der durch sie erzeugte Aberglaube annimmt, die gleichen sind. Das Auftreten gefährlicher ansteckender Krankheiten wurde zu den ältesten heidnischen Zeiten und wird auch noch heute als eine vom Himmel gesandte Strafe aufgefaßt. Als die Cholera zuerst nach England einbrang, erklärte man es — und zwar aus gebildeten Kreisen heraus — für eine „nicht geringe Vermessenheit“, sich mit der Erforschung der Krankheitsursachen zu beschäftigen, da es sich augenscheinlich um eine ganz besondere göttliche Heimjuchung handelte. In gleicher Weise hat man von jeher plötzlich aufgetretene gefährliche Erkrankungen des socialen Organismus auf eine übernatürliche Einwirkung zurückgeführt, welche also nicht wissenschaftlich zu begreifen sei, sondern als der spontane Act der erzürnten Gottheit hingenommen werden

*) f. *Principles of Geology*. London 1875. ch. XXIX. Vol. II. p. 143.

müsse. Auch die französische Revolution ist dahin ausgelegt worden. Wie die Eruptionen von Vulkanen oder Erdbeben die Geißel sind, mit der Gott die Menschen für ihre Sünden züchtigt*), so ist nach der theologischen Schule die große Umwälzung von 1789 das Strafgericht gewesen über das französische Volk, nachdem an ihm die Worte des Propheten Jesaias in Erfüllung gegungen waren: „Denn Jerusalem fällt dahin, und Juda liegt da, weil ihre Zunge und ihr Thun wider den Herrn ist, daß sie den Augen seiner Majestät widerstreben“**). Man behauptete die strafende Hand Gottes darin zu erkennen, daß von den „Königsmördern“ über sechszig eines unnatürlichen Todes gestorben waren, und daß Colloot d'Herbois sein Leben in Cayenne unter schrecklichen Qualen beendet hatte***). Napoleon wurde als Appolhon, der Engel aus dem Abgrunde, angesehen, auf den in der Offenbarung hingewiesen wird†). Noch ein philosophisches Jahrhundert, sagt Lamennais, und es wäre um die Civilisation geschehen gewesen, vielleicht sogar um das ganze menschliche Geschlecht. Aber siehe da, die Zeit naht, wo die göttliche Gerechtigkeit eingreift. „Die mächtige Hand, welche die Gesellschaft gestützt hatte, zieht sich zurück. Einen Augenblick tritt Gott die Herrschaft über die Erde dem Menschen ab, der sie ihm bestritten hatte. Um dessen wahnsinnigen Hochmuth in einer für alle Zeiten denkwürdigen und der Schuld angemessenen Weise zu strafen, jagt er zum Menschen: Regiere Du.“ Und bestraft sind die Menschen, bestraft wie nie vorher. „Aber sind sie auch gebessert? Wenn ich um mich blicke, sehe ich auf den Stirnen, welche noch die Narben von dem göttlichen Nachestrahl tragen, die Empörung geschrieben“††).

Indem die Bigoterie das Urtheil über die Natur des Uebels bestimmt, entscheidet sie auch bei der Wahl der zur Heilung anzuwendenden Mittel. Als 1853 Schottland von der Cholera heimgesucht wurde, wendete sich das Presbyterium von Edinburg unter Berufung auf die öffentliche Meinung an den Minister des Innern und befürwortete die Anberaumung eines all-

*) De Maistre, *Soirées de St. Pétersbourg*. 4. Entretien in den *Oeuvres*. Bruxelles 1852, Tom. I, pp. 165, 174.

**) S. Lamennais, *Sur l'indifférence en matière de religion*. Part. I, ch. 10. De Maistre, *Soirées*, 11. Entretien in den *Oeuvres* Tom. II, p. 180, derselbe, *Du Pape, Discours Préliminaire* § II und *Considérations sur la France*, ch. X § 3 in den *Oeuvres*, Tom. III, p. 15, Tom. VII, p. 129.

***) De Maistre, *Considérations sur la France*, ch. X § III in den *Oeuvres* Tom. VII, p. 124. Gaume, *Catéchisme de persévérance*. 3 éd. Paris 1841. Tom VI.

†) Ch. Nodier, *L'apocalypse du solitaire in den Souvenirs, portraits, épisodes de la révolution et de l'Empire* 5. éd. Paris 1850. Tom II. pp. 365 sq. Lamennais. *Tradition de l'église*, Seconde partie, Sect. II.

††) S. Lamennais, *Réflexions sur l'état de l'église en France pendant le XIX siècle et sur la situation actuelle*, *Sur l'indifférence en matière de religion*, Part I ch. 2, ch. 10.

gemeinen Fast- und Bußtages, also eine Maßregel, die vom medicinischen Standpunkte aus verwerflich war, weil sie nur zu einer physischen Erschöpfung der Bevölkerung führen und dadurch der Inficirung Vorshub leisten konnte; aber man hoffte, daß die Gottheit versöhnt werden und dem Fortschreiten der Seuche Einhalt gebieten würde, wenn die sündige Menschheit sich reumüthig erwiefe. Gleich abergläubisch wurde in Frankreich die Frage behandelt, mit welchen Waffen dem revolutionären Geist entgegen zu treten wäre. Der einzig wirksame Schutz, behauptete man, wäre der, daß man sich im Gebet an Gott wendete. Ruhe und Sicherheit würden für das unglückliche Frankreich nicht eher zurückkehren als bis

„Le zèle et la prière
Dissipent l'indigne poussière
Qui couvre l'image des Dieux“*).

Zum weiteren Verständniß des Umschwungs, der sich nach der Revolution in der französischen Denkungsweise vollzogen hat, dient die Thatsache, daß damals Verhältnisse, die mit den eben besprochenen in keiner Beziehung stehen und daher als selbständiger Factor gelten müssen, einen Rückschritt in den Naturwissenschaften herbeiführten.

Die Entwicklung der Naturwissenschaften in Frankreich während des 18. Jahrhunderts ist in ihren Wegen und Zielen durch die Cartesianische Philosophie bestimmt worden; mit ihr beginnt das Zeitalter des Positivismus. Descartes hat die scholastische Speculation aus dem Gebiete der Naturwissenschaft verdrängt und an ihre Stelle die allein legitime Forschungsmethode gesetzt, indem er das Princip aufstellte, daß man nichts glauben dürfe, als was man durch Beobachtungen und Schlußfolgerungen erkannt habe. Er hat weiter auch das Ziel richtig bestimmt, von dessen Erreichung das wissenschaftliche Begreifen der Naturvorgänge bedingt wird, indem er die Fesseln der Teleologie durchbrach und die Aufgabe der Forschung dahin präcisirte, daß sie die ganze Schöpfung aus dem Gesetz der Causalität erklären müßte.

Es leuchtet ein, daß unsere Erkenntniß der Natur erst dann wissenschaftlich wird, wenn wir die Erscheinungen in ihr als die stets wiederkehrende Folge gewisser vorausgegangener Thatsachen erfassen, mit anderen Worten wenn wir Gesetze in der Natur entdeckt haben. Bis dahin bleibt unser Wissen, wie es in der Kritik der Urtheilskraft heißt, „eine systematische Kunst oder Experimentallehre“; das Wesen einer jeden Wissenschaft besteht darin, daß sie die Bedingungen für die Vorausberechnung, für die mathematische Behandlung der in ihr Bereich fallenden Phänomene beschafft, und dazu bedarf es des Nachweises, daß diese Phänomene dem Princip einer constanten Verursachung unterstellt sind. Die Möglichkeit eines solchen Nachweises ist

*) Lamartine, zehnte, „Méditation“ betitelte Ode, I, 124.

aber noch heute bestritten. Die Scholastiker, eine Species, welche noch immer nicht ausgestorben ist, behaupten, daß die belebte Schöpfung sich nicht als das Product von Gesetzen erklären lasse, daß jeder darauf gerichtete Versuch an ein unbegreifliches gewisses Residuum gelange und dadurch zu dem Schluß nöthige, daß in den Organismen eine Kraft wirksam sei, deren Schaffensweise nicht durch das Princip der Causalität gebunden werde. Jeder Organismus, lehren sie, wird durch Wesen belebt, die nach Zwecken handeln, durch einen Dämon, einen Archeus oder, wie man sich heute auszudrücken beliebt, durch die Lebenskraft. —

Wenngleich der Schluß auf den diese sogenannte teleologische Doctrin sich stützt, ungerechtfertigt ist, — derselbe wäre nur begründet, wenn wir alle in der Natur herrschenden Gesetze kennten — so mag es doch immerhin richtig sein, daß die belebte Welt nicht als eine Kette von Ursachen und Wirkungen begriffen werden könne. Indes, so lange nicht zwingende Gründe dafür vorliegen, daß die Biologie auf die Stellung einer Wissenschaft resignire, so lange bleibt das Bekenntniß: Ignorabimus eine Schwächlichkeit, und so lange ist also die mechanisch-causale Richtung in der Naturforschung die allein berechtigte. Descartes' Verdienst ist es, die französische Forschung davon überzeugt, sie von der Teleologie befreit und auf das Ziel hingelenkt zu haben, die ganze Schöpfung in den einförmigen Proceß einer gesetzmäßigen Bewegung aufzulösen.

„Jede Function in der Maschine, die wir Organismus nennen,“ sagt Descartes in seinem Buche „L'homme“ — „wünsche ich Euch als durch die Anordnung ihrer Organe verursacht anzusehen, gerade so wie die Bewegungen einer Uhr oder eines anderen Automaten, die durch ihre Gewichte oder Räder hervorgerufen werden“, — und diese Mahnung hat die französische Physiologie das ganze 18. Jahrhundert hindurch gewissenhaft befolgt. Alle ihre Bestrebungen sind darauf gerichtet, eine Erklärung des Lebens durch mechanische Principien zu finden. Die Schule der Anatomiker suchte die physiologischen und pathologischen Erscheinungen in den Organismen mit physikalischen Gesetzen in Verbindung zu bringen. Die Thätigkeit des Herzens wird wie die eines Stempels in einer Wasserkunst, die Arterien und Venen als hydraulische Röhren, die Muskeln als Hebel dargestellt. Auf einem anderen Wege verfolgen die Anatomiker das gleiche Ziel. Die festen Bestandtheile spielen in ihrer Lehre nur die Rolle von Behältern. Sie führen das Leben darauf zurück, daß durch die alkalische oder saure Natur der im Organismus vorhandenen Flüssigkeiten gewisse Proceße des Gährens, Aufbrauens, VerpusSENS u. s. w. bewirkt werden. Weder der einen noch der anderen Schule gelingt es, das Problem, das sie sich gestellt hat, zu lösen; aber das Ziel wird darum nicht aufgegeben. Viele weichen von dem durch Descartes gewiesenen Wege ab und ergeben sich anstatt zu experimentiren in Speculationen, in Erdichtungen neuer eigenthümlicher Kräfte der Materie; indes gelangt die exacte Forschung doch immer wieder zum Durchbruch und vermag am

Schluß des 18. Jahrhunderts einen bedeutsamen Erfolg zu verzeichnen. Nach Entdeckung des Sauerstoffs wird es möglich, den Vergleich des Lebens mit einer Flamme von dem Rang einer Metapher zu dem einer wissenschaftlichen Wahrheit zu erheben, d. h. den Beweis zu erbringen für die rein chemische Natur des Athmungsprocesses, dafür, daß derselbe „in Allem dem Verbrennen in einer Lampe oder in einem angezündeten Lichte ähnlich ist, daß also die Thiere, welche athmen, wirklich verbrennbare Körper sind, welche brennen und sich aufzehren“*). In die in Rede stehende Entwicklungsperiode der Naturwissenschaften in Frankreich fallen auch die ersten Versuche, auf mechanischem Wege die morphologischen und physiologischen Verschiedenheiten in der Thier- und Pflanzenwelt als Differenzirungen eines Urorganismus zu erklären. Das originelle Buch: *Telliamed ou entretiens d'un philosophe Indien sur la diminution de la mer avec un missionnaire Français* giebt die Transmutationslehre noch als eine rein speculative Hypothese; bei Buffon, Robinet u. A. finden sich schon die ersten Ansätze zu einer positiven Behandlung des Problems. Der Verfasser der *Histoire naturelle* weist zunächst auf die Uebereinstimmung hin, welche sich bezüglich der Bildung der wesentlichen Körperteile bei allen Vierfüßlern vorfindet, beschreibt dann die Analogieen, die zwischen den genannten Thieren und den Vögeln, Fischen u. s. w. bestehen, und gelangt endlich zu den Schluß, der Schöpfung aller belebten Wesen liege eine und dieselbe Idee zu Grunde. Robinet sucht die Gleichheit der Ernährung und Erzeugung bei dem Thieren und Pflanzen darzuthun. Ihnen schließt sich Maupertuis an, indem er es unternimmt, die Gründe für die Transmutation begreiflich zu machen, und zu diesem Zwecke ausführt, wie die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse und der Ernährungsweise sowie der Kampf um's Dasein Veränderungen in dem Bau und den Lebensfunctionen des Organismus hervorrufen müssen.

Um eine noch festere Stütze für die Behauptung zu gewinnen, daß auch in der organischen Schöpfung das blinde Gesetz der Verursachung walte, bemühen sich die französischen Naturforscher endlich die Entstehung belebter Wesen aus anorganischen Stoffen nachzuweisen. Man beruft sich auf aprioristische Argumente, die die herrschende Lehre: *Omne vivum ex ovo* widerlegen sollen, wie z. B. darauf, daß die Natur keine Sprünge mache, oder daß sie sich an das Homogene halte, solange dasselbe ausreiche, und nur im Falle zwingender Noth zu neuen Substanzen greife. Aber auch auf experimentellem Wege sucht man das Vorkommen einer *generatio spontanea* zu erhärten; insbesondere werden nach dem Vorgang Needhams mit Zufusionen, welche gegen die Uebertragung von Keimen geschützt sind, Beobachtungen angestellt, um die Bildung kleiner Organismen zu constatiren.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts zeigt sich in der französischen Naturwissenschaft eine rückläufige Bewegung; das Ziel, das Descartes ge-

*) *Mémoires de l'Académie des sciences*, 1789, p. 57 sq.

steckt hatte, wird aufgegeben und eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Ein Gefühl der Entmuthigung war über die französischen Forscher gekommen. Ueber ein Jahrhundert hatte man experimentirt und nachgedacht, um die Erscheinungen in der belebten Natur als gesetzmäßige zu begreifen; die besten Köpfe Frankreichs, die Diderots, die Maupertuis, die Robinetts, die D'Alemberts, die Buffons, die Lavoisiers hatten sich an diesen Bestrebungen mit Einsetzung aller ihrer Kräfte theilgenommen; und doch, wenn man am Schlusse des 18. Jahrhunderts ehrlich das Facit zog, so konnte man sich des Eingeständnisses nicht erwehren, daß man dem Ziel nur um wenige Schritte näher gerückt wäre, daß sich noch gar nicht absehen ließe, ob dasselbe überhaupt erreicht werden könnte. Die Behauptung, die Lavoisier in einer kurz vor seiner Hinrichtung verfaßten Schrift aufgestellt hat, daß die Vegetation und Animalisation wissenschaftlich erklärlich seien, ist noch heute, nachdem inzwischen zahlreiche Entdeckungen zu Gunsten der mechanisch-causalen Naturerklärung gemacht worden sind, weit davon entfernt, erwiesen zu sein; um wie viel weniger konnte sie am Schlusse des vorigen Jahrhunderts dafür gelten. Für die Erklärung der physiologischen Vorgänge in der belebten Natur war kaum etwas Weiteres geleistet, als daß man den Athmungsproceß auf chemische Gesetze zurückgeführt hatte. Bezüglich der morphologischen und physiologischen Verschiedenheiten in den Organismen war man nicht über einige wenig fundirte Hypothesen hinausgekommen, und endlich hatte man auch für die spontane Entstehung organischer Wesen keine zwingenden Argumente zu erbringen vermocht, da gegen die angestellten Experimente der Einwand offen blieb, daß die Infusionen, in denen die Bildung kleiner Organismen beobachtet worden war, nicht genügend gegen das Eindringen von Keimen geschützt gewesen seien. Selbst die fortgeschrittensten unter den französischen Denkern fingen dieser Sachlage gegenüber an hoffnungslos zu werden. Wir stehen, heißt es in dem Artikel der Encyclopädie über die Zeugung, vor einem Mystereum, dessen Tiefe zu ergründen bisher so wenig gelungen ist, daß alle die vielen Versuche nur dazu gemacht zu sein scheinen, um ihre Nutzlosigkeit zu erweisen. Wie viel mehr mußte bei der schwächlichen Masse die Neigung zum Durchbruch kommen, auf eine wissenschaftliche Gestaltung der Biologie zu verzichten und zu der Lehre Zuflucht zu nehmen, daß hinter der belebten Schöpfung irgend ein metaphysisches Wesen seinen Spul triebe.

So hat denn die Naturwissenschaft während der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts in Frankreich einen teleologischen Charakter. Wohl sind einzelne der Ideen, die die Cartesiansche Schule concipirt hatte, hin und wieder von einem Forscher aufgenommen und weitergeführt worden, wie beispielsweise die von der Transmutation der Organismen, welche in Lamarck und später in Geoffroy Saint Hilaire einen eifrigen Anhänger und Fortbildner fand; aber im Großen und Ganzen glaubte man mit der Vergangenheit brechen zu müssen, und zwar machte sich diese Ueberzeugung nicht nur in der jungen

Generation geltend; selbst in den überlebenden Vertretern der mechanischen Richtung vollzieht sich ein Beteuerungsproceß. Der radikalste unter den französischen Physiologen seiner Zeit, Cabanis, hatte in der am Schluß des vorigen Jahrhunderts erschienenen Schrift: *Rapports du Physique et du Moral de l'homme* die Behauptung aufgestellt, das Gehirn sei ein Organ, welches das Denken in eben derselben Weise bewirke, wie der Magen die Verdauung vornehme oder die Leber die Galle absondere; wenige Jahre später ist aus dem Cartesianer ein Teleologe geworden. In einem berühmten Aufsatz, der die Frage nach den ersten Ursachen behandelt, weist Cabanis darauf hin, daß alle bisherigen Versuche, das Leben zu erklären, erfolglos gewesen seien, und führt dann aus, wie die Organisation der Pflanzen und Thiere, die Art und Weise, in der sie sich reproduciren, entwickeln und in der Reihe der belebten Wesen eine bestimmte Rolle spielen, zu dem Schluß nöthigen, daß eine mit Intelligenz und freiem Willen begabte Macht die Welt geschaffen habe.

An Folge des bestimmenden Einflusses, den die Naturwissenschaft während des 18. Jahrhunderts auf das geistige Leben in Frankreich ausgeübt hatte, war es unvermeidlich, daß die rückläufige Bewegung der ersteren sich dem letzteren mittheilte. Insbesondere mußte die Weltanschauung, die Auffassung über die letzten Ursachen und letzten Zwecke der Schöpfung, eine Umwandlung erfahren. —

Bei einer ruhigen Beurtheilung wird man dem Abhängigkeitsverhältniß, in dem die Metaphysik zur Naturwissenschaft steht, die logische Berechtigung absprechen. Die letztere ist bisher niemals in der Lage gewesen, das Fundament für den Aufbau einer Weltanschauung zu liefern, und sie wird auch in keiner Zukunft dieser Aufgabe gewachsen sein. Denn, wenn es wirklich einmal gelingen sollte, das Cartesianische Ziel zu erreichen und die ganze Schöpfung in den einförmigen Proceß einer gesetzmäßigen Bewegung aufzulösen, so wäre damit noch nicht die Existenz eines höchsten intelligenten Wesens, das die Welt nach gewissen Zwecken geschaffen hat, widerlegt, der Atheismus hätte auch dann noch keine positive Begründung gefunden, weil die Möglichkeit übrig bliebe, sich einen Gott vorzustellen, „der nur von Außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe“; und andrerseits werden alle Argumente der Teleologen für das Vorhandensein von Zwecken in der organischen Schöpfung kraftlos sein, so lange nicht die Negative erwiesen ist, daß die Phänomene, auf die man sich beruft, an kein Gesetz gebunden sind, ein Nachweis, der für immer unmöglich ist, weil es sich nie feststellen lassen wird, daß es keine weiteren als die bekannten Gesetze in der Schöpfung giebt. Jedenfalls war es die Phantasie und nicht eine logische Schlußfolgerung, die die französischen Denker des 18. Jahrhunderts von der Naturerkenntnis zur Metaphysik leitete; sowohl die teleologische als auch die mechanische Weltauffassung waren Speculationen. Aber man speculirte, ohne sich dessen bewußt zu sein. Nur Wenige vermochten mit d'Alembert zu

begreifen, daß „alle Fragen, die auf die ersten Principien der Dinge Bezug haben, ebenso ungelöst geblieben sind, seitdem es Philosophen gegeben hat, wie sie es vorher waren, und daß sie, so lange es Philosophen geben wird, zwar lebhaft besprochen, aber doch immer in ein tiefes Dunkel eingehüllt bleiben werden.“ Die große Mehrzahl trug unter Berufung auf naturwissenschaftliche Thatfachen ihr deistisches oder atheistisches System als eine positiv erwiesene Lehre vor. In dem Evangelium der Teleologen, dem berühmten Bekenntniß des Savoyischen Vicars, wird der Satz, daß die Welt „durch einen mächtigen und weisen Willen“ regiert werde, aus Phänomenen der belebten Schöpfung hergeleitet, aus der Anlage der Organismen, in denen jeder einzelne Theil im Hinblick auf die andern construirt und bestimmt sei zur Erhaltung des Ganzen zu dienen. Weiter beruft sich Rousseau darauf, daß es den Chemikern niemals gelungen sei und niemals gelingen werde, durch irgend eine Combinirung ihrer Mixturen eine organische Bildung herzustellen. Aber auch der Codex des Atheismus, das System de la Nature, baut sich angeblich auf einer naturwissenschaftlichen Grundlage auf. Indem Holbach die Annahme einer außerhalb der Welt existirenden, überirdischen Gewalt durch den Beweis zu widerlegen sucht, daß sich die ganze Schöpfung aus den verschiedenen Eigenschaften und Zusammensetzungen der Materie erklären lasse, macht er geltend, daß durch mikroskopische Untersuchungen die Bildung organischer Wesen aus unbelebten Stoffen festgestellt sei, daß jede Lebensfunction sich als ein mechanischer Proceß erklären lasse, daß man zwischen dem Thier-, Pflanzen- und Steinreich keine wesentlichen Unterschiede habe nachweisen können, kurzum er verwerthet alle jene Sätze, die die mechanisch-causale Naturforschung aufgestellt hatte. Als die oben erwähnten Untersuchungen des englischen Jesuiten Needham über die generatio spontanea bekannt wurden, wendete man Seitens der Deisten dagegen ein, die Lehre von der Bildung organischer Wesen aus unorganischen Stoffen wäre gefährlich, da sie als Argument gegen die Existenz eines intelligenten Weltenschöpfers benutzt werden könnte. Und in der That ist dies geschehen. „Überall,“ heißt es in den Noten des Herrn de Morga zu dem Voltaire'schen Gedicht „Les Cabales“, „überall wurde auf Needham's Entdeckung Bezug genommen; die Atheisten nützten die Unwissenheit und Halsstarrigkeit eines Jesuiten aus, um sich im Atheismus zu befestigen.“ Der Vorgang ist um so bezeichnender als er nicht vereinzelt dasteht. Vor einigen Jahren wurde die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in Frankreich durch die Experimente eines Arztes aus Rouen von Neuem auf die Streitfrage der Entstehung des Lebens hingelenkt. Pasteur, der hervorragendste Gegner der generatio spontanea erklärte damals vor der Sorbonne: „Welch' ein Sieg für den Materialismus, wenn er feierlich verkünden könnte, er stütze sich auf die erwiesene Thatsache, daß die Materie sich von selbst organisiere! Die Materie, die schon alle bekannten Kräfte in sich besitzt! Oh, wenn wir ihr auch noch diese weitere Kraft zusprechen müßten, die sich das Leben nennt und zwar das Leben ver-

änderlich in seinen Aeußerungen je nach den Bedingungen unserer Experimente! Was wäre dann natürlicher, als sie zum Gott zu machen, diese Materie? Warum dann noch seine Zuflucht zu der Idee einer Schöpfung nehmen, zu einem Mysterium, vor dem wir uns beugen müssen?“ Selbst Napoleon I. scheint die fragliche Lehre für gemeingefährlich erachtet zu haben*). Danach ist es wohl verständlich, daß neuerdings von den französischen Communisten der Satz aufgestellt wird: „Durch die generatio spontanea ist Gott abgeseht worden“**).

Der Rückgang der mechanisch-causalen Naturforschung nach der Revolution hat also auf das ganze geistige Leben in Frankreich reagirt, und zwar daselbe von der positiven Richtung abgelenkt. Aus der Thatfache, daß die Chemiker und Physiker in der Erklärung des Lebens nur geringe Fortschritte gemacht hatten, schloß man, daß das Princip der Causalität in der Natur nicht die bis dahin angenommene allgemeine Geltung besäße, und, indem man dementsprechend die wissenschaftliche Forschung in bestimmte Grenzen vertrieb, eröffnete man zugleich der Speculation ein unabsehbares Gebiet. Denn es liegt eben nicht in der menschlichen Natur da zu resigniren, wo Beobachtung und Schlußfolgerung Halt zu machen gezwungen sind, sondern, unter dem Zwange eines Triebes, der nicht sowohl Wissensdrang als gemeine Neugierde ist, strebt man weiter und verfällt unbewußt in Phantastereien. In Frankreich sind es gerade die Physiologen gewesen, die diesen gefährlichen Weg zuerst betreten haben. Das bedeutendste Werk, das die Schule von Montpellier am Anfang dieses Jahrhunderts hervorgebracht hat, die *Nouveaux Elémens de la science de l'homme*, ist in dieser Beziehung bezeichnend. Nachdem Barthez in demselben den Beweis geliefert hat, daß die Phänomene des Lebens sich weder aus der Wirksamkeit der Seele, noch aus den Gesetzen der Chemie und Physik erklären lassen, gelangt er zu dem Schluß, daß eine eigenthümliche, eine „vitale“ Kraft, in allen Organismen thätig sei. Dieselbe wird zwar in ihrem Schaffen nicht durch einen überlegten Willen, sondern nur durch ein blindes Gefühl geleitet; trotzdem aber wirkt sie, nach Barthez, in zweckvoller Weise, bildet die Organe so, daß sie ihrer Bestimmung entsprechen, sorgt für ihre Erhaltung und wehrt Krankheiten ab oder sucht, sofern ihr die Abwehr nicht gelingt, die verursachten Schäden zu repariren***). Mit

*) Es wird erzählt: Cuvier habe auf die Frage, ob er an die generatio spontanea glaube, geantwortet: „Der Kaiser will es nicht.“ Camille Flammarion. *Dieu dans la nature*. Paris 1878, p. 186, Note.

**) H. Simonin, *Histoire de la Psychologie*. Paris 1879, p. 456.

***) C. Barthez. *Nouveaux Elémens de la science de l'homme*. 2 edit. Paris 1806. Tom. I. pp. 20, 21, 56, 108 u. a. a. O. Noch heute wird die formende, erhaltende und heilende Kraft als das Charakteristische des vitalen Princips vertheidigt, s. z. Auber, *Traité de la science médicale*. Paris 1853, pp. 19, 20, 136. derselbe, *Philosophie médicale*. Paris 1855, *Institutions d'Hippocrate ou Exposé philosophique des principes traditionnels de la médecine*. Paris 1864, p. 295. Bouchut, *Historia de la médecine*. Tm. I, p. 384.

Bezug auf das plastische Vermögen des vitalen Princip's bemerkt ein Anhänger Barthez', daß dasselbe „besser componire und modellire als ein Bildhauer“*). Zu einer wissenschaftlichen Bestimmung ist der Vitalismus niemals gelangt; die *causa occulta*, auf die er zurückgeht, ist eben eine Erfindung scholastischer Speculation. Nicht höher als die „vitale Kraft“ steht das *primum movens et existens*, aus dem die Pariser Physiologen-Schule in der genannten Zeitperiode das Leben erklärte. Bald wird dasselbe „Sensibilität, bald Contractibilität**), bald Sympathie***), bald Irritabilität†) genannt; immer aber endet die Schilderung, „in einem kleinen Roman von einer Schildwache, deren Wachsamkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und deren Intelligenz der unserigen bei Weitem überlegen ist, da sie niemals etwas den Organismen Schädliches passiren läßt, während wir bisweilen verderbliche Stoffe in unsern Magen einführen“††).

Dem Beispiel der Physiologen folgte die große Masse. Die Speculation schlägt eine teleologische Richtung ein, und, indem sie dabei nothgedrungen zu der Vorstellung einer an keine Gesetze gebundenen, einer Wunderkraft gelangt, dient sie der Theologie als Vorfrucht.

Das Wiederaufleben der theologischen Denkungsweise in Frankreich ist eine pathologische Erscheinung. Aus der Art und Weise, in der dieselbe auftritt, läßt sich indeß ein Argument für jenes oben erwähnte physiologische Gesetz über die Entwicklung des geistigen Lebens der Völker hernehmen.

Auch die Maîtres, die Bonalds und Lamennais stützen ihre Lehre auf den Glauben, aber sie nehmen ein zweites Fundament zu Hilfe. Ihre Beweismittel sind nicht lediglich der heiligen Schrift und der Tradition entnommen, sondern haben zum Theil einen rationalistischen Charakter. Weber die Sinnlichkeit noch das Selbstbewußtsein, lehrt die Schule, dürfen zum Ausgangspunkt eines Systems genommen werden, sondern nur etwas außerhalb des Menschen Liegendes*), Gott, und der einzig sichere Weg, der zur Gotteserkenntniß führt, ist der des Glaubens. Aber, fügt sie hinzu, möglich ist es auch, durch wissenschaftliche Forschung zu jenem Ausgangspunkt zu gelangen. In der *Défense du Christianisme*, einer Sammlung von Predigten, die der Bischof von Hermopolis, Abbé Frayssinous, in den Jahren 1803 bis 1809 in der Capelle von St. Sulpice zu Paris gehalten hat, um die freigeistige

*) Lordat, *Preuve de l'insénescence du sens intime de l'homme*. Montpellier 1844, p. 50, derselbe, *Leçons de physiologie*. Montpellier 1837, p. 160.

**) Bichat, *Anatomie générale*. Préface.

***) Bichat a. a. O. Tom. II, p. 482.

†) S. darüber *Bulletin de l'Académie de médecine* Tom. VI, p. 191.

††) Magendie, *Leçons sur les phénomènes physiques de la vie*. Tom II, p. 120.

*) Bonald, *Démonstration philosophique du principe constitutif de la société* in den *Oeuvres complètes*, publiées par l'Abbé Migne, Paris 1859, Tom. I, p. 6.

Jugend zu befehren, heißt es sehr bezeichnend: „Mehr als einmal werden Sie gewahr werden, daß unsere Discussionen einen rein philosophischen Charakter an sich tragen, daß sie ebensowohl in einer Akademie als von dieser Kanzel herab stattfinden könnten, und ich gestehe ein, wenn ich an die Heiligkeit dieses Ortes, an dem wir versammelt sind, denke, an meine Stellung als Diener der Religion und an das Gewand, das ich trage, so möchte ich darüber erröthen, daß in einer katholischen Kirche eine profane Sprache gesprochen wird, die im Allgemeinen hier fremd sein sollte. Indes, was mich rechtfertigt, ist, daß die Zeiten, in denen wir leben, eine neue Art der Belehrung zu erfordern scheinen. Der Arzt muß seine Heilmittel eben den Bedürfnissen, dem Temperament des Kranken anpassen. Die gegenwärtige Krankheit der Geister ist nun eine solche, daß man ihre Heilung nur auf einem neuen Wege erhoffen darf. Wenn unsere Conferenzen nicht ohne Nutzen sind, so wird man uns verzeihen, daß sie einen eigenthümlichen Charakter haben, daß sie von dem gewöhnlichen Ton der christlichen Kanzel zu entfernt sind, und ich bin überzeugt, ihr Erfolg, wenn er ein wirksamer ist, wird uns Rechtfertigung verschaffen vor Gott und vor den Menschen“*).

II.

Die Staatslehre der theologischen Schule.

Nach der theologischen Schule läßt sich der Staat nicht als eine menschliche Schöpfung erklären, insbesondere nicht auf einen Vertrag zurückführen. Zwar erkennt sie an, daß das geordnete Zusammenleben der Menschen eine mit den Interessen des Individuums eng verknüpfte Institution sei**); allein ebenso bestimmt stellt sie in Abrede, daß eine wirkliche Staatsautorität ohne überirdische Mitwirkung entstehen könne. Die Menschen, behaupten die Theologen, sind viel zu selbstüchtig angelegt, als daß sie ohne den Druck eines göttlichen Gebotes eine Gemeinschaft zu bilden vermögen und, selbst wenn eine solche Bildung gelänge, ihr Bestand wäre keinen Augenblick gesichert. Zu Gunsten dieses letzteren Satzes, auf dessen Beweis sie aus politischen Gründen einen besonderen Werth legen, führen sie aus, daß eine Staatsgewalt, die sich aus dem Willen der Individuen herleite, in roher Willkür bestehen müsse, daß ihr Inhaber sich also von egoistischen Interessen und zügellosen Leidenschaften leiten lasse, was schließlich nur dazu führen könne, daß die Unterthanen sich fortwährend gegen die Staatsgewalt auflehnen, die Anarchie zur Regel werde. Wie die Principien der Ordnung, des Friedens, des Glücks

*) Frayssinous, Défense du Christianisme ou Conférences sur la religion. Paris 1825. Tom. I, p. 23. f. auch Tom. II, pp. 33, 34 und Tom. IV, p. 169. f. auch Nettement, Histoire de la littérature. Tom. I, pp. 164, 165, 170. Lamennais, Essai sur l'indifférence. Introduction am Schluß.

**) De Maistre, Du Pape, Livre III, ch IV, Note 1, in den Oeuvres Tom. III, p. 325. Considérations sur la France a. a. O. Tom. VII, p. 114.

und der Freiheit der Völker zur Durchführung gebracht werden, das hat, sagt Lamennais, weder der Verfasser des *contrat social*, noch irgend einer seiner Vorgänger oder Nachfolger verständlich zu machen gewußt. „Alle Gewalt kommt von Gott, und darin allein liegt die Rechtfertigung der Gewalt, des Zwangs und des Gehorsams, ohne welche eine Gesellschaft nicht bestehen kann*.“

Nach Bonald, de Maistre, Lamennais und ihren Anhängern ist die dem göttlichen Willen einzig und allein entsprechende Verfassungsform die absolute Monarchie. Gott hat die souveraine Gewalt über alle Wesen, der Gottmensch über die ganze Menschheit, das Staatsoberhaupt über alle seine Untertanen und das Familienhaupt über sein Haus. Wie die Gewalt Gottes, so ist auch die der übrigen Machthaber, die nach dem Bilde der ersteren geschaffen ist und von Gott stammt, eine absolute. Es gilt in Ansehung des dreieinigen Königs, was die Kirche bezüglich der drei Personen in Gott überliefert. Die gesetzgebende, die richterliche und executive Gewalt müssen in ihm eins sein; eine Lösung einer der Gewalten von der Krone, eine sei es auch nur theilweise Uebertragung auf das Volk sind unzulässig. Die drei Gewalten sind wie der Mantel ohne Rath, der nicht zertrennt werden kann. Die constitutionelle Monarchie ist eine Art politischer Polygamie**).

So weit für diese Sätze ein positiver Beweis angetreten wird, sieht sich derselbe aus Citaten zusammen, welche der heiligen Schrift entnommen sind. Die theologische Schule ist aber auch bemüht, die Nothwendigkeit der absoluten Monarchie aus der logischen Unmöglichkeit einer Einschränkung der souverainen Gewalt herzuleiten, und zu diesem Ende sucht sie darzuthun, wie ein jeder Versuch, eine „Verfassung“ zu erdenken, von vornherein aussichtslos sein müsse. Man verlangt Grundgesetze, sagt De Maistre, eine Verfassung. Aber wer soll dieselbe geben und wer sie ausführen? „Die Körperschaft oder die einzelne Person, welche die Macht dazu besäße, wäre der wirkliche Souverain, da sie stärker sein würde, als der nominelle Herrscher; sie würde letzteren schon allein dadurch, daß sie die Verfassung gäbe, entthronen. Ist das Grundgesetz eine Concession des Souverains, so

*) Lamennais, *Essai sur l'indifférence en matière de religion*. Part. II. ch. III. *Réflexions sur l'état de l'église en France*.

**) E. Bonald, *Démonstration philosophique du principe constitutif de la société* ch. ch. 7, 12, 14. in *den Oeuvres*. Tom. I. pp. 53, *Note*, 54 sq. 57. 80. 83. *Considérations sur la France et l'Angleterre* a. a. D. Tome II. p. 535; *De l'équilibre politique en Europe*. Tom. II. p. 558. *Observations sur l'ouvrage ayant pour titre: Considérations sur les principaux événements de la révolution française*. Tom. II. p. 600. *Le principe du Gouvernement représentatif et la souveraineté du peuple*. T. II. p. 891. *De la philosophie morale du 18ième siècle*. Tom. III. p. 482. E. auch De Lamennais, *De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil*. ch. II.

entsteht dieselbe Schwierigkeit. Wer wird die Nachfolger in der Krone daran hindern, die Verfassung zu verletzen? Es bliebe der Ausweg, daß einer Körperschaft oder einem Individuum „das Recht des Widerstandes“ verliehen würde, d. h. das Recht, die souveraine Gewalt in ihre Grenzen zurückzuweisen. „Dann aber entsteht wiederum die Frage: wann darf dieses Recht ausgeübt werden und durch wen.“ Die eifrigsten Verfechter desselben stimmen darin überein, daß es nur im Fall der Tyrannei zur Anwendung kommen dürfe. Aber was ist denn Tyrannei? Kann ein einziger grausamer Act mit diesem Namen bezeichnet werden? Und wenn es deren mehrere bedarf, wie viele sind erforderlich, und welcher Art müssen sie sein? Welche Gewalt im Staate hat das Recht zu entscheiden, daß ein Fall des erlaubten Widerstandes eingetreten ist? Wenn ein Gerichtshof dazu schon vorher bestellt war, so besitzt derselbe einen Theil der Souverainetät, und indem er auf den anderen Theil einwirkt, vernichtet er den letzteren. Bestand er aber vorher nicht, welches Tribunal soll dann den fraglichen Gerichtshof bestellen?“

Die Richtigkeit dieser Deduction, behauptet De Maistre, wird durch die Thatfache bestätigt, daß alle Versuche, die jemals gemacht wurden, eine constitutionelle Verfassung zur Ausführung zu bringen, fehlgeschlagen sind. Aus der Geschichte Englands läßt sich kein Einwand dagegen hernehmen. Denn die wirkliche englische Constitution ist jener bewundernswerthen, einzige, unfehlbare, öffentlichen Geist, welcher Alles leitet, Alles erhält, Alles rettet; das was geschrieben steht, ist nichts*). Als Ludwig XVIII. die Charte proclamirt hatte, bezeichnete Bonald das in einem an De Maistre gerichteten Briefe als „den vollkommensten Triumph, den die irreligiöse und staatsgefährliche Philosophie jemals errungen habe.“ „Glauben Sie an die Charte?“ erwiderte ihm der Verfasser des Buche „Vom Papste“. „Ich für meinen Theil glaube an sie ebensowenig, als ich an den Fisch glaube, welcher angeblich ein Schiff in voller Fahrt aufzuhalten vermag**).

*) E. De Maistre, Du Pape, Livr. II. ch. 2; Livr. III. ch. 4 und Résumé et Conclusion in den Oeuvres. Tom. III. pp. 153 sq., 325, 348. Considérations sur la France, ch. 4 et ch. X. § 1, a. a. O. Tom. VII. pp. 48, 70, 109, 114. Essai sur le principe générateur des constitutions politiques et des autres institutions humaines §§ V und VII a. a. O. Tom. VII. pp. 170, 172. S. auch Bonald, Théorie du pouvoir, Part. I. Liv. 1, ch. 7 in den Oeuvres, Tom. I. p. 184; Liv. 4, ch. 3; Liv. 6, ch. 3; Tom. I, p. 393 und Liv. 6, ch. 6, Tom. I. pp. 412, 417. Considérations sur la France etc., Tom. II. pp. 543, 547. Sur le changement de ministère, Tom. II, p. 714. Pensées politiques, Tom. III. p. 1399. Lamennais, Vingt-un-Janvier in den Mélanges philosophiques.

**) E. Alfred Nettement, Histoire de la littérature française sous la restauration, Tom. I, pp. 384, 385 (S. auch den Brief, den Bonald nach Bildung des Ministeriums Villèle an Maistre schrieb, a. a. O. p. 393. In denselben heißt es: Ich sehe die Verfassung an als die Büchse der Pandora, auf deren Boden nicht einmal die Hoffnung übrig bleibt

Der Satz, daß die absolute Monarchie die allein legitime Verfassungsform sei, gehört indessen nicht zu den essentiellen in der theologischen Staatsrechtslehre; man ist von ihm abgewichen, so oft das Interesse der Kirche es angezeigt erscheinen ließ, das Volk gegen den Fürsten auszuspielen, und hat dann keine Bedenken getragen, für eben das Dogma einzutreten, das de Maistre, Bonald und in seinen ersten Schriften auch Lamennais als eine Ausgeburt der „diabolischen Philosophie des 18. Jahrhunderts“ nicht genug zu verdammen wissen, — das Dogma von der Souverainität des Volkes. Schon unter den mittelalterlichen Theologen hat dasselbe Vertreter gehabt. Der heilige Augustin steht auf dem verrufenen Vertragsstandpunkt; er spricht von einem „generale pactum societatis humanae obedire regibus suis“, und in gleichem Sinne haben sich Chrysostomus, St. Thomas, Bellarmin, Suarez und Andere bis herab zu St. Liguori geäußert. Nach Bianchi ist sogar die herrschende Ansicht unter den Theologen und Canonisten stets dahin gegangen, daß die Quelle der bürgerlichen Gewalt in der Menge ruhe, die dieselbe ihrerseits den Königen und anderen weltlichen Fürsten übertrage*). Jedenfalls hat die theologische Schule unter der Restauration in ihrer Auffassung des Ursprungs und Wesens der Souverainität erhebliche Schwankungen durchgemacht.

So entschieden auch Bonald in seinen Schriften jede Verfassung verwirft, er hat kein Bedenken getragen, ein Mandat für die Deputirtenkammer anzunehmen und sich später zum Pair machen zu lassen**). Noch weiter entfernt sich Lamennais von dem Dogma der absoluten Monarchie. Schon in seiner 1829 erschienenen Schrift „Des Progrès de la Révolution et de la guerre contre l'Eglise“ hatte er die Behauptung aufgestellt, die christliche Religion reprobiere keine Verfassungsform, sondern könne mit jeder Art Regierung eine Verbindung eingehen; nur sei sie in Folge ihrer Grundsätze und ihres Geistes durchaus unvereinbar mit den Doctrinen der Anarchie und denen des Despotismus***). Die drei Jahre später veröffentlichten

*) Die französische Uebersetzung *Traité sur la puissance ecclésiastique*. Tom. I. p. 7.

**) In einer Schrift die jedoch in den gesammelten Werken nicht zu finden ist, scheint Bonald sogar für die Charte eingetreten zu sein. Denn im November 1827 schreibt Herr von Cypiolis an Lamennais: „Wollen Sie es glauben, Herr Abbé, daß ich mir in Paris noch nicht die Schrift des Herrn von Bonald habe besorgen können, die in der Provinz Jedermann bekommt? Habent sua fata libelli. Er versucht also darin zu beweisen, daß er nicht leichtsinnig seine Ansichten änderte? . . . Wo ist die Zeit hin, wo er mir sagte: Wenn meine Werke auf die Nachwelt übergehen sollen, will ich nicht, daß man mir vorwerfen könne, es finde sich in ihnen auch nur ein Wort zu Gunsten der Charte.“ Lamennais, *Correspondance*, Tom. I, p. 380.

***). *E. Progrès* ch. IV. Die Königin von Frankreich hat schon über eine der ersten Schriften Lamennais' sehr richtig gesagt: „Er hat bewiesen, daß die Monarchie und die Religion untergehen. Was die Monarchie anbetrifft, die ist ihm gleichgiltig; aber er will die Religion retten. Lamennais, *Correspondance*. Tom. II. p. 59.

„Paroles d'un Croyant“ enthalten den Satz: „Gott hat die Menschen weder gering noch groß geschaffen, weder als Herren noch als Sklaven, weder als Könige noch als Unterthanen; er hat sie alle gleich geschaffen“*). Ebenda entwirft Lamennais ein Bild von den Königen, wie sie in dunkler Nacht auf einem Thron von Totenknochen sitzen, Menschenblut aus einem Schädel trinken, und gegen die Freiheit, die Wissenschaft, die Religion, gegen Alles conspiriren, was die Ehre und Größe der Menschheit ausmacht**). Der eifrige Anhänger des absoluten Königthums von Gottes Gnaden war, wie weiter unten noch näher ausgeführt werden wird, durch die Ereignisse darüber belehrt worden, daß das Dogma von der Volkssouverainität unter gewissen Verhältnissen für die Zwecke des Ultramontanismus sich besser verwerthen ließe, als das früher von ihm verfolgte; er hatte, „eins der größten und schönsten Schauspiele, das seit lange gesehen worden war, erlebt; die Vereinigung zwischen Katholicismus und Liberalismus in Belgien zu dem Zwecke, um die Gesellschaft auf ihren wirklichen Grundlagen wieder aufzubauen“***). Man zittert vor dem Liberalismus, schreibt er im December 1829 an die Gräfin Senfft; nun gut; katholisirt ihn, und die Gesellschaft wird neu entstehen. Der Royalismus, wie man ihn predigt und begreift, tödtet Alles, selbst den Glauben an etwas Besseres; er treibt die Seelen, die Kraft besitzen, zum Bösen†). — Bald darauf spricht er der Freundin seine politische Ueberzeugung dahin aus, daß in Frankreich nur noch eine Demokratie möglich sei. Und diese ganze Verwandlung vollzieht sich, ohne daß Lamennais die theologische Grundlage verläßt, auf die er seine ursprüngliche Theorie gegründet hatte; auch wenn er den Satz vertheidigt, daß die Völker lediglich sich selbst angehören, macht er das „göttliche Recht“ dafür geltend††).

Bis in die jüngste Zeit hinein sind Anhänger der theologischen Schule für die Volkssouverainität eingetreten. In den während der Fasten des Jahres 1857 in der kaiserlichen Kapelle der Tuileries gehaltenen Vorträgen stellt Ventura de Maulica, einer der eifrigsten Verfechter des Ultramontanismus und ein Günstling des Papstes, die Lehre auf, das Vorhandensein einer regierenden Gewalt sei in jeder Gesellschaft auf göttliche Anordnung zurückzuführen, — in unaquaevogente proposuit Rectorem; — „direct und unmittelbar“ sei dieselbe dem Volke übertragen; letzteres könne sie freilich einem einzelnen Individuum oder einer Körperschaft delegiren, sei aber auch dann so wenig gebunden, daß es Aenderungen oder anderweitige Ueber-

*) Paroles d'un Croyant ch. VII.

**) a. a. O. ch. XIII.

**) S. in der Correspondance den Brief an Baron Vitrolles vom December 1829. Tom. II, p. 103.

†) Correspondance, Tom. II, pp. 105 et 106.

††) S. Correspondance, Tom. Tom. II, pp. 165 sq., 181, 284.

tragungen vornehmen dürfe *). An einem anderen Orte prognosticirt er eine Zeit, in der die Völker vollkommen geworden und in Folge dessen in der Lage sein werden, ohne Königin zu existiren — *se passer des rois***). —

Nach Ventura ist das das „allein christliche System“; es hat nicht etwa nur die Autorität der Päpste und der Kirchenväter für sich, sondern ist von Gott dadurch sanctionirt worden, daß er Rehabeam verbot, die 10 Stämme Israels, die in Folge seines Despotismus von ihm abgefallen waren, zu verfolgen***).

In Wahrheit ist wie Lamennais so auch Ventura auf dem Wege politischer Erwägung zu der Lehre von der Volkssouverainität gelangt; die Opportunität, nicht die Religion, ist entscheidend gewesen. Der berühmte Kanzelredner suchte die Gunst des Fürsten zu erwerben, der für den Erwählten des französischen Volkes gelten wollte, und so rücksichtslos verfolgt er diesen Zweck, daß er sogar, um die Wiederherstellung des Kaisertums in einer der Regierung genehmen Weise zu erklären, sich mit dem eben besprochenen Grundsätzen seines „christlichen Systems“ in Widerspruch setzt und die Behauptung aufstellt, daß dabei allerdings der „wahre und große Künstler jener unsichtbare König gewesen sei, durch den allein das Todte wieder lebendig werden könne“†). Die Parteinahme de Maistre's und Bonald's für die absolute Monarchie ist gleichfalls aus utilitarischen Gründen zu erklären; sie ist nicht durch ein göttliches Gebot bedingt und der Werth der unbeschränkten Herrschaft eines Einzelnen ist dann auch für sie kein absoluter. In der Erinnerung an die Gewaltthätigkeiten Ludwig des XIV. gegen die Kirche mußten sie sich darüber klar sein, daß eine Verfassungsform, in der der Hauptfactor, die Persönlichkeit eines einzelnen Individuums, schwer berechenbar ist, für den Ultramontanismus sehr gefährlich werden könnte. Daß sie trotzdem für dieselbe eintreten, ist zunächst darauf zurückzuführen, daß sie des Fürsten sicher zu sein glaubten, der nach dem Sturz Napoleons den französischen Thron bestiegen hatte. Eine weitere Erklärung gewinnt man, wenn man erwägt, in welcher enge Abhängigkeit nach der theologischen Lehre die weltliche Souverainität zu der geistlichen steht.

*) *Le Pouvoir politique chrétien. Discours prononcés à la Chapelle Impériale des Tuileries pendant le carême de l'année 1857. Paris 1858. Premier Discours. Rapports entre Dieu et les Pouvoirs humains.*

**) *Essai sur le Pouvoir public ou Exposition des lois naturelles de l'ordre social. Paris 1859. Ch. ch. IV, sq. pp. 144 sq. 164, f. auch ch. VI. pp. 249 sq., ch. VIII, pp. 310 sq.*

***) *Le Pouvoir politique chrétien. Premier Discours pp. 9 sq. Auch Laurentie tritt nicht unbedingt für die absolute Monarchie ein. E. De la Révolution en Europe. Paris 1834. Ch. VI. pp. 34 sq. De la Démocratie et des périls de la société. Paris 1849.*

†) *Le Pouvoir politique chrétien etc. Dernier Discours. Sur la restauration de l'Empire en France, p. 503.*

Unter den Vertretern der theologischen Schule giebt es eine Richtung, welche für die Stellung des Staates zur Kirche die Unterscheidung zwischen weltlichen und geistlichen Angelegenheiten für bestimmend ansieht. Die letzteren, lehren sie, unterstehen einzig und allein der kirchlichen Autorität; auch die Fürsten haben sich den Entscheidungen derselben zu fügen. In den weltlichen Angelegenheiten ist der weltliche Souverain der oberste Richter. Man acceptirte also die Grundsätze der berühmten Declaration vom 19. März 1682, durch welche die sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche sanctionirt und bezüglich der weltlichen Souverainität bestimmt war, daß nach dem göttlichen Recht „die Könige und Herrscher in zeitlichen Angelegenheiten keiner kirchlichen Gewalt unterworfen sein sollten, daß sie weder mittelbar noch unmittelbar von den kirchlichen Autoritäten abgesetzt werden könnten, und daß ihre Unterthanen von der Unterordnung und dem Gehorsam, den sie ihnen schuldeten, sowie von dem Treue-Eid nicht entbunden werden dürften.“ Wie wenig indeß dadurch gewonnen war, beweisen die Interpretationen jener Grundsätze in der Theorie und ihre Anwendung in der Praxis.

Der oben erwähnte Bischof vom Hermopolis hat in einer seinerzeit berühmten Schrift: *Les vrais Principes de l'Eglise Gallicane**) auf Grund der Bestimmungen der Declaration von 1682 die Gebiete des Staats und der Kirche gegen einander abzugrenzen versucht. Indem er dabei die Uebergänge Gregor VII. in die Rechte der weltlichen Souverainität bespricht, wirft er die Frage auf: „Wenn das Gesetz stumm ist, die Gerechtigkeit ohnmächtig und die rohe Gewalt Alles, ist es dann etwas Außerordentliches, daß die Weisheit und die Tugenden des heiligen Stuhles demselben eine Ueberlegenheit geben, und daß in den Völkern die Neigung entsteht, dem Papste selbst bei der Ausübung von Rechten, die nicht die seinigen sind, Gehorsam zu leisten**)?“ Frayssinous erkennt damit an, daß unter gewissen Bedingungen, die er aber nicht näher als in den oben citirten Worten bestimmt, eine Grenzüberschreitung seitens der kirchlichen Gewalt gerechtfertigt sei, und schon dadurch bekommt seine Theorie ein Loch, weit genug, um selbst der pessima fides einen Weg zu bieten. Aber auch die Grundsätze, nach denen er für normale Verhältnisse das geistliche von dem weltlichen Regiment geschieden sehen will, sind so vager Natur, daß sie nicht einmal die Grundlagen für einen *modus vivendi* abzugeben vermögen.

Es wäre ein Sophismus, führt Frayssinous in der genannten Schrift aus, wenn man sagen wollte, daß Alles, was das Aeußerliche — *l'extérieur* — betrifft, zum Ressort der weltlichen Regierung gehöre. Die

*) Der vollständige Titel lautet: *Les vrais principes de l'église Gallicane sur la puissance ecclésiastique, la papauté, les libertés Gallicanes, la promotion des évêques, les trois concordats, et les appels comme d'abus.* Es wird hier nach der 3. Ausgabe, Paris 1826, citirt.

**) *Œ. a. a. O.* p. 77.

Kirche hat nicht reine Geister, sondern Menschen zu beherrschen. Sie ist wesentlich eine äußere und sichtbare Gemeinschaft; wenn man Alles, was äußerlich ist, ihrer Competenz entziehen wollte, so wäre ihre ganze Macht vernichtet. In der That, der Unterricht in der Morallehre und ihre Vorschriften, die Administration der Sacramente, die Liturgie, die Ceremonien des Cultus, diese und noch viele andere ähnliche Dinge sind nicht rein spirituell in derselben Weise wie der Gedanke; sie sind äußerlich, sie treten den Sinnen unter sichtbaren, greifbaren Formen entgegen; und dennoch, welcher Katholik würde es wagen zu behaupten, daß der Fürst der höchste Richter über sie sei?“*) An einer anderen Stelle heißt es: „Es giebt mehrere gemischte Sachen — choses mixtes — wie z. B. die Ehe, die Pfründen, die religiösen Orden, welche je nach dem Standpunkt, von dem aus man sie beurtheilt, ebensowohl das Wohl der bürgerlichen wie das der religiösen Gesellschaft betreffen: dann müssen die beiden Mächte sie regeln, jede innerhalb ihrer Competenz“**). Das ist das ganze Material an „regulae juris“, das für die Entscheidung streitiger Fälle geboten wird.

Wenige Jahre nach dem Erscheinen dieser Schrift — sie war 1818 zum ersten Mal publicirt worden — bot sich eine Gelegenheit, die Theorie von der Trennung von Staat und Kirche praktisch auf die Probe zu stellen.

Die Lehre von den Freiheiten der gallicanischen Kirche, wie Frayssinous sie aufstellte, war einem gereizten Widerspruch begegnet, insbesondere Seitens Lamennais'. Als nun im Sommer 1826 mehrere hohe Würdenträger der Kirche in Paris zusammengetreten waren, um über die Gründung einer theologischen Lehranstalt zu berathen, richtete der Cultusminister an dieselbe das Ersuchen, die Declaration von 1682 als das in Frankreich gültige Recht anzuerkennen und es wurde demselben entsprochen in dem Exposé des sentiments des évêques qui se trouvent à Paris, sur l'indépendance des rois dans l'ordre temporel, dem später 70 Prälaten aus den Provinzen zustimmten. Zwei Jahre darauf, nachdem inzwischen das Ministerium Villèle und mit ihm Frayssinous gestürzt worden waren, erließ die Regierung zwei Verordnungen, von denen die eine die Jesuitenschulen der Universität unterordnete und ferner bestimmte, daß kein Lehrer in irgend einer von der Universität abhängigen Unterrichtsanstalt oder in einer geistlichen Secundärschule geduldet werden sollte, wenn er nicht schriftlich erklärte, daß er keiner ungeheglichen religiösen Gemeinschaft angehörte, während die zweite die Zahl der geistlichen Secundärschulen und ihrer Schüler herabsetzte, zugleich aber zur Unterstützung vermögensloser junger Leute, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, Staatsstipendien schuf***). Es handelte sich also nicht um eine

*) M. a. D. pp. 14, 15.

**) M. a. D. p. 23.

***) Die wesentlichen Artikel sind abgedruckt bei A. de Vaulabelle, Histoire des deux restaurations, Paris 1854, Tom. VII. pp. 103, 104.

Proscription — nicht einmal um eine Verhinderung der Jesuiten an ihren geistlichen Amtsverrichtungen. Selbst der gestürzte Frayssinous mußte eingestehen, daß die Anordnungen das Gebiet des weltlichen Regiments nicht überschritten*). Nichtsdestoweniger erhob sich die ganze clericale Partei gegen die Verordnungen. „Klatschet Beifall Ihr Gottlosen und Heiligthumschänder!“ schreibt die *Quotidienne*. „Ihr wolltet die Bischöfe in Fesseln legen; man thut mehr als das, man schlachtet sie ab“**). Der Erzbischof von Paris berief eine Versammlung, in der fast das ganze französische Episcopat offen revoltirte. In einer an den König gerichteten, von dem Erzbischof von Toulouse, dem Cardinal Clermont-Tonnerre, Namens seiner Collegen unterzeichneten Schrift, welche in hunderttausend Exemplaren über Frankreich verbreitet wurde, erklärten die Bischöfe, sie hätten in dem Geheimniß des Heiligthums, in Gegenwart des obersten Richters, mit der Klugheit und Einsicht, die ihnen von ihrem göttlichen Herrn anempfohlen wären, geprüft, was sie Cäsar und was sie Gott schuldeten. Ihr Gewissen hätte ihnen geantwortet, daß es besser wäre, Gott zu gehorchen, denn den Menschen, wenn der Gehorjam, welchen sie Gott schuldeten, sich nicht vereinigen ließe mit dem, den die Menschen von ihnen erforderten. Sie trügen nicht verwegene Worte lärmend vor, sie sprächen nicht gebieterisch ihren Willen aus, es genüge ihnen ehrerbietig mit den Aposteln zu sagen „Non possumus“.

Die französische Regierung sah sich genöthigt, die Curie anzugehen, und ihrem geschickten Unterhändler, einem ehemaligen Rath der Rota, gelang es, eine päpstliche Entscheidung dahin zu erwirken, „daß die französischen Bischöfe sich der Weisheit des Königs in Bezug auf die Ausführung der Verordnungen überlassen und in Eintracht mit dem Könige gehen sollten.“ Der Widerstand der clericalen Partei war damit aber nicht völlig gebrochen, Clermont-Tonnerre richtete an den Cultusminister das lakonische Schreiben: „Monseigneur, die Devise meiner Familie, die ihr durch Calixtus II. im Jahre 1120 gegeben worden ist, lautet: *Fiam si omnes, ego non*; und sie ist auch die meines Gewissens.“

Nur in einem Punkte enthielt die erwähnte Schrift Frayssinous' ein für den Staat werthvolles Zugeständniß. Die *Maxime*, sagt er, bei Besprechung des Artikels 1 der Declaration von 1682, welche die volle, absolute Unabhängigkeit der Könige in weltlichen Dingen feststellt, leidet keine Ausnahme. „Wir bestreiten nicht nur dem Papst, sondern auch der all-

*) Frayssinous hatte, wie sich aus seinen hinterlassenen Papieren ergibt, dem Könige von dem Erlaß der Verordnungen abgerathen, aber hinzugefügt, „wenn der König, der Richter sei über die politische Lage der Regierung, aus höheren Gründen sich in der Nothwendigkeit glaube, die fraglichen Bestimmungen zu treffen, so würde er, Frayssinous, nicht wagen, dieselben zu verurtheilen.“ — Frayssinous, *Abrégé de ce que j'ai dit et fait au sujet des ordonnances du 16. Juin.*

**) Ausführlicher findet man bei Vaulabelle, *Histoire des deux restaurations* a. a. O., Lamartine, *Histoire de la restauration*, Liv. 47.

gemeinen Kirche und den ökumenischen Concilien das Recht, einen Souverain abzusetzen, unter welchem Vorwand es auch immer sei, er möge ein Tyrann, ein Ketzer, ein Verfolger, ein Gottloser sein. Die Excommunication, selbst die berechnete, kann ihn nur der spirituellen Güter berauben, die die Kirche spendet, aber nicht der Krone, nicht des Anspruchs auf den Gehorsam seiner Völker in bürgerlichen und politischen Angelegenheiten“*). Trajassinus ist zu schüchtern, um die theologische Doctrin bis zu ihrer letzten Konsequenz, bis zur Revolution als Executionsmittel für kirchliche Entscheidungen auszudenken. Das ist aber auch das einzige wesentliche Merkmal, das ihn von den Ultramontanen trennt.

Die Controversen jener Zeit sind heute noch belehrend für die liberalen Schwärmer, welche sich von dem Glauben an die Phrase von der Trennung zwischen Kirche und Staat nicht loszumachen vermögen. Wie die damaligen so werden auch alle zukünftigen Versuche, eine solche Trennung zu construiren, fehlschlagen. Es ist eben unmöglich, das Rechtsgebiet des Staates und das der Kirche so zu umschreiben, daß die Existenzbedingungen beider sichergestellt sind, zugleich aber auch einer jeden Grenzstreitigkeit zwischen ihnen vorgebeugt wird, und zwar aus dem zwingenden Grunde, weil die Begriffe „Rechtsphären der Kirche“ und „Rechtsphäre des Staates“ nicht absolute sind, sondern ihren Inhalt wechseln mit den wechselnden Existenzbedingungen der Kirche und des Staates, und diese letzteren sich nicht für irgend einen Zeitraum mit Sicherheit im voraus bestimmen lassen.

Als die beiden Verordnungen gegen die Lehrthätigkeit der Jesuiten erschienen, erhob nicht nur die ultramontane Partei, sondern auch der Liberalismus Protest. Das ist die englische Testacte, erklärte der Globe; und wie wird dieselbe eingeführt! Also das Wort „Congregation“ soll ein Verbrechen bedeuten, eine bürgerliche Unfähigkeit nach sich ziehen? „In Wahrheit, das geht über unser Begriffsvermögen. Das heißt etwas Absurdes thun aus reinem Vergnügen am Absurden . . . Das heißt die Lüge, die Heuchelei befehlen, und zwar sie befehlen ohne irgend einen zwingenden Grund.“ Die liberalen Geschichtschreiber der Restauration pflegen diese Thatfache zu verschweigen — vielleicht weil sie für die pathologische Bedeutung derselben kein Verständniß besitzen.

Die ultramontane Theorie hat vor der soeben besprochenen das voraus, daß sie offen und ehrlich für das Ziel der römischen Kirche, für die bedingungslose Unterordnung des weltlichen unter das geistliche Schwert, eintritt. In bestimmtester Weise verwirft sie jene oben erwähnte Declaration von 1682, aus der sich nach De Maistre alle späteren revolutionären Theorien als rein logische Folgerungen entwickelt haben**), und die Ordonnanz, durch

*) a. a. O. p. . 71, 72.

**) De l'Eglise Gallicane, Liv. II. ch. III sq., in den Oeuvres Tom. pp. 165. und 183. Von der posthumen Schrift, in der Bojjuet die Declaration verteidigt

welche Ludwig XIV. die Lehre der gallicanischen Grundsätze obligatorisch gemacht hatte, erklärt sie für einen „unerhörten Act des Despotismus“, eine „verwerfliche Anmaßung“ sowie auch für „einen Act der Selbstvernichtung“. Denn die Kirche habe den Staat begründet, und wer Hand an sie lege, der rüttle an den Grundpfeilern der weltlichen Ordnung, indem er den Bürgern „das unkluge Beispiel der Undankbarkeit und Empörung“ gebe*). In der Kirche allein, sagt Lamennais, kommt das Princip der Ordnung noch zum Ausdruck. „Sie wechselt nicht mit den weltlichen Herrschaften, die sie an sich vorüberziehen sieht, eine nach der andern, wie flüchtige Schatten, während sie selbst in Mitte der fortwährenden Revolutionen unveränderlich da steht. Was würde daraus werden, wenn in dieser Zeit, in der, ich weiß nicht, welche verhängnißvolle Macht alle Throne umstürzt, alle Staaten erschüttert, alle Grenzen verrückt und die Beherrscher der Völker von Morgen bis zum Abend wechseln läßt, — was sollte daraus werden, wenn auch die Kirche in dem Wirbel mit fortgerissen würde und den Menschen, die sie leiten soll, ein weiteres Beispiel böte von Unbeständigkeit, von Ruinen, die auf Ruinen folgen?“**)

Der Beweis, auf den De Maistre die ultramontane Theorie stützt, ist ein Gemisch von politischen, theologischen und geschichtlichen Argumenten. Er geht davon aus, daß die absolute Monarchie, wenngleich sie die einzig legitime Verfassungsform sei, doch zu „großen Inconvenienzen“ führe, für welche eine Abhilfe geschaffen werden müsse. Ein allgemeines Gesetz, heißt es in dem Buch „Vom Papste“, befiehlt den weltlichen Herrschern Gehorsam zu leisten, und dieser Befehl „ist im Allgemeinen gut, gerecht und nothwendig“. Wie aber, wenn ein Nero auf den Thron kommt? Alle Versuche, durch Verfassungsbestimmungen die Unterthanen gegen Ausschreitungen einer absoluten, souverainen Gewalt sicher zu stellen, haben das Ziel verfehlt; entweder gewährten sie nicht die erforderliche Garantie, oder sie liefen darauf hinaus, daß die Souveränität thatsächlich von dem Fürsten auf eine Körperschaft übertragen wurde, die nun ihrerseits die bürgerliche Freiheit bedrohte. Das zweite etwa in Frage kommende Auskunftsmittel, die Anwendung von Gewalt gegen einen tyrannischen Herrscher, ist verwerflich, weil dasselbe „alle Symptome des Verbrechens an sich trägt“. Es bleibt also, „um ein Gegengewicht gegen die weltliche Gewalt zu schaffen und sie den Menschen erträglich zu machen“, nur die Autorität des Heiligen Stuhles übrig. Dem

hatte, behaupten die Ultramontanen, sie sei durch die dem Janzenismus ergebenen Herausgeber gefälscht worden. De Lamennais, *Tradition de l'Eglise sur l'Institution des Evêques*. Seconde Partie Sect. II. France. S. auch De Maistre, *Du Pape*. Liv. II, ch. IX, in den *Oeuvres* Tom. III, p. 220.

*) De Lamennais, *De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil*. S. auch *Des Progrès de la révolution*, ch. I und De Maistre, *Du Pape*, Liv. III, ch. IV, in den *Oeuvres* Tom. III, p. 323.

**) *Tradition de l'Eglise*.

Papst muß „eine gewisse Jurisdiction über alle Fürsten der Christenheit“ eingeräumt und ihm, so oft eine zwangsweise Ausführung seiner Entscheidungen nothwendig wird, das Recht zugestanden werden, die Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams gegen die weltliche Gewalt zu entbinden. Da die Souverainität etwas Heiliges ist, eine Emanation der göttlichen Gewalt, welche stets und überall unter der Obhut der Religion stand, und welche insbesondere das Christenthum unter seinen Schutz genommen hat, „so war der Gedanke nicht unvernünftig, daß es keine andere zuständige Autorität gäbe, um von dem Treue-Eid zu lösen, als diese hohe geistliche Gewalt, die auf Erden einzig da steht, und deren erhabene Prärogative einen Theil der Offenbarung bilden.“ Wenn der Treue-Eid unbedingt bindend sein soll, so sind die Menschen allen Schrecken der Tyrannei ausgesetzt, und, wenn der regellose Widerstand erlaubt wird, so laufen sie alle Gefahren der Anarchie; die Ertheilung eines Dispenses von jenem Eide durch die geistliche Souverainität konnte also sehr wohl dem menschlichen Geist sich als das einzige Mittel darbieten, um die zeitliche Souverainität in Schranken zu halten, ohne ihr Wesen zu schädigen*).

Daß den Päpsten eine Jurisdiction über die weltlichen Herrscher eingeräumt worden, rechtfertigt sich nach De Maistre auch als Consequenz der Infallibilität des Heiligen Stuhles. Freilich legt er dieses Attribut allen Souverainen bei. In dem ersten Capitel des Buches vom Papst, in welchem die Unfehlbarkeit des Heiligen Vaters nachgewiesen werden soll, führt De Maistre aus, daß „Infallibilität in der geistlichen und Souverainität in der weltlichen Ordnung zwei ganz synonyme Worte sind“, daß „alle „Souveraine nothwendig wie Infallibel handeln“**). Allein an einer späteren Stelle schränkt er diese Behauptung dahin ein, daß die Unfehlbarkeit des Papstes die einzig wahre sei, da die der weltlichen Herrscher nur auf menschlicher Voraussetzung“, die der Kirche auf „einem göttlichen Versprechen beruhe“***).

Zu dem politischen und logischen tritt endlich ein geschichtliches Argument für die Superiorität der geistlichen Gewalt hinzu. Als die Barbarei und die fortwährenden Kriege, heißt es in dem eben erwähnten Buche, alle Principien zerstört und die Souverainität in Europa untergraben hatten, fiel den Päpsten, „die durch ihre Weisheit und ihr Wissen überlegen waren und die ganze damals vorhandene Wissenschaft beherrschten“, von selbst und ohne Widerspruch eine leitende Stellung zu. Demnächst bildete sich, begünstigt durch das Princip von dem göttlichen Ursprung aller Souverainität, die beinahe universelle Ansicht aus, daß „den Päpsten eine gewisse Com-

*) S. Du Pape. Liv. II. ch. III u. ch. IX, in den Oeuvres Tom. III, pp. 217. 220.

**) S. in den Oeuvres Tom. III, p. 20.

***), S. Du Pape, Liv. I, ch 19, in den Oeuvres Tom. III, p. 140.

petenz über die Fragen der Souverainität gebühre, eine Idee, die sehr weise und werthvoller als alle unsere Sophismen war.“ Die Päpste wendeten ihre Gewalt mit größter Klugheit an; sie setzten ihre Autorität nur ein, wenn ein gefährlicher Mißbrauch, ein schweres Verbrechen sie dazu nöthigte. „Wie wollen wir in gleichen Fällen aus den Schwierigkeiten heinauskommen wir, die wir auf unsere Väter mit Mitleid zurückblicken? Durch Aufstände, Bürgerkriege und alle Schrecken, die daraus folgen. Wahrhaftig wir haben keinen Grund, uns zu rühmen!“*)

An diese positive Begründung der ultramontanen Lehre schließt sich eine eingehende Widerlegung aller gegen dieselbe etwa zu erhebenden Einwendungen an. Die Superiorität des geistlichen Schwerts, führt De Maistre aus, steht keineswegs im Widerspruch mit dem göttlichen Ursprung der weltlichen Souverainität. Indem der Papst die Unterthanen von ihrem Treue-Eid entbindet, thut er nichts gegen das göttliche Recht, sondern erklärt vielmehr, „daß die Souverainität eine göttliche und geheiligte Autorität ist und als solche nur durch eine Gewalt controlirt werden kann, welche gleichfalls einen göttlichen Ursprung hat, aber einer höheren Ordnung angehört und besonders mit der fraglichen Machtvollkommenheit für gewisse außerordentliche Fälle bekleidet ist“**). Es ist ferner nach De Maistre nicht zu befürchten, daß der heilige Stuhl von seinem Recht „des Widerstandes ohne Revolution“ eine mißbräuchliche Anwendung machen werde. Denn erstens läßt sich die Ausübung dieses Rechts an gewisse Regeln binden, und zweitens bietet die Persönlichkeit der Päpste die denkbar sicherste Garantie gegen einen Mißbrauch. „Die päpstliche Gewalt ist am wenigsten den Launen der Politik unterworfen. Der Heilige Vater ist immer ein alter, in Ehelosigkeit lebender Mann und ein Priester, wodurch allein schon neunundneunzig unter hundert Irrthümern und Leidenschaften vorgebeugt wird, welche die Staaten in Unruhen verwickeln. Da er ferner weit entfernt lebt, da seine Gewalt von einer andern Art ist als die der weltlichen Herrscher, und er niemals etwas für sich verlangt, so möchte die Annahme wohl gerechtfertigt erscheinen, daß man, wenn auch nicht alle Nachtheile beseitigt, — was unmöglich ist — so doch das erreicht hat, was man unter den gegebenen Verhältnissen erreichen zu können hoffen durfte“***).

De Maistre nimmt für seine Theorie sogar den Vorzug in Anspruch, daß sie den wahren Interessen des Königthums förderlich sei. So oft die Päpste, behauptet er, Könige abgesetzt haben, — und es ist dies in der ganzen Geschichte überhaupt nicht mehr als zwei oder dreimal vorgekommen — so war dies nicht nur ein Glück für die Unterthanen, sondern insbesondere auch ein Gewinn für das Königthum. „Die Excommunicationen haben in der Vor-

*) S. Du Pape, Liv. II, ch. X, in den Oeuvres Tom. III, p. 225.

**) Du Pape, Liv. II, ch. III, in den Oeuvres Tom. III, p. 158.

***) Du Pape, Liv. II, ch. IV, in den Oeuvres Tom. III., pp. 162 ff.

stellung der Völker die Fürsten nicht herabgesetzt; im Gegentheil; indem sie ihnen an gewissen Punkten Halt geboten, indem sie sie weniger grausam und gewaltthätig machten, indem sie ihnen die Sorge um das eigene Wohl nahe legten, haben sie die Ehrfurcht vor der Souverainität erhöht, haben sie von ihrer Stirn das alte Zeichen der Bestie weggewischt und das der Wiedergeburt an die Stelle gesetzt; sie haben ihr einen heiligen Charakter gegeben, auf daß sie unverleßlich werde — ein neuer und zwingender Beweis unter den Tausenden, daß die päpstliche Gewalt immer ein conservativer Factor gewesen ist.“ Diejenigen, welche sich auf einzelne besondere Thatfachen versteifen, auf zufällige Unbilligkeiten, auf die Irrthümer dieses oder jenes Inhabers des heiligen Stuhls, fertigt De Maistre mit den kurzen Worten ab: „Von dem Standpunkte aus, zu dem man sich erheben muß, um das Ganze zu überblicken, ist nichts mehr von dem wahrnehmbar, was Ihr seht“).

Indem De Maistre sich gegen die Annahme verwahrt, als ob er dem heiligen Stuhle das Recht vindicire, Kaiser einzusetzen und abzusetzen, macht er geltend, daß es den Fürsten freistehe, sich mit der Curie zu versöhnen, und daß also Diejenigen, welche diesen Ausweg nicht wählten, den Verlust ihrer Krone selbst verschulden**). Etwas Weiteres als diese jesuitische Spitzfindigkeit dürfte sich schwerlich zu Gunsten jenes Beweischemas erinnern lassen. In Wirklichkeit geht der Ultramontanismus darauf hinaus, den Staat der Kirche auf Gnade und Ungnade zu überliefern. De Maistre respektirt wohl die Souverainität, sagt Lamartine, in seiner Kritik der ultramontanen Theorie, aber nur in Demjenigen, welcher sie nimmt oder ertheilt***). Selbst wenn es richtig wäre, daß für die Entscheidungen der Päpste in Fragen der weltlichen Souverainität bestimmte Regeln aufgestellt werden könnten, so wäre damit doch nur wenig gewonnen; es bliebe noch das Problem übrig: Quis custodit custodes, dessen Lösung sicherlich nicht in den Versicherungen De Maistres bezüglich der Persönlichkeit der Päpste gefunden werden kann. Aber jene Behauptung trifft auch nicht einmal zu; die Voraussetzungen, unter denen die Entbindung der Unterthanen von dem Eide der Treue erfolgen dürfte, würden sich immer nur so allgemein formuliren lassen, daß von einer Garantie gegen Uebergriffe der Curie gar nicht mehr die Rede sein könnte. Die Versuche De Maistres in dieser Richtung können — vorausgesetzt, daß sie ehrlich gemeint sind — nur als ein Beleg dafür dienen, daß die Aufgabe unlösbar ist. Der Papst behauptete er an einer Stelle seines Buchs, darf die Fürsten richten, „wenn sie sich gewisser Verbrechen schuldig machen.“ An einer andern Stelle erklärt er, die Curie sei berufen, „zu verhindern, daß die Grundgesetze des

*) Du Pape, Liv. II, ch. V, in den Oeuvres Tom. III, p. 165 sq.

**) Du Pape, Liv. II, ch. XII, in den Oeuvres Tom. III, p. 239.

***) Cours familier de littérature, 42 Entretien.

Staates, davon die Religion das erste ist, verletzt werden“, und endlich will er dem Papst das Recht zur Ertheilung des Dispenses vom Treue-Eid schon dann zugestanden wissen, „wenn der Fürst einen Krieg anfängt wider die Regeln der gewöhnlichsten Klugheit“*).

De Maistre stellt seine Theorie über das Verhältniß von Staat und Kirche zu einander nicht als eine allgemein anerkannte hin und vindicirt für sie nicht Gesetzeskraft; er beschränkt sich auf die Behauptung, daß sie unseren Voreltern vorgezeichnet habe, die freilich keine Begründung für sie angeben, sie nicht in eine systematische Form zu bringen vermochten**). Lamennais dagegen tritt für die Ueberordnung der Kirche über den Staat als für eine *lex lata* ein.

Die Theorie dieses Geistvollsten unter den französischen Ultramontanen wird in einem folgenden Artikel dargelegt und besprochen werden. —

*) Du Pape, Liv. II. ch. VIII, ch. XI, in der Oeuvres Tom. III, pp. 210, 235.

**) Du Pape, Liv. II, ch IV, in den Oeuvres Tom. III, p. 162.





Hamlet und Don Quixote.

Eine Studie

von

Iwan Turgenjew.

Die erste Ausgabe der Tragödie Shakespeare's „Hamlet“ und der erste Theil des Cervantes'schen „Don Quixote“ erschienen in demselben Jahre, ganz im Anfange des 17. Jahrhunderts.

Dieses zufällige Zusammentreffen schien mir beachtenswerth; der Vergleich der erwähnten zwei Werke erweckte in mir eine Reihe kritischer Gedanken. Ich bitte um die Erlaubniß, diese Gedanken Ihnen mittheilen zu dürfen und rechne dabei auf Ihre Nachsicht. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen“ sagt Goethe; der Prosaisler kann darauf keinen Anspruch machen, aber er kann hoffen, daß seine Leser oder Hörer ihm in seinen Untersuchungen folgen werden.

Manche von meinen Ansichten werden Sie in Verwunderung setzen ihrer Ungewöhnlichkeit wegen, aber darin besteht ja auch der besondere Vorzug der großen poetischen Schöpfungen, in welche das Genie ihrer Schöpfer ein unsterbliches Leben hauchte, daß die Ansichten über sie so wie über das Leben überhaupt — unendlich verschieden, sogar entgegengesetzt — und dennoch gleich richtig sein können.

Ich sagte, daß das gleichzeitige Erscheinen von „Don Quixote“ und „Hamlet“ für mich bemerksenswerth war. Mir schien es, daß in diesen zwei Typen zwei grundverschiedene Eigenschaften der menschlichen Natur personificirt sind, zwei Enden der Axt, um welche dieselbe sich bewegt. Es schien mir ferner, daß alle Menschen mehr oder weniger einem dieser zwei Typen angehören; daß ein jeder von uns entweder einem Hamlet oder einem Don Quixote ähnelt. Zwar in unserer Zeit giebt es Hamlets viel mehr als Don Quixotes, aber auch die Don Quixotes sind noch nicht verschwunden.

Erklären wir das.

Alle Menschen leben bewußt oder unbewußt nach ihrem Princip, ihrem Ideal, d. h. nach dem, was sie als Wahres, Schönes, Gutes achten. Viele erhalten ihr Ideal schon ganz fertig, in bestimmten geistlich krystallisirten Formen; sie leben, indem sie ihr Leben mit diesem Ideal in Einklang bringen, manchmal von demselben abweichend, in Folge von Leidenschaften oder Zufälligkeiten, — aber sie untersuchen es nicht, zweifeln nicht an ihm: die Anderen dagegen unterwerfen es der Analyse ihres Gedankens. Wie es auch sei, wir werden uns nicht allzusehr irren, wenn wir sagen, daß für alle Menschen — dieses Ideal, diese Basis und das Ziel ihrer Existenz entweder außerhalb ihrer oder in ihnen selbst sich befindet: — mit einem Worte für jeden von uns nimmt entweder das eigene Ich die erste Stelle ein oder etwas Anderes, welches er als Höheres anerkennt. Man kann mir einwenden, daß die Wirklichkeit kein solches scharfes Abgrenzen zuläßt, daß in einem und demselben Menschen Principien variiren, sogar bis zu einem gewissen Grade vereinigt sein können; aber ich dachte auch nicht daran, die Verschiedenheiten und Gegensätze in der menschlichen Natur zu bestreiten, ich wollte nur die zwei verschiedenen Arten des Verhältnisses des Menschen zu seinem Ideal hervorheben — und jetzt werde ich mich bemühen darzustellen, wie diese zwei verschiedenen Arten in zwei verschiedenen Typen sich verkörpern.

Fangen wir an mit „Don Quixote“.

Was stellt uns Don Quixote dar? Betrachten wir ihn nicht mit dem flüchtigen Blick, der nur bei dem Oberflächlichen und Kleinlichen sich aufhält, so werden wir in Don Quixote nicht nur den tristen Ritter sehen, eine Gestalt also, welche nur, um die alten Ritter-Romane zu verhöhnen, gezeichnet ward; man weiß, daß die Bedeutung dieser Gestalt unter der eigenen Hand ihres unsterblichen Schöpfers sich erweitert hat, und daß der Don Quixote des zweiten Theils — der angenehme Gesellschafter von Herzögen und Herzoginnen, der kluge Mentor des Knappen-Gouverneurs — nicht mehr der Don Quixote des ersten Theils ist, auf welchen so viele Hiebe fallen. Ich wiederhole die Frage: was drückt Don Quixote aus? Den Glauben vor Allem, den Glauben an etwas Ewiges, Unerlöschliches, an die Wahrheit, mit einem Worte, an die Wahrheit, welche sich außerhalb des einzelnen Menschen befindet, welche sich nicht leicht ergiebt, welche Dienste und Opfer verlangt, die aber zu erreichen ist von denen, die ihr beharrlich dienen und die Kraft des Opfers haben. Don Quixote ist ganz durchdrungen von der Ergebung für das Ideal, für welches er bereit ist, sich allen möglichen Entbehrungen zu unterwerfen, ja das Leben zu opfern; das Leben selbst schätzt er nur insoweit, als dasselbe als Mittel zur Verkörperung dieses Ideals, zur Einsetzung der Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden dienen kann. Man wird mir sagen, daß dieses Ideal aus seiner zerrütteten Vorstellung von der phantastischen Welt der Ritterromane geschöpft ist, ich bin damit ein-

verstauden — denn darin besteht ja die komische Seite Don Quixotes; aber das Ideal selbst bleibt trotzdem in seiner intacten Reinheit. Leben für sich, Sorge tragen für sich — das würde Don Quixote für schandhaft erklären. Er lebt gänzlich außerhalb seiner, für Andere, für seine Brüder, um das Schlechte zu vertilgen und den der Menschheit feindlichen Kräften entgegenzuwirken — Zauberern sowohl wie Riesen — d. h. Unterdrücken. Bei ihm findet man keine Spur von Egoismus, er sorgt nicht für sich, er ist ganz Aufopferung — er glaubt, glaubt fest und ohne sich umzusehen. Darum ist er ohne Furcht, geduldig, begnügt sich mit der einfachsten Nahrung, der ärmlichsten Kleidung — er kümmert sich nicht darum. Im Herzen bescheiden, ist er im Geiste groß und tapfer; seine Frömmigkeit hindert nicht seine Freiheit; ohne Eitelkeit zweifelt er doch nicht an sich, an seinem Verufe, sogar nicht an seinen physischen Kräften; sein Wille ist der unerschütterlichste Wille. Das beständige Streben nach einem Ziele giebt seinen Gedanken eine gewisse Einförmigkeit und Einseitigkeit seinem Verstande, er weiß wenig, ja er braucht nicht viel zu wissen; er kennt seinen Beruf, weshalb er lebt auf Erden, und das ist das Hauptwissen. Don Quixote kann einmal verrückt erscheinen, da die unzweifelhafteste Realität vor seinen Augen verschwindet, wie Wachs vor dem Feuer seines Enthusiasmus; er sieht in der That lebendige Mauern in hölzernen Puppen; Ritter in Schafen — das andere Mal scheint er bornirt, da er weder leicht mitzufühlen noch leicht zu genießen versteht; — aber er schlägt wie ein jahrhundertalter Baum tiefe Wurzeln in die Erde und ist nicht im Stande, weder seine Ueberzeugung zu verrathen, noch von einem Gegenstande zum andern überzugehen; die Festigkeit seines moralischen Wesens (bemerken Sie, daß dieser verrückte vagabondirende Ritter das tugendhafteste Wesen in der Welt ist) — giebt eine besondere Kraft und Größe allen seinen Urtheilen und Reden, ja seiner ganzen Erscheinung, ungeachtet der komischen und erniedrigenden Situationen, in welche er fortwährend geräth. . . Don Quixote ist Enthusiast, ein Diener der Idee und deshalb ist er beleuchtet von ihren Strahlen.

Was stellt aber Hamlet dar?

Die Analyse vor Allem und den Egoismus, und deshalb den Unglauben. Er lebt nur für sich allein, er ist ein Egoist; aber an sich glauben kann auch der Egoist nicht, glauben kann man nur an Etwas, was außerhalb und über uns ist. Aber dieses Ich, an welches er nicht glaubt, ist Hamlet theuer. Das ist der Ausgangspunkt, zu welchem er immer zurückkehrt, da er Nichts in der ganzen Welt findet, woran seine Seele sich anknüpfen könnte; er ist Skeptiker — und stets ist er mit sich selber beschäftigt, er ist nie mit seiner Pflicht, stets mit seiner Lage beschäftigt. An Allem zweifelnd, schont Hamlet selbstverständlich auch seiner nicht; sein Verstand ist zu entwickelt, um sich damit zu begnügen, was er in sich findet: er ist sich seiner Schwäche bewußt, aber jedes Selbstbewußtsein ist eine Macht — daraus entsteht seine Ironie, im Gegensatz zum Enthusiasmus

Don Quixotes. Hamlet tadelt sich mit Vergnügen und schimpft maßlos über sich; beständig sich beobachtend, immer in sich selbst schauend, kennt er vortrefflich alle seine Fehler, verachtet sie, verachtet sich selber — und zu derselben Zeit nährt er sich und lebt von dieser Verachtung. Er glaubt nicht an sich — und ist eitel; er weiß nicht was er will; wem er lebt — und hängt am Leben. „O Gott, Gott! (ruft er in der zweiten Scene des ersten Actes aus) wenn du, Richter der Erde und des Himmels, nicht verboten hättest die Sünde des Selbstmordes! — — Wie platt, leer und nichtig scheint mir das Leben!“ Aber er wird dieses platte und leere Leben nicht opfern; er schwärmt vom Tode noch vor dem Erscheinen des Geistes des Vaters, vor diesem furchtbaren Befehl, welcher seinen gebrochenen Willen gänzlich zertrümmert, aber tödten wird er sich doch nicht. Der Wille zum Leben findet seinen Ausdruck — eben in diesen Todesgedanken; allen achtzehnjährigen Jünglingen ist ja dieses Gefühl wohlbekannt. Aber seien wir nicht zu streng gegen Hamlet: er leidet — und seine Leiden sind schmerzlicher und peinlicher als diejenigen Don Quixotes. Diesen schlagen rohe Hirten, Verbrecher, die er befreit hat; Hamlet verwundet und verletzt sich selbst; in seiner Hand befindet sich auch ein Degen, das zweischneidige Schwert der Analyse! Don Quixote, wir müssen das gestehen, ist ganz lächerlich. Seine Gestalt gehört zu den komischsten, die je ein Poet gezeichnet hat. Bei der bloßen Erinnerung an ihn erscheint unserer Vorstellung eine hagere, eckige Figur, gekleidet in eine lächerliche Rüstung, auf ein miserables Pferd gesetzt, die arme, immer hungrige und geschlagene Rosinante, welcher man einen gewissen halb komischen, halb rührenden Antheil nicht absprechen kann. Don Quixote ist lächerlich . . . aber im Lachen ist eine versöhnende und erlösende Kraft — und wenn das Sprüchwort nicht grundlos sagt: „Ueber den wir lachen, dem werden wir dienen“, so kann man auch zugeben, daß wir dem, über den wir gelacht, schon vergeben haben, ja daß wir sogar bereit sind, diesen lieb zu gewinnen. Die Erscheinung Hamlets ist dagegen interessant. Seine Melancholie, ein blaßes, wenn auch nicht hageres Gesicht (seine Mutter sagt von ihm, daß er wohlbeleibt sei „our son is fat“), seine schwarze sammetne Kleidung, die Feder auf dem Hute, seine feinen Manieren, die nicht abzuleugnende Poesie seiner Rede, das beständige Gefühl, daß er unvergleichlich höher steht als die Anderen, zugleich mit dem äßenden Genuß der Selbsterniedrigung, Alles an ihm gefällt, Alles bestrift; für jeden ist es schmeichelhaft, als ein Hamlet zu erscheinen, Niemand würde den Namen eines Don Quixote verdienen wollen. Niemand wird daran denken, über Hamlet zu lachen, und eben darin besteht seine Verurtheilung: ihn zu lieben, ist fast unmöglich; nur etwa Menschen wie Horatio können ihn lieb gewinnen. Wir werden weiter noch von ihnen sprechen. Jeder hat für ihn Mitgefühl, und das ist selbstverständlich, fast ein jeder findet in ihm seine eigenen Züge; aber lieben, ich wiederhole es, kann man ihn nicht, weil er selbst Niemand liebt. Wir verfolgen unseren Vergleich weiter.

Hamlet ist der Sohn des vom eigenen Bruder, dem Räuber des Thrones, getödteten Königs; sein Vater steigt aus dem Grabe, aus dem „Rachen der Hölle“, um ihm den Auftrag zu geben, ihn zu rächen, doch er wankt, spielt mit sich selbst, belustigt sich, indem er über sich schimpft und endlich erschlägt er seinen Stiefvater zufällig. Ein tiefer, psychologischer Zug, wegen dessen Viele, sogar gelehrte, aber kurzjichtige Kritiker, Shakespeare zu tadeln wagten. Don Quixote aber, ein armer Mann, fast ein Bettler, ohne Mittel und Verbindungen, alt und vereinsamt, nimmt die Aufgabe auf sich, das Schlechte zu bessern und die Unterdrückten (die ihm ganz fremd sind) auf dem ganzen Erdball zu beschützen! Was kümmert es ihn, daß sein erster Versuch, die Unschuld vom Unterdrücker zu befreien, ganz fehlgeschlagen und deren Lage verschlimmern wird (ich meine diejenige Scene, wo Don Quixote den Knaben von den Hieben seines Herrn befreit, welcher sogleich nach dem Abzug des Erlösers zehnmal so hart den Armen bestraft); was kümmert es ihn, daß er, indem er es mit gefährlichen Riesen zu thun zu haben glaubt, die nützlichen Windmühlen überfällt? Die komische Hülle dieses Bildes darf vor unserem Auge nicht ihren wahren Sinn verschleiern. Wer — sich aufopfernd — zuerst alle Folgen berechnen und alle Möglichkeiten des Nutzens seiner That erwägen wollte, der ist kaum der Selbstaufopferung fähig. Mit Hamlet wird Nichts derartiges vorkommen: er mit seinem feinen, ägenden, skeptischen Verstande sollte solch einen groben Fehler begehen! Nein, er wird nicht mit den Windmühlen kämpfen, er glaubt nicht an Riesen . . . aber er würde nicht über sie herfallen, wenn sie auch existirten. Hamlet würde nicht, wie Don Quixote, Allen und Jedem das Barbierbecken zeigend, behaupten, daß dasselbe ein echter Helm des Zauberers Mambrin sei; aber ich glaube, wenn die Wahrheit selbst verkörpert vor seinen Augen erschiene, hätte Hamlet nicht bürgen wollen, daß sie wirklich die Wahrheit sei . . . Wer weiß, vielleicht giebt es auch keine Wahrheit, wie es keine Riesen giebt? Wir lachen über Don Quixote, aber wer von uns kann, gewissenhaft sich fragend, seine jetzigen und früheren Ueberzeugungen untersuchend, — wer wird es wagen zu behaupten, daß er immer und in jedem Falle unterscheiden wird und unterschieden hat das bleierne Barbierbecken von dem Zauberhelm? Deshalb scheint es uns, daß die Hauptsache in der Aufrichtigkeit und der Macht der Ueberzeugung besteht — das Resultat aber in den Händen des Schicksals sich befindet. Nur das Schicksal allein kann uns zeigen, ob wir mit Phantasmen kämpfen oder mit wirklichen Feinden und mit was für einer Waffe wir uns gerüstet haben . . . Unsere Sache ist es, uns zu rüsten und zu kämpfen.

Bemerkenswerth ist das Verhältniß der sogenannten Masse der Menschen zu Hamlet und Don Quixote. — Polonius ist der Repräsentant der Masse vor Hamlet, Sancho-Panja ist es vor Don Quixote.

Polonius ist ein tüchtiger, praktischer, gesunddenkender, wenn auch zugleich beschränkter und gesprächiger Greis. Er ist ein vortrefflicher Ver-

walter, ein musterhafter Vater. Denken Sie an die Rathschläge, die er seinem Sohne Laertes vor der Abfahrt giebt, — Rathschläge, welche ihrer Klugheit wegen mit denjenigen des Gouverneurs Sancho-Pansa auf der Insel Baratia wetteifern können. Für Polonius ist Hamlet nicht so sehr Verrückter als Kind, und wenn er nicht ein Königssohn wäre, würde er ihn verachten seiner gründlichen Unnützlichkeit, des Unvermögens wegen, seine Gedanken positiv zu verwirklichen. Die bekannte Wolkenscene zwischen Hamlet und Polonius, diejenige, in welcher Hamlet sich einredet, er verspottete den Greis, beweist unsere Behauptung:

Polonius: Die Königin wünscht Euch zu sprechen, Prinz, und sogar gleich.

Hamlet: Seht Ihr diese Wolke? Sie gleicht einer Schwalbe.

Polonius. Ganz wie eine Schwalbe.

Hamlet: Ich glaube, sie ist einem Kameel ähnlicher.

Polonius. Der Rücken ist ganz und gar der eines Kameels.

Hamlet. Oder wie bei einem Walfisch.

Polonius. Ein vollkommener Walfisch.

Hamlet. Gut — so gehe ich zur Mutter.

Ist es nicht klar, daß in dieser Scene Polonius ein Höfling ist, welcher dem Prinzen schmeichelt und zugleich ein reifer Mann, welcher einem kranken Kinde nicht widersprechen will? Polonius glaubt kein Wort Hamlets und er hat Recht; mit aller ihm eigenen Selbstüberschätzung schreibt er die Verrücktheit Hamlets seiner Liebe zu Ophelien zu — und darin freilich irrt er sich; aber er irrt sich nicht in der Beurtheilung seines Charakters. Die Hamlets sind der Masse unnütz; sie geben ihr Nichts, sie können dieselbe nirgends führen, weil sie selbst nirgends hingehen. Ja, wie kann man führen, wenn man keinen Boden unter den Füßen hat? Dabei verachten die Hamlets die Masse. Wer sich selbst nicht achtet, wen und was kann dieser achten? Ja, und ist es denn werth, sich mit der Masse zu beschäftigen? Sie ist so grob und schmutzig! Und Hamlet ist ein Aristokrat nicht nur der Geburt nach.

Ganz etwas Anderes stellt uns Sancho-Pansa vor — das Gegentheil! Er lacht über Don Quixote, er weiß wohl, daß er wahnsinnig ist, dreimal aber verläßt er Geburtsort, Haus, Weib und Tochter, um diesem Wahnsinnigen überallhin zu folgen, er unterwirft sich jeder Art von Unannehmlichkeiten, er ist ihm bis zum Tode ergeben, glaubt ihm, ist auf ihn stolz und weint bitterlich, knieend an dem Lager, wo sein gewesener Herr stirbt. Mit der Hoffnung auf Geld und Gut kann man diese Ergebenheit nicht erklären; dazu hat Sancho-Pansa zu viel gesunden Verstand; er weiß sehr gut, daß außer Schlägen der Knappe eines fahrenden Ritters Nichts zu erwarten hat. Die Ursache dieser Ergebenheit muß man tiefer suchen; sie wurzelt in der vielleicht besten Eigenschaft der Masse, in der Fähigkeit einer glücklichen und aufrichtigen Verblendung (leider sind ihr auch andere

Verblendungen bekannt), in der Fähigkeit eines nutzlosen Enthusiasmus, der Verachtung der gewöhnlichen Vortheile, welche bei dem armen Menschen oft der Verachtung des alltäglichen Brodes gleicht. Eine große, welthistorische Eigenschaft! Die Masse der Menschen endet immer damit, daß sie selig glaubend denjenigen Persönlichkeiten nachfolgt, welche sie selbst verhöhnte, welche sie sogar fluchte und verfolgte, die aber weder ihre Verfolgungen noch ihre Flüche befürchtend, sogar nicht einmal vor ihrem Hohn zurückschreckend, stets ohne Wanken vorwärts gehen, den Blick ihrer Seele auf das nur von ihnen geschaute Ziel gerichtet, fallen, sich erheben und es endlich finden . . . und das ist auch richtig, nur der findet, wen das Herz leitet. „Les grandes pensées viennent du coeur“ sagte Baubenargues. Hamlets aber finden Nichts, entdecken Nichts und lassen keine Spur hinter sich außer der ihrer eigenen Persönlichkeit. Sie lieben und glauben nicht, was können sie denn finden? Sogar in der Chemie ist (von der organischen Natur nicht mehr zu sprechen), damit etwas Drittes erscheine, die Verbindung zweier Elemente nothwendig; die Hamlets sind aber nur mit sich beschäftigt; sie sind einsam und deshalb unfruchtbar.

Man wird uns aber einwenden: Ophelia, liebt sie denn Hamlet nicht?

Wir wollen von ihr sprechen — und dabei auch von Dulcinea. In dem Verhältnisse unserer beiden Typen zum Weibe giebt es ja auch viel des Beachtenswerthen.

Don Quixote liebt Dulcinea, nicht das wirkliche Weib, und ist bereit, für sie zu sterben; denken Sie an seine Worte, als er besiegt zu Boden fallend, zu seinem Besieger, welcher ihn mit der Lanze bedroht, sagt: „Stechet mich Ritter, aber meine Schwäche soll den Ruhm Dulcineas nicht verringern; ich behaupte doch, daß sie die vollkommenste Schönheit in der Welt ist.“ Er liebt ideal, rein, so ideal, daß er sogar nicht den geringsten Verdacht hat, daß der Gegenstand seiner Leidenschaft gar nicht existirt; so rein, daß, als Dulcinea vor ihm als ein rohes und schmutziges Bauernmädchen erscheint, er dem Zeugnisse seiner eigenen Augen nicht glaubt, sondern überzeugt ist, daß sie von dem bösen Zauberer verwandelt sei. Ach wir sehen in unserem Leben oft Menschen, welche für eine ebenso wenig existirende Dulcinea oder für etwas Rohes und Schmutziges starben, in welchem sie die Verwirklichung ihres Ideals ahnten und dessen Verwandlung sie gleichfalls dem Einfluß böser Zufälle und Personen, wir möchten sagen Zaubernern, zuschrieben! Wir sehen sie, und wenn solche Menschen verschwinden werden, so möge auf immer das Buch der Geschichte sich schließen! Man wird dann in ihm Nichts mehr zu lesen finden. Es giebt bei Don Quixote keine Spur von Sinnlichkeit; all seine Gedanken sind keusch und rein und kaum in der geheimsten Tiefe seines Herzens hegt er die Hoffnung auf eine endliche Verbindung mit Dulcinea, ja er fürchtet sich sogar vor dieser Verbindung!

Und Hamlet! Liebt er denn? Sollte selbst sein ironischer Schöpfer, der tiefste Kenner des Menschenherzens, dem Egoisten, dem vom Gifte der Alles

zerlegenden Analyse durchdrungenen Skeptiker — ein liebendes, warmes Herz geben? Shakespeare verfiel nicht in diesen Widerspruch und der aufmerksame Leser wird sich leicht überzeugen, daß Hamlet ein sinnlicher und sogar lüfterner Mensch ist — (der Hölbling Rosenkranz lächelt nicht ohne Ursache, als Hamlet in seiner Gegenwart sagt, daß er der Frauen schon satt sei), daß Hamlet nicht liebt, sondern sich verstellt und Liebe heuchelt. Wir haben dafür das Zeugniß von Shakespeare selbst.

In der ersten Scene des dritten Actes sagt Hamlet zu Ophelia:

„Ich habe Dich einst geliebt.“

Ophelia. Prinz, Sie ließen mich das glauben.

Hamlet. Du solltest nicht glauben! Ich liebte Dich nicht!

Und mit diesen letzten Worten ist Hamlet der Wahrheit viel näher, als er selbst glaubt. Seine Gefühle gegen Ophelia, ein keusches und bis zur Heiligkeit reines Wesen, sind entweder cynisch (denken Sie an seine Worte, seine zweideutigen Anspielungen, als er in der Scene der Theater-Vorstellung sie um Erlaubniß bittet, ihr zu Knien liegen zu dürfen) oder pathetisch und phraseologisch (erinnern Sie sich der Scene zwischen ihm und Laertes, als er in das Grab Ophelias springt und mit einer des Bramarbas würdigen Sprache ausruft: „Vierzig Tausend Brüder vermögen nicht mit mir zu streiten! Man schleudere auf uns Millionen Hügel u. s. w.!“) Seine Beziehungen zu Ophelia sind abermals für ihn nichts Anderes als eine Beschäftigung mit sich selbst, und in seinem Rufe: „O Nymphe! Gedanke meiner in deinen heiligen Gebeten,“ sehen wir nur das tiefe Bewußtsein der eigenen krankhaften Kraftlosigkeit und Unmöglichkeit, zu lieben, welches sich fast abergläubisch beugt vor „dem Heiligthum der Reinheit“.

Aber genug von den dunklen Seiten des Hamlet-Typus, von denjenigen Seiten, welche deshalb eben mehr uns reizen, weil sie uns näher und begreiflicher sind. Wir wollen uns nun bemühen, das zu schätzen, was in ihm wahr und deshalb ewig ist. In ihm ist verkörpert das Princip der Verneinung, dasselbe Princip, welches ein anderer großer Poet, indem er es von allem Reinmenschlichen absonderte, in der Gestalt des Mephisto dargestellt hat. Hamlet ist ebenfalls Mephistopheles, aber ein im lebendigen Kreise der menschlichen Natur sich bewegender Mephisto; deshalb ist sein Verneinen kein Böses — es ist eben gegen das Böse gerichtet. Die Negation Hamlets zweifelt am Guten, am Bösen zweifelt sie nicht und tritt mit ihm in einen harten Kampf.

Er zweifelt am Guten, das heißt: er hat einen Verdacht gegen seine Wahrheit und Wirklichkeit, unter deren Maske sich wieder das Böse und die Lüge, seine Urfeinde, verhehlen; Hamlet lacht nicht dämonisch — mit dem häßlichen Lachen Mephistos; selbst in seinem bitteren Lächeln ist eine Melancholie, welche von seinen Leiden spricht und deshalb mit ihm versöhnt. Hamlets Scepticismus ist auch kein Indifferentismus und darin besteht seine Bedeutung und sein Werth; das Gute und das Böse, die Wahrheit und

die Lüge, Schönheit und Häßlichkeit vertuschen sich nicht vor ihm in etwas Zufälliges und Stumpfes. Der Scepticismus Hamlets glaubt nicht an die gegenwärtige Verwirklichung der Wahrheit und haßt unverföhnlich die Lüge, und schon dadurch wird er zum Hauptkämpfer für diese Wahrheit, an welche er durchaus nicht glauben kann. Doch im Verneinen, so wie im Feuer, ist eine verheerende Kraft — aber wie kann man diese Kraft in Grenzen erhalten, wie kann man ihr den Punkt bezeichnen, wo sie aufhalten muß, wenn das, was sie vertilgen und das, was sie schonen soll, oft innig und fest mit einander verbunden sind? Hier eben erscheint die so oft bemerkte tragische Seite des menschlichen Lebens: Zum Werk ist der Wille nothwendig, zum Werk ist auch der Gedanke nothwendig; aber Gedanke und Wille trennen sich von einander und mit jedem Tage trennen sie sich immer mehr . . .

„And thus the native hue of resolution Is sicklied oer by the pale cast of thought . . .“ verkündet uns Shafespeare durch den Mund Hamlets . . . Nun, auf der einen Seite stehen die Hamlets, denkend, bewußt, oft umfassend, aber auch oft unnütz und zur Unthätigkeit verurtheilt; und auf der andern Seite halbverrückte Don Quixotes, welche nur deshalb nützlich sind und die Menschheit vorwärts treiben, weil sie nur einen Punkt sehen und kennen, welcher oft gar nicht existirt in dem Bilde, welches sie schauen.

Unwillkürlich erheben sich nun die Fragen: „Muß man denn verrückt sein, um an die Wahrheit zu glauben? Und muß der sich selbst umfassende Verstand eben dadurch seine ganze Kraft verlieren?“

Zu weit aber würde uns auch nur die oberflächliche Beurtheilung dieser Fragen führen.

Wir werden uns vielmehr mit der Bemerkung begnügen müssen, daß wir in dieser Zwiespältigkeit, in diesem Dualismus, von welchem wir sprechen, das Grundgesetz des ganzen menschlichen Lebens anerkennen; dieses ganze Leben ist nichts Anderes, als die ewige Versöhnung und der ewige Kampf zweier ewig getrennter und ewig sich verbindender Principien. Wir könnten sagen: Die Hamlets sind der Ausdruck der centripetalen Grundkraft der Natur, nach welcher alles Lebende sich als Centrum der Schöpfung betrachtet und auf alles Andere hinabschaut, als ob es nur seinetwegen existirte (so die Mücke, welche auf das Haupt Alexanders von Macedonien sich setzte und sein Blut trank — vollkommen von ihrem Rechte überzeugt; ebenso Hamlet, obgleich er sich verachtet, was die Mücke nicht thut, da sie sich dazu nicht emporgehoben hat).

Ohne diese centripetale Kraft (Kraft des Egoismus) könnte die Natur nicht existiren, wie auch ohne die andere centrifugale Kraft, nach welcher Alles, was existirt, nur für das Andere existirt (diese Kraft, dieses Princip der Ergebenheit und Aufopferung, vom komischen Lichte beleuchtet, stellen uns die Don Quixotes vor). Diese zwei Kräfte der Ruhe und der Bewegung, des Conservatismus und des Fortschritts, sind die Urfkräfte alles Seins. Sie erklären uns das Wachsen der Blume und zugleich geben sie uns den Schlüssel

zum Verständniß der Entwicklung der mächtigsten Wandlungen des Völkerlebens.

Doch gehen wir von diesen vielleicht unwichtigen Untersuchungen auf das Feld über, welches uns besser bekannt ist. Wir wissen, daß unter allen Werken Shakespeares „Hamlet“ wohl das populärste ist. Diese Tragödie gehört in die Reihe der Schauspiele, welche das Theater stets gänzlich füllen. Aber ohne von den Schönheiten zu sprechen, deren dieses vielleicht bedeutendste Erzeugniß des modernen Geistes voll ist, muß man den Genius bewundern, welcher, selbst mit Hamlet verwandt, ihn von sich mit der freien Bewegung der schöpferischen Kraft absonderte — und sein Bild zur ewigen Belehrung kommender Geschlechter hinstellte. Der Geist, der dieses Bild schuf, ist der Geist der Menschen des Nordens, der Geist der Reflexion und Analyse, ein schwerer, finsterner Geist, Harmonie und helle Farben entbehrend, nicht gerundet und geschliffen in feinen oft kleinlichen Formen, aber tief kräftig, vielseitig, selbständig, bahnbrechend. Aus seinem Innern hat er den Typus des Hamlet gezogen und damit bewies er, daß er auch in dem Gebiete der Poesie, wie in den anderen Sphären des Volkslebens, höher steht als sein Kind, da er dasselbe vollkommen versteht.

Der Geist der Menschen des Südens ruhte auf dem Bilde Don Quixotes, ein klarer, froher, naiver, Alles aufnehmender Geist, welcher nicht in die Tiefen des Lebens steigt, alle seine Erscheinungen nicht umfaßt, sondern abspiegelt. Ich muß hier leider dem Wunsche widerstehen, eine Parallele zwischen Shakespeare und Cervantes zu ziehen — und kann nur einige Punkte der Verschiedenheit und der Aehnlichkeit, zwischen ihnen kurz hervorheben. Shakespeare und Cervantes! werden manche denken, wie kann man hier einen Vergleich wagen? Shakespeare, das ist ein Gigant, ein Halbgott. . . Aber auch keine Pygmaee ist Cervantes vor dem Giganten, welcher „König Lear“ schuf, sondern ein Mann und zwar ein ganzer Mann; und ein Mann hat das Recht auf seinen Füßen selbst vor einem Halbgott zu stehen. Ohne Zweifel, Shakespeare überwältigt Cervantes — und nicht nur ihn allein durch den Reichthum und den Schwung seiner Phantasie, den Glanz der höchsten Poesie, die Tiefe und Breite des gewaltigen Verstandes, aber Sie werden bei Cervantes weder gezwungene Wiße, noch unnatürliche Vergleiche, noch sentimentale conceitti finden; auf seiner Seite werden Sie auch nicht finden jene abgeschlagenen Köpfe, ausgerissenen Augen, alle jene Blutbäche, jene eiserne und stumpfe Grausamkeit, die furchtbare Erbschaft des Mittelalters, der Barbarei, welche langsamer verschwindet bei den nördlichen trophigen Naturen. Trotzdem aber lebte Cervantes, so wie Shakespeare, zur Zeit der Bartholomäusnacht; und noch lange nach ihnen wurden Ketzer verbrannt und das unschuldige Blut floß — und wird es denn endlich einmal zu fließen aufhören? Das Mittelalter drückte sich in „Don Quixote“ durch den Abglanz der provençalischen Poesie aus, die märchenhafte Grazie eben jener Romane, welche Cervantes so gutherzig verspottete und welchen er selbst

den letzten Tribut sollte in „Perfiles und Sigismunde“ (welcher Roman schon nach dem ersten Theile des „Don Quixote“ erschienen ist). Shakespeare nimmt seine Bilder überall — vom Himmel, von der Erde — er kennt kein Verbot; nichts kann seinem Alles durchdringenden Blick entinnen, er entreißt sie mit einer unwiderstehlichen Kraft, mit der Kraft eines über seine Beute herfallenden Adlers. Cervantes führt dem Leser seine nicht zahlreichen Bilder freundlich, wie ein Vater seine Kinder vor; er nimmt nur das, was ihm nahe ist, aber dieses Nahe ist ihm so wohlbekannt! Alles Menschliche scheint dem mächtigen Genius des englischen Poeten unterthänig zu sein, Cervantes schöpfte seinen Reichthum nur aus seiner eigenen, klaren, gutmüthigen, mit der Lebenserfahrung bereicherten, aber nicht gereizten Seele: nicht umsonst lernte Cervantes während des schweren siebenjährigen Gefängnißlebens, wie er selbst sagt, die Kunst des Geduldens. Das ihm unterthänige Gebiet ist schmäler als das Shakespeare'sche; aber in ihm, so wie in jedem lebendigen Geschöpf spiegelt sich alles Menschliche ab. Cervantes wird uns nicht mit einem blitzähnlichen Wort die Situation beleuchten; er wird auch nicht erschüttern durch die titanische Kraft der siegenden Begeisterung; seine Poesie ist nicht das Shakespeare'sche oft dunkle Meer, sie ist ein tiefer Strom, ruhig zwischen verschiedenartigen Ufern hinsießend; und allmählich umfaßt und hingerissen von ihren durchsichtigen Fluthen ergiebt sich der Leser freudig seiner wahrhaft epischen Ruhe. Die Vorstellung ruft die Bilder dieser beiden großen Zeitgenossen gern hervor, welche auch an demselben Tage starben, am 26. April 1616. Cervantes mußte wahrscheinlich nichts von Shakespeare; aber der große Tragiker in der Stille seines Häuschens zu Stratford, wohin er drei Jahre vor seinem Tode gezogen, konnte wohl den berühmten Roman lesen, welcher schon damals in's Englische übertragen worden war. . . Ein Bild, würdig des Pinsels eines denkenden Malers: Shakespeare Don Quixote lesend!

Meinen Vortrag beendigend will ich zum Schluß nur noch einige lose Bemerkungen machen.

Ein englischer Lord (competenter Richter in diesen Dingen) nannte in neuerer Zeit Don Quixote das Muster eines wahren Gentleman. In der That, wenn Einfachheit und Ruhe des Umgangs das Hauptmerkmal eines sogenannten wohlgezogenen Menschen sind, so hat Don Quixote das volle Recht auf diesen Titel. Er ist ein wahrer Hidalgo, er ist es sogar damals, als die spottenden Dienstmädchen des Herzogs ihm das ganze Gesicht einzeigten. Die Einfachheit seiner Manieren kommt von der Abwesenheit dessen, was wir nicht Selbstliebe, sondern vielmehr Selbstwahn nennen möchten; Don Quixote ist mit sich nicht beschäftigt und sich und Andere achtend — hat er gar nicht im Sinn, sich zu zeigen; Hamlet aber in seiner ganzen feinen Umgebung scheint uns: „ayant des airs de parvenu“; er ist furchtsam, oft auch roh, posirt und spottet. Dafür aber besitzt er die Kraft eines originellen und treffenden Ausdrucks, welche einer jeden denkenden und an

sich arbeitenden Persönlichkeit gegeben ist — und die deshalb Don Quixote gar nicht eigen sein kann. Hamlets Tiefe und die Feinheit der Analyse, seine vielseitige Bildung (man vergesse nicht, daß er auf der Universität in Wittenberg studirt hatte) zeigen einen fast untadelhaften Geschmack. Er ist ein vortrefflicher Kritiker; die Winke, die er den Schauspielern giebt, sind ganz richtig und treffend; das Gefühl des Schönen ist in ihm fast ebenso stark wie in Don Quixote das Gefühl der Pflicht. Don Quixote achtet alle existirenden Institutionen sehr: die Religion, Monarchen und Fürsten, zugleich aber ist er frei und anerkennt die Freiheit Anderer. Hamlet beschimpft Könige und Höflinge und eigentlich ist er zur Unterdrückung und zum Despotismus geneigt.

Don Quixote kann kaum lesen und schreiben, Hamlet führte wahrscheinlich ein Tagebuch. Don Quixote hat bei all' seiner Ignoranz einen bestimmten Gedankenkreis von Staatsdingen und von Verwaltung. Hamlet kann und will sich nicht damit beschäftigen.

Man tadelt oft die unendlichen Schläge, welche Cervantes Don Quixote ertragen läßt. Ich bemerkte schon, daß im zweiten Theil des Romans der arme Ritter fast nicht mehr geschlagen wird; aber ich gebe zu, daß er ohne diese Schläge den Kindern weniger gefallen würde, welche so eifrig seine Abenteuer lesen — ja selbst uns Aelteren erschiene er nicht in seinem wahren Lichte, sondern etwas kalt und hochmüthig, was seinem Charakter widersprechen würde. Ich sagte, daß er im zweiten Theile nicht mehr geschlagen wird — aber ganz am Ende nach der entschiedenen Besiegung Don Quixotes durch den Ritter des „hellen Mondes“, nicht lange vor seinem Tode, tritt ihn eine Schweineherde mit Füßen. Ich hörte einmal, wie man Cervantes daraus einen Vorwurf machte, daß er das geschrieben habe. Aber auch hier ward Cervantes vom Genius geleitet — auch in diesem widrigen Zufall liegt ein tiefer Sinn. Das Treten von Schweinefüßen erleben die Don Quixotes immer — nämlich vor ihrem Tode; das ist der letzte Tribut, welchen sie der groben Zufälligkeit, dem gleichgiltigen und frechen Unverstand zahlen müssen . . . Das ist die Ohrfeige des Pharisäers . . . Dann können sie sterben — sie sind durch das Hölle Feuer gegangen — sie haben sich die Unsterblichkeit erobert und sie öffnet sich vor ihnen.

Hamlet ist manchmal listig, sogar grausam. Denken Sie an das von ihm vorbereitete Verderbniß der zwei nach England geschickten Höflinge, denken Sie an seine Rede über den von ihm getödteten Polonius. Aber ich sehe darin, wie gesagt, auch den Einfluß des Mittelalters. Andererseits müssen wir in dem rechtschaffenen, wahrheitsliebenden Don Quixote einen Gang zum halbbewußten, halbunschuldigen Betrüge bemerken und zur Selbsttäuschung — einen Gang, welcher der Phantasie des Enthusiasten stets zu eigen ist. Die Erzählung dessen, was er in der Höhle Montesinos sah, ist von ihm erdacht worden und hat den verschmigten Sancho = Panza nicht getäuscht.

Hamlet geräth beim kleinsten Unfall außer sich und beklagt sich darüber; Don Quixote aber, von den Galeerensclaven fast zu Tode geschlagen, zweifelt, ging und gar nicht an den Gelingen seines Vorhabens. So, sagt man, ging Fourier alltäglich im Laufe vieler Jahre zum Rendezvous mit einem Engländer, welchen er in den Zeitungen einlud, ihm eine Million Francs zu leihen, um seine Pläne auszuführen — und welcher selbstverständlich niemals erschien. Das ist ohne Zweifel sehr lächerlich; aber ohne diese lächerlichen Don Quixotes, ohne diese wunderlichen Entdecker, käme die Menschheit nicht vorwärts — und die Hamlets hätten nicht, worüber nachzudenken.

Ja, wiederholen wir es: die Don Quixotes erfinden, die Hamlets verarbeiten. Aber wie, wird man fragen, können die Hamlets Etwas verarbeiten, wenn sie an Allem zweifeln und an Nichts glauben? Darauf werden wir antworten, daß die weise Natur keine ganzen Hamlets wie keine ganzen Don Quixotes geschaffen hat: das sind eben nur die äußersten Extreme zweier Richtungen. Nach ihnen strebt das Leben, ohne sie zu erreichen. Man vergesse nicht, daß, wie das Princip der Analyse im Hamlet bis zur Tragik durchgeführt ist, so das Princip des Enthusiasmus in Don Quixote bis zur Komik, im Leben aber begegnen wir ebenso selten dem rein Komischen, wie dem rein Tragischen. Hamlet gewinnt viel in unseren Augen durch die Anhänglichkeit Horatios. Dieser Charakter ist wunderschön gezeichnet, und es gereicht unserer Zeit zur Ehre, daß man solche Charaktere öfter in ihr findet. In Horatio erkennen wir den Typus des Anhängers und des Schülers im besten Sinne des Wortes. Mit einem stoischen und geraden Charakter, mit einem heißen Herzen, mit etwas beschränktem Verstande fühlt er seine Schwäche und ist bescheiden, was selten bei beschränkten Menschen der Fall ist; er dürstet nach Belehrung und deshalb verehrt er den klugen Hamlet und ergiebt sich ihm mit der ganzen Kraft seiner braven Seele, sogar ohne nach Gegenliebe zu verlangen. Er gehorcht ihm nicht als einem Prinzen, sondern als seinem Herrn. Eines der wichtigsten Verdienste der Hamlet-Naturen besteht darin, daß sie solche Menschen wie Horatio bilden und entwickeln, — Menschen, welche von ihnen ihre Gedanken annehmen, dieselben in ihrem Herzen befruchten und in der ganzen Welt verbreiten. Die Worte, mit welchen Hamlet die Bedeutung Horatios anerkennt, machen ihm selbst Ehre. In ihnen sind seine eigenen Ansichten von der hohen Würde des Menschen ausgedrückt, seine edlen Bestrebungen, welche kein Skepticismus im Stande ist abzuschwächen.

Der wahre Skeptiker achtet immer den Stoiker — als die antike Welt zerfiel, suchten die besten Menschen, wie in jeder derartigen Epoche, im Stoicismus Rettung. Skeptiker, wenn sie keine Kraft hatten, in jenes Land zu gehen, „aus des Bezirkt kein Wanderer wiederkehrt“ — wurden Epitaphier. Eine begreifliche, traurige und uns nur allzugut bekannte Erscheinung!

Hamlet wie Don Quixote starben in einer rührenden Weise; aber wie verschieden ist der Tod Beider! Wunderschön sind die letzten Worte Hamlets.

Er beruhigt sich, befiehlt Horatio zu leben, giebt seine Stimme zu Gunsten des jungen Fortinbras — aber der Blick Hamlets richtet sich nicht vorwärts. „Der Rest . . . ist Schweigen“ — sagt der sterbende Skeptiker — und in der That verstummt er auf ewig. Der Tod Don Quixotes weht uns unsäglich rührend an. In diesem Augenblick offenbart sich die ganze große Bedeutung dieser Persönlichkeit einem Jeden. Als sein gewesener Waffenträger ihn zu trösten versucht, und ihm sagt, daß sie bald wieder auf ritterliche Abenteuer ausziehen werden, erwidert der Sterbende; „Nein, das Alles ist für immer vorbei, und ich bitte alle um Verzeihung; ich bin nicht mehr Don Quixote, sondern wieder Alonso der Gute, wie man mich einst nannte — Alonso el Bueno.“

Dieses Wort ist bewundernswürdig; das Erwähnen dieses Namens zum ersten und letzten Male erschüttert den Leser. Ja nur dieses Wort hat eine Bedeutung im Angesicht des Todes. Alles vergeht und verschwindet — die höchste Stellung, Macht, allumfassendes Genie, Alles zerfällt in Staub — nur die guten Werke bleiben, sie sind dauernder als die glänzende Schönheit selber. „Alles verschwindet“ sagt der Apostel — „die Liebe allein währet ewiglich.“





Aus der Berliner Verbrecherwelt.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

Vor einigen Wochen ist vor den Berliner Geschworenen ein Proceß verhandelt worden, der nicht nur wegen der Schwere und Abscheulichkeit der Verbrechen, um die es sich handelte, und auch nicht des Angeklagten wegen, sondern hauptsächlich wegen des wahrhaft grauenvollen 'Bilbes' großstädtischer Verschwindelung und verbrecherischen Treibens, wie es die Zeugenaussagen vor der Oeffentlichkeit entrollt haben, in weiten Kreisen peinliches Aufsehen gemacht hat.

Der wegen Anstiftung zum schweren Raube und Beihilfe zum Morde zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilte Commissionär Dickhoff kann nicht zu der Gruppe der sogenannten „interessanten Verbrecher“ gerechnet werden. Er ist im Gegentheil so uninteressant wie möglich. In seiner Verbrecherlaufbahn ist nicht jener räthselhafte Sprung wahrzunehmen, der dem Psychologen immer so viel zu schaffen macht, nicht jenes gewaltsame Losreißen von einem bisher unbescholtenen, bisweilen sogar redlichen und ehrenhaften Dasein mit dem jähen Sturz in die tiefsten Abgründe des Verbrechens, wie wir es bei Armand Pelzer und bei Ernst Sobbe wahrgenommen haben. Dickhoff ist eine von Hause aus grundsichlechte, gemeine Natur, die sich in beständiger Auflehnung gegen das Sittliche folgerichtig entwickelt hat. Er hat sich erst mit Schwindel und Betrug durchzuschlagen versucht, und da er merkte, daß das nicht genug abwarf, hat er entschiedenere Schritte gethan. Er hat mit der Verbrecherwelt, den gewerbsmäßigen Einbrechern, Fühlung gesucht und gefunden. Er hat sich an Diebstählen als Berather und Leiter betheiligt, und vom schweren Diebstahl ist er zum schweren Raube und zum Morde über-

gegangen. Dabei hat er sich von seiner unglücklichen Frau, die mit ihrer Hände Arbeit ein paar Groschen mühsam verdiente, füttern lassen, und während die Frau daheim am Waschtrog stand, sich in Schänken und Verbrecherpeluntzen herumgetrieben, um irgend ein Opfer auszukundschaften und Spießgesellen für dessen Hinschlachtung zu werben. Es verlohnt wirklich nicht der Mühe, bei einem so durchaus verworfenen Subjecte, wie deren die Verbrecherwelt so viele zählt, nur einen Augenblick stehen zu bleiben. Auch sein Vertheidigungssystem: Alles und Jedes in Abrede zu stellen und die klarsten, unumstößlich erwiesenen Thatfachen mit eherner Stirn zu leugnen, ist einfach kindisch und unbedeutend. Leute, die sich einreden, sehr klug und schlau zu sein und dabei die verhängnißvollsten Dummheiten begehen, sind ja nicht zu den Seltenheiten zu rechnen.

Ebenso wenig gehören die Ermordungen der beiden alten Frauen zu jenen Verbrechen, in welchen sich das Grauen und der Abscheu vor der That mit inniger Sympathie für die Opfer paaren. Wenn ein hochbegabter Gelehrter wie Bernays, wenn ein pflichttreuer Beamter wie Cossäth von Mörderhand fallen, so ist es natürlich, daß das Entsetzen, das die That selbst einflößt, durch die Theilnahme, die man den Opfern entgegenbringt, verstärkt wird. Die Persönlichkeiten der beiden alten, schmutzig geizigen und trotz ihrer Jahre sinnlichen Regungen noch zugänglichen Frauen können aber diese Gefühle einer besonderen menschlichen Theilnahme nicht hervorrufen.

Woher nun dennoch die ganz ungewöhnliche Spannung, mit der man in ganz Deutschland den Verhandlungen des Processes Dichhoff gefolgt ist? Die Antwort ist leicht genug. Wohl niemals ist ein Criminalproceß verhandelt worden, der so gelle Streiflichter auf die Welt von Schwindlern und Verbrechern, die im Dunkel der großen Stadt ihr Wesen treiben, geworfen hätte, wie dieser.

Da ist zunächst die Gruppe der sogenannten „Commissionäre“, in denen die Scheinverkäufe, die Hypothekenschiebungen, die Beschaffung von vorgeblichen Baugeldern, die Einsetzung von Vicewirthen, die Subhastationen, die fruchtlosen Zwangsvollstreckungen und wie all die verwickelten Rädchen des großen Schwindelapparates sonst noch heißen mögen, heimisch sind; da finden wir die Rittergutsbesitzer mit zerfranzten Hosen, die Güter im Betrage von hunderttausenden von Thalern kaufen, und bei denen es auffällt, wenn sie eine Portion Gänsebraten bestellen.

Die andere Gruppe bilden die eigentlichen Verbrecher, die vielleicht nicht gemeingefährlicher und auch nicht unsittlicher sind als die Rotte jener „Commissionäre“, von denen eben die Rede war, die sich aber auf die kniffligen Schwindelgeschäfte nicht weiter einlassen, sondern einfach stehlen und rauben. Das Bindeglied zwischen den beiden ist der „Commissionär“ und Verbrecher Dichhoff.

Als diese Gilde von „Commissionären“ und Verbrechern als Zeugen in dem Dichhoff'schen Proceße aufmarschirte, als da die Gefahren, von denen die

Großstadt beständig bedroht ist, leibhaftig durch die persönliche Vorführung derer, die diese Gefahren bereiten, an die Öffentlichkeit traten, befiel den arglosen Bürger, der sich um diese Dinge bisher gar nicht gekümmert hatte, ein wahrer Schrecken. Es wurden ihm plötzlich Geheimnisse offenbart, von denen er nie etwas geahnt hatte; und er schloß daraus, daß alle diese Erscheinungen etwas Neues seien, — Symptome einer jähen, verderblichen Krankheit. Und, wie dies immer in solchen Fällen geschieht, der Bestürzung folgte alsbald der Ruf nach der Polizei. Man verlangte schnelle und gründliche Heilung dieses neuen Uebels. Leider war aber die Voraussetzung, daß das dem Unkundigen Neue wirklich neu sei, eine falsche.

Für die Verurtheilten hat der Proceß Dichhoff gar nichts Neues an den Tag gebracht. Diese kannten die Persönlichkeiten, um die es sich handelte, und die Verhältnisse, an denen sie sich zusammenfanden, schon seit Jahren und ganz genau. Und es konnte auf die Criminalbeamten nur einen sehr geringen Eindruck machen, wenn sie von der wohlmeinenden Presse auf die Gefährlichkeit der Stammgäste, die sich in den Mittagsstunden im Rondel des Rathhauskellers und am Abend in der Passage vereinigen, aufmerksam gemacht wurde. Das Verlangen, daß diesem Treiben ein Ende gemacht werden solle, hatte für sie sogar etwas kindlich Naives. Wenn man nur angeben wollte, welche Mittel den Behörden zur Verfügung stehen, um ein des Betrugs verdächtiges, aber nicht überführtes Individuum, daß sich anständig benimmt, zu verhindern, in einem von der anständigen Gesellschaft besuchten Locale ein Glas Bier zu trinken oder auf einem öffentlichen Verkehrswege spazieren zu gehen! Es ist wirklich zuviel von der Polizei verlangt, wenn man beansprucht, daß sie uns vor der Nachbarschaft dieser unangenehmen gesellschaftlichen Elemente bewahre. Ich kann kein öffentliches Local betreten, ich kann kein Theater besuchen, ohne Gefahr zu laufen, daß sich ein Hochstapler, ein Betrüger, ein Taschendieb, ja sogar ein Mensch, der sich mit Mordgedanken trägt, an meiner Seite niederlasse. Ich bin auch in meinen vier Pfählen nicht sicher, ob nicht der Mensch, der sich melden läßt, unter dem Vorwande, mir irgend eine Versicherungspolice anzubieten, mir eine Waare anzupreisen oder sonst ein Geschäft zu vermitteln, nicht mit verbrecherischen Plänen sich trägt und als ein gefährliches Mitglied der Gesellschaft sogar der Polizei bekannt ist.

Was man billigerweise verlangen darf, ist: daß die Polizei dem Treiben dieser Leute ihre besondere Aufmerksamkeit zuwende, daß sie die gefährlichsten kenne und streng beobachte, daß sie mit ihrer Personal- und Sachkenntniß das Menschenmögliche thue, um zu verhüten, daß Verbrechen begangen werden, und daß sie im Falle eines Verbrechens sich mit Umsicht bemühe, den Thäter zu ermitteln und dessen Bestrafung zu ermöglichen. Leute aber die eines Verbrechens fähig sind, aus dem öffentlichen Verkehre auszuschließen und gewissermaßen zu interniren, — dazu fehlt den Behörden nicht bloß die Macht, sondern auch das Recht. Es ist sonderbar genug, daß gerade

der Proceß Dickhoff Anlaß zu Beschwerden in dieser Beziehung gegeben hat; denn dieser Proceß hat ja deutlich gezeigt, daß unsere Criminalpolizei in der Bewältigung der ihr obliegenden, sehr schwierigen Aufgaben Verdienstliches geleistet hat; daß sie die Verdächtigen, denen sie nichts Besonderes anhaben kann, gleichwohl mit wachen Augen beobachtet und deren Leben und Treiben sehr genau kennt. Aus dem Kreise dieser Verdächtigen hat sie ja den bisher unbestraften Dickhoff herausgegriffen.

Nicht um diese kann es sich in den folgenden Blättern handeln, denn ihre Zahl ist Legion. Man muß sich eben nur klar machen, wegen wie vieler criminell strafbarer Handlungen die Untersuchungen eingeleitet werden. Ein in den den letzten Tagen erschenenes, in jeder Hinsicht hervorragendes Werk: „Verbrecher und Verbrechen in Preußen 1854—1878“ von W. Starke, Geheimem Oberjustizrath und Vortragendem Rath im Justizministerium*), das der Verfasser mit Recht als eine culturgeschichtliche Studie bezeichnen darf, giebt über alle dieses Stoffgebiet berührende Fragen umfassenden Aufschluß.

Es überläuft einen zunächst ein gelinder Schauer, wenn man auf der ersten graphischen Tafel verzeichnet sieht, daß im Zeitraum von 1854—1878 im Durchschnitt auf je 27 Einwohner der Monarchie eine neue eingeleitete Untersuchung wegen einer strafbaren Handlung entfällt; daß also in einer Gesellschaft von dreißig Personen die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß irgend einer unliebsame Auseinandersetzungen mit den Richtern gehabt hat. Zum Glück zeigt die nähere Prüfung, daß die Sache doch nicht ganz so schlimm liegt, wie sie auf den ersten Blick hin aussieht; denn von diesen Untersuchungen entfällt nur ein verhältnißmäßig geringer Procentsatz auf die Verbrechen und Vergehen: nämlich 15,5 Procent. Für die Uebertretungen ergiebt sich fast die doppelte Zahl der Untersuchungen, 27,6 Procent, für Holzdiebstähle aber mehr als die Hälfte der alljährlich neu eingeleiteten Untersuchungen, nämlich 56,3%. In der Großstadt macht man sich doch keine Vorstellung davon, daß auf je 49,5 Einwohner eine Untersuchung wegen Holzdiebstahls zu rechnen ist! Vom Holzdiebstahl zum gewöhnlichen Diebstahl ist gleich ein großer Sprung. Da kommen erst auf etwa 450 Einwohner eine Untersuchung; bei schwerem Diebstahl und dem Diebstahl im zweiten und ferneren Rückfall etwa auf je 2500, bei Unterschlagung etwa auf 4000, beim Betrug etwa auf 6000, bei Urkundenfälschung auf 20,000 beim Raube auf 150,000, beim Morde auf etwa 110,000 Einwohner je eine Untersuchung.

Mit dieser gelegentlichen Anführung von statistischen Zahlen, deren hochwichtige Bedeutung für unsere socialen Zustände und für das Volksleben im Allgemeinen in dem angeführten Werke mit eben so viel Scharfsinn wie Gründlichkeit untersucht worden ist, soll hier nur ganz oberflächlich auf den

* Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin, 1883.

großen Umfang und die mächtige Ausdehnung jenes Gebietes hingewiesen werden, dessen besondere Bewachung den Criminalbehörden obliegt.

II.

Wir wollen uns hier nur mit dem Treiben jener gesellschaftsfeindlichen Klasse beschäftigen, die gemeinhin mit dem Namen der „Berliner Verbrechertwelt“ bezeichnet wird; und zwar nur mit jenen Leuten, die nicht durch rechtskräftiges Urtheil hinter Schloß und Riegel sich befinden, sondern die als gefahrbringende Elemente in unsrer Mitte leben und gebuldet werden müssen, da sie zur Zeit eines Vergehens oder eines Verbrechens nicht überführt sind und seit Abbüßung ihrer Strafe vielleicht auch kein neues Verbrechen begangen haben, oder die, soeben ausgegriffen, in Untersuchungshaft gebracht werden, um dort des richterlichen Urtheils zu harren.

Starke unterscheidet drei Klassen von Verbrechern: die gelegentlichen, die Gewohnheitsverbrecher und die gewerbsmäßigen.

Der Gelegenheitsverbrecher, der durch einen unerwarteten von ihm nicht gesuchten Anlaß zur verbrecherischen That gereizt wird, gehört nicht zum Kreise unserer Betrachtung. Wir haben es hier zunächst mit den Gewohnheitsverbrechern zu thun. Starke definirt den Gewohnheitsverbrecher als einen solchen, der nicht absichtlich die Gelegenheit zur Verübung von Verbrechen sucht, der ihnen aber auch nicht aus dem Wege geht, dessen Sinn für Ordnung und Recht bereits so abgestumpft ist, daß es ihm kaum noch einen Kampf mit dem Gewissen kostet, die Gelegenheit zum Verbrechen zu benutzen. Der Begriff der „Gelegenheit“ ist bei dem Gewohnheitsverbrecher viel weiter zu fassen als bei dem Gelegenheitsverbrecher. Für den Gewohnheitsverbrecher ist jede Gelegenheit schon ausreichend, ist die böse Gewohnheit an die Stelle des Vorsatzes getreten. „Der Gewohnheitsdieb beginnt nicht selten als Landstreicher und Bettler“, sagt Starke. „Die Neigung zum Branntwein hat ihn körperlich und geistig heruntergebracht, er scheut die Arbeit und besitzt nicht einmal die Energie, welche zur Vorbereitung und Ausführung mancher Verbrechenarten nöthig ist.“ Darum werden Einbruchsdiebstähle nur selten von Gewohnheitsdieben verübt.

Der gewerbsmäßige Verbrecher aber sucht die Gelegenheit zum Verbrechen und besitzt die zur Ausführung der wohlgeplanten That erforderliche Energie. Er hat gewöhnlich Verbündete, die ihm entweder bei der Ausübung des Verbrechens selbst hülfsreiche Hand leisten oder nach Begehung desselben ihm dazu dienen, die Spuren, die auf den Thäter leiten könnten, zu verwischen. Für ihn ist also das Verbrechen ein Gewerbe, das gelernt sein will; und seine Lehrjahre macht er gewöhnlich im Gefängniß, in der gemeinsamen Haft durch. Da findet er erfahrene ältere Leute, die ihn in die Geheimnisse des Handwerks einweißen. Vielleicht hört er zunächst nur mit halbem Ohr hin, und vielleicht hat er sogar den ernststen Voratz, nach

abgebüßter Strafe ein ordentliches Mitglied der Gesellschaft zu werden; aber sobald er wieder auf freien Fuß gesetzt ist, tritt ihm die Gesellschaft spröde und feindselig entgegen. Der Bestrafte wird von allen Thüren, an die er arbeitssuchend klopft, zurückgewiesen; die paar Mark, die er während seiner Gefängnißstrafe verdient hat, sind bald aufgezehrt, und er wird oft dazu gedrängt, diejenigen wieder aufzusuchen, bei denen er ein volles Verständniß für seine Lage voraussetzen kann, die ihn wie Hresgleichen behandeln und, da ihm der redliche Erwerb verschlossen ist, die weitere Anleitung zu unredlichem Erwerbe geben.

Aus diesen beiden letzten Gattungen, den Gewohnheits- und gewerbsmäßigen Verbrechern, bildet sich vornehmlich die sogenannte Verbrechervelt. Es sind die ständigen Gäste unserer Gefängnisse und Zuchthäuser, bei denen der Rückfall die Regel ist. Wie stark der Procentsatz der rückfälligen Zuchthäusler ist, wird sich aus der einen Zahl ergeben, daß im Jahre 1882 von 9589 neu zugegangenen Zuchthaussträflingen nicht weniger als 7568 wegen Verbrechens oder Vergehens vorbestraft, und unter diesen nicht weniger denn 2193 sechsmal und darüber vorbestraft waren.

Während der Zeit, die diese Verbrecher in der Freiheit verbringen — es ist fast immer eine Uebergangszeit — sind sie, wie ich schon sagte, gewissermaßen zwangsweise auf einander angewiesen. Es ist natürlich, daß sich zwischen diesen Ausgestoßenen der Gesellschaft ein inniges Band bildet, daß sie in naher Fühlung mit einander stehen und durch die Solidarität der Interessen mit einander verkettet werden. Diese Leute sind unseren Criminalbeamten zum größten Theil wohlbekannt, und jeden Laien bestrebt es, wenn sich ihm Gelegenheit zu einer Beobachtung des Verkehrs zwischen Criminalbeamten und Verbrechern bietet, wie gemüthlich und harmlos der Verkehr zwischen diesen beiden erbitterten Feinden ist. Die gefürchtetsten Criminalbeamten stehen mit den gefährlichsten Verbrechern, wenn diese frei herumlaufen, auf ganz vertraulichem Fuße. Sie sitzen in den Verbreckerkneipen neben einander an demselben Tisch, trinken gemeinsam ihr Bier und unterhalten sich in zwanglosester Art über Alles, vornehmlich über das, was Beide am meisten interessirt: über die Persönlichkeiten der Verbrecher.

Der Criminalbeamte wird durch seinen Beruf zu dem steten Umgang mit den Verbrechern gezwungen, und er empfindet im Umgange mit dem Einbrecher und Räuber eben so wenig ein Gefühl der Unheimlichkeit und des Grausens wie der Arzt, der eine Leiche zerstücket. Die Klugheit gebietet aber außerdem, daß der Criminalbeamte sich mit den Verbrechern in einem gewissen freundschaftlichen, vertrauensvollen Einvernehmen befinde; denn er braucht, um Verbrechen zu entdecken, Verbrecher. Aus den öffentlichen Verhandlungen ist bekannt, wie wichtige Dienste zur Ermittlung strafbarer Handlungen von bestraften Individuen selbst geleistet werden.

Es sind dies die sogenannten Vigilanten. Ein Vigilant war es, der Steinmeß Ende, der dem wegen Einbruch bestraften Kunstschlosser Zimm im

vertraulichen Zwiegespräch das Geheimniß entlockt hat, daß Dickschiff bei dem ersten bei der Wittwe Lissauer verübten Diebstahle die Anleitung gegeben und mitgewirkt habe. Diese Vigilanten sind aber nicht bloß für Geld zu haben, sie wollen auch gute Worte. Sie sehen sogar noch mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn. Geschmäht und zurückgewiesen von der ganzen Welt, sind sie besonders empfänglich und dankbar für jede freundliche Regung, die sie bei einem ehrlichen Manne wahrnehmen; und wenn sie das Gefühl haben, daß sie unter Umständen sich auf jenen verlassen können, der auch freundlich mit ihnen spricht, so erweisen sie ihm die Dienste, die er von ihnen begehrt, und wenn es auch der Criminal-Commissar ist, Der Berliner Criminalcommissar Weien z. B., der wegen seiner Thätigkeit am meisten gefürchtet wird, erfreut sich in der Verbrecherwelt des größten Ansehens und der allgemeinsten Beliebtheit; und gerade deswegen hört und sieht er manches von Wichtigkeit, was ihm sonst verborgen bleiben würde. Die Criminalbeamten sind ja eben die einzigen redlichen Menschen, die mit diesen Leuten verkehren; und wenn die Verbrecher auch noch so abgestumpft sind, das Gefühl des Respecstes vor der Ehrlichkeit haben sie sich bewahrt.

Im Uebrigen leben sie also ganz unter sich, und in der großen Gemeinsamkeit der Verbrecherwelt sondern sich noch die einzelnen Arten in verschiedene Cirkel ab. Gewisse Verbrecherlocale werden ausschließlich von einer bestimmten Art von Verbrechern besucht. Die Einbrecher haben ihre besonderen Locale, die Colli diebe die ihrigen zc.

Zu gewissen Zerstreungen aber, die sie in ihrem traurigen Leben suchen und vielleicht auch finden, begegnen sie sich auf gemeinsamem Boden.

Es ist eine Thatsache, daß die Berliner Verbrecherwelt einen eigenen Gesangsverein hat, zu dem nur zur Gilde der Bestraften Gehörige zugelassen werden. Bei geselligen Vereinigungen werden von diesem Gesangsverein Männerquartette vorgetragen; und man behauptet, daß diese Vorträge vortrefflich seien; namentlich wird die Stimme des ersten Tenoristen, eines wegen Taschendiebstahls mehrfach bestraften Individuums, hochgerühmt. Stirbt einer der Ihrigen, so folgt der Gesangsverein dem Sarge und singt an der offenen Gruft Choräle.

Sie haben auch einen besonderen Club, den sogenannten „Athletenclub“, der von Zeit zu Zeit Wettringen vor einem geladenen Publikum von Verbrechern veranstaltet. Die körperliche Kraft gehört ja bei vielen dieser Leute zum Handwerk, und unter den Colli dieben, die schwere Kisten davontragen, findet man wohl die Stärksten, unter den Zuhältern leichtsinniger Personen zugleich die Körperkräftigsten und Rohesten.

Sie veranstalten auch Bälle in einem Local der Elsasser Straße, zu denen man nur mit besonderer Einlaßkarte zugelassen wird. Einladungen erhalten nur Verbrecher und deren „Bräute“; indessen erweist man auch regelmäßig gewissen bevorzugten Criminalbeamten die Aufmerksamkeit, ihnen Billets zum eigenen Gebrauch und zur Einführung von Fremden zuzustellen.

Außerlich unterscheiden sich diese Bälle fast gar nicht von den andern von den niederen Volksklassen veranstalteten Tanzvergnügen. Ein besonderes Interesse bietet dieses im Allgemeinen ziemlich reizlose Schauspiel nur demjenigen, der genau weiß, wer die Tänzer und die Tänzerinnen sind.

III.

Das weiteste Feld zur Beobachtung des verbrecherischen Treibens bieten natürlich die öffentlichen Locale.

Wo verkehren die Verbrecher? Antwort: überall. Es ist, wie ich schon sagte, eine große Naivetät, wenn man glaubt, daß die Verhandlungen gegen Dickhoff unsere Criminalpolizei über die Gefährlichkeit des Besuchs gewisser Locale belehrt haben, in denen arglos auch die gute bürgerliche Gesellschaft verkehrt; und die sich eines guten Rufes zu erfreuen haben, wie z. B. der vielgenannte Rathskeller. Die Criminalpolizei ist über die gewöhnlichen Zusammenkünfte der Verbrecher sehr genau unterrichtet, sie steht mit den Wirthen, den Tanzordnern und den Vortänzern: den sogenannten maitres, den Kellnern und Kellnerinnen, und den bestraften Stammgästen selbst gewöhnlich auf bestem Fuße. Ein großer Irrthum ist es, anzunehmen, daß der Rathskeller eines der wenigen Locale sei, das gleichzeitig von der guten und von dieser schlechtesten Gesellschaft besucht werde. Es läßt sich im Gegentheil sogar behaupten, daß es nicht ein einziges der Öffentlichkeit zugängliches Local in Berlin giebt, in dem nicht der Polizei längst bekannte Persönlichkeiten mit faulthicken Personalacten und so und so viel Vorbestrafungen verkehrten. Einige dieser Verbrecher sind ja schon durch ihre Specialität auf die allerbesten und vornehmsten Locale angewiesen: Bauernfänger und Falschspieler im großen Stil, Hochstapler u. dergl. haben ja kein anderes Arbeitsfeld; sie müssen ja da verkehren, wo sie Gelegenheit haben, mit jungen, reichen, leichtlebigen Leuten, mit Rittergutsbesitzern aus der Provinz, mit Fremden, die viel Geld ausgeben, zusammenzutreffen.

Früher waren die bekanntesten Versammlungspunkte der gefährlichen verbrecherischen Sippe die sogenannten „nächtlichen Conditoreien“; jetzt sind die Wiener Cafés an deren Stelle getreten. Während der Nacht sind diese Cafés vorzugsweise von jener Art von Weibern besucht, die selber in unausgesetztem Kampf mit den bürgerlichen Gesetzen stehen, und die durch ihre männlichen Freunde, die Zuhälter, mit der unregelmäßigen Gesellschaft, die die Verbrechen zeitigt, stete Fühlung unterhalten. Im Mittelpunkt der Stadt ist die Mischung mit der anständigen Gesellschaft am stärksten; je mehr wir uns der Peripherie des Stadtkreises nähern, desto einheitlicher und ungemischt schlechter wird die Gesellschaft. Auch das „Café Bauer“, das auf Zucht und Ordnung so viel wie möglich hält, hat sich trotz aller Bemühungen nicht rein erhalten können. Auch da sammeln sich in der Nacht viel zweideutige Personen männlichen und weiblichen Geschlechts. Und die der guten Gesellschaft Angehörigen haben oft keine Ahnung, ein wie gefährliches und wie

viel bestrafte Individuum der anständig gekleidete Herr ist, der neben ihnen am Tische sitzt. Eine besondere Stellung nimmt das „Café National“ an der Ecke der Jäger- und Friedrichstraße wegen seines nächtlichen Besuches ein: es ist der Sammelpunkt der polizeilich bekannten Damen der Friedrichstadt. Sie haben nach den polizeilichen Vorschriften nicht das Recht, ein öffentliches Local allein zu besuchen, sie müssen von einem Herrn begleitet sein; wer aber begleitet diese Damen? In den allerersten Fällen zufällig einmal einer jener wenigen naiven Provinzialen, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr verringert; sonst wird es keinem Menschen einfallen. Da sich ihnen die freiwillige Begleitung nicht anträgt, so haben sie sich eine Begleitung selbst geschaffen. In der verächtlichsten und widerwärtigsten Männer-Gesellschaft, die es giebt, und die ihnen am nächsten steht, in der Gesellschaft der Zuhälter, haben sie äußerlich anständig aussehende Männer gefunden, die sich gegen Zahlung eines Honorars bereit finden lassen, mit diesen Personen in's Café zu gehen. Das „Café National“ ist daher in den Nachtstunden fast ausschließlich besucht von diesen sogenannten „Warenführern“, den eben bezeichneten weiblichen Gästen, jungen Leuten, die sich einen Spaß machen, und Fremden, die sich dies nächtliche Treiben einmal ansehen wollen.

Die Wiener Cafés in der Friedrichstadt unterscheiden sich äußerlich sehr wesentlich von denen in den entlegeneren Punkten der Stadt. Während jene oft mit übertriebener Pracht oder zum mindesten elegant ausgestattet sind, machen diese, z. B. die Wiener Cafés der Königsstadt auf äußeren Luxus geringe oder gar keine Ansprüche. Nur der Kellner im Frack, mit untadeliger weißer Cravatte, und die auf den Tischen stehenden Körbchen mit Zuckergebäck erinnern uns daran, daß wir auch hier in einem „Wiener Café“ uns befinden. Aber die Räume sind gewöhnlich niedrig und verqualmt, Decken und Tapeten in defectem Zustande. Es geht dort auch viel lebhafter zu. Unliebame Auftritte gehören so wenig zu den Seltenheiten, daß dieser Fall beständig vorgeesehen ist, und daß in den meisten dieser Locale eine bestimmte, durch athletische Körperkräfte sich auszeichnende Persönlichkeit fest angestellt ist, die mit starker Hand bei lebhaften Conflicten einzugreifen und die Störungsfriede an die Luft zu setzen hat. Es ist der sogenannte „Herausjchmeißer“, der vom Wirth bisweilen sogar ein kleines Gehalt bezieht, aber in allen Fällen freien Verzehr hat. Ich brauche nicht zu sagen, daß dieses Handwerk im Allgemeinen nicht von sittlich sehr hochstehenden Personen betrieben wird.

Unter den Besuchern dieser Cafés befindet sich ein erheblicher Procentsatz solcher Leute, die unangenehme Polizeiacten haben, gewöhnlich mehr als die Hälfte. Auch der Ton unterscheidet sich sehr wesentlich von dem in den vornehmeren Cafés in der Friedrichstadt herrschenden. Während da sich die Gesellschaft in so und so viele kleine Kreise theilt, die keine Fühlung miteinander suchen und gewinnen, herrscht hier eine größere gemüthliche Gemeinsamkeit, ein Austausch von Vertraulichkeiten von Tisch zu Tisch. Hier finden wir auch den Spaßvogel, der mit erhobener Stimme nicht zu seiner

nächsten Nachbarschaft, sondern für die weitere Corona spricht. Er ist den meisten Besuchern wohlbekannt, man kennt auch sein Repertoire und fordert ihn auf, diesen oder jenen Schwank in Prosa oder in Versen zum besten zu geben. Er hat jedesmal einen rauschenden Erfolg. Er trägt meist zweideutige Späße vor, und je zweideutiger sie werden, desto lebhafter wird der begeisterte Zurschau seiner Publicums. Er ist der echte Berliner, und der Schatz von sprachlichen Bildern und Redewendungen des unverfälschten Berlinerthums, über den er verfügt, ist unererschöpflich. „Gefällt Ihnen wohl nicht, was ich eben vorgetragen habe?“ sagt er zu einem Nachbar, der verdrießlich zugehört hat; „ob Sie sich nun ärgern oder nicht, das thut mir gerade so viel, als ob Sie einen Ochsen in die Hörner kneifen. . . Ich muß was trinken, eine Biße ist hier! Dagegen ist Vorsig'n sein Glühofen der reine Eiskeller. . . Also mein Vortrag gefällt Ihnen nicht? Ich bin Ihnen wohl nicht hübsch genug? Eine Schönheit bin ich ja nicht, aber für die Woche reicht's“ u. c.

Es versteht sich, daß er keinen Satz sprechen kann, ohne daß er eine der abenteuerlichsten Neubildungen des Berliner Jargons zum besten giebt: daß er mit Vorliebe von „Radau“, „Klimbin“, „Klumpatsch“, „Kaleika“ u. spricht. Es wird ihm viel zugetrunken, von diesem und jenem wird ihm ein Glas zum besten gegeben; die Folge dann ist, daß er nach gewisser Zeit in einen Zustand der Bezechtheit geräth, der ihn für die Nachbarschaft weniger lustig als unbequem macht. Dann wird er einfach an die frische Luft geführt. Bis dahin aber läßt man ihn ruhig gewähren, und Wirth und Kellner lachen selbst über ihn mit.

Es ist ganz ergötzlich, diese Locale in Begleitung eines bekannten Criminalpolizisten zu durchwandern, der wie der Criminalcommissarius Weien von allen Verbrechern ganz genau gekannt wird, und der die meisten ebenfalls persönlich kennt. Sobald der Criminalcommissar das Local betritt, werden einige Tische auffallend ruhig; man giebt sich verständliche Zeichen; einigen Gästen scheint es etwas unbehaglich zu Muthe zu werden; sie warten noch so lange, bis sie glauben, daß es nicht mehr auffällig ist, um sich alsdann zu entfernen. Andere, die zur Zeit gerade ein gutes Gewissen haben, werden gemüthlich und knüpfen mit dem Criminalbeamten eine Unterhaltung an. Er setzt sich neben ein Mädchen, das ihm als die Geliebte eines der schwersten Einbrecher bekannt ist, und erkundigt sich bei dieser, übrigens sehr gutmüthig und freundlich aussehenden Person, die natürlich auch schon einigemal „oben“ gewesen ist, nämlich in Moabit — nehmen wir an, bloß als Zeugin — angelegentlich nach diesem und jenem. Sie giebt auch ganz unbefangenen Antwort darauf, soweit es ihr eben in den Kram paßt; und die unglaublichsten Dinge, Diebstähle mit Einbruch und dergleichen werden mit wahrhaft rührender Selbstverständlichkeit behandelt.

In allen diesen Localen aber verkehren doch noch immer die, wenn der Ausdruck gestattet ist, aristokratischeren Verbrecher; ich meine: solche, die durch

ihr äußeres Erscheinen nicht gleich verrathen, daß sie der untersten und schlechtesten Klasse der bürgerlichen Gesellschaft angehören, die mehr oder weniger unverdächtig aussehn, die immer noch im Stande sind, den verhältnißmäßig theuren Consum zu zahlen, die zum großen Theil Wohnungen haben und gewöhnlich sogar gemeldet sind. Hier mischen die Verbrecher sich noch mit den anständigen Elementen, die aus mangelnder Kenntniß, aus Gleichgiltigkeit oder Neugier jene Locale besuchen.

IV.

Von diesen durchaus unterschieden sind die sogenannten „Klappen“, die eigentlichen Verbrecherlocale, in denen nur Bestrafte verkehren, nur beinahe gänzlich Mittellose, Obdachlose und Ungemeldete. Es bedarf eines kundigen Führers, um diese Locale überhaupt zu finden. Der Zufall verleitet nur in den allersehrsten Fällen einen anständigen Menschen dahin. Wenn sich ein ehrlicher Arbeiter einmal dahineinverirrt, so merkt er bald, in welcher Gesellschaft er sich aufhält; und die Andern haben gar kein Interesse daran, vor diesem zu verbergen, daß er nicht zu ihnen gehörte. Er fühlt sich also da nicht wohl, zahlt seine Zechen und geht, um nicht wiederzukommen.

Jedesmal, wenn aus diesen Verbrecherkneipen einmal dieser oder jener eines schweren Verbrechens Schuldige herausgeholt ist, hat sich in der Presse die eine oder andere Stimme darüber geäußert, daß es unerhört sei, wie derartige Locale in der großen Stadt geduldet werden können. Die Forderung, dieselben zu unterdrücken, beruht aber auf einem starken Verkennen der Verhältnisse. Erstens wäre eine Aufhebung dieser Spelunken gar nicht durchzusetzen: würden sie hier unterdrückt werden, so würden sie da wieder auftauchen. Dann wäre aber auch deren Unterdrückung ein großer Fehler: denn diese Verbrecherlocale sind weit weniger gefährlich als nützlich. Daß da wirkliche Verbrechen begangen werden, wie z. B. der Messerangriff auf den Schutzmann Eckert im Keller am Andreasplatz, gehört zu den großen Seltenheiten. Gewöhnlich findet man dort gerade die, die man sucht, oder man findet dort wenigstens ihre Spur. Denn es ist eine bekannte und aus der Ausscheidung und Vereinsamung der Verbrecher sehr erklärliche Erscheinung, daß sie Stammgäste sind. In ihren bestimmten Stammkneipen finden sie eben ihre Freunde, die einzigen, die ihnen im Nothfall mit einer Kleinigkeit aushelfen; finden sie auch die erforderlichen Bundesgenossen zu einem neuen verbrecherischen Beginnen. Da allein sind sie bekannt und treffen Bekannte.

In Begleitung einiger Criminalbeamten und unter Führung des Commissars Weien habe ich am Tage und in den Abendstunden die bekanntesten und berüchtigtsten dieser Locale im Osten der Stadt, in der Langer Straße, Krautstraße, Großen Frankfurter Straße und am Andreasplatz besucht.

Es sind durchweg entsetzliche Räumlichkeiten, die meisten starren von Schmutz. Die Hauswirthe thun selbstverständlich nicht das Geringste, um dieselben im Stande zu erhalten; sie wissen ja ganz genau, wer die von ihnen vermiethteten Schanträume besucht, und die Wirthe denken eben so wenig an die Instandhaltung. Das Papier der Tapeten, wo solche überhaupt vorhanden sind, ist daher überall zerrissen, der Kalk ist abgeblättert, die Decke durch den Qualm der Petroleumlampen und durch den Tabaksrauch bräunlich schwarz gefärbt. Unheimliche kleine Gehänge schweben da herab, die sogenannten „Häringsseelen“, die die Gäste aller Mahnungen ungeachtet an die Decke werfen, und die dort für alle Zeiten kleben bleiben.

Das Local in der Langen Straße, das ich am Mittage besuchte, liegt im Erdgeschöß; das nach der Straße zu gelegene Fenster ist mit einem schmutzigen Vorhang verschlossen, und in dem vorderen Raume, in dem die Schänke steht, herrscht ein aschgraues, trübes Licht. Das Hauptverkehrszimmer liegt aber nach dem Hofe hinaus, und da ist die Beleuchtung auch nicht freundlicher. Eine merkwürdig zerlumppte, schmutzige Gesellschaft sitzt da beisammen. Alle mit dem Ausdruck des Uebernächtigen. Die Einen bessern ihre Strümpfe und Beinkleider aus, andere spielen mit abgegriffenen, fettigen Karten oder am Damenbrett, andere lesen die Gerichtszeitung. Die heutige Nummer enthält eine Mittheilung, die allgemein zu interessieren scheint: ein entsprungener Einbrecher ist wiedergefaßt. Der Betreffende scheint Allen wohlbekannt zu sein; das Blatt wandert von Hand zu Hand, man unterhält sich laut über die Einzelheiten des Falles. Man liest die Verbrechernoteizen etwa mit demselben Interesse, wie in den aristokratischen Kreisen die Hofnachrichten. Es geht ziemlich laut her. Aber der Ton ist doch weniger roh als gemüthlich. An der Wand hängen einige wohlfeile buntfarbige Lithographien in Rahmen aus gepreßter Pappe, daneben auch einige kalligraphisch ausgeführte Beglückwünschungen zu Geburtstagen der Stammgäste. Eines dieser Bilder ist sogar mit einem Lorbeerkrantz versehen; der Gefeierte ist, beiläufig bemerkt, ein vielfach bestraster Zuchthäusler.

Wir setzen uns. Und da hier wohl ausschließlich Schnaps getrunken wird, bringt uns der Wirth ein großes Familienglas, eine wahre Schnapsbottle, enthaltend eine Zusammensetzung von Korn, Kümmel und Ingwer. Dieses erhebliche Quantum Schnaps kostet zehn Pfennige; und als ich dem Wirth ein Fünzigpfennigstück gebe, beginnt er eine lange Reihe von Pfennig- und Zweipfennigstücken aufzuzählen. Es reicht aber nicht; er streicht das Kupfer wieder ein und sagt: „Ich kann nicht wechseln, ich muß erst eine neue Düte aufmachen.“ Der aufgebrochenen Geldrolle entnimmt er dann die vier Zehnpfennigstücke.

In einem andern in der Krautstraße belegenen Kellerlocale, das ebenfalls ausschließlich von Verbrechern besucht wird, wird vorzugsweise Bier ausgeschenkt. Da ist auch ein Mittagstisch zu dreißig Pfennigen und ein Abendtisch zu fünfundzwanzig Pfennigen eingerichtet. Für die dreißig Pfennige

zu Mittag gibt es Suppe, Gemüse und Fleisch, und wie der Wirth auf Befragen besonders hervorhob, „nur reelle Waare.“ Er hat seinen besonderen Hauschlächter, der für ihn das Vieh kauft; und er sagte mir mit tiefem Ausdruck, daß er bei der Küche keinen Pfennig verdiene, eher noch zusehe! An der Wand dieses Locals bemerkte ich einige recht talentvolle Zeichnungen mit Kreide: die Figur eines typischen Bummlers aus einem der Berliner Witzblätter, einen flott gezeichneten Unteroffizier von den Fünfunddreißigern und eine leichte Person mit großem Rembrandthut und wallender Feder. Außer diesen freiwilligen Kunstleistungen befand sich keine besondere Decoration an der schmutzig grauen Wand. Es war da nur noch eine Anzeige für Auswanderer nach Amerika, schnellste und billigste Gelegenheit für die Ueberfahrt, mit genauer Angabe der Daten angeheftet. Der Wirth mußte doch voraussetzen, daß seine Gäste gerade für diese Fahrt nach Amerika ein besonderes Interesse haben. In dem Raume war die echte dumpfige Kellerluft und das richtige freudlos graue Kellerlicht.

Zu dieser frühen Mittagsstunde war das Local noch ziemlich leer. Neben mir saß ein Mann, der besser angezogen war, als die Stammgäste des Locals in der Langen Straße. Da mir der mich begleitende Polizeimann mit den Augen zuzwinkerte und sich freundlich mit dem Manne unterhielt, setzte ich gleich voraus, daß der mir Unbekannte eine vom Standpunkte der Polizei aus interessante Persönlichkeit sein müsse. Ich sah ihn mir sehr genau an, aber ich vermochte in dem Gesichte nichts Verbrecherisches zu entdecken. Von dem Beamten in unsere Unterhaltung gezogen, theilte er sich daran mit einem gewissen angeborenen Anstande, mit einfacher Höflichkeit und in guten Redewendungen. Ich hätte ihn, da ich ihn doch einmal zu den Verbrechern zu zählen hatte, für einen Hochstapler gehalten; er brachte wenigstens außerordentlich viel dafür mit. Auf der Straße hörte ich von dem Beamten, daß der Mann ein schon dreimal mit Zuchthaus bestrakter schwerer Einbrecher sei.

Viel unheimlicher und widerwärtiger als diese von schweren Verbrechern besuchten Locale ist das des „Schnittchenwirthes“ in der Nähe des Polizeipräsidentiums. Da verkehren Leute, die sich entweder bis jetzt um das Strafgesetz noch herumgedrückt oder im Allgemeinen doch nur gelindere Strafen verwirkt haben. Aber diese Besucher stehen sittlich nicht höher als die schweren Verbrecher, vielleicht noch tiefer. Hier verkehren nämlich die Zuhälter, die unter den unregelmäßigen Truppen der Gesellschaft die straffte Organisation besitzen. Sie kennen sich sammt und sonders ganz genau, sie duzen sich und rufen sich bei den Vornamen. Sie haben sogar eine Art von Verein zu gegenseitiger Unterstützung, und sie veranstalten für einen der Ihrigen, dem es schlecht geht, oder für eine ihrer sogenannten Bräute, die Toilette gebraucht, förmliche Collecten. Die große Mehrtheit der Mitglieder des „Athletenclubs“ setzt sich aus diesen Leuten zusammen. Beim Schnittchenwirth warten sie auf die Damen, ihre Bräute, die im benachbarten Polizei-

präsidium zu thun haben, und in den Stunden von 9 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags findet man nur diese Männer und diese Frauen in dem engen, schmutzigen Raume. Zur Mittagsstunde ist es geradezu überfüllt, und schon zu dieser Stunde sind Viele stark angetrunken. Der Ton ist hier ungleich lauter und roher als in den eigentlichen Verbrecherlocalen, und selbst in der Begleitung eines Criminalcommissars wird es dem Fremden da etwas unheimlich: denn hier wird ihm die Möglichkeit der Körperverletzung durch die anwesende Gesellschaft in zahlreichen Beispielen veranschaulicht. Man sieht an den Stammgästen dieses Locals auffallend viel blaue Augen, fehlende Zähne, Kratzwunden, zerrissene Ohrkläppchen und auch Narben von Messerschnitten. Die Gesellschaft sieht so widerwärtig aus wie nur möglich, und dieser Eindruck des Widerlichen wird durch die falsche Eleganz in der äußern Erscheinung noch verstärkt. Die männlichen Stammgäste sind glattrasiert, die Haare künstlerisch geordnet, sie tragen coquett sitzende Röcke, mit merkwürdiger Vorliebe für die blaue Farbe, auffallend bunte Cravatten mit großen Nadeln; sie zeigen überhaupt soviel Gold wie nur möglich, echtes oder falsches, haben starke Urketten, große Knöpfe und dergleichen. Einigen darunter sieht man die athletische Kraft an; es sind kurzhalssige, breitschulterige Gesellen mit musculoßen Armen und Händen wie Schmiedezangen. An den Wänden sind Empfehlungen von Toilettengegenständen, Toilettenwasser, Fett- und Trockenschminken sowie die bekannten Vergnügungsorte angefündigt.

In demselben Stadtviertel, nicht weit vom „Schnittchen“ entfernt, befindet sich ein anderes Local, das der „blaue Affe“ genannt und von denselben Gästen männlichen und weiblichen Geschlechts besucht wird.

V.

In den Abendstunden sollten, da die Polizei nach gefährlichen Verbrechern jahndete, einige der bekanntesten Schlupfwinkel im Osten der Stadt durchsucht und aufgehoben werden. Um sieben Uhr war ich nach dem Polizeibureau in der Großen Frankfurter Straße begeben, und als ich dort ankam, bemerkte ich gleich, daß etwas Ungewöhnliches in Vorbereitung war. Außer den Herren Criminalcommissaren waren wohl ein Duzend stämmiger, rüstiger Männer auf telegraphischen Befehl in dem engen Zimmer versammelt, es waren die sogenannten Criminalschutzmänner.

Die Criminalschutzmänner bilden eine besondere Klasse in der Schutzmannschaft. Sie haben mit den gewöhnlichen Obliegenheiten, dem Meldewesen, der Straßen- und Fahrordnung zc. nichts zu thun; sie werden lediglich dazu verwandt, bei der Ergreifung der Verbrecher hilfreiche Hand zu leisten. Sie erhalten daher auch eine besondere Ausbildung. Aus der Schutzmannschaft werden nach Bedarf die geeignetsten erscheinenden Persönlichkeiten auf sechs Monate der Criminalpolizei überwiesen; und wenn sie sich für ihre besondere Aufgabe nicht recht geeignet erweisen, so treten sie wieder

in die uniformirte Schutzmannschaft zurück. Die tüchtigen bleiben dauernd im Specialdienst der Criminalpolizei. Zur Erfüllung dieses schwierigen Amtes sind natürlich ganz besondere Eigenschaften erforderlich, vor allen Körperkraft, Gewandtheit, Entschlossenheit und Muth. Unter unseren pflichttreuen Beamten sind die Criminalschutz Männer vielleicht die schneidigsten. Sie tragen nie die Uniform im Dienste, und es ist wünschenswerth, bisweilen sogar nothwendig, daß man ihnen nicht auf den ersten Blick den früheren Soldaten, der jetzt Civil trägt, ansehe. Die durch den Militairdienst erworbene Anstellungsberechtigung ist für sie nicht unabweislich erforderlich. Nahezu die Hälfte der Criminalschutz Männer haben nicht durch den Soldatendienst, sondern bloß durch besondere Tauglichkeit die Anwartschaft auf Anstellung erworben. In der That sehen sie sehr unverfänglich aus, wie kleine Rentner und biedere Landwirthe.

Die Criminalschutzleute tragen keine Waffen. Meine Vermuthung, daß sie einen Revolver oder einen Todschläger für den Fall der Nothwehr bei sich führen, erwies sich als unrichtig; die meisten verschmähen sogar den derben Stock, der, wie man mir sagte, im ernstesten Fall eines Handgemenges viel eher ein Hinderniß als eine Unterstützung sei. Sie verlassen sich eben lediglich auf ihre Körperkraft, auf die Sicherheit und Derbheit ihres bekannten „Griffes“. Zum Transport der Gefangenen bedienen sie sich gerade wie die uniformirten Schutzleute nur in den aller seltensten Fällen der Handschellen. Gewöhnlich folgen ja auch die Verhafteten ohne irgend welchen Widerspruch. Der Widerpässigen oder Gefährlichen, bei denen man einen Entweichungsversuch zu befürchten hat, versichert sich der transportirende Beamte auf einfachere Art als durch Anlegung der Handschellen. Er hat einen kurzen, etwa einen Fuß langen, feinen, aus Darmsaiten gedrehten Strick, dessen Enden sich zwei kleine Holzknebel befinden. Diesen Strick schlingt er um das rechte Handgelenk des Verhafteten und nimmt die beiden Holzknebel in die Linke. Dieses sehr einfache Bindemittel genügt vollständig, um den Beamten seines Verhafteten sicher zu machen. Der Gefangene kann keine irgendwie lebhaftere Bewegung mit der Hand vornehmen, ohne sich mit dem dünnen Darmsaiten empfindlich in's Handgelenk zu schneiden; und es gehört gar keine besondere körperliche Anstrengung dazu, um die beiden Knebel sehr fest in der Hand zu behalten. Dabei hat der Schutzmann die rechte Hand vollkommen frei, was ja bei Widerseßlichkeiten auch seine Wichtigkeit hat.

Da es in dem volkreichen Viertel um diese Abendstunde, in der die meisten Fabriken und Geschäfte geschlossen werden, auf den Straßen sehr lebhaft war, fiel unser sechzehn bis achtzehn Köpfe zählender Zug nicht besonders auf. Unser erster Besuch galt einer sogenannten Kaffeeklappe in der Frankfurter Straße. Da das Local auch einen Ausgang nach dem Hofe besitzt, so wurden einige Criminalschutz Männer zu dessen Bewachung abbeordert;

die übrigen stiegen, von den Criminalcommissaren Weien und Damm geführt, über die schmale Treppe in den Keller hinab.

Während wir hinabstiegen, ertönte unausgesetzt das laute Klingeln einer Alarmglocke. Die Klingel ist nämlich mit einer der Stufen der Kellertreppe verbunden; die Stammgäste kennen die Stufe und berühren sie nicht; das Nähen eines mit den Besonderheiten der Vertiklichkeit nicht Vertrauten, der arglos die Stufe betritt, wird durch das Glockensignal sofort den Inassen bekannt.

Der Keller hatte zwei niedrige, enge, dumpfige Räume. Im ersten stand eine Rolle; da saß auf einem Holzstuhl in offenbar stark angetrunkenen Zustande ein zerlumpter Strolch und schlief. In dem kleinen Zimmer nebenan befanden sich fünf oder sechs Leute, alle in jugendlichem Alter, von 17—25 Jahren, die um einen Holztisch Platz genommen hatten. Als wir eintraten, war einer der Gäste gerade damit beschäftigt, auf der Holzplatte mit Kreide einen Schutzmann zu zeichnen.

„Weshwegen denkst Du an einen Schutzmann? Du hast wohl ein böses Gewissen?“ redete ihn der Commissar an. „Steht auf!“

Die Gesellschaft erhob sich.

„Eure Legitimationspapiere!“

Einige holten aus ihren Taschen zerfetzte und stark beschmutzte Papiere, Militärscheine, Arbeitsatteste und dergl., andere erbatens sich dieselben vom Wirth, der nach der Gepflogenheit in Verbrechertreisen die Papiere einzelner Stammgäste als Pfand für die Beche aufbewahrt, wieder andere konnten sich in keiner Weise legitimiren.

Die Einzelnen wurden von den Criminalschutzleuten durchsucht; die Gäste zeigten dabei eine ganz wunderbare Gewandheit und Technik, die darauf schließen ließ, daß sie sich dieser Körper- und Kleiderprüfung bereits öfter unterzogen hatten. Unaufgefordert breiteten sie die Arme aus, so daß der visitirende Beamte bequem in die Brusttasche fühlen konnte; unaufgefordert beugten sie den Oberkörper tief nach vorn, wodurch die Durchsuchung der Schuostaschen im Rock wesentlich erleichtert wurde u. s. w. Sie zogen auch die Stiefel aus und schüttelten sie selbst, um zu constatiren, daß nichts darin verborgen war.

Die Habseligkeiten, die sie bei sich führten, waren jämmerlich. An baarem Gelde besaßen die Begütertesten kaum eine Mark, einige hatten nur ein paar Pfennige. Auch was sie sonst bei sich führten, war wie gesagt erbärmlicher Plunder: ein billiges Notizbuch, eine Haarbürste, eine unechte Kette ohne Uhr, das war so ziemlich alles. Einer derselben, der ein Literaturfreund zu sein schien, hatte ein kleines Octavheft, das mit Abschriften von allen möglichen Gedichten, namentlich von Gedichten zweideutiger Art, ganz angefüllt war. Alle waren zur Zeit ohne Arbeit, die Meisten obdachlos, fast alle vorbestraft. Diejenigen die sich nicht legitimiren konnten, der verdächtig scheinende Schläfer und der Zeichner des Schutz-

manns wurden einstweilen zu weiterer vorläufiger Untersuchung nach dem Polizeibureau gebracht.

Während in diesem Locale eine gewisse gedrückte, freudlose Stimmung herrschte, ging es in dem zweiten, das wir nun besuchten, in dem berühmten Keller am Andreasplatz, wo vor einiger Zeit ein Verbrecher, den man verhaften wollte, dem verhaftenden Criminalschutzmann eine schwere Wunde mit dem Messer beibrachte, viel lauter und lustiger zu. Auch dieses Local hat zwei kleine Zimmer; im vorderen steht der Schänktisch, in dem daran anstoßenden das elende Willard, das anstatt mit grünem Tuch mit Wachstuch überzogen ist. Ich war einigermaßen überrascht, als ich an dem Tische im ersten Zimmer den mir als berühmten Einbrecher bezeichneten Mann, mit dem ich mich am Vormittage im Keller der Krautstraße unterhalten hatte, wiederfand. Er erkannte mich auch auf der Stelle, erhob sich sehr artig und reichte mir mit ehrerbietigem Gruße die Hand. Das Eintreten der Polizei wurde von der zahlreichen Gesellschaft mit einer gewissen Neugier begrüßt, die auch einen leisen Beigeschmack von Verhöhnung hatte. Der Commissar musterte die einzelnen, ihm wohlbekannten Stammgäste, und da keiner von den Gefuchten sich unter ihnen befand, verließ man den Keller, nachdem man Diejenigen, die den Polizisten nicht bekannt waren, derselben Untersuchung wie in der Kaffeeklappe unterworfen hatte. Die Fruchtlosigkeit der polizeilichen Bemühungen schien die Gäste zu belustigen; und als ich mich als einer der Letzten entfernte, rief mir ein Gast, der wie ein rechter Galgenvogel ausah, mit gemüthlichem Spott zu:

„Kommen Sie bald wieder, wenn es Ihnen bei uns gefallen hat.“

Eines noch größeren Zuspruchs erfreute sich am Abend die Schnapswirtschaft in der Langen Straße, die ich schon am Mittage besucht hatte. Es war ein Qualm, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, und eine von Petroleum- und Zusekgestank durchjättigte Luft, die mir das Athmen fast benahm. Unter den Gästen, die sammt und sonders völlig zerlumpt waren, befanden sich nicht weniger denn vierundzwanzig, die keine Legitimationspapiere besaßen. Diese vierundzwanzig wurden dingfest gemacht. Es wurde ihnen der Befehl ertheilt, sich zu einem Zuge von je Zwei und Zwei zu ordnen und den Beamten auf das Polizeibureau zu folgen. In allen diesen Localen waren die Wirthe sehr höflich gegen die Beamten und suchten sie in jeder Weise zu unterstützen.

Als sich der lange Zug der vierundzwanzig Strolche in Begleitung der Beamten auf dem Damm durch die nun schon leerer gewordenen Straßen nach dem Polizeibureau begab, blieben doch einige Neugierige auf der Straße stehen und schlossen sich dann dem Zuge an.

Im Polizeibureau, wo sich diese ganze Gesellschaft mit den schon früher Aufgegriffenen vereinigte, und wo bald eine schreckliche Luft wehte, wurden nun die Personalien genauer festgestellt und die Visitationen noch sorgfältiger vorgenommen. Einige Wenige wurden als unverdächtig fortgeschickt, die

Mehrzahl aber zurückbehalten, um später mit dem bekannten „grünen Wagen“ nach dem Polizeigewahrsam gefahren zu werden. Für diese wurde von den Beamten ein Einlieferungschein aufgesetzt, und fast alle erhielten neben ihrem Namen das verhängnißvolle Kreuz, das die Vorbestrafung andeutet.

Unter den Gefangenen befanden sich zwei der Gesuchten. Sie gehörten zu jenen Dieben, die sich nur an Schlafenden vergreifen. Von allen Arten des Diebstahls ist dieser für den gewöhnlichen Laienverstand der unbegreiflichste; und doch hat er eine wahrhaft erschreckende Ausdehnung angenommen. Das Bestehlen der Schlafenden hat in der Sprache der Verbrecher den schauerlichen Namen „Leichenflebern“. Diese „Fleberer“ durchstreifen in den vorgerückten Abend- und in den Nachtstunden namentlich den Friedrichs- und Humboldthain; da finden sie denn auf den Bänken Bummeler, die gewöhnlich stark berauscht gewesen sind und fest schlafen, und diesen nehmen sie alles ab, was nur menschenmöglich ist. Sie entleeren nicht nur die Tasche, sie ziehen ihnen Rock und Stiefel aus, ja, es ist wiederholt vorgekommen, daß sie sie gänzlich entkleidet haben. Wenn man bedenkt, welche Frechheit zu diesem Diebstahl gehört, welche Kunstfertigkeit erforderlich, wie groß die Gefahr der Entdeckung ist, und wie erbärmlich geringfügig das Ergebniß sein muß — denn welche Werthobjecte kann ein angetrunkenes Individuum, das auf einer Bank des Humboldthains nächtigt, bei sich haben, und welchen Werth können dessen Kleider repräsentiren? — so erscheint es unbegreiflich, daß diese Specialität des Diebstahls einen solchen Umfang, wie es der Fall ist, hat annehmen können. Bei einem dieser Diebe fand man ein roßtiges Taschenmesser von schlechtester Beschaffenheit und eine mit elender Perlstickerei verzierte Haarbürste, die einem Schlafenden gestohlen waren, — Gegenstände, die absolut werthlos und zu nichts nuß sind. Und deswegen Diebe!

Es ist überhaupt ein ganz erbärmliches jämmerliches Leben, dies Verbrecherleben. Und wenn man sieht, was die Leute bei sich haben, in welchen Localen sie verkehren und wie sie ihre Nächte zubringen, so begreift man, daß sich bei vielen eine wahre Sehnsucht nach den geordneten Verhältnissen des Gefängnisses regt, in dem sie in verhältnißmäßig guten Räumen eine mäßige Arbeit zu verrichten haben, reinlich und ordentlich gekleidet werden und verhältnißmäßig gut essen.

Denn wenn ihnen auch einmal ein großer Wurf gelungen ist, wenn sie, wie es in der Diebesprache heißt, ein gutes Geschäft „gedreht“ haben, so verpassen sie den unrechtmäßigen Erwerb regelmäßig in kürzester Frist, gewöhnlich schon innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden. Länger als zwei, drei Tage behalten sie selten von dem Gestohlenen etwas übrig. Ihre erste Sorge ist, daß sie sich neu einkleiden, „einkluden“, wie sie sagen, daß sie sich „eine neue Schale“ anschaffen. Deswegen sind auch die neu eingekleideten Verbrecher immer besonders verdächtig und werden natürlich auch mit verstärkter Aufmerksamkeit beobachtet. Außer dem Nützlichen schaffen sie sich auch, so lange sie bei Rasse sind, allerlei dummes und überflüssiges

Zeug an, daß sie, sobald die Ebbe wieder eintritt, entweder versetzen oder für einen Spottpreis verschleudern. Auch der neue Anzug wandert gewöhnlich schon wenige Tage nach der Anschaffung in das Leihhaus. Und der alte Sammer beginnt auf's Neue.

Ein dritter der gefangenen Strolche war ein berühmter „Collijunge“. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man solche Diebe, die von den Kollwagen Ballen, Kisten u. dgl. stehlen. Auch diese Specialität ist weit verbreitet, und es bedarf zur Ausübung dieses Diebstahls einer straffen Organisation und der Mitwirkung von mehreren. Gewöhnlich wird der Diebstahl in folgender Weise ausgeführt: In der Dämmerstunde oder schon bei angebrochener Dunkelheit erspähen die Diebe, die sich in der Nähe eines beladenen Kollwagens aufhalten, den Augenblick, in dem sich der Kutscher auf kurze Zeit von seinem Fuhrwerk entfernen muß, oder einer der Betheiligten läßt sich mit dem Kutscher in ein Gespräch ein, das dessen Aufmerksamkeit für kurze Zeit in Anspruch nimmt, oder man macht ihm eine falsche Bestellung, die ihn veranlaßt, in das Haus einzutreten, und diese kurze Frist benutzt einer der „Jungen“ — es sind gewöhnlich Bursche von vierzehn bis fünfzehn Jahren, die sich heimlich auf den Wagen geschlichen haben — dazu, um eine der Kisten vom Wagen herabzustürzen. Dort wird sie von zwei Anderen aufgefunden und, wenn sie schwer ist, nur ein paar Häuser weit fortgetragen und auf den Flur eines Nachbarhauses gestellt. Da wird sie dann später von anderen abgeholt und in Sicherheit gebracht. Trotz aller Wachsamkeit der Behörde, trotz aller Mahnungen an die Fuhrherren und Kutscher, werden täglich solche Diebstähle mit glücklichem Erfolge ausgeführt. Und da die gestohlenen Waaren unter Mitwirkung der Fehler, die ihre Verbindungen bis in das Ausland haben, schnell verschwinden, so bleiben viele der Diebstähle unermittelt, obwohl man die bekanntesten Collidiebe ganz genau kennt.

Die Polizei hat mit gutem Erfolge zur Abfassung der Collidiebe von Zeit zu Zeit Scheintransporte auf gemieteten Expeditionswagen bewerkstelligen lassen, die an bestimmten Punkten halten mußten. Da waren denn Polizeiposten aufgestellt, denen es in verhältnißmäßig zahlreichen Fällen auch gelungen ist, Collidiebe, die in die Falle gingen, auf frischer That zu ertappen. Ebenso sind auch zahlreiche „Flederer“, die Schlafende bestehlen wollten, dadurch abgefaßt, daß die Polizei besondere Leute angestellt hat, die auf ihre Anweisung im Freien genächtigt und sich schlafend gestellt haben.

Die berühmten Verbrecherspelunken haben Polizeistunde, sie müssen um elf Uhr Abends geschlossen werden. Was thut nun der Obdachlose, der so verlumpt ist, daß ihm selbst in dem anspruchlosesten Wiener Café der Vorstadt der Zutritt versagt werden würde, und der überhaupt nur ein paar Pfennige bei sich hat, bisweilen nicht einmal die? Was thut er, wenn er keinen Spießgesellen findet, der ihn gutmüthig bei sich beherbergen kann?

Bei milder Witterung sucht er irgend einen Schlupfwinkel auf, verbirgt

sich im Dickicht der städtischen Anlagen, streckt sich auf eine Bank aus, bis er von einem vorüberkommenden Schutzmann auf die Wache gebracht wird, klettert unter die Bogen der Stadtbahnbrücken, kriecht in einen verlassenen Stall oder schleicht sich, während die Mannschaft schon in tiefem Schlafe sich befindet, auf einen der Spreekähne. Aber jetzt, in diesen feuchten und kalten Decembernächten, was macht er da?

Wenn er gerade noch zehn Pfennige zu erübrigen hat, so sucht er eine der sogenannten „Pennen“ auf, die in den fernsten Gegenden der Stadt sich befinden — diese entsetzlichen großen Schlafräume, in denen die Unglücklichen, auf Holzbänken sitzend, gegen Zahlung von zehn Pfennigen das Recht erwirken, die Nacht zu verbringen. Haben sie auch diese nicht, so ist ihre letzte Zuflucht das „Asyl für Obdachlose“. Ich habe in der Nacht das städtische Asyl, das in der Friedensstraße liegt und die „Palme“ genannt wird — die „Friedenspalme“, grausame Ironie — besucht, und ich muß sagen, es ist der furchtbarste menschliche Aufenthalt, den ich je gesehen habe. Es sind da einige Baracken, die wohl früher zu Lazarethzwecken gedient haben; und in diesen Bretterbuden sind so viel Bänke wie möglich aufgestellt worden. Für Männer und Weiber sind gesonderte Säle. Auf jeder Bank liegen zwei der Unglücklichen. Auch auf die nackte Diele haben sich die müden Bettler wie die Hunde hingestreckt. Dieses hölzerne Lager ist das Einzige, was die Stadt ihnen giebt; kein Kissen, keine Decke, nicht einmal das bißchen Spreu, das dem elenden Vieh geschüttet wird, ist da. Die Meisten haben Rock und Stiefel ausgezogen, den Rock zum Kopfkissen zusammengedreht und die Stiefel unter die Bank gestellt. Es mögen wohl sechszig bis achtzig dieser schmutzigen Elenden in jedem der engen Räume liegen; es herrscht darin eine Hitze, daß man es nicht aushalten kann. Für Ventilation ist gar nicht gesorgt; freilich wird stark desinficirt, das ganze Gemach riecht nach Carbol und Chlor, aber das nützt nichts. Obgleich ich zu verhältnißmäßig früher Stunde, etwa um zehn Uhr, das Asyl besuchte, war die Atmosphäre schon derart verdorben, daß mir nach einem Aufenthalt von einer halben Minute ganz übel wurde; länger konnte ich es in diesem Höllendunste nicht aushalten. Ein Mensch, der in dieser verpesteten Luft die Nacht verbringt — wie kann der am anderen Morgen arbeitsfähig und arbeitslustig sein? Niemals ist mir das menschliche Elend in grauigerer Gestalt entgegengetreten.

Auch das städtische Asyl beherbergte in seinen schrecklichen Räumen im Jahre 1880 117,510 Obdachlose und die Privatasyle 128,959! In jedem der Wintermonate nächtigen im städtischen Asyl etwa 15,000, in den Sommermonaten nur gegen 6000. Dagegen ist die Zahl der in Privatasylen Nächtigenden viel stetiger. Es befinden sich durchschnittlich im Monat 8—10,000 Obdachlose in diesen Zufluchtsstätten des Jammers. Wenn der amtliche Polizeibericht über die Verwaltung der letzten zehn Jahre mit Recht Beschwerde führt über die „ungenügenden örtlichen Verhältnisse“, so ist

dieser Ausdruck noch als ein sehr milder zu bezeichnen. Die Nachtherberge im städtischen Asyl ist kaum noch als eine menschliche zu bezeichnen. Die Obdachlosen, die dort Aufnahme begehren, melden sich freiwillig. Aber sie stehen gleichwohl unter polizeilicher Controle. Jeden Morgen in der Frühe begibt sich ein Criminalbeamter nach dem Asyl, um zu ermitteln, ob sich unter den Obdachlosen ein gesuchter Verbrecher befindet und um die Arbeitscheuen zu verwarnen, im Wiederholungsfalle aber wegen Arbeitscheu dem Amtsrichter vorzuführen. Im Jahre 1880 wurden von den Obdachlosen des städtischen Asyls 4246 dem Richter zur Bestrafung übergeben.

VI.

Sehen wir uns die Räumlichkeiten etwas näher an, mit denen der im Freien, im Asyl oder in den Spelunken Aufgegriffene zunächst Bekanntschaft macht, nachdem er den „grünen Wagen“, der ihn vom Polizeibureau abholt, verlassen hat.

In der Mitte des alten Berlin, im unerfreulichsten Viertel, auf dem Mollenmarkt, neben der engen schmutzigen Gasse, der „Krögel“ genannt, die wie ein Hohn auf das moderne großstädtische Leben wirkt, von dem dunklen, schwerfließenden Wasser der Spree umfluthet, neben der gräulichsten Straße von Berlin, dem Mühlenbamm, erheben sich einige häßliche, alte wackelige Gebäude. Das ist das königliche Polizeipräsidium der Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Preußen und des deutschen Reichs.

Nur das Vorderhaus des einen dieser unfreundlichen Häuser ist in dem verhältnißmäßig guten Zustande einer anständigen altbürgerlichen Einrichtung erhalten: die Präsidialwohnung. Die Arbeitsräume für die Beamten aber und die sonstigen Diensträume sind geradezu empörend und einer Stadt, welche die Bedeutung von Berlin gewonnen hat, ganz unwürdig. Das Drängen der Polizei auf ein den Bedürfnissen der Zeit und den berechtigten Ansprüchen der Beamten genügender Gebäude ist so natürlich und vollberechtigt wie nur möglich. Es ist geradezu unglaublich, daß die Hauptstadt des deutschen Reiches die Behörde, die vor allem für die Sicherheit der Stadt zu sorgen hat, in diesen Räumen noch beherbergt.

Wenn wir den Hausflur des ersten Gebäudes durchschritten haben und über den Hof gegangen sind, auf dem wir in langer Reihe die „grünen Wagen“ halten sehen, so wenden wir uns rechts und treten in die zweite Thür ein. Auf schmutzigen, abgetretenen, baufällig wankenden Treppen steigen wir zum zweiten Stock hinauf. Da ist die Criminalabtheilung untergebracht. Die niedrigen Räume sind in einem betäubenden Zustande der Verwahrlosung: die Decken geschwärzt, die Dielen abgetreten, die Tapeten verräuchert und zerrissen. Und in diesen häßlichen, völlig ungenügenden Räumen, die die Verbrecher allenfalls anheimeln mögen, müssen die Beamten, frühere Offiziere, die durch ihre Stellung, ihre Bildung und ihren Eifer in

der Pflichterfüllung wahrhaftig Anspruch auf ein menschenwürdiges Unterkommen haben, ihre unerfreulichen Berufsgeschäfte erledigen.

Man spricht jetzt viel von einer nothwendigen Reform der Criminalpolizei. Dieselbe sollte füglich damit beginnen, daß man den Beamten günstigere Bedingungen ihres Daseins und ihres Wirkens gewährt, als sie ihnen jetzt zu Theil werden. Sie haben nicht nur ihre aufreibende Thätigkeit unter den ungünstigsten localen Verhältnissen zu erfüllen, sie werden auch obenein noch in sehr ungenügender Weise vom Staate bezahlt. Die Criminalcommissare, deren Dienst keine Tag- und Nachtstunden kennt, die immer zur Hand sein müssen, sind durch ihren Beruf darauf angewiesen, viel in öffentlichen Localen und Wirthschaften zu verkehren. Sie müssen nicht nur ihren eigenen Verzehr bestreiten, sie müssen auch oft die Leute, mit denen sie dort zu verkehren haben, freihalten. Für diese sehr starken und durch den Beruf gebotenen Nebenausgaben, die sich allenfalls in eine den „Repräsentationskosten“ verwandte Rubrik einfügen ließen, erhalten sie keinerlei Entschädigung; ihnen werden lediglich die Baarausgaben, d. h. die für Polizeizwecke in baarem Gelde an mitthätige Geheimagenten gezahlten Summen zurückerstattet. Was sie sonst in den Wirthshäusern ausgeben, haben sie aus eigener Tasche zu bestreiten; und das macht einen sehr starken Procentsatz ihres Gesamtgehaltes aus. Es wäre gut angelegtes Geld, wenn die Gehälter der Criminalbeamten in billiger Weise gebessert würden.

In den oben geschilderten niedrigen und unbehaglichen Räumen der Criminalabtheilung haben die Eingelieferten ihr erstes Verhör zu bestehen.

Da befinden sich in großen Schränken aufbewahrt die gestohlenen Gegenstände, deren rechtmäßige Besitzer nicht ermittelt werden können, namentlich die geringwerthigen, während die werthvolleren an eine andere Stelle abgegeben werden müssen. Wenn wir diese Schränke mustern, so können wir unser Erstaunen nicht unterdrücken über die Mannichfaltigkeit und Werthlosigkeit des Gestohlenen. Es ist nicht zu glauben, was alles gestohlen wird! Man begreift gar nicht, welche Absicht den Dieb geleitet haben kann, sich auf unrechtmäßige Weise so völlig werthloses Gerümpel anzueignen. Da werden auch die Diebswerkzeuge aufbewahrt, die den Verbrechern abgenommen worden sind. Wir finden da die Diebslaternen, erbärmliche kleine Feuerzeuge mit einem Licht, dessen Leuchten durch einen Blechverschluß sofort verbunkelt werden kann; so unpraktisch wie nur möglich! Denn wenn das Licht angesteckt ist und der Verbrecher die Laterne in der Hand behält, so muß er sich verbrennen. Ueberhaupt staunt man über die schlechte Qualität der Werkzeuge, deren sich die Verbrecher bedienen. Da finden wir auch die Dietriche und Haken in allen möglichen Gestalten, große Bündel von gestohlenen Hausschlüsseln und Trüchern und zum Theil von sehr gewandter Hand gefertigten Nachschlüsseln. Die neuesten derselben sind mit verstellbaren Bärten, die sich sehr genau reguliren lassen und sogar sorgfältig gearbeitete

Kunstschlösser öffnen. Auch kleine Büchsen mit Wachs werden den Verbrechern abgenommen. Das Wachs dient natürlich dazu, Abdrücke von den Schlössern zu nehmen. Die virtuosesten der Einbrecher, Leute wie der Kunstschlosser Imm, bedürfen dieses Hilfsmittels gar nicht. Wir haben ja bei seiner Zeugenaußsage im Dichhoff'schen Proceß aus seinem eigenen Munde gehört, daß er einen Nachschlüssel nach „Augenmaß“ gefertigt hat. Die Einbrecher, die sich dieser Schlüssel und Haken bedienen, gehören zu den sogenannten „feineren Arbeitern“; die gröberen bedienen sich des Brecheisens, das in der Verbrechersprache den Namen „Eile“ oder „Lude“ führt. Diese Brecheisen sind gewöhnlich aus hartem Stahl gefertigt, mit umgebogener und geschärfter Spitze. Sie werden einfach unter die Thür gezwängt, und dann wird mit roher Gewalt vermittlest dieses Werkzeuges die Thür erbrochen. Auch Waffen werden den Verbrechern bisweilen abgenommen, Dolchmesser mit fester Klinge, geladene Revolver; aber auch diese Waffen sind fast immer schlechtes, billiges Zeug.

In der Criminalabtheilung wird auch das Verbrecheralbum aufbewahrt, das sich bei der Ermittlung von Verbrechern schon oft als sehr nützlich erwiesen hat. Ich habe einige der Bände mit den Bildnissen der Mörder, Räuber, Einbrecher, Bauernfänger, Diebe, Betrüger zc. durchblättert; und die aufmerksame Betrachtung der verschiedenen Gesichter hat mich von der Bedeutung unserer physiognomischen Kenntnisse nicht recht überzeugen können. Wenn man sich frei macht von dem Bewußtsein, daß die Betreffenden Verbrecher sind, so ist es oft sehr schwer, bisweilen gar nicht möglich, in diesen Physiognomien den Stempel des Verbrechertums zu erkennen; einige der gefährlichsten sehen sogar wohlwollend, gemüthlich, anständig aus. Allen gemeinsam ist eine gewisse Bedeutung im Ausdruck; „gewöhnlich“ sieht nahezu keiner der Abconterseiten aus. Unter den schweren Verbrechern bemerkt man einige auffallend rohe, ja wilde Gesichter und höchst eigenthümliche Kopfformationen: hohe Spitzköpfe oder auffallend runde, gebrückte Breitschädel. Am bezeichnendsten sind fast in allen Fällen die Augen und ihre Umgebung, sowie der Mund und die Ohren. Die Ohrmuscheln sitzen fast bei Allen auffallend hoch, einzelne sind abstehend und spitz. Das Gesicht bekommt dadurch etwas Raubthierartiges, das an die Hyäne und andere wilde Katzen erinnert. Die Orientalen legen bekanntlich bei ihren physiognomischen Beobachtungen auf die Bildung der Ohren großen Werth, während wir doch hauptsächlich nur Augen, Stirn und Mund betrachten; wenn man diese Verbrecherköpfe mustert, so scheinen die Orientalen Recht zu haben. Tiefhängende Ohren mit großen Ohrläppchen gelten ihnen als Zeichen besonderer Gutmüthigkeit; deswegen haben auch ihre Buddhas als Inbegriff der Allgüte Ohrläppchen, die oft bis auf die Schulter hinabreichen. Der Mund ist bei fast allen Verbrechern starklippig und breit, sehr viele haben eine ganz eigenthümliche senkrecht über die Stirn laufende tiefe Falte, die fast vom Gaumensaß bis zur Nasenwurzel reicht. Aber das Alles ist doch nur von

höchst problematischer Bedeutung. Wer vermöchte wohl aus dem Gesichte eines Sobbe mit diesen frei und ehrlich blickenden Augen, mit diesem lebenswürdigen und harmlosen Ausdruck den verrätherischen Zug für die ungeheuerliche That, die dieser Mensch begangen hat, herauszulesen?

In nächster Nachbarschaft von den Büreaux der Beamten befinden sich die Räume des Polizeigewahrsams, in das die von den verschiedenen Revieren Eingelieferten zunächst gebracht werden. Es sind zwei niedrige große Stuben, die eine für Männer, die andere für Weiber. Auch hier stehen nur Bänke, die im Laufe der Nacht vollbesetzt werden. Die Räume sind vollständig ungenügend und fast immer überfüllt. Die Unglücklichen können sich nicht einmal, wie im Asyl für Obdachlose, ausstrecken. Sie können sich auch nicht anlehnen. Sie müssen die langen Stunden der Nacht bis zu den Vormittagshunden, wenn sie zur ersten Vernehmung abgerufen werden, sitzend da verbringen. Auch da herrscht trotz aller Desinfection mit Carbol eine widerwärtige, abscheuliche Luft, und die wachthabenden Schutzmänner, die in diesen Räumen bleiben müssen, haben wahrlich einen schweren Dienst. Der Polizeigewahrsam besteht seit dem Jahre 1850*). Aufnahme finden in demselben alle diejenigen Personen, welche in Verwahrung genommen werden, insbesondere Legitimationslose, Landstreicher, Arbeitscheue, Bettler, Dirnen, Trunkenbolde und die wegen irgend einer Polizeiübertretung Aufgegriffenen. In dem Gewahrsam wurden im Jahre 1875 eingeliefert 23,588 Personen, im Jahre 1880 aber 35,423 Personen — also in fünf Jahren bei unveränderten Räumlichkeiten ein Zuwachs von 12,000 Personen — so daß jetzt allnächtlich etwa hundert Personen dort in Sicherheit gebracht werden. Das bei weitem stärkste Contingent für die Männer stellen die Bettler und Obdachlosen: im Jahre 1880 etwa 23,000, und für die Weiber die Prostituirten: etwa 8000. Auch diese Gewahrsame entsprechen nicht im Entferntesten den Bedürfnissen der Hauptstadt, und es ist zu verwundern, daß bei der Ueberfüllung der kleinen Räume von der aufgegriffenen Gesellschaft nicht mehr Unfug getrieben wird, als es in Wahrheit der Fall ist. Widerspänstige und solche, die sonst Anstoß erregen, werden in eine dunkle Zelle gebracht, ein empörendes Loch; in seltenen Fällen muß sogar auch noch die Zwangsjacke in Anwendung gebracht werden, ein breiter, lederner Gürtel, der um die Brust geschnallt wird und die Hände so fest an die Brust schnürt, daß jede Bewegung unmöglich ist.

Personen, welche wegen eines Verbrechens oder Vergehens verhaftet werden, werden sogleich dem Criminal-Commissariat vorgeführt und von da aus nicht erst in den gewöhnlichen Gewahrsam, sondern unmittelbar in den Isolirgewahrsam gebracht. Auch diese Räume für Isolirhaft, die in der soge-

* Verwaltungsbericht des königlichen Polizei-Präsidiums von Berlin für die Jahre 1871—1880. Berlin 1882. W. Meiser, Hofbuchhandlung.

nannten „Riesenburg“ des Molkenmarktes liegen, sind abscheulich. Sie sind durch ein kleines Fenster, das oben angebracht und noch mit einem vorgelegten Rasten verdunkelt ist, nur schwach mit einem grauen trüben Lichte erhellt, und für Ventilation ist so gut wie gar nicht gesorgt. Diese Räume, wie die andern gemeinsamen Zellen, welche noch zur Unterbringung solcher Untersuchungsgefangenen benutzt werden, die in dem großen Untersuchungsgefängniß zu Moabit wegen Ueberfüllung keine Aufnahme finden können, stammen aus einer Zeit, in der von der öffentlichen Gesundheitspflege als von einer Wissenschaft nicht die Rede war, und in der auch eine ganz andere Auffassung über die Behandlung der Gefangenen herrschte als in unsern humaneren Tagen. Alle diese Räumlichkeiten entsprechen in keiner Weise den Forderungen unserer Zeit, und die Gefangenen sind da beinahe ebenso schlecht untergebracht wie die Beamten in ihren Bureau's. Die Zellen sind ungenügend erleuchtet, schlecht ventilirt, haben keine Canalisation, und die Luft ist daher trotz Carbol und Chlor widerlich und ungesund. Die Gebäude sind eben in einem Zustande, der nur allzusehr den Wunsch rechtfertigt, daß dieselben möglichst bald niedergedrissen werden und vom Erdboden verschwinden.

Was durch die Umsicht und den Eifer der Verwaltung geschehen kann, um die Uebelstände der Räumlichkeiten zu bekämpfen, geschieht allerdings. Man läßt die Untersuchungsgefangenen immer nur möglichst kurze Zeit am Molkenmarkt, und sobald die Raumverhältnisse des Moabiter neuen Untersuchungsgefängnisses die Ueberführung ermöglichen, wird diese bewerkstelligt. In den Isolirzellen bleiben die Verhafteten gewöhnlich nicht über einen Tag oder zwei. Ebenso herrscht die größte Sauberkeit; das Kochgeschirr und alle Geräthe blißen wie Spiegel, die Corridore und Zellen werden so rein gehalten, wie irgend möglich; aber dem Grundübel: der schlechten Beschaffenheit der Räumlichkeiten selbst, kann durch diese Vorsorglichkeit nicht abgeholfen werden. Die Gefangenen, die aus den dumpfen, trüben, schlechtgelüfteten Zellen am Molkenmarkt nach den verständig und human eingerichteten Gefängnißräumen des Moabiter Gefängnisses gebracht werden, müssen sogar schon diese Veränderung ihrer Lage, die ja immer noch elend genug bleibt, mit Freuden wie eine Art von Befreiung begrüßen.

Mit dieser Ueberführung nach Moabit, wo sie dem Richter übergeben werden, und das Strafverfahren gegen sie eingeleitet wird, scheiden sie aus dem Kreise, dessen Betrachtung wir uns haben widmen wollen.





Illustrierte Bibliographie.



Deutsches Frauen-Album in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Rudolf von Gottschall. Mit 7 Holzbildern von C. Karger, Herm. Kaulbach und Waldemar Graf Reichenbach und 6 Bignetten von C. Karger und F. Stud. Leipzig, Gustav Hoesler.

Erst im letzten Hefte dieser Zeitschrift war das Erscheinen einer neuen illustrierten Gedichtsammlung angezeigt worden, und heute liegt schon die zweite vor. Bei jener schien es dem Herausgeber vorgeschwebt zu haben, Schilderungen der Natur und des Verhältnisses, worin der Mensch dazu steht, zusammenzustellen — das heute vorliegende Werk dient der Schilderung und dem Preise der Frau und ist demgemäß wohl vornehmlich für Frauenhand bestimmt.

Solch ein Beschränken auf gewisse Kreise — der Vorstellungen sowohl wie der Leser — giebt Büchern dieser Art oft etwas Schiefes. Die Dichtung ist ein allgemeines menschliches Ding und verträgt es kaum, für gewisse Zwecke zurecht geschnitten zu werden. Geschieht das doch, so erhält man leicht den Eindruck des Unvollständigen, Gefünstelten. Andererseits ist der Wunsch des Verlegers wie des Herausgebers nicht mehr als natürlich, seiner eigenen Sammlung eine gewisse besondere Daseinsberechtigung zu geben. Solcher Sammlungen bestehen ja unzählige! Eine neue — vielleicht mag sie sich durch ausnehmende allgemeine Vorzüge siegreich Bahn brechen — sicherer ist es aber wohl immer, man opfert am Allgemeinen etwas und steckt sich lieber ein sonderliches Ziel. Zudem man den Kreis der Zuschauer beschränkt, beschränkt man auch die Zahl der Wettbewerber.

Mit Recht mag ein Verleger sich wohl solchem Gedankengange überlassen. Und so lange er seine Gattungen so im Großen abtheilt wie im vorliegenden Falle, wird Niemand etwas dagegen einzuwenden haben. So weit sind wir ja glücklicher Weise

noch nicht wie jener fromme Dichter, der in der Verlegenheit um einen Stoff auf ein „Lied des Dachdeckers, wenn er bei der Arbeit vom Dache stürzt, zu singen“ — verfiel. Und es hat sogar einen gewissen Sinn, wenn für die Frauen eine Art Sonderliteratur zurechtgeschneidert wird wie für weiland den armen Delpsinus von Frankreich. Kann man einmal ihrem Verlangen nicht nachgeben, daß die ganze Literatur sich nach ihren Ansprüchen richte, so ist es nicht mehr als billig, ihnen wenigstens den Abschnitt anzuweisen, wo sie sich vor jedem Anstoße sicher ergehen können. Daß dabei in unserer barbarisch gesünnten Zeit die Frauen eigentlich die Einzigen sind, die Sinn und Muße haben, sich ausgiebig mit Literatur zu beschäftigen —: das ist traurig für unsere Zeit, aber die Literatur geht das nichts an.

Natürlich ist der große Stoff „die Frau“, einmal gegeben, in mehrere Unterabtheilungen zerlegt worden. Die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit solcher Abtheilungen ist nicht recht nachzuweisen — die Anthologie Bodensiebt's z. B., die ganz davon abgesehen hat, befindet sich trotz diesem Verstoße gegen das Herkommen recht wohl und erlebt jedes Jahr ihre neue Auflage. Die Eintheilung in sechs Abschnitte, für die der Herausgeber, Rudolf von Gottschall, sich entschieden hat, blendet nicht eben. Kindheit, Jugend, Schönheit — Liebe — Braut und Gattin — Frauengestalten — Die Mutter — Am Grabe —: um solche Einfälle zu haben, braucht einer noch nicht gerade Gottschall zu sein. Vielleicht ist diese Eintheilung einfach die natürliche — und der Gedanke, man sei zu ihr geschritten, bloß um Gelegenheit zu sechs Bignetten zu haben, welche die Abschnitte einleiten — vielleicht ist dieser Gedanke gottlos: aber nahe genug liegt er dem, der einen so reichen Kopf auf so ärmliche Gemeinplätze gebannt sieht.

Es ist immer anziehend und lehrreich, einem Manne wie Gottschall beim Arbeiten ein wenig auf die Finger zu blicken. Offenbar hat er sich in der Auswahl der Gelehrte nur nach eigenem Gutdünken zu richten brauchen. Die Zeichnungen sind, das sieht man sofort, wirklich eigens für dieses Buch angefertigt worden. Bloß die Bogenzahl wird vom Verleger angegeben sein; und da auch der Druck — vor Allem die Zahl der Zeilen — jedenfalls vorher verabredet worden ist, so hatte der Herausgeber einen ausgerechneten Raum auszufüllen. Womit er ihn ausfüllte, das war ihm unbeschränkt überlassen.

Als abweichend von der Regel fällt zunächst auf, daß nicht ein einziges Gedicht eines Klassikers aufgenommen ist. Mit Ausnahme von Rückert und Heine reicht wohl keiner der herbeigezogenen Dichter in das vorige Jahrhundert hinein. Trotz dieser Ausschließung trägt die Sammlung nicht durchaus ein modernes Gepräge. Zahlreiche Dichtungen längst oder jüngst Dahingegangener sind aufgenommen, und manche befinden sich darunter, die ein wenig veraltet erscheinen. Ist doch selbst die Dichtung ein vergängliches Ding. Und wenn Alfred Meißner — der ja noch frisch im Leben steht — sich hier für eine Husitenmutter begeistert, so wird es einigen Lesern wohl schwer werden, über das frische Andenken an die letzten Heldenthaten der böhmischen Deutschensfreier sich zu dem rein menschlichen Interesse an den Leiden der verwaissten Frau aufzuschwingen.

Dafür, daß solche leuteschinderischen Völker einstmals — und dies Einst liegt noch gar nicht so weit zurück — unsere Dichter begeistert haben — dafür liefert Gottschalls Anthologie einen merkwürdigen Beleg. Auf Meißners taboritische Helkenmutter folgt nämlich sofort, gleich auf der nächsten Seite Robert Bruck mit der „Mutter des Rosenkranz“. Und — doppelt merkwürdig! — Dieser Mutter begegnet am Don genau das Nämliche, was der andern an der Moldau begegnet ist: indem sie die Leiche ihres heldenmüthig gefallenen Sohnes aus dem Strome fischen will, wird sie selbst von den Wellen fortgerissen. Das Merkwürdigste dabei ist jedenfalls, daß Gottschall diese Gedichte beide aufgenommen hat. Interessant sind sie ja beide in mehr als einer Richtung, und auch ein

Vergleich zwischen ihnen ist gewiß fruchtbar — aber doch nur für Liebhaber solcher Zufälle und nicht für die unbefangenen genießende Leserin einer Anthologie. Ich fürchte,



Bierfeld.

Aus Gottschall: Frauen-Album. Leipzig, G. Hoesler.

diese wird sich höchstens darüber den Kopf zerbrechen, ob denn nun Prutz von Meißner oder Meißner von Prutz „abgeschrieben“ habe.

Die Sammlung ist nicht gewichtig durch die Zahl des Aufgenommenen. Sieben- undsechzig Gedichte — das ist nicht eben viel. Und wenn davon noch acht auf die Rechnung des Herausgebers selber zu setzen sind, so ist es klar, daß nicht allzu viele Dichter sonst Vertretung haben finden können. Jedenfalls darf man wohl behaupten, daß Gottschall sich reichlich Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Von den großen Todten der letzten Jahrzehnte wird man wenige vermissen. Heine, mit vier Dichtungen, ist am Meisten bevorzugt. Dann folgt Lenau mit dreien, Rückert mit zweien. Alle Uebrigen sind mit nur einem Gedichte herangezogen worden: die Droste, Chamisso, Freiligrath, Herwegh, Dingelstedt, Palm, Moriz Hartmann, Prutz, Kinkel, F. Th. Rugler und Carl Wed. Das ist immerhin eine ziemlich vollständige Reihe. Von lebenden Dichtern sind Geibel, Meißner und Träger, mit je drei Dichtungen, die Bevorzugten. Ihnen folgen Jensen, Heyse und Rodenberg mit je zweien. Aber der übrige Troß, die misera contribuens plebs, die nur einfache Kopfsteuer zahlt, trägt fast lauter vornehme Namen: da ist Schack, Baumgach, Hamerling, Bodenstedt, Keller, Hopfen, Brittwitz, Grosse, Kalbe, E. Scherenberg, Rittershaus, J. G. Fischer, J. Sturm, Carmen Sylva, Th. Storm, Eckstein, Ziel und Otto Band. Möglich, daß da manch' ein guter Name übergangen ist — wir haben nicht Zeit, das goldene Buch der gegenwärtigen Dichtung daraufhin nachzuschlagen. Aber Gottschall hat auch schwerlich beabsichtigt, vollständig zu sein. Seine Aufgabe war, ein abgerundetes Bild zu geben; diese Aufgabe hat er vollkommen gelöst. Mit Ausnahme jener beiden ertrinkenden Mütter wird man kaum eine Stelle finden, wo man nicht den Eindruck wohlervogener Auswahl und planvoller Anordnung erhielte. Das will schon etwas heißen. Zu einer solchen Arbeit, die überdies zeitraubender und trockener ist, als Mancher sich es vorstellen mag, gehört Geschmack und ungewöhnliche Belesenheit. Diese ergiebt sich bei einem Kritiker von so raslosem Fleiße zwar wohl ziemlich von selber, aber immerhin muß man staunen über ein Gedächtniß, in dem offenbar so Vieles haften kann. Die einzelnen Gedichte sind durchweg schön.

Die Illustrationen bestehen zunächst in 7 Lichtdrucken, die von Raumann und Schröder in Leipzig ausgeführt sind: ein wenig tief im Ton, sonst aber gut gelungen. Von den Zeichnungen dazu sind diejenigen, welche Graf Reichenbach — ein wohl noch ziemlich unbekannter Künstler — ausgeführt hat, etwas unreif; sie entsprechen den übrigen nicht. Hermann Paulbach hat wieder drei seiner minniglichen Maiden beigezeichnet. Er sagt damit gar nichts Neues; aber trotzdem muß man bekennen, daß uns ihre Lieblichkeit und die bedeutende künstlerische Kraft, die sich in ihnen ausdrückt, doch immer anziehen. Ein Blatt, zumal: die bekannte Maid, die ein junger Mann in der hergebrachten Landsknechtstracht umschlungen hält — ist von so frischer Lustigkeit der Charakteristik, ist überdies so fein in der anspruchslosen Stimmung der Landschaft, daß man sich unwillkürlich sogar mit der thörichten, langweiligen Verkleidung versöhnt fühlt. — Die Erscheinung, deren man sich in diesem Buche am meisten freut, ist aber Karger. Nicht als ob wir ihn für den unfehlbaren Meister ausgeben wollten! Aber er hat gleich so manchem der jüngeren Münchener Künstler eine Unbefangenhait des Blickes, die erfrischend berührt. Und gleich diesen ist er ein Gast, dessen seltenes Erscheinen wir Norddeutschen bedauern müssen. Allerdings thun die beiden Münchener Verleger, Bruckmann und Aldermann, viel, um den hoffnungsvollen Nachwuchs ihrer Stadt bei uns einzuführen; und wer ihre Veröffentlichungen, wer z. B. das herrliche, alljährlich erscheinende Künstlerheim kennt, der kann sich ungefähr ein Vorstellung davon machen, wie man an der Isar arbeitet. Aber das ist doch nur die unbillig bevorzugte Minderheit. Und da die Münchener unsere Ausstellungen höchstens ausnahmsweise besuchen, so ist ein Künstler von der Vielseitigkeit und von der seltenen Kraft Piglheim bei uns kaum anders bekannt, als durch die Photographie nach einem einzigen kleinen Gemälde, das sehr hübsch ist, aber doch eben auch nur hübsch ist. — Karger hatte vor einigen Jahren auf der akademischen Ausstellung die allgemeine Beachtung auf

sich gezogen. Sein Gemälde verrieth ein durchaus tüchtiges Können, besaß vor Allem ungewöhnliche Farbkraft. Aber das war nicht das Besondere daran. Auffällig war das glückliche Erfassen des alltäglichen Lebens und die Fähigkeit, dasselbe richtig und doch schön zu sehen. Das ist eine keineswegs häufige Gabe —: denn von den Gattmalern, denen das anliegende Kleid und der Frack auch wieder bloss eine Maske ist, und der zeitläufige Hausrath ein Verfehltes wie jedes andere — von diesen Malern der Oberfläche ist hier nicht die Rede. Es ist seltsam, aber es ist auch Thatsache, daß man bei den Münchener Künstlern häufiger jener seltenen Gabe begegnet, als bei denen der Hauptstadt, wo sich doch das Leben dem Beschauer am Mächtigsten entgegenbrängt. In dem vorliegenden Buche werden Viele Rarger von einer ganz neuen Seite kennen lernen. Abgesehen von einem Bilde der Charlotte Corday — einer nicht übermäßig hervorragenden Geschichtsmalerei, hat er zwei Bilder aus der Popszeit geliefert, die auch hier ungewöhnliches Verständniß der Zeit an den Tag legen. Weit anziehender als das eine Bild aus dem Edelmannsstoke ist das der zwei Bürgerkente; es sieht sich an wie eine gute Illustration zu Kabale und Liebe oder zum Werther.

Außerdem ist jeder der sechs Abschnitte, wie schon bemerkt, durch ein blattgroßes Zierstück eingeleitet. Bezeichnend ist diesen allen eine gewisse Dürftigkeit des eigentlichen Ornamentis. Ranken und Zweige sind spärlich verwendet, das stilisirte Ornament ist ganz vermieden. Das Schwergewicht ruht auf der menschlichen Gestalt. Und diese lehnt sich Form und Haltung, wie es bei den Münchenern einmal hergebracht ist, völlig an die Muster der deutschen Renaissance an. Nicht slavisch, auch nicht in jenem geistvollen Nachfühlen, wie es Seiz und ihm ähnlich der jüngere Doepler vermögen — man erkennt deutlich und mehr als bei diesen Beiden das moderne Auge und die moderne Hand; und dennoch ist das Vorbild ganz unverkennbar. Von den beiden Künstlern, die sich in die Lieferung dieser Zierstücke getheilt haben, erreicht F. Stuck bei Weitem nicht weder die Feinheit noch die Annuth des Andern — wiederum Rargers. Seine Gestalten haben meist etwas Klumpiges, das von der kräftigen Packerkeit der Rarger'schen unwortheilhaft absteht.

Das Buch ist mit aller Sorgfalt ausgestattet worden; über die einzelnen Mitarbeiter legt ein besonderer Absatz Rechenschaft ab mit jener Ausführlichkeit, die sich gelungenen Werkes freut — und die sich manchmal ein wenig stolzer giebt, als sich mit echter Bescheidenheit verträgt. Ließt man so etwas, so möchte man vermuthen, die Betreffenden meinten ein Denkmal errichtet zu haben, dauernder als Erz — und oft genug haben sie es auf Holzpapier gedruckt. Das gilt nun in diesem Falle nicht: das Buch ist vielmehr im Ganzen recht schön und beinahe völlig tadellos. Die Holzschnitte stammen aus der bekannten Verflätte Noths in Leipzig; der Einband ist nach einer alten Vorlage von Barthel in Leipzig gefertigt. Es ist ein schönes, nicht übertrieben reiches Muster — nur möchten wir vermuthen, daß das Vorbild in geschnittenem Leder und nicht wie die Nachbildung durch Pressung hergestellt war. Das Papier ist schwer, der Druck gut; unangenehm wirkt nur, daß hie und da kleinere Typen verwendet worden sind als im Uebrigen. Es erklärt sich wohl dadurch, daß der Inhalt, ein wenig zu ausgiebig berechnet, auf einem bestimmten Raum zusammengedrängt werden mußte; allein die Wirkung auf das Auge wird dadurch nicht gefälliger. Auch einige Druckfehler sind stehen geblieben. In Zensens Zeilen:

„Denn meine Hand für immer nun
Soll ruhn zum Schlaf sie in der Deinen —“

ist offenbar ein Trennungszeichen ausgefallen. Auch ist der Name Otto Bank zweimal, im Inhaltsverzeichnis wie im Texte, verdruckt, wenn anders wirklich der bekannte Dresdener Schriftsteller gemeint ist, der thatsächlich Gedichte herausgegeben hat: —

dieser schreibt sich Bancel — und da Namen doch wohl zum persönlichen Eigenthum gehören, wird selbst der strengste Eiferer reiner lautgemäßer Rechtschreibung das auswuchernde e respectiren müssen. —ek.

Goethes Werke. Herausgegeben von Heinrich Dünker. Mit vielen Illustrationen. Band II und III. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger).

Dieses Werk hat bei seinem ersten Erscheinen hier eine ausführliche Würdi-

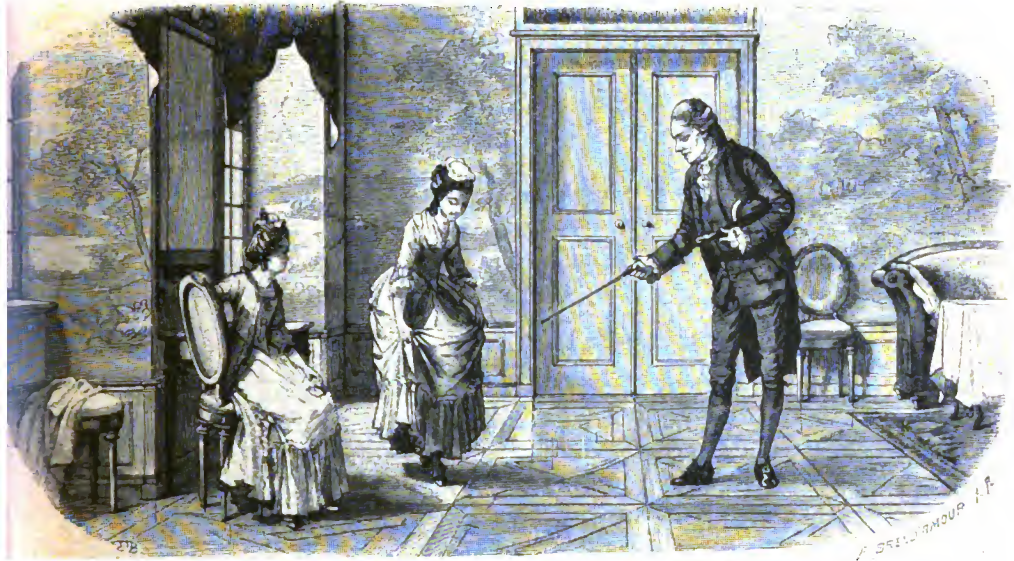


Mephisto und der Narr, Faust 2. Theil.

Aus Goethe illustriert. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

gung gefunden. Alles, was dasselbe vortheilhaft kennzeichnet, haben wir hervorgehoben und auch den Standpunkt festgesetzt, den wir gegenüber solchen Ausgaben einnehmen. Durch einen Hinweis auf die Vorgängerin wird also diese Anzeige sich wesentlich vereinfachen. Bekannt werde allerdings, daß die guten Eigenschaften des Buches in der Folgezeit erheblich hervorgetreten sind. Der Band, welcher damals der Beurtheilung vorlag — er enthielt die Gedichte — hatte in seinem Bilderschnucke etwas Wirres, stellenweis Unharmonisches. Das lag schon an dem Stoffe: — Gedichte vollständig zu illustriren, ist nun einmal eine so gut wie unlösliche Aufgabe. Es lag aber auch daran, daß die Mitarbeiter hier bunt durcheinander gewirthschaftet hatten. Auch die gerühmten „ersten Kräfte“ schädigen sich gegenseitig, wenn sie dicht neben einander gestellt werden, und vollends, wenn sie planlos, jeder nach seinem Kopfe

schaffen. Und ziemlich so war es bei den Gedichten zugegangen. In der Folge hat das sich empfindlich gebessert. Der Regel nach ist jedes der übrigen Werke von einem einzigen Künstler, selten von zweien illustriert worden. Damit ist denn wenigstens für diese Theile Einheitlichkeit gewonnen; und wenn dieselben nun unter sich verschiedenartig in der Auffassung und verschiedenartig in der Ausführung sind, so läßt sich das ganz gut ertragen, um so besser, wenn man an die Grenzen des Möglichen denkt. Ein Einziger kann Goethe nicht illustriren; das hätte selbst Doré nicht gekonnt, und auch Thumann, dessen gegenwärtige Emsigkeit ein wenig an den armen Doré erinnert, auch er wird wohl seine Hand davon lassen.



Tanzstunde. (Bekenntnisse einer schönen Seele.)
Aus Goethe illustriert. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Nun — ein illustrirter Goethe gehört gerade nicht zu unseren heißesten Wünschen; indeß dieser hier vorliegende scheint doch so auszufallen, daß man ihm die Bezeichnung schön und würdig rückhaltlos zuerkennen darf. —ck.

Palästina. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Ed. Hallberger).

Auch für dieses Werk wird hier gewissermaßen blos die Karte abgegeben, wie von Jemandem, der einfach daran erinnern will, daß er noch auf der Welt ist. In der That hat diese Zeitschrift schon früher wiederholt und so ausführlich dem Buche von Ebers und Guthe Anzeigen gewidmet, daß hier kaum noch etwas nachzutragen bliebe. Was die allgemeine Kennzeichnung desselben anlangt, so kann hier schlicht auf frühere Hefte verwiesen werden. Hinzugefügt sei noch, daß es sich in allen seinen Vorzügen gleich geblieben ist. Besondere Hervorhebung verdienen die beigegebenen Karten, welche die Schilderung sowohl wie die Bilder auf das Bequemste ergänzen. Für ein solches wildes Land, das in unseren Atlanten nur dürftig behandelt wird, war ihre Beilage



eine Nothwendigkeit. Ihre Treue und Deutlichkeit sind ganz vorzüglich. Das Werk steht jetzt bei Lieferung 45, und damit geht nun auch der zweite Band seiner Vollendung rasch entgegen.

„Unsere klassischen Meister“ und „Neuere Meister“. Musikalische Lebens- und Charakterbilder von Otto Gumprecht. Drei Bände. Leipzig 1883, F. Paessel.

Der verehrte Altmeister der Berliner Musikkritik, Otto Gumprecht, hat uns mit einem überaus stattlichen Weihnachtsgeschenk überrascht. Drei reichhaltige und schön ausgestattete Bände auf einmal! Der erste, „Unsere klassischen Meister“ betitelt, ist vollständig neu und enthält die Biographien und Charakteristiken von Gluck, Händel und Bach, nebst einer Einleitung: „Warum treiben wir Musik?“ Es soll diesem den Klassikern gewidmeten Bande demnächst ein ergänzender zweiter folgen, welcher Haydn, Mozart und Beethoven behandelt. In Anordnung und Ausstattung bildet das andere in zwei Bänden vollständig vorliegende Werk Otto Gumprechts „Neuere Meister“ ein würdiges Seitenstück. Wir finden darin die Lebens- und Charakterbilder von Franz Schubert, Mendelssohn, Schumann, Chopin, C. M. Weber, Rossini, Auber, Meyerbeer. Die Aufsätze über R. Schumann und Chopin sind ganz neu, die übrigen sorgfältig revidirte und vermehrte Reproduktionen aus des Verfassers früheren „Musikalischen Charakterbildern“, dessen erste Auflage (1869) vergriffen ist. „Wer ein Buch hat drucken lassen“, sagt Gumprecht im Vorwort, „das nachträglich besser zu machen er sich getraut, dem liegt es wie eine ungetilgte Schuld auf der Seele. In den anderthalb Jahrzehnten, die seit der ersten Veröffentlichung dieser Skizzen verstrichen, ist der Verfasser fort und fort in engster Berührung mit dem auf's Manigfaltigste bewegte Tonleben der deutschen Hauptstadt geblieben. Immer von Neuem ward ihm Gelegenheit, an der Hand unmittelbarer Wahrnehmung die früher empfangenen Eindrücke zu prüfen, zu berichtigen und zu vertiefen.“ Diese inzwischen gesammelten Erfahrungen, so wie die neuesten biographischen Forschungen und literarischen Behelfe hat Gumprecht so reichlich für seine 2. Auflage verworthe, daß diese füglich ein neues Buch genannt werden kann. Aus einem Bande sind zwei Bände, aus 21 Bogen 33 geworden.

Die Vorzüge, welche Gumprecht als Musikschriststeller auszeichnen, brauchen wir der deutschen Lesewelt nicht erst aufzuzählen. Man kennt sein gründliches musikalisches Wissen, seine umfassende Bildung, den schönen Ernst und die warme Hingebung, womit er an jede Aufgabe tritt, das echt menschliche Wohlwollen in seinen Urtheilen, das darum die Schärfe nicht ausschließt. Von seinen Charakteristiken sind „Mendelssohn“ und „Franz Schubert“ seit lange unsere besonderen Lieblinge; mit seinem ganzen Herzen ist Gumprecht bei diesen, seinem eigenen Wesen nahe verwandten Meistern. Andere Leser werden Anderes mit Vorliebe citiren und vielleicht mit gleichem Recht. Eine eingehende Würdigung der beiden Gumprecht'schen Bücher die erst seit wenigen Tagen in unseren Händen sind, kann hier nicht beabsichtigt sein. Diese wenigen Zeilen sollen lediglich unserem trefflichen Kollegen den herzlichsten Dank für seine neueste Gabe ausdrücken und Freunde der Tonkunst schnell benachrichtigen, daß ihnen hier eine Fülle von Belehrung und nachhaltiger Anregung in reizvoller Form dargeboten ist.

Wien, Ende November 1883.

Eduard Hanslik.

Wilde Rosen. Dichtungen von Anna Segert. S. Schottlaender, Breslau.

Es mag wohl ein Jahr oder länger her sein, da erhielt ich den Besuch eines jungen Mädchens, desselben, welches in diesen Buche zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit tritt. Ihr Benehmen war unglaubliche Schüchternheit, nicht vor mir im Besonderen, sondern die, welche Fremden überhaupt noch nicht häufig, und noch weniger bittend gegenübergestanden hat. Offenbar war die Lage ihr so ungewohnt, wie mir gewöhnlich. Ich kenne ja den Zweck solcher Besuche — kenne auch die Gedichte solcher junger

Mädchen, über die mein Urtheil verlangt wird, und lese sie meistens oberflächlich, bisweilen auch gar nicht. Aber das Heft, das Anna Segert mir vorgelegt hatte, sah ich mir doch an. Und beim Aufschlagen gleich mußte mir ein Gebicht in die Augen fallen, das eine so starke dichterische Empfindung, ein so merkwürdig richtiges Gefühl für dichterische Form verrieth, daß ich mich gedrungen fühlte, diesen Spuren weiter nachzugehen. Und da fand ich denn die verheißungsvollste Begabung.

Meine Theilnahme wuchs, als ich mich eingehender nach den Verhältnissen der Dichterin erkundigte. Die scharf ausgeprägte Mundart hatte mich schon auf Medlenburg als ihre Heimath schließen lassen. In der That war sie, wie ich erfuhr, aus Neu-Strelitz gebürtig. Die Tochter eines kleinen Handwerkers, sechzehn bis siebzehn Jahre alt, war sie noch so ganz weltfremd, hatte sie vom Leben noch so gar nichts gesehen! Gelegenheit, sich eine hervorragende Geistesbildung anzueignen, Anregung irgend welcher Art, mochte es in Neu-Strelitz, und noch dazu für sie, kaum gegeben haben; was sie war, das war sie durch eigenen Trieb, durch den Drang aus dem Innern geworden. Das war hier keine jener Mißbildungen, denen durch die Literaturgeschichte in der höheren Töchterchule oder durch allerhand Goldschnittsbücher der Pilz des Pyriasmus eingepflanzt worden ist. In ihrem Ursprunge waren das echte Dichtungen; und das ist schon der Seltenheit halber beachtenswerth.

Natürlich wird Niemand erwarten, daß dieses Erstlingswerk nun eine neue Stufe unserer Dichtung bezeichne. Es sind nicht neue Töne, die erklingen. Es ist auch nichts darin, was überwältigte. Man muß suchen. Die Dichterin ist von jener stillen Art, der man Theilnahme entgegen bringen muß, um sich belohnt zu sehen. Denn das, was an ihr zumeist anzieht, die Feinheit des Empfindens, das lebenswürdige Seelenleben: das sind Dinge, die sich nicht von vornherein aufdrängen. Und wiederum sind es diejenigen, welche dem Dichter vornehmlich Zuneigung erwecken: wirklich wesentliche Eigenschaften, ob sie schon nicht unentbehrliche sind. Gesunde Natur, das ist das Kennzeichen dieser Dichtungen. So spricht sie sich z. B. in dem Lobe der Arbeit aus:

Was immer auch dich mag bedrücken,
Und was du auch gelitten hast,
Welch' Glück auch schwand vor deinen Blicken,
Was auch dich floh in wilder Hast,
Du hast doch einen Trost behalten,
Der aufrecht dich im Leid erhält,
Das ist das eifrig stille Walten
In deiner kleinen, trauten Welt.

Das ist die Arbeit, die die Stunden
Verkürzt, die dich vergessen macht.
Durch sie kann Geist und Herz gefunden,
Sie stärket dich durch Zaubermacht.
O tausendfältig sei gepriesen
Du Trost, du starke Metterin,
Du hast mir deine Kraft bewiesen,
Hast aufgerichtet mir den Sinn.

Und das findet überall den schlichten Ausdruck, der zum Herzen geht. So in den Zeilen an ein Kind:

Du braunes Aug' so lieb und mild,
Wie dringt dein Blick in's Herz mir ein,
Du reiner Unschuld holdes Bild,
Du braunes Aug' so lieb und mild
Mit deinem sanften Schein!

Gott tröste dich, du süßes Kind,
Wenn je vor Schmerz, vor bitterm Leid
Aus deinem Aug' die Thräne rinnt,
Und gebe dir, du holdes Kind,
Bald wieder Glück und Freud'!

Bemerkenswerth und kennzeichnend ist ein starker Zug von Frömmigkeit in der Dichterin. In dieser Sammlung nehmen religiöse Gedichte einen ziemlich breiten Raum ein. Und sie bilden nicht den schwächsten Theil derselben. Frei von jeder Aufdringlichkeit, von dem Tone der Lehre oder der Predigt, sprechen sie nur von der warmen Ueberzeugung eines glaubensstarken Gemüthes, von dem tiefen Bedürfniß eines verwundeten Herzens nach Trost von oben. Es sind Umschreibungen von Schriftworten, überraschend durch Kraft und Rundung ihrer Form. Sie und da erinnern sie sogar an die wortkarge Schönheit Paul Gerhards, und doch wirkt dabei das Ganze durchaus modern. Wie jubelt das weihnachtliche „Ehre sei Gott in der Höhe!“ aus den Zeilen:

Du hehres mächt'ges Wiegenlied,
Dem lieben Heiland einst gesungen,
Wie du so tief in das Gemüth
Der armen Hirten eingebrungen,
So bringe auch in unser Herz,
Und zieh' es jauchzend himmelwärts,
Daß freudig heut es schlage.
Du Sang von heil'gen Engelschören,
Laß dich auf's Neue wieder hören
An diesem Freudentage.

Du hehres, mächt'ges Wiegenlied,
Du Sphärenklang erschalle
Und lulle ein sanft im Gemüth
Die bangen Sorgen alle,
Daß Freude aus dem Auge spricht,
Daß unsres Heilands Gnadenlicht
Hell unser Herz verkläre.
Dann wird auch unser Dank zum Klange,
Zum jubelvollen Lobgesange:
Gott in der Höh' sei Ehre.

Und zu welcher Innigkeit wandelt der Spruch des Psalmisten „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte —“ sich in den folgenden Strophen nu:

O Wort des Herrn, beleuchte meinen Weg,
Laß mich nicht irren auf dem engen Pfade,
Laß mich nicht straucheln auf dem schmalen Steg,
O leuchte hell mir, Wort der ew'gen Gnade!

Den rechten Weg zu finden, ist so schwer,
Irrlichter oft und falsche Sterne funkeln,
Sie loden in der Welt oft gar zu sehr,
Daß sie das milde Gnadenlicht verbunkeln.

Doch wenn das Herze irrend sich verlor,
Geblendet abweicht von dem rechten Pfade,
O dann im hellsten Glanze brich hervor,
Du Himmelslicht, du Wort der ew'gen Gnade!

Wir leben in einer Zeit, wo noch Goethes Wort, die Sprache selbst dichtet. Aber wenn das Instrument auch in einem Grade eingespielt ist, daß es dem Künstler sein Werk etwa um die Hälfte erleichtert, so ist doch eine solche Sicherheit der Sprache, wie man sie bei Anna Segert findet, selbst gegenwärtig bei Anfängern nicht häufig. Man lese nur das folgende Gedicht, in dem bloß zwei Reime verwendet werden, ohne daß irgendwo eine Spur von Zwang bemerkbar würde:

Ich will nicht länger klagen,
Nicht länger traurig sein,
Wenn froh die Wachteln schlagen,
Wenn lachen Flur und Hain.
Sollt nicht vergebens fragen,
Ihr kleinen Vöglein:
Was schleichst an schönen Tagen
Du einsam und allein? —
Hab' lang genug getragen
Mein Leid und meine Pein.
Doch Weh und Schmerz verjagen
Vöglein und Sonnenschein.
Ich will getrost es wagen
Nun wieder froh zu sein:
Will nicht dem Glück entsagen,
Noch ist die Welt ja mein!

Ich will natürlich nicht behaupten, daß Anna Segert sich nun überall schon fertig zeigte. Häufig genug machen sich ihre glücklichen siebenzehn Jahre geltend. Da findet man das unvermeidliche Schwelgen jugendlicher Unreife in tiefem Schmerz, die Abkehr von dem Leben und Alles, was sonst noch solche unerprobte Herzen wundzudrücken pflegt. Ich kann solche Jugendfehler nicht ernst nehmen. Ich muß einfach lächeln, wenn ich von so frischen Lippen die uralte Klage vernehme. Und bei Anna Segert vollends weiß ich, daß man die Heilung der Kinderkrankheit vertrauensvoll der eignen, tüchtigen Natur überlassen darf. Sie hat selber das Beste gefunden, was man ihr sagen kann:

O Herz, welch' Glück dir auch versank,
Welch' hart Geschick dich auch betroffen,
Was auch bedrückt dich schwer und bang,
Nicht' dich nur auf und lerne hoffen!

Nicht' dich nur auf, gequältes Herz,
Versuche weiter nur zu streben,
Vergiß, vergiß den heißen Schmerz,
Nicht' dich nur auf zum neuen Leben.

Nicht' dich nur auf, blick' nicht zurück
Auf das, was schmerzlich dich betroffen,
Beträume nicht verlor'nes Glück,
Blick' vorwärts nur und lerne hoffen!

Es ist reine lebenswürdige Menschlichkeit, die sich da selbst zeichnet. Möge sie überall nur Verständniß und Freundschaft finden!
P. L.

A B C von Paul Meyerheim und C. Trojan. 2. Aufl. H. Mitscher, Berlin.
Kinderlieder und Reime. Mit Bildern von J. P. Mohr. 2. Aufl. H. Mitscher, Berlin.

Zwei Bücher, an die hier nur erinnert werden soll. An die zu erinnern aber wohl auch nicht überflüssig ist, denn sie gehören zu dem Schönsten in ihrer Art. Bei ihrem Erscheinen sind beide an dieser Stelle ausführlich angezeigt worden: seitdem haben sie eine Verbreitung gefunden, die sie jeder Empfehlung überhebt. —ck.

Deutsche Jugend. Illustrierte Jugend- und Familien-Bibliothek. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Künstlerischer Leiter Oscar Pleisch. Band 21 und 22. Alphonse Dürr, Leipzig.

Das ist ein alter Bekannter, den Jedermann gerne sehen wird. Es ist jedenfalls in seiner Art das vorzüglichste Buch, das wir besitzen. Man fühlt schon Achtung — und auch ein wenig Dankbarkeit für die großen Herren, die für die Kleinen schaffen — wenn man die vornehmen Namen der Mitarbeiter liest: neben den Herausgebern auf Heinrich Seidel, auf Trojan, Julius Sturm, A. W. Grube, Adolf und Karl Müller, auf Fedor Flinzer, Woldemar Friedrich, E. Klimsch stößt. Aber es ist ja bekannt: die Mitarbeiter thun's nicht! Was das Werk schon seit Jahren zu einem so ausgezeichneten gemacht hat, das ist die einsichtige Leitung mit ihrem verständigen Eingehen auf die wirklichen Bedürfnisse des Kindes. Das ist kein Buch wie viele andere, ob auch noch so prächtig, das ein Kind besieht, vielleicht auch liest, ohne doch rechte Theilnahme zu gewinnen; — dieses wird ihm wirklich zum Freunde. —ck.

Deutscher Kinder-Kalender 1884. 2. Jahrgang. Berlin, A. W. Nuerbach.

Es ist erfreulich, daß das hübsche Unternehmen glücklich eingeschlagen hat. Auch der vorliegende Jahrgang besitzt so gute Eigenschaften, daß man ihm Erfolg versprechen darf. Einzelne Beiträge sind sehr hübsch, auch gute Illustrationen finden sich — Sachen, die auch ausführlicherer Besprechung nicht unwerth wären, wenn man nicht voraussetzen könnte, daß das Büchleichen keiner Nachhilfe mehr bedarf. Da ist z. B. ein recht interessantes Blatt von Henry Albrecht, der sich so überraschend gekläutert und entwickelt hat, eine Anzahl hübscher Schattenrisse von Hopkins — doch wozu noch das Alles erwähnen! Einen Vorzug, den wir im vorigen Jahre rühmen konnten, das Wurzeln im Localen, hat sich das Werk allerdings nicht rein erhalten. Was soll ein Kind mit Silberbogen aus Petersburg! Oder mit dem alten Ovid, so lieb er auch ist — und wenn auch die, die ihn einmischt, Carmen Sylva heißt! Man begrüßt Carmen Sylva immer mit einer Achtung, die um so ehrenvoller ist, als sie mit der Persönlichkeit nichts zu thun hat, nur der Dichterin gilt. Aber für unsere deutschen Kinder wollen wir deutsche Märchen haben. Die Zeit, wo sie vaterlandslos werden, kommt leider immer noch früh genug. — Es geschieht aus aufrichtiger Theilnahme an dem Unternehmen, wenn wir diesen kleinen Mangel hier erwähnen, und damit wird, so steht zu hoffen und zu wünschen, der allgemeinen Theilnahme, die es wirklich verdient, kein Abbruch gethan werden. —ck.

Eduard Hildebrandts Aquarelle. Neue Folge. — Dritte Serie. 5 Blatt auf gr. Fol.-Cartons nach den Originalaquarellen des Meisters in Aquarellfarbendruck von H. Steinbock. Raimund Mitscher, Berlin.

Eine neue Auswahl Hildebrandt'scher Aquarelle gehört nun seit einer Reihe von Jahren zu den hergebrachten Weihnachtsgaben. Und die eine gleicht der andern an Schönheit des Urbilds und an vollkommener, wirklich erstaunlicher Treue der Wiedergabe. Darüber läßt sich kaum noch etwas sagen. Als einzige Veränderung ist zu

erwähnen, daß das prächtige Werk in einen neuen Verlag übergegangen ist. Sein Wesen wird dadurch natürlich gar nicht berührt. Die hier nachgebildeten Aquarelle Hildebrands stammen aus den Jahren 1848—52. Sie geben eine großartige Ansicht des Windfischloßes mit seinen riesenmäßigen Steinmassen, Athens im Abendseine — von Abendgrauen kann man da nicht reden — im Vorbergrunde die Akropolis hinten der Symmetos — der Grotte von Paussipp, ganz besonders zwingend durch Naturwahrheit und malerisch in der Wirkung — der Stadt Cadix und einer Kirche in Sevilla. — Wir haben alle Ursache, stolz zu sein auf den deutschen Farbendruck. Blätter von solcher wahrhaft künstlerischer Vollkommenheit wie die Tafeln Steinbocks, hat man bisher überhaupt nicht gekannt, und schwerlich sind sie zur Zeit von anderen erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Zu einer Zeit, wo der Pariser Fagaro seine mit Buntdrucken verzierte Weihnachtsnummer im Auslande — in London — herstellen lassen muß, weil die Pariser Druckereien den technischen Anforderungen einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sind, können wir uns sagen, daß der deutsche Farbendruck im Stande ist, den höchsten Ansprüchen zu genügen. —ok.

Kleine Cippischst. von Oscar Pletsch. Mit Versen von Victor Blüthgen
Carl Flemming, Glogau.

Kunterbunt. Ein lustiges Bilderbuch für die Jugend von Julius Rohmeyer.
Mit 12 Aquarellen von Fedor Flinzer, Wold. Friedrich, C. Gehras,
J. Kleinmichel, Eugen Klimsch und G. Süß. Verlag von Carl Flemming,
Glogau.

Es ist eine wahre Freude, diese Bücher in die Hand zu nehmen. Schon die Abwechselung gegen die ewige Kate Greenaway und ihre puppigen Nachtreter ist eine Erlösung. Hier ist Alles echt deutsch und — was besser ist, gesund und natürlich. Mit besonderer Ueberraschung hat der Berichterstatter, zumal Oscar Pletsch's Buch in die Hand genommen: es war das erste Mal, daß er den Werken dieses liebenwürdigen Meisters in Buntdruck begegnete. Ueber diese reizenden Bildchen kein Wort! Das ist eben Oscar Pletsch — und wenn sie ihn auch das Häuspern abgehuckt haben: diese sonnige Stimmung, diese liebevolle Kinderfreude hat keiner seiner Nachfolger erreicht. Diese Bildchen sind klassisch in ihrer Art, sie werden immer Muster des Besten bleiben, was man Kindern in die Hand geben kann. Und Erwachsenen auch! Denn weil sie wahr sind wie schöne Natur, sind sie auch tief genug, um auf jeden Grad von Empfänglichkeit zu wirken. Daß Victor Blüthgen Verschen zu dem Texte geschrieben hat, das wird bei den Einen Beifall, bei Andern Mißstimmung erregen — bei der Betrachtung des Buches ist es nebensächlich. Es giebt Leute, die Verse wie die folgenden:

„Das ist ein Strauß
Wie ein Haus!
Laß mich mal riechen,
Mariechen!
Das riecht wie lauter Lilien,
Wie Rosen und Basilien,
Wie Veilchen, Lack und Quendel,
Wie Thymian und Lavendel —
Das riecht wie lauter Garichts,
Das riecht wie lauter Gras;
Gieb's einer alten Ziege,
Da nützt es doch zu was“ —

die solchen zierig-sinnigen Unsinn unerträglich finden und meinen, daß ein Dichter selbst für Kinder sich ein wenig mehr anstrengen dürfe, anstatt so in das Gelage hinein zu

reimen. Das ist die eine Seite. Andre finden dergleichen für ihre Kinder gut genug — und das ist ja etwas, was keinen Andern angeht. Die Verleger scheinen vor der Hand mit Blüthgen noch ihre Rechnung zu finden; und so lange das der Fall ist, und so lange Pöbel sich den Mitarbeiter gefallen läßt, reden die Rörgeler doch nur in den Wind.

An dem Texte zu „Kunterbunt“ sind solche Ausstellungen selbst von dem strengsten Verfechter der Regel: „Den Kindern das Beste!“ — nicht zu machen. Das ist wirkliche Kinderpoesie, das darf man an den guten, alten Mustern messen, ohne daß es zu kurz käme. Das ist wirklich sinnig und innig, das ist vollendet in der Form, das giebt den Kindern Denkstoff und Vorstellungen, die ihrem Fassungsvermögen angemessen — aber auch nicht zu niedrig sind. Da sind ferner die anmuthigen Thiere Flinzers mit ihrer flüssigen Rundung des Umrisses, da ist Wolf. Friedrich mit seinen zarten Mädchengestalten, Gehris mit den bekannten, brollig-guten Zwergen, G. Süss mit seinem Kuckelhumor, Kleinmichel mit einem reizenden Puppenbild —: die Krone trägt aber doch Eugen Klimschs Guter König davon. Wir gehören zu den Verehrern des Künstlers und kennen manch ein schönes Blatt von ihm; aber selten hat uns eins so angesprochen, wie diese Verherrlichung des altväterischen Sonntags. — In Bezug auf „Kunterbunt“ hier noch eine Aufklärung: In diesem Wintermonat kauft man gar oft bei Lampenlicht. Dem dann dieses Buch in die Hände fällt, der beurtheile den Farbendruck nicht nach der Abendwirkung. Die Farbe bekommt etwas Verschwommenes, fast wie es sonst ganz lottrige Drude haben. Man muß die Blätter bei Tage sehen, um ihnen gerecht zu werden. Sie erreichen die künstlerisch klassischen Muster des Farbendrucks natürlich nicht, sollen das ja auch nicht; aber sie sind alle in ihrer Art sehr gut, einzelne wie eben jener Gute König sogar hervorragend schön ausgeführt. —ck.

Rafaels Madonna di San Sisto gestochen von **Eduard Mandel**. Verlag von Umsler und Rutherford in Berlin.

Als der berühmte deutsche Kupferstecher im November 1882 verstarb, hinterließ er sein großes Hauptwerk, den Linienstich nach Rafaels Sixtinischer Madonna, an welchem er während der letzten Jahre gearbeitet hatte, so gut wie vollendet. Mandel selbst hatte zwar, unersättlich in jener Lust des Vollendens, welche jeden echten Künstler beseelt und nur schwer zur vollen Befriedigung an seiner eigenen Leistung gelangen läßt, — gegen die ihm Nächststehenden davon gesprochen, daß er noch Einiges an der Platte thun müsse, ehe er sie für fertig erklären und aus den Händen geben könne. Auf den mit höchster Sorgfalt neuerdings abgezogenen Drucken aber dürfte es kaum möglich werden, Stellen zu entdecken, die noch einer weiteren Bearbeitung und Durchführung bedürftig gewesen wären. Ebensovienig wie eine Unfertigkeit läßt das schöne Blatt ein Nachlassen der Kraft seines Meisters erkennen. Die Arbeit des Siebzigjährigen ist nicht nur das größte Werk, sondern auch eines der künstlerisch vollkommensten von ihm während einer zweiundfünfzigjährigen Thätigkeit ausgeführten.

Rafaels Sixtinische Madonna gehört zu den, vielleicht am häufigsten reproducirten Gemälden der gesammten christlichen Kunst. Diese wunderbare Schöpfung des größten Genius besitzt die Eigenschaft, in dem allgemeinen Zuge der großen Linien der Composition, durch den gesammten Aufbau derselben, allein schon einen mächtigen und erhebenden Eindruck auf Augen und Seelen der Menschen hervorzubringen. Selbst dem geringsten Volkschnitt, der bescheidensten Lithographie der Madonna di San Sisto bleibt etwas von dieser Kraft der geistigen Wirkung. Aber wäre letztere für die Copisten des Werkes bis zu einem gewissen Grade unverlierbar, so bleibt dagegen das Tiefste und Feinste des Ausdrucks der sechs Köpfe des Bildes auch für den begabten, geschickten, talentvoll aufmerksamen Nachbildner anscheinend kaum erreichbar. Große

Kupferstecher haben sich immer wieder an die Aufgabe gewagt und Platten danach gestochen, denen ein weit verbreiteter Ruf geworden ist. Lange hatte der berühmte Stich der Madonna di San Sisto von Johannes Müller als die erschöpfende, die klassische Leistung gegolten. Aber wie mächtig und glänzend auch die Behandlung und der Effect der Müller'schen Platte sei, — die Thatsache, daß der Stecher nicht nach dem Original oder der von ihm selbst danach ausgeführten Zeichnung gearbeitet, hat Mängel zur Folge gehabt, die sich nicht verleugnen können. Eine Vergleichung mit dem Gemälde oder mit der direct danach angefertigten gleich großen Photographie der Berliner „Photographischen Gesellschaft“ beweist das auch für den ungeübteren Blick bis zur Evidenz. Freilich bestehen vor einer solchen Prüfung die von Andern, vor Mandel, ausgeführten Stiche dieser Madonna eben auch nicht viel besser. Desnoyers, der berühmte französische Stecher, leidet an so schlimmen zeichnerischen Sünden, daß man fast zur Annahme bestimmt wird, letzterer habe das Originalgemälde nie gesehen. Steinlaß' Stich hat etwas gar zu Dünnes und und Schattenhaftes in der Faltung; der Kellers leidet bei kräftigerer Wirkung an einer Verblasenheit der Formen, welche durch das Urbild sogar am wenigsten motivirt ist; die Gesichter aber weichen im Ausdruck sehr wesentlich von denen des letzteren ab. Mandel's Platte zeigt sich in den Hauptpunkten ihnen allen überlegen. Der bestechende Glanz der Wirkung des Müller'schen Stiches ist hier weder angestrebt noch erreicht. Der Stecher schwelgte nicht so wie sein berühmter Vorgänger im kühnen, freien, großen Schwunge der Tailen. Mandel's stecherischer Vorzug liegt auch hier wie in allen seinen besten Blättern, — dem Selbstportrait Van Dyck, dem Karls I., dem Portrait eines Jünglings von Rafael, dem Bildniß des Großen Kurfürsten von Rason, — in der intimen Durcharbeitung, in der genauen Uebertragung der zartesten Schwingungen der Modellirung und der Farbe des Originals in und durch die farblosen Strichlagen und Punktirungen. Diese Eigenschaft und diese Kunst bewährt er zumal in den Köpfen und Händen der göttlichen und heiligen Gestalten dieser Siftina in bewundernswerther Weise. Die Gefahr liegt hier für ihn sehr nahe, zu Viel daran zu thun und die Schlichtheit und Ruhe der Wirkung zu beeinträchtigen, welche für das Original so charakteristisch ist. Aber er hat es verstanden, diese Gefahr zu vermeiden, trotzdem er so sehr viel weiter in der innern Durchführung aller Theile, besonders der unbekleideten, in dem Ausspüren, Nachfühlen und Nachbilden auch der leiseren Nuancen des Tones geht, welche die der Form ausdrücken. Dem Ausdruck der Gesichter des Originals ist Mandel unter allen Stechern desselben zweifellos am nächsten gekommen. Der großen internationalen Gemeinde der Kupferstichliebhaber und der Sammler ist mit diesem, selbstverständlich in verschiedenen „Zuständen“ ausgegebenen Blatt eine höchst willkommene Bereicherung ihrer Schätze dargeboten. Das Werk, mit dessen Vollendung seines Meisters Leben erlosch, wird immer eins der ruhmvollsten Denkmale der Stecherkunst bilden.

Leopold Komperts Gesammelte Schriften. Band VI—VIII. 8. 504, 430, 380 S.
Berlin 1883, L. Gerstel. Subscriptionspreis à Band Mk. 3.50.

Mit den vorliegenden drei Bänden sind die sämmtlichen Werke Leopold Komperts zum Abschluße gebracht. Band VI enthält den großen Roman „Zwischen Ruinen“, unbedingt das reichste Werk des Poeten, was Fülle der Gestaltungen und Tiefe der Auffassung betrifft, und das ihn auf der Höhe sittlicher und künstlerischer Bedeutung zeigt. Es ist die Geschichte einer „confessionslosen“ Ehe, die er erzählt. Band VII, „Verstreute Geschichten“, dürfte für einen großen Teil unserer Leser vollständig Neues bieten; er enthält Arbeiten, die noch in keine Sammlung aufgenommen wurden, theilweise in verschiedenartigen Zeitungen „verstreut“ erschienen. Von älteren Arbeiten umfaßt dieser Band u. a. die Novelle „Die deutsche Gräfin in Ungarn“, ferner die ernst-heitere Erzählung „Ohne Selbstlaut“, sowie die erschütternd tragische „Die

Schwärmerin“, welche in der Zeit des Concordates spielt. Ein wahrhaft köstliches Stück dieser Sammlung ist jedoch „das Gespräch auf dem Monte Vincio“. Der letzte VIII. Band, enthält den großen pädagogischen Roman „Heini und Franz“, Geschichte zweier Wiener Kinder. Bei ihrem Erscheinen vor drei Jahren lebhaft von der gesammten Kritik begrüßt, zeigt diese Arbeit den Poeten von einer ganz neuen Seite, der des Volksschriftstellers im eminenten Sinne. Die Nachtseiten der kindlichen Seele werden hier in bewundernswerther Weise geschildert. In allen Dichtungen Komperitz, deren Mehrzahl ihre Stoffe aus dem Leben des Judenthums entlehnt, liegt eine Fülle von Gestaltungen einer unwiderstehlichen Poesie, die einen ganz neuen Literaturzweig gleichsam mit magischem Lichte beleuchtet. Niemand, der an diese Producte wahrhaft poetischen Sinnes und tief sittlicher Auffassung geht, wird sie ohne reiche Anregung aus der Hand legen. Wir behalten uns eine ausführliche Charakteristik des Dichters auf Grund seiner Werke vor.

Robinson Crusoe. Mit Unterstützung von Gelehrten und Schulmännern für die Jugend bearbeitet von G. A. Graebner. 8. 404 S. mit 4 Farbendruck- und 12 Tonbildern, sowie 54 Holzschnitten und 4 Kärtchen. Leipzig, 1883, G. Gräbner.

Unser geehrter Mitarbeiter, Professor Dr. Karl Biedermann in Leipzig, schreibt an den Verleger dieser vortreflichen Robinson-Ausgabe wie folgt: „Sie wünschen von mir einige Worte der Einführung für Ihre neue Bearbeitung des „Robinson.“ Aber was könnte ich, der ich nicht Pädagog von Fach bin, den fachkundigen Bemerkungen gewiegter Fachmänner hinzufügen, das nicht im Voraus durch diese überflüssig gemacht wäre? Genügt es Ihnen jedoch, wenn ich — vom Standpunkte meiner „Erziehung zur Arbeit“ und meiner „Reform des Geschichtsunterrichts“ aus — Ihnen meine Freude darüber ausspreche, daß durch eine zeitgemäße Bearbeitung des „Robinson,“ nach den heutigen Ergebnissen geographischer und naturwissenschaftlicher Forschung, dieses treffliche Buch, das man mit Recht einen Katechismus ebensowohl der ersten religiösen Empfindungen — wie sie für die früheste Stufe des Kindesalters sich eignen — als der ersten volkswirtschaftlichen, kulturgeschichtlichen und lebensphilosophischen Anschauungen nennen kann, für unsere Jugendbildung brauchbarer und ausgiebiger gemacht werden soll, so thue ich dies gern und mit vollster Ueberzeugung.“

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Albrecht, Hermann. Die Häfnetjungfer. Eine Rebländer Dorfgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. J. Bielefelds Verlag. Karlsruhe, 1884.
Brockhaus Conv.-Lexikon. 91—94 Heft. F. A. Brockhaus, Leipzig.
Dahn, Felix. Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. Vierte Reihe: Erste Schicht. Rechtsphilosophische Studien. Otto Janke, Berlin, 1883.
Eckstein, Ernst. Prusias. Roman aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik. 3 Bde. Leipzig. Karl Reissner, 1884.
Glogau, B. Neue Novellen. Zweite Folge. Bernhard Schlicke. Leipzig, 1883.
Heiberg, Hermann. Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. 2. Aufl. Hamburg und Leipzig. Karl Gräbner, 1884.
Heyse, Paul. Dramatische Dichtungen. 11. Bdehen. „Das Recht des Stärkeren“, Schauspiel in drei Aufzügen. 13 Bdehen. „Don Juans Ende“, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wilhelm Hertz, Berlin, 1883.

Indiscretionen. Aus den Erinnerungen eines patriotischen Reptils. A. Hofmann & Cie. Berlin, 1883.
Lazarus, Prof. Dr. M. Ueber die Reize des Spiels. Berlin. Ferd. Dümmler, 1883.
Lohmeyer, Julius. Deutsche Jugend. Illustrierte Jugend- und Familienbibliothek für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Künstlerischer Leiter Oskar Pletsch. Bd. 21 und 22. Alphonse Durr Leipzig.
Mauthner, Fritz. Dilettantenspiegel. Travestie nach Horaz. 2. Aufl. Heinrich Minden. Dresden und Leipzig, 1884.
 — Xantippe, ders. Verlag.
Pichler, H. Genrebilder aus dem Seeleben. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.
Polko, Elise. Ein Vergessmeinnichtstrauss. Novellen und Skizzenblätter. Minden i. Westf. J. C. C. Bruns' Verlag.
Rath, Franz. Aus dem Leben Onkel Jacobs. Humoristische Genrebilder und Erzählungen. Hamburg. G. Kramer.

- Renan, Ernest.** Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugendzeit. Autorisirte Uebersetzung von Stephan Born. Mit einem Brief des Verfassers in Facsimile. Basel, M. Bernheim.
- Rosenthal, Ludwig A.** Lazarus Geiger. Seine Lehre vom Ursprunge der Sprache und Vernunft und sein Leben. Stuttgart. J. Scheibles Verlagsbuchhandlung.
- Ruhland, G.** Agrarpolitische Versuche vom Standpunkt der Socialpolitik. Tübingen, H. Laupps'sche Buchhandlung.
- Sammlung** deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur aus dem Kanton Thurgau, 1. Heft und aus dem Kanton Graubünden, 1. Heft, von O. Sutermeister. Zürich, Orell, Füssli & Co.
- Scartazzini, G. A.** Dante in Germania. Storia letteraria e Bibliografia Dantesca Allemanna. Milano, Ulrico Hoepli.
- Schalke-Bücherey.** Heft 2. Der Pfaffe Amis. Ein Schelmenlied. Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von Anton Oborn Leipzig, Fr. Thiel.
- Schmidlin, Eduard.** Illustrierte populäre Botanik. Vierte Auflage. Lief. 5, 6. Leipzig, Alfred Oehmigkes Verlag.
- Schneider, G. H.** Freud und Leid des Menschen-geschlechts. Eine social-psychologische Untersuchung der ethischen Grundprobleme. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlags-handlung (E. Koch).
- Schroeter, Adalbert.** York von Wartenburg. Ein vaterländisches Heldengedicht. Jena, Hermann Costenoble.
- Schultz, Erhard.** Ueber das teleologische Fundamentalphncip der allgemeinen Pädagogik. Mülhausen i. E. Busleb'sche Hofbuch-handlung.
- Seyppel, C. M.** Er, Sie, Es. Felix Bagel, Düsseldorf, 1883.
- Simson, James.** The Gipsies, as illustrated by John Bunyan, Mrs. Carlyle and others. And do Snakes Swallow their Young? New-York, James Miller.
- Spielberg, Otto.** Der neue Philosoph für die Welt. Zweites Bändchen. Der neue Sitten-codex. Leipzig und Neuwied, Gensers Verlag (Louis Heuser).
- Stein, Hermann.** Kinderfreude. Neue Gedichte, Wünsche und Lieder für Schule, Haus und Kindergarten. Wien, Moritz Perles.
- Sterna, Carus.** Sommerblumen. Mit 77 Abbildungen in Farbendruck, nach der Natur gemalt von Jonny Schermaul mit vielen Holzstichen. Lief. 3, 4, 5. Prag, F. Tempsky u. Leipzig, G. Freytag.
- Strahl, A. C.** Mixed-Pieces für junge und alte Herzen. Neue Gedichte. Prenzlau, A. Mieck.
- Staudinger, E.** Hundemaulkörbe und Hundefuhrwerke. Ein Beitrag zur Förderung des Thierschutzes. Leipzig, Paul Wolff.
- Stelzhamer, Franz.** Ausgewählte Dichtungen. Herausgegeben von P. K. Rosegger. 2 Bde. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Taubert, Emil.** Marianne. Novelle. Berlin, Walther & Apolant.
- Teufel, Karl.** Die Türken vor Wien im Jahre 1683. Ein österreichisches Gedenkbuch. Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag.
- Tegnér.** Die Frithjofs-Sage, übers. von Karl Simrock. Stuttgart, Brettinger.
- Theuriet, André.** Prinzessin Immergrün. Das Eichhörnchen. A. d. Französ. von Rümelin. Oppeln, Eugen Franck.
- Toussaint & Langenscheidt.** Französisch für Kaufleute. 4. Auflage. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
- Tschernyschewsky, N. G.** Was thun? Erzählungen von neuen Menschen. Roman. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Uohard, Mario.** Ines Parker. Roman. Berlin, Friedrich Luckhardt.
- Unser Wissen von der Erde.** Allgemeine Erdkunde oder astronomische und physische Geographie, Geologie und Mologie. Ferner im Anschluss hieran specielle Erdkunde oder die Länderbeschreibung der fünf Welttheile. Herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten. I. Bd. Allgemeine Erdkunde von Dr. J. Hahn, Dr. F. von Hochstetter und Dr. A. Pokorný. Mit vielen Abbildungen und Karten in Holzstich und Farbendruck. 1. Lieferung. Leipzig, G. Freytag.
- Urbanitzky, Dr. Alfred Ritter von.** Die Electricität im Dienste der Menschheit. Lief. 1, 2. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde** zu Berlin. Band X. No. 5 u. 6. Berlin, Dietrich Reimer.
- Vietinghoff, Lilly,** Baronin von. Neue Märchen. Dorpat, Reval u. Fellin, E. J. Karows Unterver-Buchhandlung.
- Villatte, Prof. Dr. Césaire.** Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung eigenartiger Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
- Volks-Kalender** zur Gedächtniss unseres lieben Dr. Martini Luthers im Style und der Orthographie des 16. Jahrhunderts. Dresden, Wilhelm Streit.
- Voss, Richard.** Römische Dorfgeschichten. Frankfurt a. M. Koenitzer.
- Warren, Leo.** Chavrilac. Roman in 3 Bänden. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger).
- Wegener, Rhipulph.** Die Sprache des Herzens IV. Aufl. Jena, Fr. Mauke.
- Werner, Reinhold.** Der Peter von Danzig. Historische Erzählung aus der Zeit der Hansa. Berlin, Otto Janke.
- Wichert, Ernst.** Unter einer Decke. Novellen. Leipzig, Karl Reissner, 1884.
- Wolff, Emil.** Herzog Ernst. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Kiel, Lipsius & Tischer.
- Wolff, Dr. Hermann.** Wegweiser in das Studium der kantischen Philosophie. Leipzig, Denicke.
- Wolff, Julius.** Der Sülmeister. Eine alte Stadtgeschichte. 2 Bde. Berlin, G. Grote, 1883.
- Wolrad, E.** Bertrada. Trauerspiel. Berlin, Freund & Jeckel.
- Wolzogen, Hans Paul Freiherr von.** Karl August Alfred Freiherr von Wolzogen. Ein biographisches Erinnerungsbild. Mit einem Portrait. Rostock und Ludwigslust, Carl Hinstrorf.
- Ziegler, Heinrich.** 95 neue Thesen über die Busse, welche den Christen zu allen Zeiten, insbesondere aber heutzutage nützlich ist. Rostock u. Ludwigslust, Carl Hinstrorf.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und
en Wärmegrade.

Idel . . . 58⁰⁰ R.

lbrunn . . 44⁵⁰ R.

ossbrunn . 44⁰⁰ R.

resienbrunn . 48³⁰ R.

brunn . . . 49⁰⁰ R.

klbrunn . 39⁰⁰ R.

i. Kronquelle 28⁰⁰ R.

enquelle . 47⁰⁰ R.

er Karls-Qn. 34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

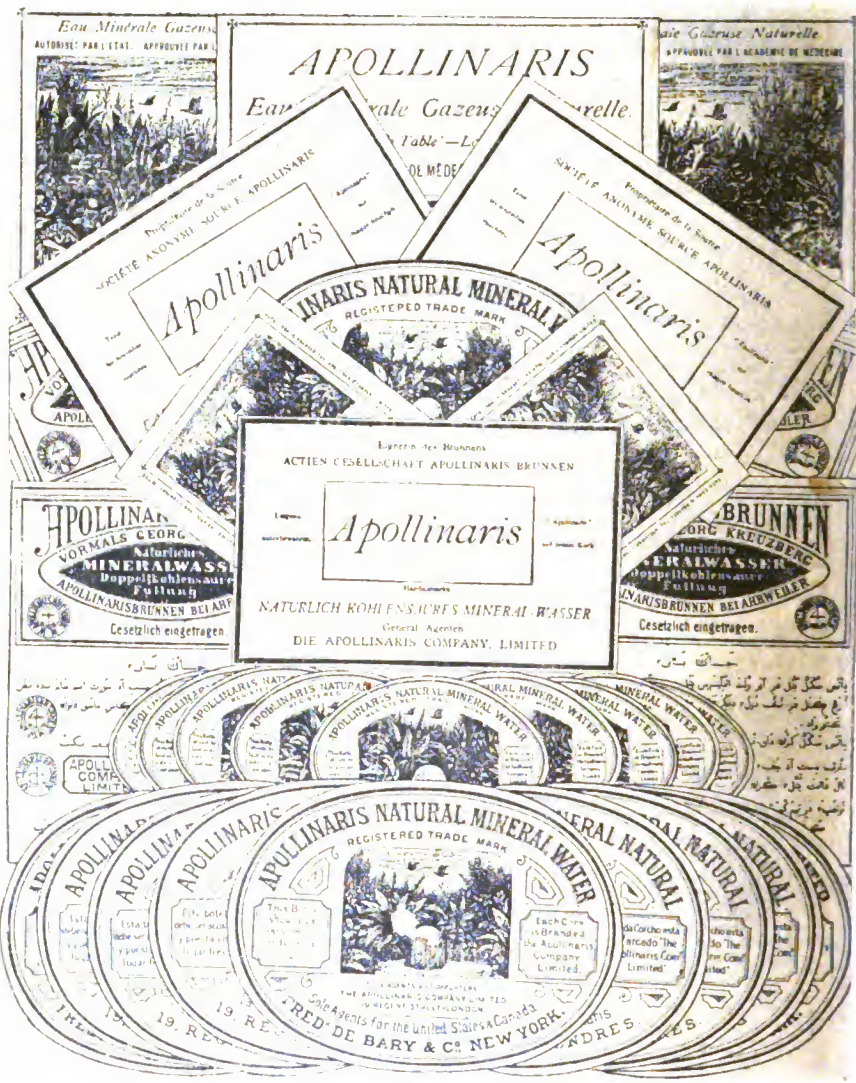
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Jeberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHELENSAURES MINERAL-WASSER.
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)
Zweig Comptoir: Remagen a. Rhein.



Februar 1884.

Inhalt:

Philipp zu Eulenburg in München.	Seite
Aus der Art. Eine märkische Studie.	147
Johannes Scherr in Zürich.	
König und Priester.....	171
Eduard Hanslick in Wien.	
Joseph Joachim.....	203
* *	
Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration. (Schluß)	213
C. Klebs in Zürich.	
Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheiten.....	211
Carl Robert in München.	
Manuela. (Schluß.)	211
Paul Lindau in Berlin.	
Nachtrag zu dem Aufsatz: „Aus der Berliner Verbrecherwelt“..	271
Bibliographie	273

Hierzu ein Portrait von Joseph Joachim. Radirung von
Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunftbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefen) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Poftanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W 62, von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

VON

Schorer, J. A. in Berlin. (Schorer's Familienblatt.)

1000

Februar 1884.

Inhalt:

Philipp zu Eulenburg in München.	Seite
Aus der Art. Eine märkische Studie.	147
Johannes Scherr in Zürich.	
König und Priester.....	171
Eduard Hanslick in Wien.	
Joseph Joachim.....	203
* *	
* *	
Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration. (Schluß)	213
C. Klebs in Zürich.	
Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheiten.....	241
Carl Robert in München.	
Manuela. (Schluß.)	257
Paul Lindau in Berlin.	
Nachtrag zu dem Aufsatz: „Aus der Berliner Verbrecherwelt“..	271
Bibliographie	273

Hierzu ein Portrait von Joseph Joachim. Radirung von
Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W 62, von der Herdstrasse 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

VON

Schorer, J. A. in Berlin. (Schorer's Familienblatt.)

THE

Druck
von
S. Schotlaender
in
Breslau



J. Loebner

Verlag von S. Schotlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

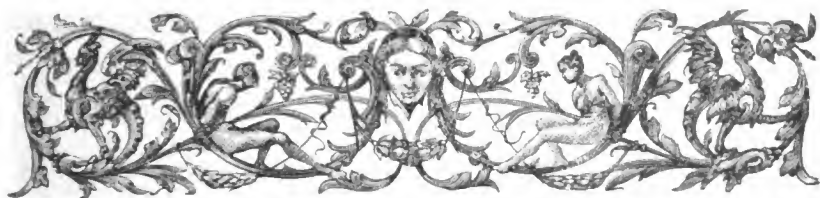
XXVIII. Band. — Februar 1884. — 83. Heft.

(Mit einem Portrait in Radtranz: Joseph Joachim.



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Aus der Art.

Eine Märkische Geschichte

von

Philipp zu Eulenburg.

Der Junge war am Nachmittag von der Stadt gekommen. Er hatte immer noch sein blaßes, mageres Gesicht mit den schmalen Lippen und den glänzenden Augen.

Die Tante behauptete, daß das Leben in der Stadt nichts für ihn taue, aber der Vater sagte „dummes Zeug“ und „das verwächst sich“.

Vor acht Tagen hatte der Junge, siebenzehn Jahre alt, — das Maturitäts-Examen bestanden und sollte nun studiren, aber der Vater ließ ihn plötzlich kommen, um ihm Landwirthschaft „beizubringen“ — nicht etwa aus Gesundheits-Rücksichten. Warum sollte der Junge auch schwächlich sein? Er selbst war mit seinen fünfzig Jahren wie ein Dreißiger und die Mutter eine starke Frau gewesen. Daß sie an der Geburt des Jungen starb: „Mein Himmel, die Aerzte sind eben Schafsköpfe!“

In dem schmalen, gelb getünchten Hause mit dem hohen rothen Ziegeldach und der knarrenden weißen Hausthür wohnte im Erdgeschoß der Vater. Er war königlicher Domänenpächter.

Oben hauste die Tante, seiner verstorbenen Frau älteste Schwester, eine kinderlose Wittve, die der Wirthschaft vorstand. Sie wurde Frau Doctor genannt, denn ihr seliger Mann war Thierarzt gewesen.

In der Milchwirthschaft war sie tüchtig und im Hause pünktlich — aus Angst vor dem Schwager. Im Grunde saße sie lieber in ihrer Stube unter allen den gestickten Sophakissen und kleinen Porzellanvasen und nähte an ihrer Wäsche herum!

Sie litt viel an Zahnschmerzen, ging stets mit verbundener Wade umher und war sonst eine gutmüthige magere Frau, etwas dumm, ohne jeden eigenen Willen und wehmuthsvoll gottesfürchtig.

Lange hatte der Pächter die Domäne noch nicht in Pacht — etwa 7 Jahre — aber es ging gut damit. Er hatte in den letzten Jahren, durch Lieferung von Kartoffeln an ein Hamburger Haus, durch gute Wollpreise und allerhand glückliche Speculationen im Kleinen, ein paar Tausend Thaler erübrigt und der Gedanke des einstmaligen Erwerbes eines eigenen Landgutes war ihm so nahe getreten, daß er es aufgab, den Jungen studiren zu lassen.

„Ein Stadtberuf ist Nichts für uns,“ sagte er, „denn es scheint sich ja hier zu machen.“

So äußerte er sich allerdings nur, wenn er guter Laune war und solche seltene Anwandlungen von guter Laune übten auf die Tante eine gewisse „weltliche“ Wirkung. Sie kamte eifriger als sonst in ihrer Wäsche herum, nahm sich auch das Tuch von der Wade und war weniger wehmuthsvoll als gewöhnlich.

Der Junge hieß Karl nach seinem Vater. Der wollte es so, denn die arme sterbende Mutter hatte nicht Zeit gehabt, an den Namen des Kindes zu denken. Den Knaben aber ihr zur Erinnerung Emil zu nennen — darauf war der Vater nicht gekommen, trotz des Schmerzes, den er kurz und heftig empfand.

Karl gehörte zu jenen Naturen, deren geistige Entwicklung in keinem rechten Verhältnisse zu der körperlichen Anlage steht. Seine große Leichtigkeit der Auffassung trug den Stempel einer Loslösung von jedem körperlichen Zusammenhange. Auch war seine Gedankenwelt eigenartig rein. Der materielle Einfluß seiner Schulkameraden brachte ihn wohl in eine gewisse Abhängigkeit, trotz seiner geistigen Fähigkeiten, denn er unterlag der Gewalt physischer Kraft, aber es glitt der materielle Gedanke an ihm ab, keine Spur hinterlassend. Andererseits fand und suchte er auf dem geistigen Gebiete keine Befriedigung. Er arbeitete traumhaft und faßte traumhaft auf, ohne Wärme und Lebhaftigkeit. Nur dichterische Erzeugnisse griffen tiefer in ihn hinein und gewisse Ausdrücke seelischen Leidens trieben ihm Thränen in die Augen. Dann war es, als nähme jener traumhafte Zustand eine Art berechtigter Form an und es lebte der Knabe ein Dichterleben ohne Verse und Ausdruck, voller Scheu vor Verrath.

Ueber das, was er werden sollte, war er sich trotz des bestandenen Maturitäts-Examens nicht klar.

Weite Schlussfolgerungen sind nicht die Sache der Jugend; darum ist dieselbe auch den Wünschen der Eltern gegenüber so eindrucksfähig.

Am wenigsten aber war eine Natur wie Karl im Stande, über sich klar zu werden. Das Factum des Scheidens aus der Schule und von den Kameraden war das Einzige, was er empfand. Zugleich aber war der Reiz einer Veränderung, in die er willenlos gezogen wurde, mächtiger als das Wehgefühl dieses Lebenswils.

Er empfand dies Wehgefühl immerhin so stark, daß er Thränen ver-

goß, als sich der schwerfällige gelbe Postwagen in Bewegung setzte und die lustig grüßenden Stimmen der Kameraden von dem gepreßten Tone des Posthorns übertönt wurden.

Mit einem Stoß fuhr der Wagen von dem Steinpflaster zwischen den letzten Scheunen der Stadt auf die Chaussee, und bei den Stämmen der alten Pappeln, deren Laub sich gelb zu färben begann, blickte der Junge auf die flachen grauen Acker und Brachfelder hin. Es versiegtten die Thränen, denn das Neue hatte begonnen.

Als er aber auf der zweiten Poststation den heimathlichen Wagen stehen sah, da war vollends die Stadt vergessen.

So war es, wenn er zu den Ferien fuhr und jetzt sollten es ewige Ferien sein!

„Guten Tag, Weber,“ sagte er, an den Wagen tretend, freundlich zu dem alten mürrischen Knecht, der in seinem blauen Sonntagsrock mit hohem Kragen den Kutscher spielte. „Wie geht es?“

„Na, wie soll es gehen?“ antwortete Weber, „es ist ja immer beim Alten.“

Und dann hob er den Koffer zu sich auf den Bock, sah sich um, ob Karl fertig war, und Hül! ging es fort.

Karl fragte den Alten Nichts mehr. Schon in seiner Haltung lag etwas unliebenswürdig Abwehrendes, denn Weber war kein Freund vom Reden.

Deshalb verfiel Karl bald in Träumereien und es zogen in seinen Gedanken vorüber der Garten am Haus mit der alten Tanne, die Pferdekoppeln und das weite Moorland mit den Schilfteichen, wo die wilden Enten aufschwirrten, wenn er kam. Er ertappte sich auf sonderbaren märchenhaften Träumen, frei herumschweifend, singend und jagend, in einer Art Kleidung von Fellen. Als aber plötzlich, unvermittelt, die Gedanken den Weg zu dem Vater nahmen, schreckte er auf.

Persönlich sollte der Vater fortan seine Thätigkeit überwachen.

Seine Thätigkeit!

Ein Gefühl der Schwäche überkam ihn. Ein Gefühl der Ohnmacht und Angst vor dem Vater mit seiner sich röthenden Stirn und der Unruhe in den Händen, wenn er zornig wurde. Er floh in fliegender Hast zu der Tante hinauf, wie damals als kleiner Knabe. Die Stimme des Vaters schallte hinter ihm her und die Tante fragte ihn, am Wäschschrank stehend, mit ihrer halb gleichgiltigen, halb klagenden Stimme:

„Was ist denn wieder geschehen?“

Karl hatte Herzklopfen bekommen, so lebhaft war die aufregende Phantasie gewesen!

Jetzt aber sah er nach rechts hinaus, da tauchte in der Ferne das Gut auf. Eine dichte Baumgruppe im flachen Felde mit einigen weißen Häusern, die daraus hervorleuchteten.

Dort aber schaute das hohe rothe Dach des Vaterhauses über die Bäume hinaus, und das Herzklopfen des Unbehagens wich der Erregung des nahen Wiedersehens.

Der Vater begrüßte ihn stets freundlich, wenn er zu den Ferien kam und die Tante stand dabei und gab ihm einen ganz trocknen Kuß, den er halb abwehrend empfing.

So war es auch dieses Mal.

Aber da stand noch ein Dritter in der Thür, wie dazu gehörig. Ein junger Mann, einige Jahre älter als er, kräftig gebaut, mit lebhaften Farben und starkem gekräuseltem blonden Haar. Die hellen Augenbrauen waren kaum zu sehen und deshalb nahmen die ziemlich ausdruckslosen aber großen blaugrauen Augen eine gewisse Bedeutung an. Er trug Stiefel bis an die Kniee und enge graue Hosen. Den Rock zugeknöpft und einen schmutzigen kleinen schwarzen Filzhut in der Hand.

Der Vater unterbrach plötzlich seine Begrüßungen.

„Sehen Sie einmal zu, Wilhelm, sagte er zum Hofe spähend, ich glaube, der Schafskopf, der Schulz, ladet wieder die Lupinen an der Ecke der Brennerlei ab.“ Und der junge Mann sprang die Stufen hinab, während seine Stimme laut tönend zum Hofe hinaus schallte: „He da! Schulz! He!“

„Wer ist das?“ fragte Karl ihm nachsehend.

„Der neue Elebe,“ sagte der Vater zerstreut, „aber komme jetzt, der Kaffee wird kalt, ihr habt Euch verspätet,“ und er sah ärgerlich auf seine Uhr.

Der Vater hatte den Jungen oben in dem ersten Stock mit Wilhelm in einem Zimmer untergebracht.

Es war das alte Zimmer, das Karl während der Ferien bewohnte.

Die graue schadhafte Tapete mit den weißen Mustern und der intensiv blauen Vordüre war nicht erneuert. Der weiße Waschtisch, der braun angestrichene Kleiderschrank, das Bild, die Erstürmung von Sebastopol darstellend, Alles war geblieben. Nur ein zweites Bett stand darin.

Das Zimmer lag nach dem Garten hinaus, der in früheren Zeiten ein Biergarten gewesen war. Darum stand hier und dort noch der Rest einer Buchenhecke, buschartig emporgewachsen. Aber auch die Obstbäume der späteren Küchengarten-Periode waren nicht ordentlich ergänzt. Kartoffeln und Moorrüben wuchsen darin und mitten durch den Garten führte ein gerader Weg bis zu einer alten himmelhohen Tanne, die allein von der früheren Herrlichkeit übrig geblieben war.

Wenn der Baum von dem Winde bewegt hin- und herwiegte, konnte der Junge eine ganze Stunde lang hinüberschauen. Die Tanne war dann so merkwürdig lebendig, und es war, als nickte sie ihm zu und spräche mit ihm.

Früher war er bisweilen hoch in die Nester hinaufgestiegen, und da kam

er sich vor wie in einem fernem weiten Walde, wo nur glückliche Menschen lebten, ohne Abhängigkeit und ohne Arbeit.

Jetzt stieg er nicht mehr hinauf, denn er machte sich die Finger und Sachen harzig und schmutzig.

Es wäre auch lächerlich gewesen in seinem Alter!

Wilhelm fand nichts Besonderes an der Tanne.

Am zweiten Abende nach seiner Rückkehr sagte Karl ganz in ihren Anblick verloren:

„Wie sie schwankt!“

„Wer?“ fragte Wilhelm mit seiner zum Vasse neigenden Stimme.

„Die Tanne.“

„Ach so, die Tanne!“ stieß Wilhelm halb ärgerlich, halb verächtlich hervor und spitzte an dem Bleistifte weiter, dem er bereits dreimal die Spitze abgebrochen hatte.

Wilhelm war eine energische Natur. Er saßte draußen in der Wirthschaft an, wo es Noth that und half jedem zerbrochenen Wagen selbst wieder auf. Auch war es seine Leidenschaft, Thieren die ausgerenkten Glieder wieder einzurenken.

Natürlich wurde ihm jede zierliche Arbeit schwer, und er hielt die Feder fast wie eine Reitpeitsche in der Hand.

Es lag eben in seiner Natur, daß ihm die zarten Beschäftigungen nicht recht glücken wollten.

Darum konnte er auch in dem Gefühl der Schwäche, das starke Menschen besonders empfindlich berührt, über den Tintenfleck auf dem seltenen Brief an seinen Vater in eine Wuth gerathen, die Karl gerabezu in Schrecken versetzte.

Jener Ausdruck physischer Kraft aber war es wiederum, der Karl beherrschte und anzog.

Es war die alte Geschichte von der Ergänzung.

Die jungen Leute lebten sich gut mit einander ein und schlossen Freundschaft mit jener Leichtigkeit, die eines der glücklichen Attribute der Jugend ist.

Streit gab es nie, da Karl zu weich war, um den Härten Wilhelms in gleicher Weise begegnen zu können.

Für Karls neuen Beruf aber war der neue Freund von unschätzbarem Werthe. Jenes unbewußte Nachahmen, das allen abhängigen Naturen eigen ist, trieb ihn wenigstens äußerlich in Formen, die dem Vater behagten. Als Erstes hatte sich Karl ein paar Knie-Stiefel, wie sie Wilhelm trug, machen lassen. In ihnen schritt der schwächliche Junge, einen Stock in der Hand, fast energisch über die Felber. Er hatte sich auch in seiner schmiegsamen Art den Ton und die Weise angeeignet, in welchen Wilhelm mit den Leuten verkehrte. Nur wagte er, zu seinem eigenen Verdruß, niemals in Gegenwart des Vaters in dieser Art zu sprechen und zu befehlen.

Dennoch war der Vater mit ihm zufrieden und die Tante hatte, Karl mit geheimnißvoller Miene in ihr Zimmer ziehend, leise erzählt:

„Der Vater sagt, Du läßt Dich gut an.“

Diese Mittheilung aber machte Karl so viel Muth, daß er es wagte, einmal sogar in Gegenwart des Vaters einem atermenden Arbeitsmann zuzurufen:

„So tief braucht die Wasserfurche nicht zu sein!“

Aber er glaubte nach dieser Bemerkung ein unmerkliches Lächeln auf den Zügen des Vaters gesehen zu haben, das nahm ihm für alle Zeiten den Muth, noch ein zweites Mal so viel zu wagen.

Jede Stimmung aber, die nicht der nothwendige Ausdruck natürlicher Grundlage ist, erleidet Schwankungen, die zur Erschlaffung führen und Charakterzüge von so heterogener Art wie Wilhelms Energie und Karls Idealismus vereinigen sich niemals für die Dauer in einem und demselben Menschen.

Die erste Veranlassung eines Zurückweichens Karls in seine Traumwelt war ein Besuch Sonntags Nachmittags bei dem Pfarrer.

Ein solcher Besuch fand äußerst selten Statt, den er erforderte einen Aufwand von Sonntagsstaat, der weit über die Bequemlichkeit des Vaters hinausging. Das saubere Hemd mit der vorgesteckten goldenen Nadel, der schwarze Tuchrock, die blank gebürsteten Stiefel und das glatt gestriegelte Haar machten den unruhigen Mann viel zu viel Aerger! Immer im Begriff loszuplätzen, verbreitete er unter den ebenso sonntäglich geplätteten und gebügelten Injassen des Wagens, der Tante, Wilhelm und Karl, eine schwüle Atmosphäre des Unbehagens, welcher der dreiste Wilhelm durch geheuchelten Gleichmuth zu entgehen suchte.

Nur der bei so außergewöhnlichen Fahrten besonders mißmuthige, steif auf dem Bock sitzende Weber fühlte jenes Unbehagen nicht, weil er zu sehr mit eigener Verdrießlichkeit beschäftigt war.

Der Pfarrhof lag bei der Kirche, die mit ihrem spitzen³ grauen Thurme weithin über die Felder schaute.

In dem Gärtchen, wo Georginen in allen Farben als Einfassung der Gemüsebeete herbstliche Pracht entfalteten, stand eine Laube, von wildem Wein umrankt, der bereits gelbe und rothe Blätter verlor.

Es war ein warmer October-Nachmittag, der Himmel wolkenlos und die Sonne wärmend, ohne zu brennen.

Die Pastorin hatte den Kaffee in die Laube gestellt und Fräulein Emilie, die Tochter, ging geschäftig zwischen dem Hause und der Laube hin und her, bisweilen ein gelbes Weinblatt entfernend, daß auf das weiße Tisch Tuch gefallen war.

Sie war etwa 22 Jahr alt und hatte die unbestimmten Züge des Vaters. Es war alles rundlich an ihr, doch gossen die lebhaften Farben, das schöne blonde Haar, über sie ein gutes Stück Jugendauber aus.

Wunderbar verschieden von ihr war die Mutter. Alles war edig und spitz und nur die großen, etwas dummen braunen Augen waren freundlich und weich.

Sie war eine Frau von der Art der Tante.

Stets wehmuthsvoll, unterdrückt von Mann und Tochter, und ohne jeden eigenen Willen.

Sie stellte gut eine Frau Pastorin dar und würde sogar in ihrer Milde besser einen Herrn Pastor dargestellt haben, als ihr Gemahl, der voller Lebhaftigkeit stets sehr geschäftig war und die Interessen des Pfarrhofes gegen die Bauernschaft mit „Schwert und Feuer“ vertrat.

Der Pfarrer hatte auch sofort nach der Ankunft der Gäste den Herrn Domänen-Pächter in eine Grenzstreitigkeitsfrage zwischen dem Dorfschulzen und der Pfarre verwickelt, und die Männer gingen gestikulirend zwischen den Georginen auf dem schmalen Wege hin und her.

Die Tante saß neben der Pastorin bei dem Kaffe in der Laube.

Die beiden Frauen waren dazu geschaffen, Freundinnen zu werden, aber es kam nicht dazu. Mit wehmuthsvoller Stimme sprachen sie über elsässische Hühner, die der Oekonomierath in Schwandorf angeschafft hatte, und schwiegen stets still, wenn die Herren in ihrer lebhaften Unterhaltung in die Nähe der Laube kamen.

Den jungen Männern fiel die Unterhaltung von Fräulein Emilie zu.

Damit ging es dürrig zu Anfang, denn Wilhelm hatte das Mädchen eben erst kennen gelernt und bejaß wenig Grazie der Unterhaltung.

Karl hätte wohl tausend Anknüpfungspunkte gehabt, aber er litt unter Wilhelms Verlegenheit, dessen nach Athem ringende Aeußerungen er als eigenes Elend empfand.

Erst als Fräulein Emilie von einem Unfall sprach, der sie kürzlich bei der Fahrt nach der Stadt betroffen hatte, brach das Eis.

Wilhelm schilderte plötzlich losbrechend in lebhaften Farben vier bis fünf ähnliche Unfälle, die ihm zugestoßen waren.

Besonders glückte ihm, nach seinem Dafürhalten, die Schilderung von einem „durchgehenden Gaul“, der „auf die Kandare gebissen hatte“ und mit ihm „abzog“.

Die Worte: „es war ganz schauderhaft, ganz schauderhaft“ gebrauchte er dabei so häufig, daß sich die Tante und die Frau Pastorin, durch die scharfe Betonung des „schauderhaft“ aus ihrer Hühner-Unterhaltung gerissen, mit leise erschreckten Mienen Wilhelm zugewendet hatten.

Karl litt bis zum Erröthen unter diesem Eindruck, doch schien glücklicherweise Fräulein Emilie nicht berührt davon.

Sie folgte mit Interesse der Erzählung, dazwischen bald den Kuchen herumreichend, bald mit auffordernder Geberde zur Kaffeetanne greifend.

Sie hatte im hohen Maße das Talent einer liebenswürdigen, umsichtigen Hausfrau, anregend dem Gespräche zu folgen und durch ihre Haltung eine gewisse Autorität ausstrahlen.

Die beiden jungen Männer standen vollständig unter ihrem Eindruck.

Wilhelm befand sich bei der Heimfahrt, die mit dem unruhigen Vater bereits nach zwei Stunden angetreten werden mußte, in einem Zustande verliebten Helbenthums und Karl empfand instinctiv diese Stimmung des Freundes mit ihm. In seine Bewunderung Wilhelms mischte sich wohl ein leiser Zug von Ueberlegenheit bei der Erinnerung an jene „schauderhafte“ Erzählung — aber diese Empfindung ging in dem Liebeszauber, der den Freund bewegte, allmählich unter.

Am Abend, beim Auskleiden, begann Wilhelm sein Bekenntniß.

Er war verliebt — und noch mehr: er glaubte, daß er Fräulein Emilie nicht gleichgiltig geblieben sei.

„Bei der letzten Geschichte — Du weißt Karl, mit dem durchgehenden Gaul — sah sie mich von der Seite an, und dann sah ich sie an — und weiß der Himmel: mir schien etwas nicht richtig!“

„So? Mir ist nichts aufgefallen,“ äußerte Karl zögernd.

„Du siehst auch rein gar Nichts!“ sagte Wilhelm, sich ärgerlich wendend.

Im Bett aber, nachdem das Licht verlöscht war, begann er von den Reizen Emiliens zu schwärmen:

„Das Mädchen hat ein Paar Augen — weiß der Henter! Da kann sich Louischen Otto verkriechen.“

Louischen Otto war seine Jugendflamme gewesen.

Karl stimmte in Wilhelms Bewunderung ein.

Er pries Emiliens Herzeigenschaften und meinte, sie gliche einer guten Fee. Wenn sie das Haar aufgelöst trüge und ein langes weißes Gewand dazu, wäre sie gewiß weit schöner. Man sollte einmal Bilder stellen. Emilie müßte als Edelfräulein auftreten und Wilhelm als Ritter.

„Eine blanke Rüstung und ein rother Mantel würden Dich gut kleiden. Nicht wahr, Wilhelm?“

Wilhelm gab keine Antwort. Er war über Karls Plänen eingeschlafen.

Karl richtete sich in seinem Bette auf und lauschte.

Er vernahm die regelmäßigen Athemzüge Wilhelms, dann versuchte auch er zu schlafen, aber die Liebesgeschichte, die Bilder, der Ritter und das Edelfräulein — das Alles ließ ihm keine Ruhe. Erst nach Stunden senkte sich der Schlaf auf den erregten Jungen, der nur halb ausgeruht und noch bleicher wie sonst am nächsten Morgen zu der Arbeit auf das Feld ging.

Diese Liebesgeschichte hatte die Wendung hervorgerufen, welche Karl in seine alte Träumerei zurückführte.

Wilhelm liebte! — das war freilich ein Ereigniß von so großer Bedeutung, daß alles Andere daneben verblaffen mußte. Fast glaubte Karl selbst Emilie zu lieben, und er hatte die Rolle eines „edel entzogenen

Freundes“ während eines ganzen Tages mit herumgetragen. Diese Empfindung wich jedoch einer neuen, als Wilhelm ihm des Abends im Bett sagte:

„Karl, Du könntest mir ein Gedicht für Emilie machen! — Ich habe zu viel zu thun.“

Karl faßte, wenn auch vorläufig in ablehnender Form, den Gedanken lebhaft auf und schloß lange nicht ein — allerhand Verse erfindend und wieder verwerfend.

Am nächsten Morgen nahm er sich Papier und Bleifeder mit auf das Feld. Die Kartoffelernte hatte begonnen und er mußte die Arbeit beaufsichtigen.

Mitten in dem Kartoffelfelde, nahe bei den Arbeitern war eine kleine Vertiefung, ehemals ein Wasserloch. Jetzt wucherten unten auf dem Sumpfboden üppiges, hellgrünes Gras und Vergißmeinnicht mit langen Stielen. Hierum standen buschige Erlen, auch ein junge Eiche unter ihnen.

Der Junge spähte erst nach dem Vater, der weit und breit auf den flachen Feldern nicht sichtbar war. Dann hatte er sich durch die Erlenbüsche gedrängt und saß mit Bleistift und Papier in der grünen Umrahmung hart an dem frischen Gras des Sumpfes.

Von außen her tönte die unbestimmte Unterhaltung und das Lachen der Kartoffelarbeiter, sonst war es still. Ein paar matte Herbstmüden versuchten eine Belästigung und über die Stiefel lief ihm ein schwarzer Käfer.

Halb zerstreut dem Käfer nachsehend und ein Erlenblatt in den Fingern drehend begann er die Verse. Es wurde ihm die Arbeit leicht — merkwürdig leicht! — und ein Gefühl des Glückes, erfüllter Pflicht und großer Befriedigung kam über ihn.

Das Gedicht war kurz, aber es schien ihm viel zu sagen. Er fand es schön und las es mit Genugthuung öfter durch.

Nun drängte es ihn, Wilhelm davon Kenntniß zu geben.

Leider aber fand sich nach dem Mittagessen keine Zeit dazu. So mußte er mit Widerwillen noch einmal zu den Arbeitern hinaus und den Feierabend abwarten. Er war zerstreut auf dem Wege und hörte nur halb auf das, was ihm der Vater, der ihn begleitete, sagte. So kam es, daß er eine Frage überhörte.

„Zum Donnerwetter! — Junge paß auf!“ polterte der Vater heraus und Karl war wie mit Purpur übergossen.

Endlich am Abend war er allein mit Wilhelm oben in der Stube.

„Ich habe ein Gedicht gemacht“ sagte er.

„Zeige her, wo hast Du es?“ fragte eifrig Wilhelm.

Karl zog das Papier aus der Brusttasche und reichte es Wilhelm, mit den Augen voller Spannung den Lesenden verfolgend.

Wilhelm laß:

Der Herbstwind weht,
Die Blätter fallen,
Durch welke Lande
Gein Klagen geht. —

Bißt Du in Trauer,
Du Herbsteswind,
Weil Frühlingsblumen
Gestorben sind?

Laß Deine Klagen,
Zieh dort hinaus —
Zum hellen Fenster
Am Pfarrerhaus.

Da lacht der Frühling
In's Land hinein
Aus zwei gar lieben
Blaugesein!

„Das ist Nichts,“ sagte Wilhelm nachdenkend, „das ist kein Liebesgedicht.“

Karl horchte leise gekränkt auf — und jenes Gefühl der Ueberlegenheit, das er bisweilen empfand, stieg wieder in ihm auf. „Wie soll es anders sein?“ fragte er.

Wilhelm gab ihm keine Antwort. Er zog seinen Rock aus, ergriff eine Bleifeder, suchte sich einen Briefbogen aus der Mappe und setzte sich in Hemdbärmeln an den Tisch.

Nachdem er eine Weile an der Bleifeder gekaut hatte, schrieb er nieder

Oh! könnt' ich schweigen —

Dann stützte er den Kopf in die Hände und bewegte den Bleistift im Munde hin und her.

So saß er geraume Zeit, während Karl sich an der Kommode zu schaffen machte, dabei jede Bewegung Wilhelms mit Spannung verfolgend.

Plötzlich sprang Wilhelm auf, zerknitterte das Papier und warf die Bleifeder gegen die Wand.

„Du hast mir durch Dein dummes Gedicht Alles verdorben!“ rief er zornig, entkleidete sich hastig und warf sich in sein Bett.

Nach zehn Minuten war er wie gewöhnlich fest eingeschlafen und Karl begab sich, unhörbar leise, zur Ruhe, um den Freund nicht zu stören.

Wilhelm kam auf das Gedicht nicht mehr zurück.

In Karl aber war eine eigenthümliche Wandlung vorgegangen.

Auf dem Gymnasium hatte er bereits gedichtet, jedoch nur als Uebung für die Literatur-Stunde, um die verschiedenen Versfüße kennen zu lernen. Damals war es zu der Zufriedenheit der Lehrer geschehen, jetzt aber plötzlich sprach er eine Sprache für sich. Eine Sprache, in der er einen Ausdruck für Alles fand, was ihn bewegte, und was er auszusprechen sich nicht getraute.

Mit erglühenden Augen und gerötheten Backen saß er draußen auf dem Grabenrand in der Nähe der Arbeiter oder in einem Erlengebüsche und schrieb wunderliche Liebes-Ritter-Balladen auf, deren Held Wilhelm, deren angebetete Dame Emilie war.

Wilhelm verschwieg er seine Arbeit, dem Vater aber wich er so scheu aus wie früher als Knabe in seiner stetigen Furcht vor Strafe. Das Interesse

für den landwirthschaftlichen Beruf war völlig geschwunden und dem schmerzlichen Vater war diese Wandlung nicht verborgen geblieben. Aus einer geheimen Freude an dem Eifer des Sohnes wurde allmählich eine verächtliche, abwartende Mißstimmung, schließlich drohende Gewalt.

„Ich werde den Bengel schon kriegen,“ sagte er zu der Tante, die unter der schlechten Laune des Schwagers nicht weniger zu leiden hatte als das ganze Haus- und Hofspersonal. Sie lief mit fieberhafter Hast zwischen dem Milchsteller und ihrem Wäscheschrank hin und her und das Tuch wurde sogar über Nacht nicht mehr abgenommen.

Wilhelm überstand am besten alle jene Mißstimmungen im Hause. Er schimpfte wohl auch mehr wie gewöhnlich draußen auf dem Felde, aber an seiner harten realen Natur gingen, dergleichen Stürme ziemlich wirkungslos vorüber. Während der gewitterschwülen Mahlzeiten, die das Entsetzen Karls und der Tante waren, saß er stumm vor dem Teller, mit größtem Appetit seine Portion verzehrend. Dann sagte er laut: „Mahlzeit!“ und ging, für sich lachend, hinaus.

Für Karl gab es nur eine Erholung, das war der Abend, oben in der Stube mit Wilhelm.

Leider war letzterer meistens müde und schlief bald ein, aber wenn er einmal am Tische sitzen blieb und mit Karl über Emilie sprach und allerschöbste Zukunftsbilder entrollte, dann schwelgte Karl in Seligkeit und fand reichen Ersatz für die Unbilden eines qualvollen Tages.

Leider nahmen diese Verhältnisse bald eine noch trübere Wendung.

Wilhelm war eines Abends auffallend zerstreut und antwortete Karl kaum auf seine Fragen. Es ging augenscheinlich etwas in ihm vor. Plötzlich sah er Karl entschlossen in die Augen:

„Morgen reite ich zu Emilie, sie hat Geburtstag,“ sagte er.

„Reiten?“ fragte erstaunt und beunruhigt Karl.

„Auf Vaters Braunem; Du mußt mir helfen. Der Vater geht morgen nach den Kartoffeln und zum Aekern. Ich werde nach dem Dorf sehen und kann gut unterdessen hinüberreiten. In zwei Stunden bin ich wieder zu Hause. So lange mußt Du den Vater draußen festhalten.“

Karl ging fast der Athem aus bei diesem unerhörten Plane. Er sollte den Vater festhalten!

„Wenn nun aber der Vater nach Hause will?“ fragte er zögernd.

„Du hast nicht für einen Groschen Courage! — zum Donnerwetter, Du kannst doch wohl den Alten irgendwie anlügen?“

Karl schwieg. Er sah ein Unheil hereinbrechen und fühlte sich nicht stark genug zum Widerstande.

Noch wurde über den Plan berathschlagt, aber selbst der Gedanke, daß Wilhelm wie ein junger Graf zu dem Pfarrhause sprengen und Fräulein Emilie erröthend seinen Glückwunsch entgegennehmen würde, konnte die Unruhe und Sorge in Karls Herzen nicht zum Schweigen bringen.

Der unheilvolle Tag brach an.

Der Vater ging wirklich mit Karl zu den Kartoffeln, wirklich sollte Wilhelm nach dem Dorf sehen, aber schon nach einer Stunde wollte der Vater heimkehren. Karl war leichenblaß geworden, er raffte allen Muth zusammen als er ihn zu fragen wagte:

„Willst Du nicht nach dem Aedern sehen?“

„Ach was!“ gab der Vater nur verächtlich zur Antwort und ging.

Karl sah ihm voller Entsetzen nach. Der Vater ging einige hundert Schritte den Weg zum Hof, dann blieb er stehen. Ein Hoffnungsstrahl blitzte in Karl auf! Er wendete sich zu dem Felde, dort bohrte er mit seinem Stock in einer Scholle herum. Jetzt — mein Himmel! — jetzt ging er wieder zurück auf den Weg und immer näher rückte seine Gestalt dem Hofe, sich dunkel von dem gelben Stoppelfelde abhebend. Nun verschwand er zwischen den Scheunen und Karl setzte sich nieder, mitten auf dem Felde, unverwandt nach dem fernen Kirchturm spähend. Dorthier mußte Wilhelm kommen.

Nach einer halben Stunde sah er einen galoppirenden Reiter, aber nur einige Minuten. Der Reiter wählte einen Weg, der ihn hinter das Gehöft führte.

Was wird es nun geben?

Karl kam halb erstarrt zu dem Mittagstisch. Er sah Wilhelm nicht, wagte auch nicht nach ihm zu fragen. Der Vater war sichtlich erregt und blickte nicht auf, als Wilhelm eintrat, dessen Benehmen Karl verändert ersahen. Kein Wort wurde gesprochen. Nur die Tante fragte mit ihrer wehmüthigen Stimme hin und wieder: „Noch etwas Suppe? Noch etwas Kohl?“

Als die Mahlzeit beendet war, ging Karl zu Wilhelm hinauf. Er öffnete die Thür, da stand Wilhelms gelber Koffer auf dem Tisch und am Boden eine leere Kiste!

Karl stieß alles Blut zu dem Herzen. Er wollte etwas fragen, aber er bewegte nur tonlos die Lippen und zeigte auf die Kiste.

„Ich soll morgen früh fort,“ sagte Wilhelm mit gekünsteltem Gleichmuth, „na, das war eine schöne Geschichte! — der Alte war rein verrückt!“

Karl kämpfte mit den Thränen und stellte sich an das Fenster. Es war windig geworden und einzelne Regentropfen flogen gegen die Scheiben. Die alte Tanne schwenkte wild ihre Zweige durcheinander und Karl starrte mit weit geöffneten Augen zu ihr hinüber.

Wilhelm nahm seine Röcke aus dem braunen Kleiderschrank.

„Na, alter Junge, wir sehen uns bald einmal wieder,“ sagte er dabei. „Du kannst mich besuchen kommen. So schnell wird es wohl mit einer neuen Stelle nicht gehen. Vor Neujahr schon gewiß nicht.“

Karl wendete sich immer nicht. Da tönte des Vaters Stimme auf dem Flur: „Karl!“

Der Junge fuhr zusammen und eilte hinaus. Er wischte sich mit dem Ärmel flüchtig die Thränen aus den Augen.

Unten stand der Vater in seinem blanken schwarzen Regenmantel.

„Komm' mit,“ sagte er befehlend.

Draußen aber, während der Wind durch die großen Pappeln fuhr und die gelben Blätter weit über die Stoppelfelder trieb, hielt er einen längeren, zornigen Vortrag über Wilhelms Unverschämtheit. Glücklicherweise mußte er sich hin und wieder die Mühe festhalten, und das schwächte bis zu einem gewissen Grade die Wirkung seiner Rede ab.

„Mit solchen Bengels mache ich kurzen Proceß,“ sagte er, „ich möchte doch wissen, wer hier der Herr ist? Du hast natürlich von dem dummen Streich gewußt. So grüne Jungens, wie ihr seid, stecken immer zusammen. Das hat nun ein Ende. Verstehst Du mich?“

Er blieb stehen und sah Karl an.

„Ich bitte mir aus, daß Du jetzt die Gedanken zusammenhältst und nicht wie ein halb dämliches Frauenzimmer über die Felder läufft.“

Er ging weiter.

„Du hast jetzt Wilhelms Arbeit zu thun, und deshalb ist es mir auch lieb, daß der Bengel seiner Wege geht.“

Wie ein Alp wälzte sich die neue Verpflichtung auf den Jungen. Dazu der Schmerz des Abschiedes von Wilhelm — es war fast zu viel!

Welch ein Abend war das! — Welch eine Nacht!

Wilhelm schrieb einen langen Brief an Emilie, den Karl zu besorgen versprach. Als er sich zur Ruhe begeben hatte, saß Karl, halb entkleidet, auf dem Fußende des Bettes und sprach mit leise bebender Stimme zu dem Freunde.

Er gelobte ihm ewige Treue.

Wilhelm sagte ihm zweimal: „Du bist ein guter Kerl!“ Einen höheren Ausdruck seiner Verehrung zu finden, hatte ihm Mutter Natur versagt.

Die Müdigkeit übermannte die Freunde, und am folgenden Morgen verließ Wilhelm das Haus.

Der Vater sagte ihm mit kurzem Händedruck: „Ich hoffe, daß Sie sich an anderer Stelle besser aufführen werden.“

Die Tante gab ihm einen kleinen Topf mit Honig mit auf den Weg und grüßte ihn noch oben von ihrem Fenster aus.

In Karl aber wogte ein Meer sich überstürzender Gedanken. Er weinte nicht, aber er sah krank aus. Zwei scharfe Linien an den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln herab, die bisher nur andeutungsweise vorhanden waren, traten schärfer hervor. In seinen Augen lag tiefer Kummer, den er zu verbergen suchte. Er ging in's Feld; da war es entsetzlich öde und einsam. Jetzt war er allein mit dem Vater und der Tante. Seine

Arbeit erschien ihm unüberwindlich und ein paar Versuche, ihr innerlich Berechtigung zuzuwenden, scheiterten an dem erschlaffenden Körper.

Nie war ihm die Welt größer erschienen, nie reicher in der Ferne, nie elender in seiner Nähe.

Er raffte sich auf, so gut er es vermochte, doch reichte der Aufwand seiner Kräfte nicht annähernd an die Anforderungen, die der Vater an ihn stellte. Dazu rückte die Jahreszeit vor, und die Herbstnebel, die sich Tagelang über die Ebene legten, drückten die Stimmung des Jungen bis zur Erschlaffung nieder.

Die Tante fühlte das Elend Karls ohne ihm durch ihr Wesen Ersatz bieten zu können. Sie steckte ihm mitteilidig bald ein paar Äpfel zu, bald legte sie heimlich etwas Backobst in seinen Kasten.

Karl fühlte instinktiv, daß die Tante auszugleichen versuchte, aber einerseits empfand er eine Art Stolz dem Mitleid gegenüber, andererseits war es wieder jenes Gefühl der Ueberlegenheit, das ihm die Gesellschaft der Tante verleidete.

Mit einem wunderbaren Empfinden heimlicher großer Liebe, suchte er Nahrung und Trost in seiner Dichtkunst. In ein blaues Schulheft schrieb er Abends nieder, was er während des Tages erfann.

Ein Klang unbeschreiblicher Sehnsucht und ein Zug kindlichen Leidens lag in seinen Versen. Manches war so tief dem Wehegefühl des Herzens entquollen, daß er nicht wagte, die Strophen wiederzulesen, denn sie zehrten an ihm, wie eine offene Wunde.

Das blaue Heft trug er, als sei es ein Heiligtum, mit sich herum. Denn oben in der Stube konnte es der Vater finden oder die Tante, und der Tante mangelndes Auffassungsvermögen war ihm fast so peinlich wie des Vaters Zorn. Leider durfte er nicht mehr wagen, draußen auf dem Felde in den Erlenhüschchen an dem Rande des Sumpfes zu träumen, denn der Vater ließ ihn durch Arbeiter beobachten. Er stahl sich darum zu der alten Freundin, der Tanne, am Nachmittag oder wenn er gegen Abend einmal früher heimkehren durfte. Auf der Holzbank unter ihr, gegen das Haus geschützt durch ein Gebüsch von Klieder, saß er und ließ die Zweige leise über sich hinausschwenken. Er hörte auf den Ruf der Drossel und auf das flüsternde Regen des gelben Schilfes an dem großen Wassergraben, der unten, zwischen Garten und Wiesenland, nahe bei der Tanne langsam vorüberfloss. Dann las er in dem blauen Hefte oder schrieb ein paar Strophen mit einer kurzen Bleifeder hinein.

So war es auch eines Sonntags, an einem hellen November-Nachmittag.

Der Vater war im Haus und hatte ihm den Nachmittag freigegeben. Aber dennoch fuhr es ihm durch den unruhigen Sinn, Karl nach dem Torfshuppen zu schicken. Dort war in letzter Zeit Torf entwendet worden und „ein Sonntag Nachmittag wäre eine Gelegenheit, die Kerls zu fassen.“

„Wo ist Karl?“ fragte er die Tante im Hausflur.

„Wahrscheinlich im Garten, er ging hinten hinaus,“ sagte sie wehmüthig.

Der Vater nahm Hut und Stock und schritt den Weg zu der Tanne.

Plötzlich stand er vor Karl, der erschreckt sein blaues Heft in der Brusttasche verbarg und sich mit erröthenden Wangen erhoben hatte.

„Was hast Du da?“ fragte der Vater, der in jeder Heimlichkeit eine Bedrohung seiner Autorität sah und aus Mißtrauen nicht ohne Neugierde war.

„Nichts,“ sagte Karl, „ein Notizbuch.“

„Ein Notizbuch! — schönes Notizbuch! — zeige her!“ und er streckte die Hand nach Karl aus.

Der Junge preßte seine beiden Hände an die Brust und wurde leichenblaß.

„Nein,“ sagte er zögernd, aber doch mit einer gewissen Bestimmtheit.

Dem Vater schoß das Blut in die Stirn und seine Hände wurden unruhig.

„Gieb mir das Ding!“ sagte er nachdrücklich und der Blick seiner grauen Augen wurde schärfer.

Karl biß die Lippen zusammen und athmete schnell vor innerer Erregung. Er preßte noch fester die schmalen Finger auf das Heft in der Brusttasche und ein Zug von Energie breitete sich über ihn aus.

Zum ersten Mal in seinem Leben war er dem Vater gleich.

Der aber faßte krampfhaft seinen Stock.

„Gieb mir das Heft!“ schrie er losbrechend und trat plötzlich dicht vor den Knaben.

Mit schnellem Entschlusse sprang Karl zurück und warf das blaue Heft in den großen Wassergraben, hoch über das Schilf. Aber auch in demselben Augenblicke traf ihn ein Stockschlag des Vaters hart in's Gesicht, und er fühlte, wie die eiserne Spitze ihm die Wacke ritzte.

Ein Gefühl namenlosen Elends durchzuckte ihn. Halb war es Ohnmacht, halb Haß und Trauer. Für eine Wiedervergeltung war er zu weich und zu schwach. Der Vater gab ihm weiter auch keine Veranlassung dazu, denn der Zornesanfall hatte denselben zu einer Handlung hingerissen, die ihm selbst nicht begründet erschien. Es trat ein plötzlicher Rückschlag ein. Er wendete sich und ging.

In dem Hause aber gerieth er wieder in Zorn über Karl, über den Schlag, über Alles, was ihm lästig war. Deshalb gab er vor seiner Thür dem armen Waldmann, seinem einäugigen Dachshunde, einen so festen Fußtritt, daß der arme Hund sich wehklagend die Treppe hinauf zu der Tante flüchtete.

Karl war wie erstarrt unter der Tanne stehen geblieben. Er nahm sein Taschentuch aus der Rocktasche und wischte sich die Blutstropfen lang-

sam von der Wange. Dann setzte er sich erschöpft auf die Bank und lehnte seinen Kopf zurück an den Stamm. Nach und nach flossen ihm Thränen aus den Augen und schließlich brach er in ein heftiges Schluchzen aus. Dann trocknete er plötzlich die Thränen und stand auf.

Er suchte sich zu fassen.

„Christus hat auch gelitten,“ dachte er in einer Erinnerung an ähnliche Gedanken bei Strafen in der Kinderzeit.

Aber da stockte er, denn Gott hatte Christus nicht geschlagen.

„Ach, Dummheiten! — Das hat gar keinen Sinn!“

Plötzlich fiel ihm das blaue Heft ein, und er ging an den Graben, schob das Schilf bei Seite und suchte. Da lag es zwischen einigen Schilfgräsern im Wasser. Mit einem trockenen Aste angelte er darnach, und fischte es heraus. Die Tinte war auseinander gelaufen, kaum war noch lesbar, was es enthielt. Aber er nahm es doch mit sich und ging hinauf nach seinem Zimmer.

Auf der Treppe begegnete ihm die Tante.

Er eilte bei ihr vorüber, doch hatte sie seine gerötheten Augen gesehen und etwas Schlimmeres noch: eine blutige Wange!

Karl schloß sich in seinem Zimmer ein und hing das blaue Heft auf eine Stuhllehne in der Nähe des Ofens zum Trocknen. Dann legte er sich auf sein Bett und versank in unruhige, qualvolle Gedanken. Er wollte fliehen, er wollte seinem Vater troßen, er wollte den Vater durch Milde besiegen, er wollte Krankheit heucheln — eines nach dem andern.

Dann sprang er auf und dachte an Wilhelm zu schreiben, aber er warf sich wieder auf sein Bett, denn er schämte sich des Schlages.

Um die Zeit des Abendessens kam die Tante an die Thür.

„Karl, das Essen ist fertig.“

„Ich komme heute nicht.“

„Bist Du krank?“

„Nein.“

„Was fehlt Dir?“

„Nichts.“

„Mache doch die Thür auf!“

„Nein. Laß' mich.“

„Aber Karl!“

Nach einer Pause hörte Karl wie sie eine Treppe hinabging und er begann von Neuem zu weinen, bis er sich entkleidete und müde und nervös die Nachtruhe suchte.

Die Tante saß unterdessen allein mit dem Schwager am Tisch. Sie hatte begriffen, was es gegeben hatte und den heroischen Entschluß gefaßt, dem Schwager ihre Meinung zu sagen. Das war für die gute Frau eine herzklopfende Geschichte!

„Was mag Karl haben?“ fragte sie endlich.

„Er ‚mault‘ wahrscheinlich.“

„Weshalb denn?“

„Es wird wohl etwas gesetzt haben.“

Die Tante stand auf und trat an den Nebentisch, auf dem einige Teller standen. Sie konnte dem Schwager nicht bei ihrem Vorhaben in die grauen Augen sehen und machte sich deshalb bei den Tellern zu schaffen.

„Du behandelst Karl nicht richtig,“ sagte sie, dem Schwager den Rücken wendend, aber mit mehr Energie, als sie sich selbst zugetraut hatte.

„Was soll das heißen?“ fuhr derselbe auf. „Willst Du mir etwa Vorschriften machen, wie ich den Jungen erziehen soll? — Das ist großartig! Du glaubst wohl, daß so ein eigensinniger Bengel die Landwirthschaft lernt, wenn er Kartoffeln frißt! — Ich weiß sehr genau, wie ich ihn zu behandeln habe.“

Er schenkte sich ärgerlich ein Glas Bier ein.

„Mir scheint es immer, als wenn Karl doch besser zum Studiren gepaßt hätte,“ äußerte mit einem Aufwand von Entschlossenheit die Tante, immer an den Tellern herumputzend.

„Das ist meine Sache,“ rief der Schwager, „Du willst mir wohl gar einreden, daß nicht ein Jeder Landwirth werden kann. Ich möchte doch sehen, ob ich nicht aus so einem Bengel, der Verstand genug hat, wenn er nur will, einen Landwirth herauskriege! Dummes Zeug.“

„Ja, ich meine eigentlich, wenn Du mit Liebe — Karl braucht Liebe —“

Das war vielleicht das beste Wort, was die Tante gesprochen hatte, aber sie brachte es so wehmüthig und leise hervor, daß es nicht treffen konnte, am wenigsten so harte Naturen wie der Vater, dessen Geduld nun erschöpft war.

„Zum Donnerwetter, Schwägerin,“ polterte er heraus, und stand zugleich auf, weil er sein Essen hastig beendet hatte. „Will sie mich etwa darauf aufmerksam machen, daß ich den Jungen nicht lieb habe? Aepfel stopfe ich ihm allerdings nicht in die Taschen, wie gewisse Leute, sondern ich will etwas aus ihm machen. Der Bengel soll etwas Vernünftiges werden. Verstehst Du mich?“

Netzt wischte er sich den Mund und stellte sich mitten in das Zimmer, während die Tante eifriger als vorher an den Tellern putzte.

„Karl braucht Liebe! — Seh' Einer das an! — So eine Unverschämtheit!“

Und er ging in sein Arbeitszimmer und warf die Thür in das Schloß, daß der Kalk von der Wand bröckelte.

Der Conflict in dem Garten hatte nichts Wesentliches an dem Benehmen des Vaters geändert. Er war einige Tage weniger rauh gewesen. Das war Alles. Um so mehr war eine Veränderung in dem Wesen des Jungen bemerkbar. Er war noch scheuer und einsilbiger geworden und seine feinen Züge schienen gespannter als zuvor. Dadurch war die Größe der braunen Augen noch auffälliger und ihr kummervoll sehnüchtiger Glanz mußte selbst die Aufmerksamkeit des Vaters auf sich lenken.

„Blank, wie mit Rast gepuht,“ sagte er gelegentlich zu der Tante.

Karl trug sich seit jenem Vorfall mit dem Gedanken, daß etwas geschehen müsse. Was es sein könne, wußte er nicht, denn er fühlte sich in des Vaters Bann wie ein Vogel, dem der Blick der Schlange die Schwingen lähmt. Auch empfand er, trotz des Wunsches, weit in der Ferne ein wunderbares Glück zu finden, den Zusammenhang mit den Moorgründen der Heimath, auf deren Wasserflächen die Abendsonne in gelben Lichtern spielte, so intensiv, daß er sich demselben nicht entziehen konnte. Er träumte darum weiter, und that seinen Dienst so matt wie bisher, doch hatte er jeden Gedanken einer Selbsttäuschung aufgegeben. Der Dienst erschien ihm jetzt als unheimlicher Zwang und nicht mehr in dem Gefühle des Unrechts schlich er unter die Tanne. Das war sein gutes Recht geworden, denn der Schlag des Vaters hatte ihm die Knechtschaft, unter der er stand, plötzlich enthüllt.

Nur jener unbestimmte Gedanke, daß „etwas“ geschehen müsse, störte ihn jetzt viel in seiner Träumerei. Er saß häufig lange Zeit mit der Bleistiftfeder in der Hand, fertig, den poetischen Gedanken niederzuschreiben und überraschte sich dabei, daß er in seiner Phantasie mit Wilhelm auf Reisen war oder als Wanderbursche bei mitleidigen Menschen in fernen Gegenden einkehrte.

Der Gedanke des Wanderns trat noch lebhafter an ihn heran, wenn er des Abends auf den Moorgründen herumstreifte und in langen Zügen die wilden Gänse und Kraniche über ihm hinzogen.

Die Fläche war weit, dunkelbraun gefärbt vom Herbst; nur das hohe gelbe Schilf stand gegen den hellen, leuchtenden Abendhimmel in feinen Linien.

Weiterhin glänzte die Wasserfläche eines Teiches aus dem braunen Moor, genau so gelb und hell, wie der Abendhimmel, und dahinter funkelte noch ein schmaler Streif, das war ein Graben. Ganz fern aber zeichnete sich dunkel, rüthlich blau, ein Wald in scharfen Umrissen von dem Himmel ab.

Alles war Farbe, Alles Licht.

Weit im Kreise herrschte tiefe Stille, nur der seltsame Ruf der Kraniche tönte durch den goldenen Abend, wie leise, ganz unvermittelte Klänge eines fernen Waldhornes und dazwischen schrill, als riefen die Wasküren von der Götterburg weit über die Wolken hin ihren Schlachtenruf.

Der Junge stand vom Licht umflossen regungslos auf dem braunen buschigen Grase und blickte zu dem Abendhimmel hinauf, den Kranichen nach, bis weit in der Ferne ihr Ruf verhallte und der Sonne letzter Schein verschwand. Dann ging er langsam heim, mit Mühe den Weg zwischen den Gräben suchend, und setzte sich schweigsam an den Tisch, zwischen Vater und Tante.

Er nannte das Moor seinen „Sonnengarten“ und sprach das Wort gern leise für sich allein aus.

Als er einst heimkehrte, schrieb er traumhaft ein paar Strophen auf. Sie lauteten:

Hoch über bräunlichem Moor
Ziehen Kraniche schwebend
Gen Süden.
Singend tönet ihr Ruf
Abendgoldig den Menschen,
Den müden.
Strahlen flimmern vom Teich
Zu des Schilfes Geßlüster,
Dem leisen.
Sinkender Sonne Weh
Zieht mich sehnend zur letzten
Der Reisen.

Die letzte Strophe wiederholte er häufig in seinem Sonnengarten ganz leise:

Sinkender Sonne Weh
Zieht mich sehnend zur letzten
Der Reisen.

Es lag in den Versen eine Art Ruhe, die ihn besänftigte, und der Besänftigung bedurfte er wohl in jenen Tagen!

Fräulein Emilie war an einer Lungenentzündung erkrankt, und ein typhöses Fieber, das dazugetreten war, hatte das blühende Mädchen binnen wenigen Tagen dahingerafft.

„Das ist eine schöne Geschichte,“ sagte der Vater, „nun soll einmal die piepige Pastorin sehen, wie sie mit der Wirthschaft fertig wird.“

Karl war tief erschüttert durch die Nachricht.

Was wird Wilhelm sagen!

Aber auch er selbst litt darunter, sein Edelfräulein war gestorben, und er war noch einsamer geworden. Eine Schaffens-Unlust drückte ihn nieder in ganz neuer Empfindung größten Unbehagens.

Vor allen Dingen schien es ihm eine Pflicht, Wilhelm zu benachrichtigen. Er begann dreimal einen Brief und setzte immer wieder ab, ehe er schrieb. Aber der „arme, unglückliche“ Wilhelm beantwortete diesen Brief nicht einmal, wie sehr Karl sich auch darnach sehnte und die mögliche Dauer der Antwort berechnete.

Das Begräbniß Emilien's war unendlich traurig.

Der Pfarrer des benachbarten Kirchdorfes hielt die Grabrede, denn der arme Vater hatte die Kraft nicht dazu, trotz seines ritterlichen Fehdecharakters. Das Leid war zu schwer über ihn hereingebrochen. Aber er sah, daß seine arme „piepige“ Frau eine gottergebene, friedliche Person war, viel ruhiger und vernünftiger als er selbst, und er begann deshalb eine gewisse Achtung vor ihr zu empfinden, die ihn tröstete.

Eine eigene Wirkung übte auf Karl das Wort aus, mit dem der Pfarrer des Nachbardorfes seine Grabrede begann:

„Gönnt der Blume, die so früh welken mußte, die Ruhe, meine Geliebten, wir sehnen uns Alle darnach, bewußt und unbewußt, alt und jung.“

Karl hörte nicht mehr als das. Es hatte ihn dieses Wort innerst berührt und es war, als fielen Schuppen von seinen Augen. Das war es! Ruhe, tiefe süße Ruhe, wie der Schlaf sie giebt nach des Tages zerrissener Stimmung zwischen Vater und Tante!

Die trübseelige, feierliche Umgebung erhöhte noch den entseesselnden Eindruck seines Wortes, der so stark war, daß Karl allen Maßstab der Trauer verlor. Wohl vergoß er Thränen, als der blumengeschmückte Sarg in das „ruhevolle“ Grab hinabsank, aber im Grunde nur, weil Alles weinte und die Tante neben ihm heftig schluchzte.

Seit jenem Tage nahm die Todesahnung, die seine letzten Lieder vom Sonnengarten durchwehte, die Form glühenden, schmerzlichsten Wunsches an. Die Wandergedanken waren gewichen und Ruhegedanken erfüllten ihn ganz.

Mit jener unbestimmten Gewalt, die ein kindliches Gemüth vollkommen beherrscht, hatte ihn dieser Wunsch erfaßt. Es war nicht das Resultat des Nachdenkens, das fähig wäre zu noch weiteren oder anderen Schlüssen zu gelangen, sondern das unbewußte „Müssen“, ohne Reflexion, dem er sich hingab ohne Bewußtsein, berauscht von der ganzen Wollust des sehnstüchtigen Zwanges. Er war wie im Fieber, wenn er Abends in dem Sonnengarten stand. Mit hochgerötheten Wangen, starren Augen, sah er die Sonne in dem Schiffslande niedergehen. Fast mit Leidenschaft sagte er: „Sinkender Sonne Weh“ und dann verstummte er plötzlich, und biß die Zähne aufeinander. —

Der Tante fielen seine fieberhaft gerötheten Wangen auf, wenn er zum Abendessen kam, aber sie wagte nicht darüber zu sprechen.

Das Verhältniß mit dem Schwager war ein sehr gespanntes. Sie meinte, seit jenem Abend, da sie ihm wegen des Jungen den Standpunkt klar gemacht hatte, aber es war nur deshalb, weil der Butterverbrauch im Hause in letzter Zeit aus unerklärlichen Gründen ein größerer geworden war.

Mit Karl sprach der Vater kaum anders als in verächtlichem oder rauhem Tone. Zu der Verwunderung der Tante schien der Junge diese Behandlung leidlich gut zu ertragen.

Daß die harten Worte den feinfühlenden, nervösen Jungen nur deshalb nicht so schmerzlich berührten, weil er zu schwer verwundet war, um noch die Wirkung jedes neuen Pfeiles zu spüren, das faßte die gute Frau nicht. Sie versuchte nur durch allerlei Pfeffermünz- und Lindenblüthentheee hinter dem Rücken des Vaters gegen Karls rothe Waden zu operiren, und war während zwei Tagen ernstlich beleidigt über des Neffen hartnäckig abweisendes Benehmen.

So war der November fast verstrichen.

Die Kraniche sind fortgezogen und nur selten ist der Sonnengarten hell. Auch unter der alten Tanne ist es kalt geworden. Die Stürme brausten

Nachts über die Ebene hin und rissen die letzten gelben Blätter von den Bäumen. Manchmal gab es ein Geklapper in dem alten Hause, wenn der Wind an dem Garten her gegen die Breitseite drückte, daß Karl meinte, es gingen Leute auf den Treppen herum. Er lauschte mit erhobenem Kopfe und zog sich dann die Decke höher hinauf, weil der pfeifende Sturm durch die Ritzen der Fenster kalt in das Zimmer drängte.

Einmal war der Lärm ärger als je. Es heulte und rauschte um das Haus herum, als könne Nichts stehen bleiben. Ziegel flogen von dem Dach flirrend und klappernd auf das Steinpflaster vor die Thür. Die Fenster, gegen die der Regen prasselnd schlug, schienen sich fast zu biegen. Oben war eine Dachlücke aufgedrückt, die klappete lärmend zu und auf und von der Tanne her rauschte und pfiß es.

Karl sprang im Hemde an das Fenster.

Da wehten gegen den dunkelgrauen Himmel, den der Schimmer des verdeckten Mondes wenig erhellte, die Aeste der Tanne herum wie schwarze Fahnen. Dann beugte sich die Spitze ganz herab und dann plötzlich braust ein so grauenhaft gewaltiger Stoß heran, daß ein Fenster aufsprang und Regen und Wetter in das Zimmer hineintobten. Zugleich aber geschah ein trachender, dröhnender, schwerer Fall, so stark, daß das Haus zu erzittern schien.

Wo war das?

War das die Tanne?

Karl spähte fröstelnd zu dem geöffneten Fenster hinaus.

Mein Gott! — gegen den grauen Himmel wehten keine schwarzen Fahnen mehr!

Er schloß eilig das Fenster und kleidete sich an. Jetzt hörte er auch im Hause die Tritte des Vaters. Er lief die Treppe hinab zu der geöffneten Hinterthür, an der der Vater stand.

„Die Tanne ist umgefallen,“ sagte dieser, „Donnerwetter war das ein Schlag!“

Mehr hörte Karl nicht. Er drückte sich an dem Vater vorbei hinaus in den Garten. Nur einige zwanzig Schritte machte er auf dem Wege, da stieß er auf die Krone des alten Baumes.

Einen Augenblick blieb er stehen und sah vor sich auf die schwarze Masse der Zweige und der Wind zauste ihm in den Haaren herum. Er drückte seine kalten, mageren Hände gegen einander, wie vor einem unbestimmten, zweifelhaften Entschluß, dann lief er plötzlich zurück zu dem Hause.

Der Vater war im Begriff auf den Hof zu gehen.

Der Junge lief die Treppen hinauf in sein Zimmer und kleidete sich langsam wieder aus. Ganz abwesend mit seinen Gedanken, hin und wieder fröstelnd. Am nächsten Morgen ging er sofort hinunter in den Garten.

Die alte Tanne war dicht über dem Erdboden abgebrochen, hatte im Fall zwei Pflaumenbäume umgerissen und lag wie ein grüner Berg in dem weiten Gemüsfeld.

Der Platz war zerstört, der Blick frei auf das kahle Sumpfland. Selbst das Haus schien anders, obgleich es so weit von der Tanne entfernt stand.

Karl sah nach dem Fenster, ob Niemand hinausblide. Dann ging er in die Zweige hinein bis an den Hals und setzte sich einen Augenblick nieder. Wertwürdig! — er mußte lachen.

Ja, war das nicht seine alte Freundin? War seine Jugend nicht mit ihr verwachsen?

Er lachte doch, und ein Gedanke fuhr ihm blitzartig durch den Kopf. Gott sei Dank, es ist zu Ende!

Weshalb denn „Gott sei Dank?“

Nun die Tanne hatte so wild noch vorher die Zweige herumgeschwenkt und jetzt ist es still, ganz still.

Karl kroch wieder aus dem grünen Berge hervor und ging hierauf in sein Zimmer. Er schritt dort unruhig hin und her, als suche er etwas. Dann lief er die Treppe hinab und sah nach der Wirthschaft.

Er war hastig in seinen Bewegungen und unruhig. Den Arbeitern, die die Tanne „klein machten“, sah er mit starrer Aufmerksamkeit zu.

Der Baum gab ein schönes Ruhende und viel Kastenholz. Das lag aufgeschichtet an der Stelle herum, wo früher der versteckte, friedliche Platz gewesen war. Die Dorfleute durften sich die Zweige holen und so lagen schließlich nur noch kleine grüne Endchen zwischen dem wellen gelben Gras herum.

Das sah fast aus, als wollte es unten auf dem Boden wieder Frühling werden.

Wenn Karl durch das Dorf ging, erblickte er hin und wieder in den Holzschnitten der Tagelöhner grüne Tannenzweige, das schnitt ihn durch das Herz und er ging in schmerzvollster Stimmung hinaus auf das Feld.

In seinen Freistunden schrieb er eifrig an einer märchenhaften Erzählung. Die Ueberschrift lautete „Die Tanne“.

Er versenkte sich in die Schrift mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen; aber es mußte ergreifend und aufregend sein, was er schrieb, denn er litt unter der Arbeit, mit der er völlig verwachsen schien.

Er begegnete dem Vater in jenen Tagen mit einem finsternen Trotz und mit einer gewissen Verächtlichkeit, die derselbe jedoch nicht erkannte.

Die Tante in ihrer beobachtenden Weise, deren Betrachtungen aber stets zu falschen Resultaten führten, glaubt darin zu erkennen, daß Karl etwas „gelernt“ habe und sich in der Landwirthschaft „sicherer zu fühlen“ beginne.

Karls eigenthümlich geistiger Zustand dauerte einige Tage.

Als die Erzählung abgeschlossen war ging er wieder in den „Sonnen-garten“.

Es war ein Abend, wie ihn der Spätherbst unserer norddeutschen

Tiefebene bisweilen bringt. Uebereinandergethürmte Wolkenmassen von kühnen, wilden Formen. Die Sonne in gelblichen Blitzen niedergehend, färbt die schnell sich durcheinander schiebenden Bilder röthlich und gelblich. Dazwischen tiefe bläuliche Schatten, wo die Massen zu dicht sind, um das Licht durchzulassen. Unten auf der Erde ist es kalt. Auf den Teichen wechselt das Spiegelbild der wandernden Wolken. Ein paar Krähen, die zu ihrem Nachtquartiere nach dem Kiefernwalde ziehen, fliegen krächzend, von dem Winde schnell getrieben, über den Tungen hin. Unwirthlich ist das Bild, aber voll phantastischen Zaubers sind die Wolken, zu denen er hinaufstarrt.

Netzt kommt er zu dem großem Teiche.

Durch das Stechen des Torfes ist er entstanden, und deshalb fällt der Rand senkrecht ab, etwa zwanzig Fuß bis zu dem Grunde.

Der Junge setzt sich nieder und läßt die Beine über den Rand hinunterhängen, so daß die Füße fast die Wasseroberfläche berühren.

Er legt seine Mütze ab und der Wind weht ihm über die Stirn. Unten in dem Wasser wandern die Wolken hin. Gelb, roth und dunkel, wie lange, gewaltige Heereszüge und Riesentwagen, von Thieren gezogen.

Der Junge macht schweigend seine Betrachtungen. Es zieht das Unendliche ihn magnetisch an. Er blickt wieder in die Höhe und schlägt dabei mit den Händen an den schwarzen Teichrand.

Wie leicht geht es da oben her!

Ob man wohl im Himmel in in solchen Wolken lebt?

Dummes Zeug! — Der Himmel ist wie ein Garten!

Oder es giebt auch gar keinen Himmel.

Nein, das glaubt er nicht. Dann wäre nur das Leben — Nichts als das Leben!

Welche Einsamkeit!

Wilhelm schreibt ihm nicht — und nun ist gar noch die Tanne umgebrosen!

Karl stand hastig auf und ging weiter.

Da wurde es dunkel allenthalben, kalt, und dazu entsetzlich leer.

Eine innerliche furchtbare Angst kam über ihn. Die Gedanken schwirrten bunt durcheinander. Der Vater, die Tanne, Ferien, Postwagen, Schule, Wilhelm.

Er hält es nicht aus.

Wäre er todt!

Dieser Wunsch faßt ihn wie ein Fieber.

Er lief zurück zu dem Teich. Das Blut wallte ihm stoßweise nach dem Kopf.

Wieder setzte er sich nieder am Rande wie vorher, aber plötzlich, mit einer leidenschaftlichen zuckenden Bewegung drückt er die Hände vor sein Gesicht und wirft sich vorn über in den Teich.

Das Wasser schlägt wogend auseinander und über ihm zusammen.
Er will schreien, schwere Massen von Wasser dringen ihm durch Mund
und Nase.

Furchtbare qualvolle Angst ergreift ihn.

Er sucht nach Grund — vergebens!

Mit den Händen faßt er krampfhaft nach dem Rand, er erreicht ihn nicht!

Er sieht blitzartig schnell den Vater, die Tante, sein Zimmer.

Er schluckt wieder Wasser.

Luft, um Gottes Willen Luft! — aber wieder Wasser, noch mehr
Wasser — immer mehr Wasser! Jetzt ein Klingen und Brausen in den
Ohren — jetzt Alles gelb vor den Augen und große schwarze Ringe.

Er reißt die Arme gerade aus in die Höhe und sinkt hinab.

Es wird still, todtensstill, nur einige Wasserblasen perlen noch zu der
Oberfläche hinauf.

Am nächsten Morgen fanden sie den armen Jungen.

Es gab viel Geschrei und Lärmen in der sonst so gleichförmigen
Wirthschaft; aber bald glättete das Alltagsleben die unruhige Bewegung,
und die Erinnerung an das aufregende Ereigniß nahm einen traumartigen
Charakter an.

Das blaue Heft mit den verwischten Buchstaben fand die Tante in
Karls Schubfach.

Sie legte es in ihren Wäscheschrank, da ruhte es auf einem Packet
feiner Servietten, die sorgsam mit einem rothen Bändchen zusammengeknötet
waren.





König und Priester.

Von

Johannes Scherr.

— Zürich. —

Es ist eine alte Weisheit,
Doch bleibt sie immer neu.
Seine.

I.



Im dem Dämmerlicht des Mythos und der Sage, welches die Anfänge der Völkergeschichten mondscheinhaft beleuchtet, sind überall zwei Gestalten bemerkbar, welche aus der unterschiedslosen Menge mehr oder minder bestimmt und deutlich hervortreten: — der Priester und der Fürst.

Denn sowie der Zweihänder aus thierischer Dumpfheit herauschritt und zum Bewußtsein seiner Menschheit gelangte, wurde er von zwei gebieterischen Bedürfnissen angefaßt und bewältigt: — er wollte belehrt und erbaut sein, und er wollte geführt und regiert sein.

Im Gefühle seiner Schwäche gegenüber den ungeheuren Naturgewalten dürstete er nach Belehrung über den Schrecken, womit das Geheimniß der Unendlichkeit ihn erfüllte. In jeder Art von Belehrung erkannte er dankbar eine Milderung dieses Schreckens und dadurch fühlte er sich erleichtert und erbaut. Der ideale Hauch in ihm verlangte mit dem Unendlichen in Beziehung gesetzt zu werden.

Dies der Ursprung des religiösen Bewußtseins, welches mit Nothwendigkeit aus dem Schoße jeder werdenden menschlichen Gesellschaft den Priester hervortrieb, als den Vermittler zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, zwischen Erde und Himmel, zwischen Mensch und Gott.

Ebenso naturnothwendig wie die Entstehung des Priestertums war die des Königthums. Denn wenn noch heute die Völker geführt und regiert sein

wollen und müssen — die „Selbstregierung“ derselben war, ist und wird stets nur eine „*fable convenue*“ sein — um wie viel mehr mußten die Menschen beim Uebergang aus der Thierheit in die Menschheit das Bedürfniß und Verlangen haben, an ihrer Spitze einen Vorbersten, einen Führer, also einen Fürsten oder König zu sehen und demselben zu folgen, wie die Schafheerde dem Leithammel und die Rinderheerde dem Leittier folgt. Möglich, daß die Menschen den Rindern und Schafen Wesen und Einrichtung des Königthums abgesehen haben.

Die Geschichtsbetrachtung des 18. Jahrhunderts, zumeist mit willkürlichen Abstraktionen und polemischen Vorgefaßtheiten hantirend, verkannte den naturgemäßen und naturnothwendigen Ursprung vom Priesterthum und vom Königthum ganz und gar, indem es dieses wie jenes auf die mit bewußter Selbstsucht unternommene Berechnung und Speculation einzelner Individuen zurückführte. Das war eine durchaus unzutreffende, eine mechanisch-materialistische Anschauung, welche vom Organismus der Entwicklung, vom Werden und Wachsen der menschlichen Gesellschaft entweder keine Ahnung hatte oder aber keine haben wollte. Zwar der bekannte Satz:

„Der erste König war ein glücklicher Soldat —“

ließe sich zur Noth noch rechtfertigen, insofern es allerdings denkbar, daß die erste Zweihänderhorde, welche nach einem Leittier ausah, einen durch vorragende kriegerische Eigenschaften ausgezeichneten Mann zu ihrem Vorbersten, zu ihrem Fürsten oder König gemacht habe. Oder auch läßt sich annehmen, daß so ein Kraftkerl die Leittiererschaft aus freier Hand an- und auf sich genommen. Aber wenn man allfällig im Volingbrock-Voltaire'schen Sinne dem so eben citirten Alexandriner die zwei weiteren:

Der erste Priester war ein schlauer Spekulant,

Im Gründen sehr gewandt, im Schinden elegant —

zugefellen wollte, so wäre das ein plumper Fehlgriff. Die Religion, und folglich das Priesterthum, sie sind nicht willkürlich gemacht, weder von Einzelnen, noch von Vielen. Sie sind so alt wie die menschliche Gesellschaft, sind mit dieser geworden und gewachsen und werden dauern, solange die Menschheit währt. Warum? Darum, weil die Religion der Idealismus der Massen von Anfang an war, heute noch ist und bis zuletzt sein wird. Vielleicht finden die Herren Materialisten von der strikten Observanz einmal eine Stunde Zeit, über diese ganz unbestreitbare kulturgeschichtliche Thatsache nachzudenken und sich dieselbe klarzumachen. Dann dürfte ihnen auch ein Licht aufgehen, warum und wie so in demselben Maße, in welchem die materialistische Wissenschaft mit ihren Erfolgen großthat, einestheils die Macht der katholischen Kirche zunahm und andernteils Hunderttausende, ja Millionen von Protestanten dem jämmerlichen Schwindel des „Spiritismus“ zufielen.

In den Ursprungszeiten der Civilisation waren zweifelsohne Priesterthum und Königthum häufig, wenn nicht immer, in einer und derselben Person vereinigt, in der Person des Familienhauptes. Sowie aber die Familien-

hauptschaft zur Stammeshäuptlingschaft sich erweiterte, sowie der „Staat“ aus seiner Wurzel, der Familie, heraus- und zum Volksbaum aufwuchs, trat überall, binnen kürzerer oder längerer Frist, eine Scheidung zwischen Priesterthum und Fürstenthum ein. Selbst die israelitische Theokratie, die Einheit von Hohepriester- oder Prophetenthum und Königschaft, vermochte sich nicht auf die Dauer zu behaupten. Zugleich mit der Scheidung aber kam die Nebenbuhlerei auf, die Feindschaft, der Streit um die Herrschaft über die Menschen, der nie wieder geschlossene Zwiespalt zwischen Fürst und Priester, der nimmer veröhlte Gegensatz von Staat und Kirche. Im Mittelalter hieß dieser Gegensatz Kaiser und Papst oder auch das „weltliche“ und das „geistliche Schwert“. Die beiden Schwerter schlugen unaufhörlich auf einander los. Aber der Papst war der feinere Schläger und das geistliche Schwert traf schneidiger als das weltliche.

Angeichts dieses jahrhundertelangen Duells, dessen Krisen und Katastrophen vorzugsweise und mit schmerzlicher Wucht auf Deutschland lasteten, haben Romantiker des 19. Jahrhunderts behauptet, im Mittelalter wären alle Gegensätze und Dissonanzen des Menschen- und Völkerdaseins in der „höheren Einheit der Religion“ harmonisch zusammengefaßt und versöhnt worden — eine Lüge, die gerade so ungeheuerlich wie etwa die von Rationalisten aufgebraachte, der Luther und das Lutherthum hätten Denk- und Glaubensfreiheit, politischen Freisinn und religiöse Duldsamkeit gewollt und gestiftet. Beide Ungeheuerlichkeiten wurden selbstverständlich geglaubt, fanatisch geglaubt. Denn unerfättlich ist der Menschen und der Völker Hunger nach Täuschungen und unstillbar ihr Durst nach Lügen.

Der schon in vorchristlicher Zeit scharf hervorgetretene Gegensatz von Germanenthum und Romanismus wurde zur schärfsten Schneidigkeit zugegeschliffen durch die Wieergeburt des letztgenannten in der Form des Papstthums. Alle Ansprüche, welche Kapitol und Palatium auf die Weltherrschaft gemacht hatten, der Vatikan nahm sie wieder auf und suchte sie mit bewundernswerther Genialität, Geschicklichkeit, Tapferkeit und Folgerichtigkeit zu verwirklichen. Er stellte den „Stuhl Petri“, als Weltthron gedacht, auf die dauerhafteste Grundlage, auf die — wir wollen nicht sagen auf die menschliche Dummheit — nein, sondern vielmehr auf die Verzweiflung der Menschen am Diesseits und auf ihre Hoffnung auf ein Jenseits, beziehungsweise auf ihre Furcht vor einem solchen. Die Menschen glaubten, — etliche hundert Millionen glauben es noch immer — der Papst hielte die Schlüssel zum Himmel und zur Hölle in seinen Händen und besäße die Macht und Gewalt, ihre Seelen für alle Ewigkeit der Seligkeit oder aber der Verdammniß zu überantworten. Wie hätte gegen diesen Glauben der arme „Kaiser“ von Staat aufkommen können? Was hatte er im günstigsten Falle zu bieten, daß, angesehen die kurze Zeitspanne des irdischen Daseins, den Vergleich mit den geglaubten und gehofften ewigen Himmelsfreuden oder mit den geglaubten und gefürchteten ewigen Höllequalen ausgehalten hätte?

Nichts oder soviel wie nichts. Ermägt man dieses, so braucht man nicht einmal weder den Centrifugalgeist des deutschen Volkes noch die vaterlandslose Verrätherei deutscher Fürsten und Prälaten in Betracht zu ziehen, um zu verstehen, daß und wie es dem Papstthum gelingen konnte, Jahrhunderte hindurch unsägliches Unglück auf unser Land zu häufen, weil das Kaiserthum den päpstlichen Anspruch auf Weltherrschaft nicht anerkennen wollte.

Auch in andern Ländern tobte der Streit zwischen Staat und Kirche. Mit wechselndem Glück. Aber in keinem mit so großem und bis zur heutigen Stunde fortbauernenden Mißgeschick für das „weltliche Schwert“, wie bei uns in Deutschland. Was mußten unsere Kaiser sich vonseiten der Kurie nicht alles bieten und gefallen lassen, weil es bei uns allzeit Junker und Pfaffen gab, die es vortheilhafter fanden, dem römischen Papst, also dem Todfeind ihres Landes, zu gehorchen als dem deutschen Kaiser. Ehre dem deutschen Städtebürgerthum! Bei ihm ja war, schon während des Mittelalters, im schönsten Gegensatz zur Aristokratie und Hierarchie, Nationalgefühl, Vaterlandssinn und Reichstreue. Freilich muß gesagt werden, daß im Wesen des mittelalterlichen Kaiserthums ein starker Keim von Verschuldung lag. Es konnte und wollte diesen Keim, d. h. das römische Gift, welches zur Weihnacht des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom ihm eingimpft worden war, nicht ausscheiden. Dieses Gift trieb und drängte unsere Kaiser, ihre beste Kraft auf der Jagd nach dem unseligen Phantom der römischen Kaiserkrone zu vergeuben, statt daheim in Deutschland mittels Vernichtung oder wenigstens mittels Bändigung und Zähmung der allzeit rebellischen und verrätherischen Aristokratie und Hierarchie ein richtiges und tüchtiges deutsches Königthum zu gründen und auszubauen. Das haben die französischen Könige für Frankreich zu thun verstanden und darum vermochte die französische Krone so oft der Tiara den Meister zu zeigen. Auch die Könige von England, ja sogar die von Spanien, ließen sich von den Päpsten nicht im Warte kränzen und behaupteten und wahrten, wenige Ausnahmen abgerechnet, standhaft die Rechte des Staates gegen die kirchlichen Ein- und Uebergriffe, obzwar auch nicht immer mit Glück.

Denn selbst in den eisernen Zeiten mittelalterlicher Barbarei trug der Geist nicht selten über die Materie, die moralische Macht über die physische Gewalt den Sieg davon. Der Geist aber und die moralische Macht repräsentirte dazumal die Kirche, sie mochte sein, wie sie wollte. Ja, der ideale Hauch, um dessenwillen allein man der Menschheit ihr Dasein verzeihen kann, war fraglos in der Kirche und ging nur von ihr aus. Sie und nur sie bewahrte das Licht der Kultur, so ängstlich und kümmerlich es in ihrer Hand flackern mochte, vor dem Erlöschen. Sie war die Pflegerin dessen, „was sterblich nicht im Menschen“, obzwar die Frucht dieser Pflege nur ein blinder und unter Umständen blindwüthender Glaube sein konnte. Wie die Ueberlieferungen antiker Bildung, so ließ sie auch die Tradition der Demokratie nicht ausgehen. Gegenüber der bleiernen Rastenbrutalität des

Feudalismus vertrat und bethätigte sie diese Tradition: — mitten aus dem Volke heraus konnten ihre Diener zu Aebte- und Bischöfseßen, zum Cardinalpurpur, zum Stuhle Petri aufsteigen. Geradezu großartig waren ihre Principhaftigkeit, ihr Muth und ihre Ausdauer. Sie wußte ihre Werkzeuge mit einem Willen, einem Eifer zu erfüllen, die nichts zu beugen, nichts zu schrecken vermochte. Ihre Politik verband mit der feinsten Berechnung eine stählerne Thatkraft. Aus allen diesen Gründen sind ihre Bedrängnisse so häufig zu Erfolgen, ihre Niederlagen zu Triumphen ausge schlagen. Darum hat die Kirche so oft über den Staat, der Priester über den König gesiegt.

Eins der schicksalsvollsten, lehrreichsten, eindringlichsten Beispiele vom Kampfe zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Schwert bietet die Geschichte Englands. Es ist jene große historische Tragödie, betitelt „König Heinrich der Zweite und Erzbischof Thomas Becket“.

Ein schweizerischer Dichter von großen Gaben und schönem Streben, Konrad Ferdinand Meyer, hat den poetischen Gehalt dieser tragischen Historie feinfühlig herausgefunden und selbigen novellistisch zu anziehender und fesselnder Gestaltung gebracht¹⁾. Wenn er dabei, eben als Dichter, seine Phantasie freisam walten ließ, wenn er den spröden geschichtlichen Stoff mit menschlich-seelischen Regungen durchtränkte und schmeidigte, wenn er die scharfen Ecken und Spitzen seines Themas mit anmuthigen Arabesken umzierte, so war das sein Recht.

Anderz jedoch muß der Historiker verfahren, dessen Pflicht und Amt ist, die Wahrheit zu suchen und zu sagen. Er hat mit Thatfachen zu thun und darf sie nicht gefällig gruppiren, um dem Auge des Lesers zu schmeicheln. Er muß die Gestalten in der ganzen Schärfe und Edfigkeit ihrer Umrisse hinstellen, und wenn ihm erlaubt, ja geboten ist, seine Figuren in die psychologische Beleuchtung zu rücken, so darf und soll das doch nur eine solche sein, welche Kern und Wesen der handelnden Personen durchscheinen macht, ohne schiefe oder gar falsche Lichter darauf zu werfen.

So zu verfahren will ich in der nachstehenden gedrängten Darstellung des großen Streithandels zwischen Heinrich und Thomas, zwischen König und Priester, zwischen Staat und Kirche versuchen. Das Thema ist, wenn ich recht erwäge, zeitgemäß, sehr zeitgemäß, sonderlich für uns Deutsche, und die demselben innewohnende Tragik soll und wird, hoff' ich, auch in der Form schlicht-geschichtlicher Erzählung offenbar werden und wirken.

¹⁾ „König und Heiliger“, 3. Aufl. 1882. Nebenbei ist K. F. Meyer auch einer der nicht eben sehr zahlreichen Deutsch-Schweizer, in welchen die jahrhundertalte Gewöhnung des schweizerischen Partikularismus das deutsche Nationalgefühl nicht erstickt hat. Man lese seine schöne Dichtung „Hutten's letzte Tage“. Nur ein deutschfühlender Mann konnte sie schreiben. Charakteristisch schließt auch die Gesamtausgabe von Meyers „Gedichten“ (1882) mit dem Vers — dem Hauptmann Daxelhofen in den Mund gelegt —

„Das deutsche Reich befeh' ich nicht!“

II.

Am 7. December von 1154 stieg Heinrich von Anjou, der Sohn des Geoffroy Plantagenet, Grafen von Anjou, bei Newforest an's Land, um kraft seines Erbrechts, als legitimer Abkömmling Wilhelms des Eroberers, Thron und Krone von England in Besitz zu nehmen. Zwölf Tage später, am Sonntag vor der Weihnacht, ist er, nachdem ihm die großen Vasallen zu Winchester ihre Huldigung dargebracht hatten, im Westminster zu London durch den Erzbischof Theobald von Canterbury, welchem die Erzbischöfe von York und Rouen assistirten, in Gegenwart der Reichsprälaten und Reichsbarone gesalbt und gekrönt worden, um als König Heinrich der Zweite über England und über einen großen Theil von Frankreich zu herrschen. Zugleich mit ihm wurde seiner Gemahlin die Krone aufgesetzt, jener Eleonore, welche, nachdem sie von dem Franzosenkönige Ludwig dem Siebenten geschieden worden, ihrem zweiten Mann als Mitgift Poitou und Guienne, ihre Erbländer, zugebracht hatte. Da ihm nun von seinem Vater Geoffroy Anjou und Maine, von seiner Mutter Mathilde die Normandie als Erbe anheimgefallen waren, so konnte es nach seiner Throngelung in England den Anschein gewinnen, es wäre den Plantagenets bestimmt, den Nachkommen von Hugo Capet das Schicksal zu bereiten, welches vordem die letzten Merominger und die letzten Karolinger erfahren hatten, demzufolge Britannien und Frankreich unter einer Krone zu vereinigen und von den Orkneys bis zu den Pyrenäen zu gebieten.

Der junge König — bei seiner Krönung im Westminster zählte er, 1133 geboren, 21 Jahre — ist ganz der Mann gewesen, diesem Gedanken nachzuhängen und an der Verwirklichung desselben zu arbeiten. Er war ein richtiger Normann: voll Muth und Kraft, verschlagen, tapfer, herrschlustig, lasterhaft, strupellos, nicht ohne Sinn und Verständniß für geistige Interessen, geschaffen, Großes sich vorzunehmen, und mit den Gaben ausgestattet, sein Vornehmen aus- und durchzuführen, Krieger und Diplomat, in Verwaltung- und Finanzsachen gewandt, ein Mann starrer Ordnung im Staat, kurz so und von dem Zeug, wie und von welchem die bedeutendsten Könige und Kaiser des Mittelalters gewesen sind.

Und mit alledem und allediesem brachte es der zweite Heinrich von England schließlich nicht weiter als bis zu einer traurigen Aehnlichkeit seines Schicksals mit dem des vierten Heinrichs von Deutschland. Denn auch jener erlebte sein Canossa, nur hieß es Canterbury, und auch er mußte Krone und Leben gegen sein eigen Fleisch und Blut, gegen verrätherische und rebellische Söhne vertheidigen, gerade wie der unglückliche deutsche Kaiser, den ein Mönch von germanischer Abkunft, der große, größte Papst Gregor der Siebente, bis in den Staub oder vielmehr bis in den Schnee gebeugt und gedemüthigt hatte. Schon dannzumal hat ja Mutter Germania — wie ihr noch heute häufig geschieht — vonseiten abtrünniger Söhne und Töchter

das schwerste Leid und tiefste Weh erfahren. Aber was wahr ist, muß gesagt werden: — der germanische Mönch Hillebrand, welcher den germanischen König Heinrich stehend zu seinen Füßen sah, markirte einen der glänzendsten Triumphe des Geistes über die Materie, verpersönlichte in sich einen der staunenswertheften Siege der moralischen Macht über die physische.

Als ein rechter Germane stellte sich auch Heinrich Plantagenet in seiner körperlichen Erscheinung dar, trotz seiner normanisch-französischen Muttersprache. Nicht über Mittelgröße, war er breit von Schultern und Brust. Sein Schädelbau war rund, sein Antlitz oval, scharf geschnitten stand darin die vorspringende Nase. Dem Blond von Haar und Bart entsprach das Blau der Augen, welche sanft, freundlich und zärtlich zu blicken wußten, aber im Groll und Zorn Blitze schleuderten, wobei Stirn und Wangen in dunkler Röthe glühten. Beständig in Bewegung — man sagte ihm nach, daß er nur zu Pferde und bei Tafel säße — „immer“, wie ein Zeitgenosß von ihm schrieb, „mit Bogen und Pfeil, mit Schwert oder Jagdspieß in den Händen“, suchte er seiner Anlage zur Beleidtheit mittels körperlichen Uebungen aller Art, sowie mittels großer Mäßigkeit im Genuß von Speise und Trank Abbruch zu thun, obzwar nicht mit viel Erfolg. Solcher Mäßigkeit stand schroff gegenüber sein Unmaß im Verkehr mit Weibern. Aus Politik hatte er die üppige und listerne Eleonore von Poitou geheirathet, von deren Treulosigkeiten und Ränken die altenglische Balladenichtung theils pathetisch, wie in der Ballade „Von der schönen Rosemunde“, theils schalkhaft, wie in der Ballade „Königin Elinors Beichte“*) zu sagen und zu singen weiß. König und Königin hatten sich in Sachen der Untreue nicht eben viel vorzuwerfen. Daß aber Eleonore die schöne Rosemunde Clifford, Heinrichs Beischläferin, von welcher er die zwei Söhne Wilhelm Langschwert und Geoffron hatte, vergiftet hätte, ist nur Volksballadenichtung, nicht Geschichte. Seiner Gemahlin gegenüber, welche ihm acht Kinder geboren hatte, that sich der König durchaus keinen Zwang an. Sein Verhältniß zu ihr und andern Weibern hat einer seiner Mitlebenden, der vortreffliche Zeitbuchschreiber Wilhelm, Kanonikus zu Newbury, bündig und drastisch angegeben**).

Der König bejaß ein sehr kräftig entwickeltes Staatsgefühl und ein rücksichtslos despotisches Bewußtsein seiner Herrschermwürde. Zur Befriedigung dieses Bewußtseins und Gefühls war ihm jedes Mittel recht. Ein schwefelgelber Faden von Falschheit ist in all sein Denken und Thun verwoben gewesen. Er gab, obzwar fraglos ein tapferer Ritter, den Künsten der Unterhandlung und Bestechung den Vorzug vor kriegerischem Dreinschlagen. Alle

*) Percy, Reliques, II, 153. Eine gute Verdeutschung gibt Talvj, Charakteristik der Volkslieder german. Nationen, S. 513.

**) „Regina pro tempore sufficienter usus, ea desinente parere, spectando voluptatem spurios fecit“. Die „spurii“ (3. B. die von der Rosemunde Clifford) waren jedoch gleichaltrig mit seinen ältesten rechtmäßigen Söhnen.

diplomatischen Ränke und Schwänke waren ihm geläufig. Die Macht des Geldes über Menschen kannte er vom Grund aus und er wußte diese Macht höchst geschickt anzuwenden und auszunützen. Er sorgte auch als geschickter Finanzier dafür, daß ihm die Mittel hierzu stets zur Hand waren. Vom Geize hielt er sich frei; aber er wußte zu sparen, um nöthigenfalls verschwenden zu können. Er war keineswegs ohne großmüthige Regungen: bezwungenen Feinden erwieß er sich mild. Sein Vertrauen gab er zögernd, aber wenn er es gab, ganz. Als Mensch ein Gefäß voll von Widersprüchen, wie es eben Menschen zu sein pflegen, wäre er als Fürst ganz dazu gemacht und angethan gewesen, das absolute Königthum zu gründen, falls zu seiner Zeit der feudale Geist und Organismus nicht noch zu viel Kraft und Stärke besaßen hätten, um eine solche Vorwegnahme späterer Entwicklungen zu gestatten. Immerhin verstand er es, den Hoch- und Uebermuth der Feudalbaronschaft gelegentlich zu bändigen und beugen. Die Summe seines Wesens gezogen, dürfte Heinrich der Zweite so recht ein Fürst nach dem Geschmaack der allernmodernsten Historik gewesen sein. Denn diese verkündet ja mit breitmäuliger Schamlosigkeit, die Begriffe Recht und Unrecht hätten in der Staatskunst gar keine Bedeutung und die Gesche der Völker müßten nach „höheren Gesetzen“ gelenkt werden, als die wären, welche die „gemeine Moral“ vorschriebe. Die allernmodernste „Geschichtswissenschaft“ hat sich damit in den Dienst des Nihilismus gestellt, weil ja dieser auch behaupten kann, er handle nach „höheren Gesetzen“ als die der „gemeinen Moral“. Daran, daß, was den Reactionären recht, den Revolutionären billig sei, hat natürlich diese allernmodernste Geschichtswissenschaft nicht gedacht. Es war und ist ja die Natur der Stubengelehrsamkeit, über den Gesichtskreis ihres Schreibtiſches nicht hinaussehen zu können.

III.

Einem Könige nun, der also geartet war, wie angegeben worden, stellte das Verhängniß einen Priester in den Weg, welcher seine Priesterschaft nicht weniger ernst und hoch nahm, als jener seine Fürstenschaft, ja wohl noch ernster und höher.

Daraus ergab sich unausweichlich ein Zusammenprall von Scepter und Bischofsstab, daß die Funken nur so stoben.

Der Priester hieß Thomas Becket und lebt im Legendarium der katholischen Kirche als Heiliger fort, während er seinen Namen mit unverlöschbaren Zügen auf ein inhaltvolles Blatt im Buch der Geschichte geschrieben hat.

Die Legende blieb mit ihrer Fabulirkunst nicht bei der Person des „Heiligen“ stehen, sondern dehnte dieselbe auch auf seine Eltern aus. Dem Vater und mehr noch der Mutter theilte sie mit freigebigem Hand viel Romantik zu. Gilbert Becket, fabulirte sie, wäre als Dienſtmann eines

kreuzzüglertischen Barons in's heilige Land gezogen, dort in die Gefangenschaft eines saracenischen Emirs gerathen und hätte in dieser Sklaverei die Minne der Tochter seines Herrn gewonnen. Er hätte aber dem Ding doch nicht so recht getraut und darum die erste beste Gelegenheit, sich davon zu machen, ergriffen. Die schöne Saracenin jedoch wäre ihm nachgesflohen über Meer und Land, obzwar sie von fränkischer Sprache nur die zwei Worte „London“ und „Gilbert“ gewußt. Mittels des ersten habe sie sich bis nach London durchgefragt, mittels des zweiten ihren Schatz richtig in der Hauptstadt Englands erfragt. Dann Umtaufung der resoluten Islamitin in's Christenthum und zum Namen Mathilde, sowie Heirath in aller Form mit Trauung in der St. Paulskirche.

Lassen wir die Legende beiseite, so war Thomas Becket der Sohn des ehrjamen londoner Bürgers Gilbert oder Egilebert Becket und seiner Ehefrau Mathilde. Wie es bei Geburten von Heilanden und Heiligen bräuchlich, hat die „mythenbildende Volksphantasie“ oder auch die klerikale Politik die Geburt von Thomas mit allerhand Wundern und Zeichen ausstaffirt. Um genaue Datirung aber kümmert sich bekanntlich die Legende nicht und so wissen wir nicht bestimmt anzugeben, ob der Junge, der so viel Lärm machen sollte in der Welt, in diese Anno 1117 oder 1118 oder gar erst 1122 hereingeboren wurde. Dagegen darf für ausgemacht gelten, daß Thomas der normanischen Rasse angehörte. Augustin Thierry zwar theilt ihn der angelsächsischen zu, spricht von ihm als von „cet homme, né pour le tourment de la race anglo-normande“*), stellt ihn geradezu als Rächer des von den Normanen unterjochten und brutalisirten Angelsachenthums hin und rückt dadurch die ganze Erscheinung des „Märtyrers“ und „Heiligen“ in eine falsche Beleuchtung. Thomas aber war kein Streiter für Rasse und Volksthum, sondern ein Kämpfer für Kirche und Kirchenherrschaft, und wenn er dabei gelegentlich auch das „Volk“ in die Reihe seiner Streitmittel stellte, so that er nur, was andere Hierarchen vor und nach ihm auch gethan haben. Die Aufstellung Thierry's ist also nicht haltbar. Die römische Kirche wollte und will nie, konnte und kann nie und nirgend's national sein, weil sie überall und allzeit ihren universalen Charakter behaupten mußte und muß, so sie ihrem Anspruch auf Weltherrschaft nicht zu entsagen Willens war und ist. Davon hat man aber, wie jeder weiß, bis zur Stunde noch nichts gemerkt. Es ist demnach ganz thöricht und heißt das Wesen der römischen Kirche vollständig verkennen, wenn man vom katholischen Priester verlangt, daß er Patriot sein soll. Er kann nicht Staatsbürger sein, weil er Weltbürger sein muß.

*) Hist. de la conquête de l'Angleterre, 1839, II, 256. Damit vgl. Pauli, Gesch. von England, III, 13, Note 3. Thierry folgte augenscheinlich Hume, welcher (Hist. of England, I, chapt. 8) den Thomas Becket ohne weiteres als den „ersten Mann von angelsächsischem Stamm“ bezeichnet hatte, „welcher seit der normanischen Eroberung in England eine große Stellung gewonnen.“

Den Eltern des jungen Bedet erlaubten es ihre Mittel, ihrem Sohne eine nach damaligen Begriffen und Bildungsmitteln sehr sorgfältige Erziehung zu geben. Sie schlug wohl an bei dem mit großen Geistesgaben, wie mit körperlichen Vorzügen reich ausgestatteten Knaben. Er wurde in den londoner Stadtschulen, dann im Kloster Merton geschult und hierauf nach Frankreich hinübergeschickt, um in Paris dort „die Sprachen“ (d. i. die französische und die lateinische), „die Wissenschaften und Gelehrte“ zu studiren. Als ein, nach unserer Ausdrucksweise zu sprechen, wissenschaftlich gebildeter junger Mann nach England heimgekehrt, vollendete er seine Erziehung mittels Aneignung der sogenannten ritterlichen Künste und zwar auf dem Edelstiz des Herrn Richer de l'Esle, welcher ein Freund von Gilbert Bedet war. Hier lernte Thomas reiten, fechten, den Falken werfen, mit Hunden jagen, Lanze und Schwert handhaben und in allem und jedem so sich zu halten und zu gebahren, wie es der Kodex normanisch-baronlicher Courtoisie lehrte und forderte. Die Legende weiß von einer wunderbaren Lebensrettung zu erzählen, welche im Dasein des jungen Mannes die bedeutame Wendung herbeigeführt habe, daß er aus dem Kreise ritterlichen Lebensgenusses in den ernster Studien und Beschäftigungen hinübertrat.

Danach finden wir ihn zunächst in der Kanzlei des Sheriffs von London Dibern, so ein Verwandter seines Vaters war, als Schreiber und Rechner beschäftigt. Diese Gehilfenschaft eines wichtigen Beamten war ganz geeignet, den jungen Mann in die Kenntniß und Handhabung von Staatsgeschäften einzuführen, vollends in der unruhigen Regierungszeit des Königs Stephan. Gilbert Bedet stand in Beziehungen zu dem Primas der Kirche von England, Thibaut, Erzbischof von Canterbury, oder war gar mit demselben verwandt. Diesem Verhältnisse zufolge trat der anslägige junge Rechner und Schreiber in den Haus- und Haushalt des Kirchenfürsten ein, nahm die niederen Weihen und gewann rasch das Vertrauen und die Gunst seines Gebieters, welcher die Talente, namentlich die diplomatischen, des angehenden Klerikers zu werthen und zu benützen verstand. Thomas wurde mit wichtigen Geschäften betraut und zu wiederholten Sendungen (an den päpstlichen Hof gebraucht. So ist er in die großen Geschäfte, in die sogenannten Welthandel eingeweiht worden und hat sich darin mit ebensoviel Sicherheit als Geschicklichkeit bewegen gelernt. Wie sehr sein erzbischöflicher Gönner mit den Leistungen Bedets zufrieden war, erhellt sattsam aus den ihm zugesprochenen Belohnungen. Zunächst bedachte ihn der Primas mit leinträglichen Pfründen in London, Lincoln und Oxford und gab ihm Urlaub, seine Kenntnisse im kanonischen Recht durch Studien an den Hochschulen in Bologna und Auxerre zu vervollständigen. Hierauf machte er den Zurückgekehrten, in welchem er zweifelsohne eine künftige Kirchenkerze von mächtiger Leuchtkraft sah, zum Archidiacon von Canterbury und zum Propst von Beverley. Aus den reichen Einkünften, welche ihm aus seinen geistlichen Aemtern und Pfründen, sowie

aus seinem nicht unbeträchtlichen väterlichen Erbe zufließen, richtete der ehrgeizige Archidiacon auch eine der mehreren Stufen zu weiterem Aufsteigen her.

Es ließ nicht lange auf sich warten. Der König Heinrich der Zweite war bald nach seiner Throngelangung auf den vielbegabten Streber aufmerksam geworden. Bedets staatsmännischer und diplomatischer Ruf war ja dannzumal schon gemacht. Der König versah sich vonseiten eines solchen Mannes guter Dienste, suchte ihn für sich zu gewinnen und der Archidiacon ließ sich gewinnen. Es war da zwischen den Beiden, welche eine glänzende, fröhliche Lebensführung gleichermaßen liebten, fraglos ein starker Zug von Sympathie. Aufseiten des Fürsten mochte aber dieser Zug weit stärker sein als aufseiten des Priesters, der seine Berechnungen hinter der Maske des Lebemannes sehr gut zu bergen, alle Schätze seines Geistes und seiner Bildung vor den Augen des König in prismatischem Gefunkel spielen zu lassen verstand, dabei nichts weniger war als ein Spaßverderber und keinen Anstand nahm, die ritterlichen Lustbarkeiten Heinrichs und gelegentlich wohl auch dessen weniger ritterlichen Ausschweifungen mitzumachen.

Ein Füllhorn königlicher Gnade und Günst schüttete sich auf den Günstling aus. Er wurde zum Kanzler und Siegelbewahrer des Reiches erhoben, und damit er diese hohe Würde mit Glanz darstellen und behaupten könnte, gab ihm sein Herr und König Aemter und Lehen von großem Ertrag: so die Befehlshaberschaft im Tower von London, so die Burgen und Schloßgüter von Ely und Berkhamestead. Zugleich wurde er auch zum Erzieher des jungen Thronerben Heinrich ernannt und mit dem Vorrecht beliehen, ein Gefolge von 140 Reißigen halten zu dürfen.

So ausgestattet, lebte der Kanzler als großer Herr, mit den reichsten Reichsbaronen im Brunken und Brangen wetteifernd. Sein Haushalt war auf größtem Fuß eingerichtet und geführt. Er hielt offene Tafel und diese funkelte von goldenen und silbernen Gefäßen. Der König liebte es, sich bei seinem Günstling zu Gaste zu laden. Mitsammen ritten sie, ein glänzendes Gefolge hintendrein, zur Jagd auf Hochwild oder zur Falkenbeize. Die größten Barone hielten es für eine Ehre, ihre jungen Söhne in das Haus des Kanzlers geben zu dürfen, als an eine Stätte bester Erziehung. Im Schenken war Bedet so großartig wie in seinem ganzen Gebaren und die Armen kannten dankbar seine für sie stets offene Hand. Gerade aber im Tumult und Wirbel dieses weltlichen und höfischen Lebens und Treibens scheint sich der asketische Zug, welcher doch von Anfang an im Gemüthe des Mannes vorhanden gewesen, nach und nach entwickelt und ausgebildet zu haben. Der Hang zur Askese gehörte ja auch zur Signatur der Zeit und trat in Form der Kreuzzüge in die weltgeschichtliche Erscheinung. Gewiß ist, daß gerade in dieser Glanzperiode seiner Weltlichkeit der Charakter Bedets eine sittliche Läuterung erfuhr und allmählig jene Festigkeit und Furchtlosigkeit gewann, die er nachmals bewährte. Im übrigen ist zu sagen, daß wir an das Brangen und Brunken König Heinrichs und seines Kanzlers nicht etwa den

Maßstab moderner Vorstellungen legen dürfen. Es ging in der ganzen Lebensführung der Vornehmen und Vornehmsten von dazumal denn doch noch sehr primitiv, um nicht zu sagen sehr barbarisch-bäuerisch zu und her. Wir können das schon merken, wenn Bedets Kanzlist Wilhelm Fitz-Stephan es als einen ganz besonderen Luxus, welchen sein Herr sich gestattete, hervorhebt, daß dessen Audienzzimmer tagtäglich im Sommer mit frischem Schilf oder mit Tannenzweigen und im Winter mit frischem Heu oder Stroh bestreut werden mußte, damit, so die Zahl der ihm aufwartenden Herren zu groß war, als daß sie alle auf den Stühlen Platz finden konnten, diejenigen, welche sich auf die Diele setzen mußten, ihre Kleider nicht gar zu sehr beschmuckten. So eine „Remenete“ mag doch wohl häufig recht stallmässig ausgesehen und gerochen haben.

IV.

Zur Bewährung der diplomatischen Gaben und Erfahrungen des Kanzlers boten die unaufhörlichen Verwickelungen, in welche der Besitz seiner französischen Provinzen den König von England mit König Ludwig dem Siebenten von Frankreich brachte, wiederholte und ausgiebige Gelegenheit. Bedet leistete seinem königlichen Herrn hierbei treffliche Dienste. In das Wirrsal der dynastischen, bald diplomatisch, bald kriegerisch geführten Streithändel der beiden Könige einzutreten, ist für uns an diesem Orte weder gerathen noch geboten. Es genügt, anzumerken, daß die ganze Streitfrage sich darum drehte, ob Heinrich seine Machtsphäre auf französischem Boden behaupten und etwa noch weiter ausbreiten oder aber ob Ludwig diese Machtsphäre beschränken und verringern könnte. Diese Frage blieb bekanntlich Jahrhunderte hindurch schwebend, war mitunter sehr brennend und fand ihre endgiltige Lösung erst zur Zeit der „blutigen“ Maria, unter deren Regierung der letzte kargliche Rest englischen Besitzes in Frankreich, die Stadt Calais, an die Franzosen verloren ging. Erst damit war der Triumph, welchen das verstärkte französische Nationalbewußtsein und die auf eine straffe Staatseinheit folgerichtig abzielende Politik des französischen Königthums über die Traditionen der Plantagenetszeit davontrugen, ein vollständiger und unwiderruflicher.

Den großen Wendepunkt im Dasein Bedets und in seinem Verhältniß zum Könige signalisirte, obzwar nur erst von fernher, das Jahr 1161. Da starb, im April, der Erzbischof Thibaut von Canterbury. Die Wiederbesetzung des Primatstuhls von England war, wie die Sachen lagen, eine wichtige Staatsfrage, deren Lösung aber länger als ein Jahr auf sich warten ließ. Der König, welchen dringliche Ursachen damals in seinen französischen Landen festhielten, hat allerdings sofort nach dem Ableben Theobalds den Wunsch und Willen gehabt, seinen Günstling Bedet zum Erzbischof-Primas seines Reiches zu machen. Doch stellten sich dieser Absicht allerhand prälatische und hofische Hindernisse und Weiterungen entgegen. Heinrich der

Zweite war indessen nicht der Fürst, vor solchen Schwierigkeiten zurückzuweichen, sondern beharrte auf seinem Entschluß. Nicht die leiseste Ahnung faßte ihn an, wie sehr er denselben zu bereuen haben würde. Im Gegentheil, er war von der Ueberzeugung durchdrungen, sein Kanzler werde als erster Prälat Englands, wenn nicht sein gehorsamer Diener, so doch sein dankbarer Freund bleiben und demnach die kirchlichen Angelegenheiten des Reiches in gutem Vernehmen mit den staatlichen leiten. Und doch lebte König Heinrich in einer Zeit, welche es mit ansehen sollte, wie ein Nachfolger Gregors des Siebenten im Amt und im Geist, Papst Alexander der Dritte, den gewaltigsten Mann und Herrscher von damals, Kaiser Friedrich den Rothbart, bis zum äußersten beugte und demüthigte, — demüthigte bis zur Kniebeugung, bis zum Steigbügelhalten*).

Heinrich sandte seinen Kanzler frühzeitig im Jahre 1162 aus Frankreich nach England, allwo Bedet verschiedene Staatsgeschäfte im Auftrag und Namen des Königs erledigen, auch den Prinzen Heinrich den Reichsbaronen als präsumtiven Thronfolger vorstellen und denselben als solchen von ihnen anerkennen lassen sollte. Unmittelbar auf diese Staatsaktion sollte, so wollte es der König, eine große Kirchenaktion folgen, die Wahl und Weihung des Kanzlers zum Erzbischof von Canterbury. Thomas hatte dem Wunsche des Königs nicht ohne weiteres nachgegeben. Als eines Tages — so weiß ein alter Zeitbuchschreiber zu melden — drüben in der Normandie Heinrich seinem Günstling mittheilte, daß er ihn zum Primas von England bestimmt hätte und erheben wollte, wies Bedet auf den prächtigen ritterlichen Modeanzug hin, welchen er trug, und sagte lachend: „Sieh' doch zu, mein Herr und König, von was für einem geistlichen Schlag und von welcher Heiligkeit der ist, welchen du auf einen so heiligen Sitz setzen willst.“ Gewiß ist, daß Thomas Bedenken hatte und sich sträubte. Vielleicht auch richtig sich sträubte, weil eben seiner Scharfsicht nicht verborgen bleiben konnte, daß er als Erzbischof-Primas seinem königlichen Gönner, dem er eine so große Summe von Dank schuldete, nicht mehr wie bislang zur Seite, sondern gegenüber stehen würde. Es mußte ihm ja klar sein, daß er als Haupt des gesammten englischen Klerus die Ansichten des Königs über das Verhältniß von Staat und Kirche nicht werde billigen, geschweige theilen und bethätigen dürfen. Er soll das auch dem König geradeheraus gesagt haben. Wenn dem so wäre, mußte man sich über Heinrichs Verblendung haß verwundern. Denn der König blieb unwankbar bei seinem Vorhaben und Thomas seinerseits fügte sich demselben, nachdem ein gerade in Rouen anwesender päpstlicher Legat ihm seine Bedenken ausgerebet — oder er so gethan hatte, als hätte er sich dieselben ausreden lassen.

Alledem zufolge nahm das Verhängniß seinen Lauf. Vierundvierzigjährig wurde Thomas Bedet in Anwesenheit des Kronprinzen Heinrich, vieler

*) Benedig 1177.

Reichsbarone und der meisten Bischöfe von England durch die Kapitelmönche der Kathedralekirche von Canterbury in Gemeinschaft mit dem hohen Klerus der erzbischöflichen Diöcese auf einer im Refektorium von Westminster tagenden Synode zum Erzbischof-Primas gewählt und als solcher durch den Bischof von Winchester ausgerufen. Am 3. Juli 1162 Johann fand die Einsetzung des Gewählten in den Primat zu Canterbury statt, nachdem er am Tage zuvor aus der Hand des Bischofs von Rochester die „höheren“ Weihen, also das wirkliche Priesterthum, empfangen hatte. In welchem Sinn und Geist er Priester, Erzbischof und Primas sein wollte, that er sofort deutlich kund, indem er den Bischof von Salisbury an den dazumal in Frankreich befindlichen Papst Alexander den Dritten abordnete, um sich die päpstliche Billigung seiner Wahl und das „Pallium“ als Zeichen der Anerkennung seiner Würde und Stellung als Erzbischof, Metropolit und Primas zu erbitten. Dieser Bitte wurde gnädig stattgegeben: der römische Stuhl konnte sich ja von dem neuen Inhabern des erzbischöflichen Stuhls von Canterbury alles Gute versprechen.

Jener täuschte sich nicht. Von der Stunde seiner Weihe und Inthronisation an war Thomas Becket Priester vom Wirbel bis zur Sohle. Der ungeheure Ehrgeiz, welcher in diesem Manne lebte und webte, schlug zu einer Flamme auf, von der fortan all sein Denken und Thun ausstrahlte. Die Idee der Kirche, d. h. der Herrschaftsgedanke war in ihm verkörpert. Es ist, weil durch die ganze Reihe bald eingetretener Geschehnisse bewiesen, gar nicht zu bezweifeln, daß der neue Primas von England sich die Mission zutheilte, die Mitra über die Krone zu erhöhen. Aber „seid klug wie die Schlangen!“ Um sich zum Herrscher zu befähigen, mußte man sich zuvor als Heiliger erweisen. Nicht leicht, fürwahr, ist dieser Erweis zu leisten gewesen. Es gehörte dazu jene Selbstüberwindung, jene Macht des Willens, wie sie nur der Fanatismus aufzuwenden hat. Weder die Liebe noch der Haß sind auf die Dauer stark genug dazu. Beide zwar haben auch eine Beimischung von Wahnsinn, allein nur die Wahnsinnsdosis, welche dem religiösen oder dem politischen Fanatismus beigemischt ist, erweist sich kräftig genug, die Anforderungen der eigenen wie die fremder Menschlichkeit niederzuwerfen. Diese Raserei schließt übrigens Berechnung nicht aus. Im Gegentheil, sie versteht sich sehr gut auf das Einmaleins. Der richtige Fanatiker ist, wie ich anderwärts gesagt habe, eine abgeschossene Kanonenkugel, welche rechnet.

Thomas Becket war ein guter Rechner und zog aus den Prämissenziffern seines Rechenexempels die Konsequenzen mit eiserner Energie. Schon am Tage nach seiner Weihe zum Primas gab er sich als ein anderer Mensch. Der prächtige Schmetterling von Hösling und Lebemann verwandelte sich, sozusagen, rückwärts in eine triste Raupe von Mönch. Zwar behielt er einen Haushalt und Hofstaat, wie sie dem ersten Prälaten des Reiches ziemten, aber nicht für sich, sondern nur für seine Gäste. Er für

seine Person lebte nach den Vorschriften und Regeln evangelischer Demuth und Armuth. Seine strenge, demüthige und traurige Miene verkündete, daß er die Weltlichkeit 'ausgezogen und das Kreuz Christi auf sich genommen hätte. Er trug auf dem bloßen Leibe grobe Sackleintwand und sonderbarer Weise konnte man dieses Büßergewand um so deutlicher sehen, je mehr er es zu verstecken trachtete. Er aß nur Brod und Gemüse, trant nur Wasser und es ist ihm keineswegs zuzutrauen, daß er „öffentlich Wasser gepredigt“ habe, um „heimlich Wein zu trinken“. Er gefiel sich in der Gesellschaft von Mönchen, Hürigen und Bettlern, denen allen er ein unermüdlicher Almosenpender war. Häufig unterzog er sich der „Disciplin“ der Geißelung. Tag für Tag wusch er, in Nachahmung Jesu, einer Anzahl von Armen die Füße. Sich selber dagegen wusch er weniger und vernachlässigte überhaupt seinen Leib und Anzug so sehr, daß seine schmierige Kleidung die Herberge von allerhand Ungeziefer wurde. Fäthirhafte Schmutzerei und kapuzinerische Wasserscheu haben ja immer ein unumgängliches Zubehör der Heiligkeit ausgemacht. „Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere spem!“ Also hat ein Jahrhundertgenosse Bedets, der heilige Bernhard, das Symbolum der christlichen Asteje gefaßt. Thomas bekannte und bethätigte dasselbe. Und nicht etwa nur mittels der erwähnten frommen Uebungen. Denn sofort nach der Einsetzung in sein erhabenes Kirchenamt sandte er seinen Bestallungsbrief als Kanzler mitjammt dem großen Staatsiegel zu Händen des Königs nach der Normandie hinüber, demuthsvoll erklärend, da seine Gaben und Kräfte nicht einmal ausreichten, die schweren Obliegenheiten seines neuen geistlichen Amtes zu erfüllen, so müßte er es für ganz unthunlich, ja unmöglich erachten, daneben noch einem zweiten, einem weltlichen Amte vorzustehen.

Der König freilich, in seinem beschränkten Laienverstande, wie man etwa sagen könnte, begriff diese Demuth nicht recht. Vielmehr ging er in seinem weltlichen Sinne so weit, dieselbe für ihr baares Gegentheil zu halten. Er witterte den Beginn der Feindseligkeiten zwischen ihm und seinem ge- wesenen Kanzler, indem er in dem ganzen Sichhaben und Gebaren des neuen Primas nichts anderes sah als das Streben, jedes Band der Abhängigkeit von ihm, dem Könige, zu lösen. Wie richtig Heinrichs Witterung, sollte bald offenbar werden. Denn Bedet zögerte nicht, den Kampf der Kirche — nach römisch-rechtgläubigem Begriff — gegen den Staat zu eröffnen.

Schon das erste Wiedersehen, welches zwischen König und Primas statt- hatte, ließ sich, wenn nicht geradezu feindselig, so doch sehr frostig an, vollends in Betracht des Verhältnisses, wie es noch vor Jahresfrist zwischen den Beiden bestanden hatte. Als Heinrich zum Anfang des Jahres 1163 von Cherbourg aus nach England hinüberfuhr und im Southampton landete, stand auch Bedet in der Reihe geistlicher und weltlicher Magnaten, welche den König bewillkomnten, und es berührte diesen unangenehm und ärgerlich den in Kutte und Kapuze zu erblicken, welchen er zuletzt, drüben in der Normandie, im normanischen Hofkleid mit bis zum Boden herabhängenden

modischen Nermeln, gesehen hatte, den Dolch an der Seite, auf dem Kopfe das Federbarett und an den Füßen Schnabelschuhe, deren Spitzen in Widderhörnerform aufgebogen waren. Er mochte so ein Gefühl haben, daß dieser armselig angethane, demüthig dreinschauende Priester über ihn, den König, Herr sein wollte. Er aber — wollte Herr über den Priester sein.

Das war ein schlimmer Anfang, der einen schlimmeren, schlimmsten Ausgang ahnen ließ.

V.

Der Riß war also schon geschehen, wurde aber zuvörderst noch verkleistert. Den Kleister bildete die Uebereinstimmung zwischen König und Primas hinsichtlich des dazumal vorhandenen Schisma's. Es gab ja, was übrigens nicht ungewöhnlich, wieder einmal verschiedene Statthalter Christi, verschiedene Unfehlbare, welche, brennend von der bekannten christlichen Liebe, einander gegenseitig bannten und verfluchten. Diesmal waren es nur zwei Päpste, welche die „Nachfolge Christi“ also an einander ausließen und bethätigten: Viktor der Vierte und Alexander der Dritte, welcher letztgenannte in England in den Augen des Königs, der Aristokratie und des Klerus für den rechtmäßigen Himmel- und Hüllenschlüsselhalter galt. Der Primas wußte sich auf einem von Alexander nach Tours berufenen Concil, zu welchem König Heinrich ihn abordnete, die persönliche Sympathie und Gunst des Papstes zu sichern, also einen Rückhalt stärkster Art.

Derweil hatte aber der Kampf zwischen Fürst und Priester daheim in England thatsächlich schon angehoben und war der nur nothdürftig verkleisterte Riß zu einer Spalte geworden. Denn wo immer eine Gelegenheit sich bot, für das, was der Primas „die Rechte und Freiheiten der Kirche“ nannte, kampfeifrig einzutreten, that er es, und wenn keine Gelegenheit sich bot, wußte er eine zu schaffen. Er war daher flink bei der Hand, Urkunden aufzufinden und vorzuweisen — in der Urkundenfindung ist die römische Kirche bekanntlich von jeher sehr stark gewesen, siehe die Ffidor'schen „Defretalen“ und ähnliche *pias fraudes* — kraft welcher Urkunden verschiedene Burgen und Ländereien, welche der König an Edelleute verliehen hatte, als Eigenthum des erzbischöflichen Stuhles von Canterbury angesprochen und zurückgefordert wurden. Dazu kam, daß, als Heinrich die Hufe Landes, auch des in Klerikalem Besitze befindlichen, mit einer Steuer von 2 Schillingen belegen wollte, der Primas, pochen auf die Rechte und Privilegien der Kirche, diese Steuer rundweg verweigerte. Weiterhin nahm der Streit schon eine große Bitterniß an, als das königliche Recht mit dem sogenannten kanonischen, die weltliche Gerichtsbarkeit mit der geistlichen unanseft zusammenstieß. Der König wollte einen offenkundigen Mörder, Philipp de Brois, Domherr zu Bedford, richten lassen, wie Recht und Gesetz es forderten.

Da fuhr aber stracks der Primas dazwischen mit der Erklärung, Geistliche könnten überhaupt nicht von Laien gerichtet werden, und setzte es durch, daß der Domherr vor den geistlichen Gerichtshof von Canterbury gestellt wurde, welcher den hochwürdigen Mörder zum Verlust seiner Pfründe für die Dauer von zwei Jahren verurtheilte.

Wie das alles den König kränken und erbittern mußte, liegt auf der Hand, und daß er nun seinerseits schärfere und schärfste Saiten aufzuziehen begann, ist begreiflich. Die Reibung zwischen Staat und Kirche gab demzufolge bald helle Funken. Heinrich war zuvörderst entschlossen, namentlich die offenkundigen, äußerst hinderlich in die Staatsregierung eingreifenden Anmaßungen der geistlichen Gerichtsbarkeit abzustellen. Bei diesem Unternehmen schien er freilich dem gesammten Klerus gegen sich zu haben, aber es gelang ihm, in die Mauer klerikaler Einmüthigkeit eine Bresche zu treiben. Zwar der niedere Klerus, insbesondere die Möncherei, stand jetzt und später fest zu dem Primas, allein aus den Reihen der Prälaten erstanden demselben Reider und Nebenbuhler, welche auf des Königs Seite traten. So der Erzbischof von York, also der zweite Prälat des Reiches, welcher sich so gut dünkte wie der erste, so weiter der Bischof von London und der Abt von St. Augustin zu Canterbury, welche beide sich für zu vornehm hielten, um dem Primas unterwürfig sein zu wollen. Infolge solcher Spaltung des hohen Klerus fand Thomas es angezeigt, nachzugeben, nämlich zeitweilig. Um so mehr, da ihm der päpstliche Nuntius dazu rath. Er ging also nach Woodstock, wo Heinrich hofhielt, nahm Audienz und versprach, die alten Satzungen und Bräuche des Landes inbetreff des Gerichtsverfahrens, auch gegen verbrecherische Geistliche, fürder zu achten.

Das war freilich kein Friede, sondern höchstens ein Waffenstillstand. Von der Wiederherstellung des früheren freundlichen Verhältnisses zwischen Thomas und Heinrich war dabei gar keine Rede. Der König hatte das Vertrauen zu seinem ehemaligen Günstling vollständig und für immer verloren. Der Primas fühlte das und sah in seinem früheren Herrn und Gebieter nur noch einen Feind der Kirche und demnach auch einen persönlichen Feind, da er, Thomas Becket, überzeugt war, er trüge, so zu sagen, die ganze Kirche in seinem Leibe, wie jener indische Brahman seiner Aussage zufolge die ganze Dreieinigkeit, Brahma, Vishnu und Siwa, in seinem Bauche mit sich herumtrug. Wo wäre denn ein Größenwahntwiz zu finden, welchen auszuheden Pfaffenhochmuth sich nicht erdreistet hätte?

Das Versprechen von Woodstock wurde nicht gehalten. Ja, der Primas suchte sogar und erlangte die päpstliche Absolution für die Sünde, dasselbe gegeben zu haben. Der Streit war also wieder auf dem alten Fleck und darum beschloß der König, die Entscheidung herbeizuführen. Im Jänner von 1164 berief er die Barone und die Prälaten des Reiches zu einer feierlichen Versammlung nach Clarendon, damit eine feste und klare Auseinandersetzung und Bestimmung der Gerechtsame von Staat und Kirche be-

rathen und getroffen würde. Auch der Primas erschien und erklärte von vornweg, sein dem König in Woodstock gegebenes Versprechen wäre eine Schwäche, eine Sünde gewesen, die er bitterlich bereut hätte. Er mußte daher jenen Irrthum widerrufen und auf allen Rechten und Ansprüchen der Kirche beharren. Nur auf das Bitten und Flehen verschiedener geistlicher und weltlicher Magnaten hin ließ sich Becket herbei, an den Verathungen über die sogenannten „Constitutionen von Clarendon“ theilzunehmen, wenigstens passiv. Nach zweitägigen stürmischen Debatten kam es zur Beschlußfassung über diese „Constitutionen“ in 16 Paragraphen, deren Essenz war, daß fortan die Wahl von Prälaten (Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten) nur nach dem Rath und mit der Zustimmung des Königs geschehen könne, daß der Klerus in bürgerlichen Sachen und in Streithändeln mit Laien vor des Königs Gerichten Recht nehmen müsse, daß wider des Königs Willen kein Proceß in's Ausland verlegt, auch entgegen diesem Willen kein Kleriker in die Fremde gehen, noch endlich diesem Willen zuwider ein Rath oder Diener des Königs excommunicirt werden dürfe. Man muß sagen, daß diese Forderungen und Festsetzungen vonseiten des Staates, welche auf den jetzt von Heinrich wieder zu Ehren gebrachten Anschauungen und Einrichtungen fußten, wie sie in der vornormanisch-angelsächsischen Zeit in England bestanden hatten, gewiß keine unbescheidenen und unbilligen gewesen sind. Aber allerdings den Ansprüchen der Hierarchie und vollends eines Hierarchen vom Metalle Becket's auf kirchliche Omnipotenz stellten sie sich scharf entgegen. Darin scheint nun aber der gesammte Episkopat von England keine Gefahr für die Kirche gesehen zu haben. Denn wie die Barone, so unterfertigten und besiegelten auch die Bischöfe zum Zeichen ihrer Bestimmung die Urkunde der Constitutionen von Clarendon. Auch der Primas? Ja wohl. Nachdem er sich etwas gesträubt, setzte auch er sein Siegel auf das Pergament. Angesehen das, was unmittelbar nachfolgte, muß man annehmen, die menschliche Schwäche habe es in Clarendon über den hierarchischen Stolz Becket's momentan davongetragen.

Der König wollte dem Erfolg, welchen er soeben erlangt hatte, die Bürgschaft der päpstlichen Autorität hinzufügen und unterbreitete die Constitutionen von Clarendon der Bestätigung durch Alexander den Dritten. Allein dieser verwarf und verdamnte von den 16 Paragraphen die zehn wichtigeren und wichtigsten und richtete damit den vorübergehend gesunkenen Muth des Primas wieder auf. Becket hatte in der Erwartung der päpstlichen Entscheidung für die in Clarendon gesündigte Schwäche bittere Buße gethan, hatte sich des Messerlebens enthalten, hatte sich der Geißelung unterzogen. Jetzt, nachdem Rom gesprochen, meinte er, der Boden seines Vaterlandes brännte ihm unter den Füßen. Zweimal machte er den Versuch, von Ramney aus heimlich über die See zu entweichen. Weidemale trieben widrige Winde ihn zurück. Dann fand er es rathsam, zu erproben, ob sich mit dem Könige zu einem Frieden kommen ließe, und suchte zu diesem Zwecke per-

sünlliche Begegnungen mit Heinrich in Woodstock und hierauf in Northampton. Es kam dabei nichts heraus als Schärfung und Verbitterung des obwaltenden Gegensatzes. Der König, auch durch das Verhalten des Papstes schmer gereizt, verlangte Unterwerfung, und als diese verweigert wurde, ging er geraden Weges auf die Vernichtung seines Gegners aus. Dieser erkannte die Gefahr und entfloß in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober 1164 aus Northampton, allwo er auf einer dahin berufenen Reichsversammlung dem König in's Angesicht Trotz geboten hatte, den ganzen Stolz seines hierarchischen Bewusstseins mit der Duldermiene eines Märtyrers geschickt verbindend. Die Art und Weise übrigens, wie Heinrich von der Reichsversammlung oder wenigstens von den weltlichen Mitgliedern derselben die Schuldigfindung und die Verurtheilung des Primas zur Einkterung erwirkt und erpreßt hatte, war eine so schreiend gewaltthame, daß man wohl verstehen kann, wie Bedet dadurch in das Licht eines Dulders für den Glauben gerückt werden konnte und gerückt wurde*).

Das hatte sich schon in Northampton gezeigt, wo die Volksmenge vor dem Primas, so er auf der Straße erschien, auf die Kniee fiel und um seinen Segen bat, und das zeigte sich auch auf seiner Flucht, welche über Lincoln, Boston, Semppringham und Castray nach Sandwich ging. Mönche, Siedler, Weltpriester und Leute aus dem Volk empfingen ihn überall als wie 'einen Heiligen und thaten alles Mögliche, ihn den Nachstellungen seiner Verfolger zu entziehen. In der Nacht vom 2. auf den 3. November fuhr er von Sandwich aus auf einem gebrechlichen Boot über den Kanal, landete unweit von Gravelingen und reiste, in den Abteien von Clairmarois, St. Omer und St. Bertin ehrerbietig beherbergt, weiter nach Soissons, wo er von dem Franzosenkönig Ludwig als ein höchst willkommener Gast begrüßt wurde. Der ruheloße Zwist zwischen dem englischen und französischen Monarchen warf seine Schlag Schatten nun auch in den Streithandel Heinrichs mit Thomas Bedet hinein und zwar sehr nachdrücklich zu Ungunsten von jenem. Denn Ludwig der Siebente verstand sehr wohl, daß der Flüchtling von Erzbischof-Primas in seiner Hand eine gegen den König von England auszuspielende Trumpfkarte sein könnte und würde.

Als in Northampton die Flucht Bedets kundgeworden, war der König in wilden Zorn ausgebrochen. Sofort wurde gegen den Flüchtling als gegen einen „Betrüger“, „Meineidigen“ und „Verräther“ verfahren. Mit äußerster Härte, wie von gleichzeitigen Berichterstatlern, und zwar von Anhängern des Primas wie Gervasius von Canterbury und von Dienern des Königs wie

*) Als auf Befehl des Königs der Graf Robert von Leicester dem Primas das Urtheil vorlesen und bekanntgeben wollte, unterbrach der Verurtheilte den Vorleser schon bei der Eingangsformel mit den Worten: „Graf, ich verbiete Euch im Namen des allmächtigen Gottes, ein Urtheil gegen mich, der ich Euer geistlicher Vater bin, auszusprechen. Ich appellire an den souveränen Papst und citire Euch vor seinen Stuhl.“

Roger von Hoveden gleichermaßen, ausdrücklich bezeugt wird. Denn Heinrich begnügte sich nicht damit, mittels offener, unter dem großen Staatsiegel erlassener Briefe diesseits und jenseits des Kanals, in allen seinen Ländern und Provinzen, den „gewesenen Erzbischof von Canterbury“ als einen treubruchigen Verräther und als seinen Feind zu signalisiren und auszuschreiben, auch nicht damit, alle Güter und Besitzthümer des Primas, sowie der sämtlicher Anhänger desselben, einzuziehen und an sich zu nehmen, sondern er dehnte die Verfolgung auch auf die ganze Verwandtschaft Bedets aus, auf die männliche und weibliche, in auf- und absteigender Linie, so daß über Männer, Knaben, Greise und Frauen, ja — es klinge kaum glaublich, wenn wir nicht miterlebt hätten, daß noch 1870 vonseiten der „stets an der Spitze der Civilisation marschirenden grande nation“ bei der Austreibung der Deutschen aus Frankreich ganz ähnliche Barbareien und Brutalitäten verübt wurden — ja sogar über Schwangere und Kindbeterinnen, über Säuglinge und Embryonen die Strafe der Verbannung verhängt worden ist*). Diese Königsthat vollbracht, ordnete Heinrich den Grafen Wilhelm von Arundel und die Bischöfe Gilbert von London und Richard von Ilchester als seine Boten an den König von Frankreich, sowie an den in Sens hofhaltenden Papst Alexander ab, um den Beistand von beiden gegen den flüchtigen Rebellen Bedet zu erwirken. Die Gesandten trafen den Franzosenkönig in Compiègne und begaben sich von dort nach Sens. An beiden Orten bligten sie ab. Ludwig verweigerte Heinrichs Forderung, den Flüchtling auszuweisen, in höflich-spöttischer Manier, der Papst in gewunden-diplomatischer das Ansuchen des Königs von England, den Primas nach Canterbury heimzuschicken unter dem Geleite von päpstlichen Legaten, welche den ganzen Streithandel auf englischem Boden untersuchen und schlichten sollten. Mochte Alexander dahinter eine List oder Tücke des Königs argwöhnen, mochte er vielleicht auch der Unbestechlichkeit seiner Legaten nicht trauen, genug, er wollte jedenfalls den Mann nicht fallen lassen, welcher ja mit der eigenen Sache zugleich die des Papstthums verfocht. Demzufolge wurde Bedet, während die Boten Heinrichs unverrichteter Dinge abziehen mußten, am päpstlichen Hofe sehr sympathisch empfangen. Mit den „Konstitutionen von Clarendon“ in der Hand, rechtfertigte er sein Verhalten und legte dann sein Erzbisthum in die Hände des Papstes nieder. Allein dieser ertheilte ihm volle Absolution, tröstete ihn liebevoll, gab ihm den Bischofsring zurück und wies ihm das Kloster Pontigny zu standesmäßigem Aufenthalt an.

Als Gegenschlag erließ König Heinrich von der Normandie aus, wohin er zur Osterzeit von 1165 gekommen, ein strenges Verbot, päpstliche Bullen in seine Länder einzuführen oder irgendwelche Schreiben des „gewesenen“

*) „Mulieres puerperio decubantes.“ Gervasius Cantuarensis. „Omnes homines et foeminae, pueri etiam in cunnis vagientes et ad ubera pendentes.“ Rogerus de Hoveden.

Primas nach England zu bringen. Im folgenden Jahre kam der König abermals nach Frankreich herüber und verweilte, während es dem Papst Alexander glückte, nach Italien und Rom heimkehren zu können, vier Jahre, bis um Ostern von 1170 in seinen französischen Provinzen, wo er alle Hände voll zu thun hatte mit der Bändigung rebellischer Vasallen, sowie mit der endlosen Mühwaltung, welche erforderlich war, mit König Ludwig in einem erträglichen Einverständniß zu bleiben. Mit Thomas Becket wählte er fertig zu sein. Er kannte ihn wenig.

VI.

Denn von seiner Klosterzelle in Pontigny aus, wo er scheinbar nur mit dem Studium von Problemen des kanonischen Rechtes und mit frommen Uebungen beschäftigt war, wühlte und machenschaftete Becket, der keinen Augenblick aufhörte, sich als rechtmäßiger Erzbischof von Canterbury zu fühlen, rastlos und unverdrossen gegen den König Heinrich, welcher die Schreiben, die Thomas abwechselnd in bittender oder drohender Stilisirung an ihn richtete, keiner Antwort würdigte. Auch der Versuch des Verbannten, die Fürsprache der alten Kaiserin Mathilde, Witwe Kaiser Heinrichs des Fünften und Geoffroy's von Anjou, bei ihrem Sohne Heinrich zu gewinnen, schlug fehl. Der Papst suchte auf das Andringen Becket's hin, welchen er schon 1166 zu seinem Legaten in der burgundischen Kirchenprovinz ernannte, durch den Episkopat der französischen Provinzen des Königs auf diesen zu Gunsten des Flüchtlings zu wirken. Umsonst. Heinrich wollte nichts von dem ehemaligen Günstling wissen, in welchem er, von seinem Standpunkt aus, nur einen treulosen und verrätherischen Menschen erblicken konnte.

Daraufhin verspricht Becket dazu, mit seinem geistlichen Rüstzeug einen großen Stoß gegen seinen Gegner zu führen. Welche Bedeutung in jenen Zeiten Bann und Interdikt hatten, weiß jeder Schuljunge oder könnte und sollte es wenigstens wissen. Gebannt oder excommunicirt, d. h. aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen zu werden, bedeutete für den mittelalterlichen Menschen ungefähr, was für den modernen ein Bankrott bedeutet — ich sage nicht für den modernsten, denn für diesen bedeutet ein Bankbruch bekanntlich nichts mehr. Die Bewohner eines Landes, welches im Mittelalter mit dem Interdikt bedroht war, hatten etwa so ein Gefühl, wie es heutzutage die Insassen einer Gegend haben, in welche die Cholera einzufallen sich ansetzt. Es wäre jedoch ein Irrthum, zu meinen, daß selbst in jenen glaubenstollen Jahrhunderten alle Menschen durch Bann und Interdikt ohne weiteres sich hätten schrecken und bestimmen lassen. Die Geschichte des Mittelalters ist ja voll von Zeugnissen für das Gegentheil. Es gab deutsche und italische Prälaten, welche, des päpstlichen Bannspruchs nicht achtend, treu zum Kaiser und Reich standen. Ebenso gab es deutsche und italische Städtebürgerschaften, welche, allen Schrecken des Interdikts

trozend, dasselbe thaten. Die allerdings furchtbaren geistlichen Waffen Bann und Interdict wurden eben infolge der päpstlichen Politik so häufig zu rein weltlichen Zwecken gehandhabt, daß die Menschen sie allmählig auch mit weltlichen Augen ansehen lernten und dadurch den unmäßigen Respekt davor einbüßten oder wenigstens auf ein bescheidenereß Maß herabminderten.

Becket sollte das auch erfahren. Am 3. Junitag von 1166 begab er sich von Pontigny nach Bezeai, celebrirte in der dortigen Magdalenenkirche das Hochamt, sprach dann kraft seiner Vollmacht als päpstlicher Legat vom Altar herab eine Verdamnung der Constitutionen von Clarendon aus und verhängte den Kirchenbann über die zwei englischen Bischöfe von Oxford und Winchester, sowie über drei weltliche Rätthe des Königs Heinrich. Es hieß auch, da der verbannte Erzbischof einmal am Verfluchen wäre, so würde er demnächst über den König selbst die Excommunication aussprechen.

Aber der Stoß ging fehl und der Gegenstoß ließ nicht lange auf sich warten. Zwar machte der Bannspruch von Bezeai in Frankreich großen Lärm, brachte aber drüben in England nur die Wirkung hervor, daß der Episkopat eine vom Bischof Gilbert verfasste fulminante Anklageschrift gegen Becket ausgehen ließ und Appellation an den Papst einlegte. König Heinrich seinerseits drohte dem Cistercienserorden — Pontigny war ein Cistercienserkloster — dessen sämmtliche Güter in seinen Landen einzuziehen, falls dem rebellischen Primas fernerweiter Unterschlupf gewährt würde. Das darauffhin eiligt in Cîteaux zusammengetretene Ordenskapitel setzte von dieser sehr bedenklichen königlichen Drohung den gefährlichen Gast von Pontigny in Kenntniß, worauf es dieser für gerathen hielt, seinen Zufluchtsort zu verlassen und sich — immer im Schutze des Königs von Frankreich — nach Sens zu begeben, wo er im Columbakloster gastliche Herberge fand. Eine nicht geringe Anzahl von Verehrern, Engländer, Franzosen, Lombarden, folgte ihm nach Sens. Denn der Mann verstand es, inmitten von allen Bedrängnissen immer ein zahlreiches Gefolge von Anhängern hinter sich herzuführen. Wie wenig er daran dachte, sich für besiegt zu erachten, geht schon daraus hervor, daß er auch gegen den Bischof Gilbert von London den Bannstrahl zu schleudern sich vermaß.

Es würde ermüdend sein, den Streithandel zwischen König und Priester noch fernerweit alle Krisen und Peripetieen hindurch zu verfolgen. Wollten wir es thun, so müßten wir ja alle die Fadzadzgänge der mit diesem Streithandel vielfach verknüpften Politik Alexanders des Dritten aufdecken, welcher zwar den verbannten Primas nicht fallen lassen, aber es doch auch mit dem Könige von England und nahezu von Halbf Frankreich nicht verderben wollte. Und wie die päpstliche Politik, so war und blieb die des Franzosenkönigs ebenfalls fortwährend ein wirksames Motiv in der Fehde zwischen Krone und Mitra, obzwar Ludwig eine seiner Töchter dem englischen Thronerben vermählt hatte. Zuletzt hatten sich die Sachen so verwickelt und verknäult, daß die Möglichkeit eines Friedensschlusses zwischen Heinrich und

Thomas von der Möglichkeit eines Friedens zwischen den beiden Königen abhing und umgekehrt.

Endlich kam doch ein Uebereinkommen zustande und zwar auf der Basis einer diplomatischen, durch Vermittler von hien und drüben nach vielen Weiterungen und großen Schwierigkeiten zuwegegebrachten Vereinbarung. Kraft derselben überreichte Bedet dem König eine Bittschrift des Inhalts, es möchte ihm in Gnaden gewährt werden, daß er in Sicherheit nach England heimkehren könnte, um daselbst in alle seine Aemter, Würden und Güter wieder eingesetzt zu werden. Heinrich seinerseits sollte versprechen, diese Bitten und Wünsche zu erfüllen. So geschah es dann von beiden Seiten und nun erfolgte im Juli von 1170 jene berühmte Zusammenkunft von Heinrich, Ludwig und Thomas auf französischem Boden in der Nachbarschaft von Tours zwischen Freteval und La Ferté-Bernard. Vom 16. Juli bis zum 21. verhandelten die beiden Könige ihre Geschäfte mitammen. Am Tage darauf hatten Heinrich und Thomas, wie verabredet worden, eine Begegnung auf freiem Felde. Hier beugte der Priester das Knie vor seinem Landesherrn und dieser umarmte den Begnadigten. Aber den „Kuß des Friedens“ (*osculum pacis*, *le baiser de paix*), auf welchen die mittelalterliche Diplomatie bei solchen Gelegenheiten einen so großen Werth legte, daß sie ihn geradezu als unerlässliche Besiegelung eines geschlossenen Friedens betrachtete — diesen Friedenskuß gab Heinrich dem restituirten Primas nicht. Das wurde sehr bemerkt — auch von Bedet tief empfunden — und es gab Leute, die angesichts dieser Unterlassung vonseiten des Königs dachten und sagten, die ganze Sache werde kein gutes Ende nehmen.

Sie nahm kein gutes, obzwar sich zunächst alles gut anzulassen schien. Heinrich schrieb von Chinon aus an seinen Thronerben, den jungen Heinrich, welcher als sein Statthalter in England regierte: „Ihr sollt wissen, daß Thomas von Canterbury zu meiner vollständigen Genugthuung seinen Frieden mit mir gemacht hat. Ich befehle Euch demnach, ihm und den Seinigen in Güte alle ihre Besitzungen zurückzugeben.“ Allein diese Besitzungen waren theilweis an andere verliehen worden und die neuen Besitzer waren keineswegs willig, sie den alten zurückzustellen. Schon dieser Umstand mußte viel dazu beitragen, den Frieden von Freteval fraglich zu machen. Von Rom her kam Bedet die eindringliche Warnung zu, er sollte dem Könige Heinrich nicht allzu sehr trauen, sollte, um seiner eigenen Sicherheit willen, vorsichtig, unterwürfig und geduldig sein. Als er sich vor seiner Heimreise nach England von dem König Ludwig verabschiedete, sagte dieser: „Ihr wollt also reisen? Nicht um soviel Gold, als ich selber schwer bin, möchte ich Euch dazu gerathen haben, und wenn Ihr mir glauben wollt, so traut Eurem Könige nicht, so lange Ihr von ihm den Friedenskuß nicht empfangen habt.“

Bedet fühlte das Schwergewicht dieser Worte und bemühte sich deshalb, vor seiner Abreise noch eine Zusammenkunft mit König Heinrich zu erlangen,

um, wo möglich, zu einer völlig befriedigenden Auseinandersetzung zu kommen. Die Zusammenkunft wurde ihm gewährt, aber die Auseinandersetzung mißlang. Heinrich empfing seinen Günstling von ehemals zu Chaumont unweit Amboise, aber er empfing ihn sehr kühl, während die Umgebung des Königs eine geflüsterte Mißachtung des Primas zur Schau trug. Es kam nicht zum Friedenskuß, welchen zu weigern Heinrich wohl mitbestimmt sein mochte dadurch, daß er inzwischen erfahren, der Papst habe auf Bedets Betreiben die Suspension des Erzbischofs von York und verschiedener anderer Bischöfe von ihren Sitzen ausgesprochen und die Bannung des Bischofs von London bestätigt. Als sich König und Priester trennten, blickte dieser jenen scharf an und sagte feierlich: „Ich ahne, daß ich Euch nicht wiedersehen werde.“ Worauf Heinrich, welcher den Sinn dieser Worte wohl verstand, zornmüthig: „Haltet Ihr mich für einen Verräther?“ Der Primas verneigte sich und ging.

Bevor er sich in Witsand bei Calais einschiffte, sandte er einen vertrauten Diener vor sich her nach England als Träger der gegen die vorhin erwähnten englischen Prälaten gerichteten päpstlichen Suspensions- und Bannbulen. Das war ein ganz deutliches Zeichen, daß Bedet, auf englischem Boden angelangt, den schon jahrelang wüthenden Streit sofort mit aller Energie wieder aufnehmen und fortführen wollte und würde. Kein Wunder daher, daß ihm die Kunde voraufflog, er bringe „Eisen und Feuer“ mit sich. Vielleicht hat er bei sich selbst jenes Wort wiederholt, welches dem Evangelisten zufolge Jesus gesprochen: — „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“. In der That, er war ein kühner und zäher General der „ecclesia militans“. Alle Widerwärtigkeiten des Exils hatten seinen Muth nicht gebeugt, sondern seinen Eifer nur bis zur Glühitze gesteigert. Er wußte auch ganz gut, welchen Gefahren ihn sein entschiedenes Vorhaben aussetzte, alle seine geistlichen und weltlichen Gegner in den Staub zu heugen und Heinrich dem Zweiten selber das Bekenntniß abzuwingen, daß der Priester dem Könige vorangehe. Wie zu allem entschlossen, war er auch auf alles gefaßt. Unmittelbar vor seiner Einschiffung ließ ihm der Graf von Boulogne durch den Dekan der dortigen Kirche die dringliche Warnung zukommen, ja nicht nach England zu gehen, weil ihm dort Schlimmes bevorstände. „Mein Sohn,“ erwiderte der Primas dem Boten, „und wenn ich auch gewiß wäre, am englischen Ufer drüben in Stücke gehauen zu werden, so würde ich dennoch hinüberfahren. Es ist genug, daß meine Heerde sieben Jahre lang ihres Hirten entbehren mußte.“ Man sieht, Bedet war kein Opportunist, kein Kompromißer, sondern ein Principmann und Held, falls man einen so nennen darf, welcher mit dem Kopf durch die Mauer will. In der Regel sind aber die Mauern fester als die Köpfe.

Am 1. Decembertag von 1170 betrat Thomas bei Sandwich den Boden seines Heimatlandes wieder. Zwar überwachte der Sheriff von

Kent mit Bewaffneten die Landung des Primas, doch ließ er sie unbeanstandet geschehen. Auch die Weiterreise nach Canterbury, dessen Bewohnerschaft, mit besonderer Beeiferung die mönchische, den Zurückgekehrten mit Glockengeläute und Halleluja empfing. Er erfuhr überhaupt vonseiten des Volkes in diesen Tagen bei jeder Gelegenheit ebenso aufrichtig gemeinte als geräuschvolle Huldigungen, welche ihn nicht wenig in seinem Kampfeifer bekräftigen mochten. Denn zu kämpfen war er gewillt. Um so mehr, da ihm der Prinz-Statthalter Heinrich das Verbot kundgeben ließ, seinen Metropolitansitz Canterbury zu verlassen. Zur Antwort bestieg der Primas am Weihnachtstage die Kanzel der Kathedralekirche, predigte und verkündete zum Schlusse den Bann über alle, welche dem Erzstifte gehörende Güter, die der König ihnen verliehen, noch nicht wieder herausgegeben hatten.

Dies wurde für eine gegen König Heinrich selber gerichtete neue Kriegserklärung angesehen und ausgegeben. Am prinz-statthalterlichen Hofe zu Winchester scheint man die mehr oder minder ernste Besorgniß gehegt zu haben, der Primas wäre Willens und im Stande, an die Spitze von Volksmassen sich zu stellen und, namentlich mit Beihilfe der Mönche und des niederen Klerus, einen Aufruhr zu machen. Der Alarmruf ging auch nach der Normandie hinüber, allwo der König auf der Burg Bar bei Baieux die Weihnacht feiern wollte. Dorthin eilten aus England die suspenbirten und gebannten Bischöfe, dampfend vor Entrüstung gegen ihren Primas und Feind. In ihrem Mund wurde der Alarmruf zur Sturmposaune. In ihrer Schilderung nahm das Vorgehen Bedets ungeheuerliche Verhältnisse an. „Wir sind im Bann, gnädigster König und Herr“ — so beschloffen sie ihre Reden — „weil wir gethan nach Euren Willen und gehandelt nach Euren Befehlen.“ Worauf der König im Zorn: „Bei den Augen Gottes (par les oilz deu), seid ihr im Bann, so bin ich es auch.“ Dann, von einem Wuthanfall gepackt, rief er aus: „Was, ein Zämmerling, welcher mein Brod aß, welcher als ein Bettler, all sein Hab' und Gut am Leibe tragend, auf einer hinkenden Mähre an meinen Hof gekommen, beschimpft seinen König, und nicht einer von diesen feigen Rittern, die ich an meiner Tafel gefüttert, geht hin, mich von diesem Priester zu ledigen!“

Solches wollten sich vier Ritter vom Haushalt des Königs, Richard der Bretagner, Wilhelm von Trach, Hugo von Morville und Reginald Fitzurse, nicht zweimal sagen lassen. Es waren das vier angesehene Hofherren. Herbert von Bosham, einer der Exilsgegnen Bedets, bezeichnet sie als „cubicularii“ Heinrichs. Sie waren also nach unserem Sprachgebrauche königliche Kämmerlinge, Kammerherren, und wurden, wie aus andern Quellen erhellt, nicht allein zu höfischen Verrichtungen, sondern auch zu diplomatischen und richterlichen Geschäften verwendet. Das rasche Zornwort des Königs trug blutige Früchte. Die vier Ritter ließen ihre Rosse satteln, nahmen ihre Waffen, verließen heimlich den Hof, eilten zur Küste und fuhren nach England hinüber, ihren Herrn und Gebieter „von diesem Priester

zu lebigen". Sie vollführten ihre Fahrt, während Heinrich mit der Baronenschaft der Normandie einen Rathschlag hielt, der mit dem Beschluß endigte, in gesetzmäßiger Form gegen den Primas vorzugehen und denselben unter der Anklage auf Hochverrath verhaften zu lassen. Derweil wurde dem König gemeldet, in wie auffälliger Weise seine vier Kämmerlinge sich entfernt hätten und zur Seeküste geeilt wären. Heinrich erschrak, weil er sofort verstand, was diese Entfernung und Eile zu bedeuten hatten. Er sandte Eilboten aus, die Ritter zurückzurufen. Aber es war zu spät: sie konnten nicht mehr eingeholt werden.

Fünf Tage nach der Weihnacht ritten die Vier in Canterbury ein und zwar an der Spitze einer reißigen Schar, die sich ihnen auf den an ihrem Wege gelegenen Burgen angeschlossen hatte. Mittels vorausgesandter Boten hatten sie sich mit zwei Todfeinden des Primas verständigt, mit Ranulph de Broc, einem Inhaber canterbury'scher Stiftsgüter, und mit dem Abt Clerembault vom St. Augustinskloster, welcher, als zwar vom König eingesetzt, aber von der Kurie nicht bestätigt, in den Augen Bedets nur ein Eindringling und Reher war. Im genannten Kloster nahmen die Ritter Herberge. Dann, zur Besperzeit, ritten sie zum erzbischöflichen Palast, der mit dem Dreifaltigkeitskloster zusammenhing. Nachdem sie die Eingänge und die Umgebung mit ihren Helfershelfern besetzt hatten, legten sie an der Pforte ihre Waffen ab und stiegen in die Kammer hinauf, in welcher der Primas, so eben vom Mittagstische gekommen, mit etlichen seiner Beamten Geschäfte ordnete. Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß er die nahende Katastrophe voraussühlte, sobald er die Ankunft der Ritter im Kloster St. Augustin erfahren hatte. Aber er wankte und schwankte nicht, er wich angesichts der äußersten Gefahr nicht um einen Schritt zurück.

Er würdigte die in seine Kemenate getretenen Hofherren keines Grußes. Reginald Fitzurse trat als Wortführer vor und beschuldigte in leidenschaftlicher Rede den Primas, die Lehenstreue und den Frieden gebrochen zu haben. Ruhig, aber fest setzte Bedet zur Entgegnung auseinander, daß er nur von seinem Rechte Gebrauch gemacht, als er die gegen seine Autorität rebellischen Prälaten und die Räuber der Güter des Erzstiftes gebannt habe. Dann immer heftiger werdendes Hin- und Herreden, welches sich zu einem raschen Frage- und Antwortspiel zuspitzte: „Wollt Ihr die Gebannten vom Banne lösen?" — „Nein!" — „Nun denn Verderben über Euch!"

Sie eilten hinaus und hinunter, rufend „Waffen! Waffen!" und während sie die Helme aufbanden und ihre Streitärzte und Schwerter ergriffen, tobten ihre Helfershelfer waffenraffelnd durch die Gassen und wurde der ganze Bezirk um die Kathedrale her von wildem Tumult erfüllt. Die Hofdienerschaft des Kirchenfürsten bewies keinen Muth und verfloch sich in alle Winkel. Die Mönche vom Dreifaltigkeitskloster umdrängten den Primas und beschworen ihn, zu fliehen oder sich zu verbergen. Er verweigerte beides. Da zerrten sie ihn durch die Thüre, welche aus dem Palast in das Kloster

führte, in den Kreuzgang und von da in die Kirche, welcher geweihte Ort, wie sie hofften, ihm Schutz gewähren würde. Ihre Hoffnung war eitel. Heinrichs Dienstmannen waren entschlossen, ihren Herrn „von diesem Priester zu lebigen“, und Bedet seinerseits war entschlossen, für sein und der Kirche Recht sterbend „die Märtyrerkrone zu erwerben“. Er hatte zu den Kämmerlingen gesagt: „Ihr droht mir? Aber das ist unnütz. Wenn alle Schwerter im Lande auf mich gezückt würden, sollten sie mir doch nichts abtrogen.“

Man hört die Attentäter vor der Pforte toben und die Mönche wollen diese und alle Thüren verrammeln und verbarrikadiren. Allein der Primas wehrt es ihnen mit den Worten: „das Haus des Herrn soll nicht zu einer Festung gemacht werden“. Dann, als die Aelte am Thore der Kathedrale und an der zum Kreuzgange führenden Thüre donnern, ergreift Schrecken die Mönche. Sie stieben auseinander und suchen da und dort in der weiten und dunkeln Kirche und in den Seitenskapellen einen Unterschlupf. Nur einer, Edward Grim geheißten, harret aus bei dem Erzbischof.

Dieser will so eben die Treppe, welche zum hohen Chor führt, hinansteigen, wahrscheinlich um dort auf dem altherwürdigen Stuhl von Porphyr hinter dem Hochaltar, auf welchem dem Brauche gemäß die Erzbischöfe von Canterbury geweiht zu werden pflegten, den Tod zu erwarten*). Da brechen, die ihn suchen, in den Tempel herein. Voran Reginald Fitzurse, vom Kopf bis zu den Füßen gepanzert, sein zweischneidig Schlachtschwert in der Rechten und laut rufend: „Zu mir, wer es treu mit dem König hält!“ Die Mordgenossen folgen dem Führer auf dem Fuße, ihre Schwerter schwingend und Drohschreie ausstößend.

„Wo ist der Verräther?“ ruft Reginald. Keine Antwort. „Wo ist der Erzbischof?“ ruft er wieder. „Hier, Reginald, hier bin ich“, erwidert der Primas, steigt die Stufen der Chortreppe wieder herab und erwartet am Fuß einer zwischen den Kapellen der Jungfrau Maria und des heiligen Benedikt stehenden Säule sein Schicksal. Der Ruf: „Wo ist der Verräther? Wo ist der Erzbischof?“ wird wiederholt. „Hier bin ich“, antwortete Bedet, „aber ein Verräther ist nicht hier. Was thut ihr in Waffen im Hause Gottes? Was ist euer Begehr?“ — „Daß Du die Gebannten vom Banne lösest oder aber sterbest.“ — „Ihr muthet mir zu, daß ich thäte, was ich nicht darf. Ich kann den Bannspruch nicht aufheben. Thut, was ihr wollt.“

In diesem Augenblick empfängt er zwischen die Schultern den Schlag einer flachen Schwertklinge und hört eine Stimme sagen: „Flieh' oder Du bist des Todes!“ Wahrscheinlich wünschen die Attentäter, der Primas möge aus der Kirche weichen, weil sie eine flüchtige Scheu fühlen, den Mord im

*) „Imposant und theatralisch wie sein ganzes Wesen“, meint H. Pauli (Bilder aus Alt-England, 1860, S. 16). Allein ich kann diese Meinung nicht theilen, sondern muß sie als durchaus ungerechtfertigt bezeichnen. Thomas Bedet war nichts weniger als ein Komödiant. Er spielte seine Rolle gut, ja wohl; aber diese Rolle war seine Natur.

Heiligthum zu vollziehen. Allein Bedet wankt und weicht nicht von der Stelle. Sie wenden Gewalt an, ihn wegzuschleppen, er aber stäubt sich und schleudert einen der Angreifer, den Wilhelm de Tracy, zu Boden. Wüthend springt der Ritter auf und schlägt mit dem Schwerte nach dem Kopfe des Primas. Aber der treue Mönch Grim streckt abwehrend den Arm dazwischen und empfängt einen Streich, der ihm nahezu den Arm vom Leibe trennt. Auch den Erzbischof verwundet noch der gewaltige Hieb am Kopf und an den Schultern und der Getroffene schlägt, seine Seele Gott empfehlend, vornüber auf das Pflaster hin. „Schlagt zu! Schlagt zu!“ schreien die Mörder. Richard der Bretagner holt aus und spaltet dem Opfer den Schädel mit einem so wuchtigen Schlag, daß die Schwertklinge auf den Steinplatten zerbricht. Wilhelm Maltret aber setzt seinen gepanzerten Fuß dem Todten in's Genick, daß das Blut aus dem klaffenden Schädel spritzt, und schreit: „So mußte der Verräther sterben!“

VII.

Aber aus seinem Grabe heraus besiegte der todte Priester den lebenden König.

Das Grab war dem Gemordeten am Morgen nach der Schreckensnacht in der Krypte der Kathedrale bereitet worden. In aller Hast. Denn die Mörder erschienen, bevor sie aus Canterbury verschwanden, noch einmal in der Umgebung des erzbischöflichen Palastes und schienen die Absicht zu haben, sich des Leichnams ihres Opfers zu bemächtigen. Doch machten sie keinen ernstlichen Versuch, dieses Vorhaben zur Ausführung zu bringen, sondern fanden es gerathen, vor der schreckhaften Entrüstung, welche in der Stadt herrschte, zu entweichen und sich gen Norden zu wenden, wo sie in Northumberland in der Nähe von Rnaresburgh eine Zuflucht suchten und fanden.

Die Kunde von der Ermordung des Primas von England flog durch die abendländische Christenheit und schlug die Gemüther mit Entsetzen. Die Menschen von dazumal mochten beim Empfang dieser sensationellen Nachricht ungefähr so einen Eindruck erhalten, wie die Menschen von heutzutage einen empfinden, so sie erfahren, daß der Börsen-Primas Rothschild im Tempel Mammonis von einer Bande Kommunisten umgebracht worden wäre. König Heinrich, sobald die Trauerbotschaft zu ihm nach der Normandie gelangte, verschloß sich in seine Kammer und fastete drei Tage lang, in lauten Wehklagen über die blutige That sich auslassend. Sie waren sicherlich ernstlich gemeint, diese Klagen; denn der Fürst mußte ja fühlen, daß er den großen Streithandel mit Thomas nicht gewonnen habe, indem er, obzwar nur mittels eines unbeachteten Wortes, den Erzbischof zu einem Märtyrer gemacht. Die Folgen hiervon mußte der staatskluge Mann wohl zu bemessen, und um dieselben abzuwenden oder wenigstens zu mildern, sandte er

unverzüglich eine Abordnung an den heiligen Vater und vergaß auch nicht, seinem Botschafter etliche Geldsäcke mitzugeben, wohl wissend, daß wie zur Zeit Jugurtha's so auch zur Zeit Alexanders des Dritten in Rom alles käuflich wäre. Se. Heiligkeit war anfangs sehr ungnädig und wollte nichts davon wissen, daß der König an der Katastrophe von Canterbury keine Schuld trüge. Man sprach in der Umgebung des Papstes schon davon, am bevorstehenden Gründonnerstag in der Charwoche (von 1171) werde der Statthalter Christi den Bann über Heinrich den Zweiten und das Interdikt über dessen Länder diesseits und jenseits des Aermelmeeres verhängen. Allein das drohende Wort wurde nicht zur That. Die klingenden Beweisgründe für des Königs Unschuld, welche seine Gesandten in die bereitwillig geöffneten Hände verschiedener einflußreicher Kardinäle niederfallen ließen, thaten große Wirkung. Se. Heiligkeit erklärte demzufolge, dem König und dessen Unterthanen väterliche Schonung angedeihen lassen zu wollen. Doch werde er Legaten nach der Normandie schicken, um die ganze Sache genau zu untersuchen. Die Mordgesellen von Canterbury selbst jedoch und ihre Helfershelfer sollten keiner Schonung theilhaft sein. Sie wurden feierlich in den Bann gethan, welcher wirksam genug war, sie nach Jahresfrist aus ihrem northumberländischen Asyl zu vertreiben. Sie pilgerten zerknirscht nach Rom, machten Reu' und Leid und wurden von dem heiligen Vater zur Verbüßung ihres Frevels nach Palästina geschickt, wo sie gestorben und verschollen sein sollen. Doch ist dieser ihr Ausgang mehr ein legendarischer als ein historischer.

Der König war froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. Die angebrohte Untersuchung machte ihm wenig Sorgen. Er wartete die Ankunft der päpstlichen Legaten in der Normandie nicht einmal ab, sondern ging im August 1171 nach England hinüber, um dann im Oktober zur Eroberung von Irland aufzubrechen. Er scheint es auch kaum beachtet zu haben, daß die englischen Prälaten, welche in seinem Streite mit Bedet auf seiner Seite gestanden, es für gerathen fanden, vor der römischen Kurie zu Kreuze zu kriechen. Sie schworen sich von jeder Mitschuld an dem Morde des Primas los, aber sie schworen zugleich die „Constitutionen von Clarendon“ ab und wurden dann auf ihr Bitten durch den Erzbischof von Rouen als Stellvertreter des Papstes vom Banne geledigt.

Mit alledem jedoch war das Nachspiel zur Tragödie von Canterbury noch nicht zu Ende.

Denn derweil war der „Geruch von Heiligkeit“, welcher aus dem Grabe des Primas-Märtyrers hervorbrang, immer stärker und merklicher geworden. Schon geschehen Krankenheilungen und andere Wunder und Zeichen auf diesem Grabe, noch bevor dessen Insasse durch Alexander den Dritten am 3. März von 1173 feierlich in das Verzeichniß der christlichen Kalenderheiligen aufgenommen und eingereiht wurde. Thomas Bedet erhob sich, so zu sagen, aus seiner Gruft, eine Riesengestalt, welche einen dunklen Schatten auf die ganze noch übrige Regierungszeit Heinrichs des Zweiten

warf. Diese ganze Zeit war für den König voll Unrast, Aergerniß, Mühsal, Sorge und Kummer. Zerwürfnisse mit den Königen Ludwig dem Siebenten und Philipp dem Zweiten von Frankreich, Einfälle der Schotten in England, Rebellionen der Barone daheim und drüben in den französischen Provinzen, endlich, das Bitterste, die schnöden von seinen rechtmäßigen Söhnen Heinrich, Richard, Gottfried und Johann an dem königlichen Vater verübten Verräthereien, ihre Waffenerhebungen gegen ihn, ihre blutigen Fehden unter einander — war das alles die Wirkung eines Fluches, den der Märtyrer gemurmelt, als er am Fuße der Chortreppe der Kathedrale von Canterbury in einer Blutlache sein Leben verhauchte?

König Heinrich hätte nicht ein Kind seiner Zeit sein müssen, wenn ihm dieser Gedanke nicht gekommen wäre. Und ganz im Geiste und Stil des 12. Jahrhunderts beschloß er, den zürnenden Schatten des ermordeten Freundes und Genossen seiner Jugend zu sühnen. Nicht „aus schlauer Politik“, wie ein verdienter Historiker will, beugte er sich „vor dem übermächtig werdenden Rufe des Heiligen“^{*)}. Schlauheiten kamen hierbei sicherlich gar nicht in Frage. Der König that, was er that, aus der unwiderstehlichen Stimmung und Strömung seiner Zeit heraus. Er handelte, wie er mußte. Der Mord Becket's beschwerte ihm furchtbar die Seele. Er suchte danach, dieser Last ledig zu werden, und weil er den Zweck wollte, mußte er auch die Mittel wollen, also die Mittel, welche der Glaube von damals ihm bot. Das ist der Sinn des Schauspiels, dessen Scene Canterbury und die Krypte der Kathedrale am 12. Juli von 1174 gewesen sind.

Am diesem Sommertag kam König Heinrich vom Dorfe Herbledown gen Canterbury geritten. Sowie er der Kathedrale ansichtig wurde, stieg er vom Pferde und pilgerte zu Fuße weiter bis zur Vorstadtkirche St. Dunstan. Hier zog er seine Schuhe aus und ein Büßergewand an. Barfüßig wanderte er durch die schweigende Volksmenge rechts und links zur Metropolitankirche, an deren Portal ihn der ebenfalls bekehrte Bischof Gilbert von London, sowie die Klerisei des Erzstiftes und die Mönche vom Dreifaltigkeitskloster empfingen und begrüßten. Er aber wandte sich ungefümt der Krypte des

^{*)} Pauli, Geschichte von England, III, 116. Der Genannte verräth überhaupt in seiner ganzen Darstellung des Streites zwischen Heinrich und Thomas, wie schwer, um nicht zu sagen wie unmöglich, es einem in einseitig lutherischen Anschauungen aufgewachsenen Manne werde, das Wesen der katholischen Hierarchie und katholischer Hierarchen zu verstehen. Protestantische Gelehrte, Parlamentarier und Minister sind allzu geneigt, die römische Kurie für ein lutherisches Konsistorium und römische Priester für lutherische Pastoren anzusehen. Aus diesem Irrthum erklärt sich auch wesentlich der klägliche Ausgang des sogenannten „Kulturkampfes“ im deutschen Reich. Pauli hat übrigens nur dem alten Hume nachgesprochen, welcher, ein richtiger Sohn des „Jahrhunderts der Aufklärung“, im 11. Kapitel des 1. Bandes seiner „History of England“ kurz- und leichtweg gesagt hatte, König Heinrich hätte sein Sühnewerk unternommen, „weil er wusste, welchen Einfluß der Aberglaube auf die Gemüther des Volkes hat“.

Tempels zu, allwo der „heilige Leib“ des Märtyrers ruhte. Hier hielt der Bischof von London eine erbauliche Predigt von Reu' und Leid, von Buße und Sühne. Dann kniete der hüßende König am Grabe des heiliggesprochenen Priesters nieder, warf das sackleinene Gewand von der Schulter und bot unter lautem Bekenntniß seiner Sünden den entblößten Rücken den Geißelschlägen der Mönche dar. Nach also geleisteter Pönitenz verbrachte er betend und fastend die ganze Nacht in dem kalten Gruftgewölbe. Am folgenden Morgen hörte er im Chor der Kathedrale die Messe und empfing die feierliche Absolution.

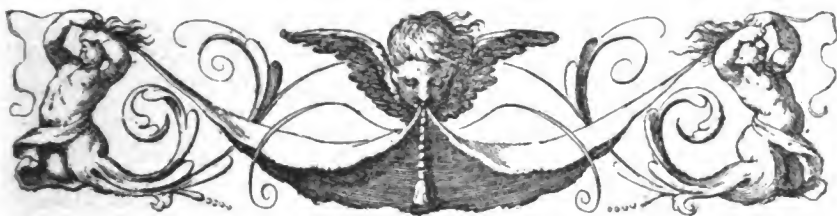
Der Art süßte Heinrich den zürnenden Schatten dessen, der aus seinem Freund und Günstling sein Widersacher und Todfeind geworden war. Einigen Trost für den Schmerz der furchtbaren Selbstdemüthigung von Canterbury mochte es ihm gewähren, daß die Bürgerschaft von London, die treu zu ihm gestanden, ihn am Sonntage darauf mit großer Festlichkeit und Freude willkommen hieß und empfing.

Er regierte darnach noch lange Jahre, vielthätig, aber ohne Ruhe und Glück. In den wilbverworrenen Kämpfen, welche er mit seinen verrätherischen und rebellischen Söhnen zu führen hatte, kommt ein edler Zug vor. Jener, als der König, nachdem sein ältester Sohn, der rebellische Prinz Heinrich, zu Martel in Limoges plötzlich gestorben, dem nach Brechung seiner Burg Autfort gefangenen Aufstifter und Rathgeber des Todten, dem berühmten Troubadour Bertran de Born, großmüthig verzieh, als der Gefangene sagte er hätte an dem Todestage des tapfern jungen Königs vor Schmerz Sinn und Verstand verloren*). Im Jahre 1139 fielen Unglücksschläge von solcher Wucht auf Heinrich, daß seine Kraft und Elasticität nicht mehr dagegen aufzukommen vermochten. Er mußte mit Philipp von Frankreich und seinen mit diesem verbündeten abtrünnigen Söhnen Richard und Johann einen für ihn ganz schimpflichen Frieden eingehen. In wilbem Vaterschmerze soll er die Söhne verflucht haben, welche das nur allzu reichlich verdient hatten. Bald darauf ist er am Kummer und Zorn zu Chinon gestorben, den 6. Juli 1189. Als der todte König im offenen Sarge von Chinon nach dem Kloster Fontevraud, das er sich zu seiner Ruhestätte gewählt, gefahren wurde, begegnete der verrätherische und rebellische Richard unterwegs dem Leichenzuge. Da habe — so will die Sage — als der verfluchte Sohn über den Sarg sich beugte, der todte Vater aus Nase und Mund geblutet, wie des todten Siegfrieds Wunden bluteten, als der Mörder Hagen zur Bahre trat. . . .

*) „Lo jorn — so lautete nach der von Raynouard (Chois des poésies origin. des Troubadours, V, 87) mitgetheilten Uebersetzung die Rede Bertrands — lo jorn, qu'el valeus joves reis, vostre fills, mori, eu perdi lo sen e'l saber e la conoissensa.“ Aus der Scene zwischen dem König und dem Troubadour hat Uhland, wie bekannt, die schönste seiner Romanzen geschaffen: „Bertran de Born“, ein Gedicht, das zu den reinsten Perlen in der Schatzkammer deutscher Dichtung gehört.

Das ist die Geschichte von einem König und von einem Priester. Sie ist lehrreich. Denn auch die Präsidentenstühle der künftigen Vereinigten oder, was jedenfalls gewisser, der *mors consueto* Veruneinigten Staaten von Europa werden noch mit dem Stuhle Petri rechnen und rechten müssen. Die Menschen gehen, aber die Dinge bleiben, obzwar mit der Zeit die meisten ihre Formen, Farben und Namen ändern. Das Papstthum that und thut es nicht. In starrer Majestät ragt es über das tosende Gewühl unserer Zeit empor, über Völker und Staaten, über Parteien und Nationalitäten, über Wissenschaft, Kunst, Literatur und Technik, über Dampf und Elektrizität, über Kultur und Barbarei, über das ruhelose Geschacher um Soll und Haben, über Luxus und Elend, eine aus der menschlichen Glaubens- und Autoritätsbedürftigkeit als aus Granitquadern aufgebaute Pyramide mit der Aufschrift: „*Non possumus sedis apostolicae mutare constitutiones.*“ Darauf beruht seine Dauer, Größe und Macht.





Joseph Joachim.

Von

Eduard Hanslick.

— Wien. —

In meiner Sammlung vergilteter Concertzettel befindet sich auch die Anzeige einer zum Besten des Wiener Bürgerspitals gegebenen Akademie vom Jahre 1840, in welcher vier kleine Knaben das einst beliebte „Concert für vier Violinen“ von Louis Maurer spielten. Die winzige Wunder-Quadrige bestand aus den Brüdern Hellmesberger, Adolf Simon und Joseph Joachim. Es war wohl das erste öffentliche Auftreten des damals neunjährigen Joachim in Wien und erregte ein rasch wieder verhallendes Aufsehen. Zu jener Zeit grassirte in Wien ein solcher Ueberfluß an musikalischen Wunderkindern, daß man für ein Wunder bald jedes Kind anzusehen begann, das kein „Wunderkind“ war. Der kleine Joachim war kurz vorher von seinem Vater, der einen wohlhabenden Bruder unter den Wiener Kaufleuten hatte, nach der Kaiserstadt gebracht worden in musikalische Lehre. Sie kamen aus Kittsee, einem Dorfe bei Preßburg, dem Geburtsort des Kleinen. Joachim ist somit ein Ungar, ein Ungar genau wie Liszt, welcher gleichfalls außer „Ejen“ kein Wort ungarisch versteht. Die an Oesterreich grenzenden ungarischen Comitate, insbesondere aber ihre Hauptstädte Preßburg, Debensburg, Raab waren noch vor 30 Jahren überwiegend deutsch, in den Kreisen des gebildeten Mittelstandes fast ausschließlich deutsch. Was sich in Joachims Compositionen an magharischen Anklängen findet, ist grade wie bei Liszt, nicht sowohl unverkennbarer Jugendeindruck, als vielmehr späterer, mit künstlerischem Bewußtsein nachgeholtter Erwerb. Joachim ist durch und durch Deutscher, vom Kerne aus bis in die kleinsten Aeußerlichkeiten.

In Wien legte Joachim unter der Leitung Joseph Böhm's, dieses trefflichen Pädagogen unter den Violinvirtuosen, den soliden Grund zu seiner Meisterschaft. Das Gebäude selbst, wie wir es jetzt so prächtig vor uns sehen, wäre hier kaum vollendet worden. Herrschte doch in der lebenslustigen Kaiserstadt anfangs der Vierziger Jahre ein höchst oberflächliches, sinnliches Musikgenießen, dessen vornehmste, fast einzig sprudelnde Quellen die italienische Oper, das Virtuosenhum, Strauß und Lanner waren. Hier würde der angehende Virtuose sich kaum zum ernstern, gediegenen Musiker entfalten haben. Im Gegensatz zu Wien hatte sich damals Leipzig durch Felix Mendelssohn, dem Männer wie Schumann, David, Hauptmann, Moscheles werththätig und einflußreich zur Seite standen, zum Rang der vornehmsten Musikstadt Deutschlands erhoben. Joachim's guter Stern (hinter dem eigentlich seine in Leipzig verheirathete kunstsinnige Tante steckte), führte ihn dahin. In Leipzig hörte, lernte, musicirte der junge Joachim ununterbrochen; in Leipzig kam er zum erstenmale in unmittelbare, anhaltende Berührung mit norddeutschem Wesen, das für den Charakter, die ganze Haltung, selbst für die Sprechweise des Mannes entscheidend bleiben sollte.

Wie Otto Gumprecht in einem vortrefflichen Aufsatz über Joachim mittheilt, hatte letzterer vor seinem Leipziger Aufenthalt niemals regelmäßigen Unterricht erhalten, sondern über dem unausgesetzten Musiciren alles andere vernachlässigt. Nun regte sich der Durst nach Bildung in ihm, und Mendelssohn war es, der ihn in diesem Streben leitete und förderte. „Der erlauchte Meister“, erzählt Gumprecht, „hatte den an Leib und Seele kerngesunden Knaben mit den ehrlichen Augen und dem offenen Vollmonds- gesicht (scherzend nannte er ihn gern seinen Posaunenengel) schon bei der ersten Begegnung von Herzen liebgewonnen. Rasch überzeugte er sich, daß sein Schützling in musikalischen Dingen bereits viel zu weit vorgeschritten war, um das Conservatorium noch mit Nutzen zu besuchen. Er nahm ihn deshalb unter seine persönliche Obhut, gab ihm Anweisung im Componiren, ließ ihn, während er gewöhnlich selbst am Clavier begleitete, die Werke der klassischen Violinliteratur fleißig spielen. Um die Spohr'sche Schule gründlich kennen zu lernen, mußte Joachim einen Lehrkursus bei F. David durchmachen. Aber nicht bloß seine musikalische Ausbildung, auch seine gesammte geistige Erziehung wurde von Mendelssohn aufs sorgfältigste geleitet und überwacht. Dieser suchte für ihn passende Lehrer im Deutschen und Lateinischen, in der Geschichte und Mathematik. In der Kunst und im Leben ward Mendelssohn so recht eigentlich das Vorbild, zu welchem der Schüler mit unbegrenzter Liebe und Dankbarkeit aufjah.“ Auch in Mendelssohn's elterlichem Hause in Berlin machte sich Joachim bald beliebt. In dem Buche „Die Familie Mendelssohn“ findet sich ein Brief, in welchem Fanny Mendelssohn an ihre Schwester Rebecca aus Anlaß der ersten Aufführung des „Sommernachtsstraums“ in Berlin (October 1843) wörtlich schreibt: „Vorige Woche kam die Leipziger Musik an, um dem Feste beizuwohnen,

Hiller, David, Gade und ein allerliebster zwölfjähriger Ungar, Joachim, der ein so geschickter Violinspieler ist, daß ihn David nichts mehr zu lehren weiß, und ein so vernünftiger Junge, daß er allein auf der Eisenbahn herreist, allein im „Rheinischen Hof“ wohnt und Einem das ganz natürlich vorkommt.“ Seitdem sind genau vierzig Jahre verflossen, aus dem allerliebsten zwölfjährigen Ungar ist ein etwas älterer geworden, der jetzt noch viel erstaunlichere Dinge ausführt und ebenfalls so, daß es Einem ganz natürlich vorkommt.

Doch wenden wir uns vorläufig wieder nach Leipzig zurück. Dort war es in einem Concert der gefeierten Sängerin Pauline Viardot-Garcia, daß Joachim, von Mendelssohn accompagnirt, zum erstenmal mit einem Rondo von Beriot öffentlich auftrat. Hierauf nahm ihn Mendelssohn mit nach London und setzte es durch, daß Joachim in der „Philharmonischen Gesellschaft“, welche die Mitwirkung von „Wunderkindern“ principieell ausschloß, trotzdem auftreten durfte. Sein meisterhafter Vortrag des Beethoven'schen Violinconcerts eroberte dem jungen Künstler im Sturme die Gunst des englischen Publikums, die ihm bis heute treu anhänglich geblieben ist.

Davon hatte ich reichlich Gelegenheit mich zu überzeugen, als ich zwanzig Jahre nach jenem entscheidenden Debut Joachims mit ihm in London zusammentraf. Nur eine Stimme herrschte darüber, daß Joachim nicht bloß der beliebteste, sondern auch der geachtetste Künstler der Saison sei. Er war der Einzige, der sich die biographischen Reclamen in Mr. Eliaz Concertprogrammen vorhinein verbeten hatte; der Einzige, der nicht bei hohen Herrschaften für Geld spielte, sondern diese zwang, zu ihm zu kommen. Was er jedoch nicht abstellen konnte, ist die echt englische Einrichtung der wandelnden Annoncen. Das sind Diener, welche, vor- und rückwärts mit einer großen Tafel behängt, oft sechs Mann hoch, langsam durch die Straßen schreiten und im Volksmund recht witzig „Sandwiches“ heißen. Joachim schämte sich regelmäßig, wenn sein eigener Name ihm also in kolossalen Lettern auf der Straße leibhaftig entgegengewackelt kam, eine Empfindung, die ich scherzhaft noch reizte, indem ich vor den spazierenden Joachim-Tafeln jedesmal ehrerbietig den Hut zog. Unwandelbar in seiner künstlerischen Strenge beherrscht Joachim heute noch wie damals die Engländer, die ihn unter allen Umständen lieben und ehren. Dem Publikum Concessionen zu machen, fällt ihm nicht ein, wie denn eigentlich „Concessionen“ meistens solche Gemeinheiten sind, die Jemand der eigenen Eitelkeit zulieb begehrt, ohne es gestehen zu wollen.

Nachdem Joachim durch mehrere Jahre in Leipzig nicht bloß als Concertspieler, sondern im Interesse seiner allseitig gründlichen Ausbildung auch als Mitglied des Gewandhaus-Orchesters gewirkt hatte, erhielt er 1849 einen Ruf als Concertmeister nach Weimar. In der Stadt Goethes und Schillers waltete damals bekanntlich Franz Liszt als unumschränktes musi-

kalisches Oberhaupt, als Schützer und Verbreiter der neuen, hauptsächlich durch Richard Wagner repräsentirten Richtung. Durch persönliche Liebenswürdigkeit und geniale Eigenart zog er, einem Magnet gleich, alle jugendlich begeisterten Künstler an. Zu letzteren zählte auch unser Joachim, der — so heißt es — mit seiner ganzen Capelle für die Zukunftsmusik schwärme. Diese Periode unklarer, jugendlicher Gährung währte jedoch nicht lange bei dem an Mendelssohn und Schumann herangebildeten Künstler. Joachim hat sich später ausdrücklich losgesagt von der Weimarischen Schule und den revolutionären Tendenzen ihrer Wortführer; auch zeigen die mir bekannt gewordenen Compositionen Joachims keinerlei Liszt-Wagner'schen Einfluß. Auch äußerlich löste bald seine Ernennung zum hannoveranischen Hofcapellmeister Joachims Zusammenhang mit Weimar. Er nahm den günstigsten Einfluß auf die musikalischen Zustände in Hannover und erfreute sich der besonderen Gunst seines Herrn, des musikalisch hochbegabten blinden Königs. Diese für beide Theile ehrenvolle Zuneigung hat die Existenz des selbstständigen Staates Hannover überdauert. Mir ist der Tag wohl erinnerlich, an welchem Joachim im Jahre 1867, kaum in Wien angekommen, nach Hiezing eilte, um sich dem entthronten König vorzustellen. Auf das Bemühtigste gestimmt kam er von dem Besuche zurück, welchen der König, in Erinnerungen an die hannover'sche Zeit schwelgend, lange hinauszog. „Nicht wahr,“ rief der König aus, „so schön wie in dem Concertsaal meines Schlosses hat Musik nirgends geklungen! Nun,“ setzte er leise und vertraulich hinzu, „wir werden hoffentlich eines Tages dort wieder musiciren.“ Joachim schwieg. Dieser Hauch tröstlicher, den Menschen niemals verlassender Hoffnung, mußte ihn, der klarer in die Zukunft blickte, doch eigen durchschauern.

Bald nannte man Joseph Joachim einhellig den ersten Geiger Deutschlands. In immer schnelleren und stärkeren Stößen war sein Ruhm nach Wien gedrungen, wo man auf das Wunderkind von 1840 längst vergessen hatte. Immer ungebuldiger begehrten die Wiener ihn zu hören, je auffallender er grade mit einem Besuch in Wien zu zögern schien. Endlich kam er doch, im Jahre 1861. Unter allgemeiner Spannung betrat er das Podium des unscheinbaren alten Musikvereinssaales. Joachim sah damals nicht so aus, wie ihn heute das Titelpuffer von „Nord und Süd“ entgegenhält: der Vollbart ist eine viel spätere Errungenschaft. Joachims glattrasirtes Gesicht, seine lebergelbe Haut, breites Kinn und dichtes, hinter die Ohren gekämmtes Haar, die gemessene Haltung und der gesenkte Blick gaben ihm ein eigenthümlich gefestigtes, fast gesalbtes Aussehen. Er glich ungefähr einem jungen Pastor. Joachim begann mit dem Beethoven'schen Concert, demselben, das wir bis auf den heutigen Tag von Niemandem in gleicher Vollenbung gehört haben. „Schon nach dem ersten Satz“ — so schrieb ich damals, vor 22 Jahren — „mußte es Jedermann klar sein, daß man es hier nicht bloß mit dem erstaunlichsten Virtuosen, sondern mit einer

bedeutenden und eigenthümlichen Persönlichkeit zu thun habe. Joachim ist mit all seiner Bravour so ganz in dem musikalischen Ideal aufgelöst, daß man ihn eigentlich bezeichnen möchte, als einen durch die glänzendste Virtuosität hindurchgegangenen vollendeten Musiker. Sein Spiel ist groß, edel, frei. Nicht der kleinste Mordent klingt nach Virtuosenthum; was irgend im Solospiel an Eitelkeit oder Gefallsucht mahnen kann, ist hier spurlos getilgt. Dieser Adel künstlerischer Ueberzeugung tritt bei Joachim mit solcher Macht auf, daß man erst hinterher an die Würdigung seiner großartigen Technik denkt.“ Seither habe ich Joachim oft und oft wieder gehört und bin in jenem ersten Eindruck nur immer mehr bekräftigt worden. Er bleibt für mich die Verkörperung der vollendeten und zugleich künstlerisch verklärten Virtuosität. Technisch kommt er der absoluten Vollkommenheit so nahe, daß unser Auge die letzte, unmerkliche Distanz kaum mehr wahrnimmt. Wie süß und mühelos genießt sich das Vollkommene, wie schwer hingegen beschreibt es sich. Der süßeste und zugleich stolze Ton, der je einer Geige entströmte, eine wunderbare und doch niemals wunderföchtige Technik, ein Vortrag voll Geist und Adel — das wären ungefähr die Grundzüge dieser musikalischen Erscheinung. Charakteristisch für Joachim scheint mir vor Allem der ausgeprägte Zug von ruhiger Größe, der jeder seiner Productionen durchzieht, die Strenge und Reinheit des Stils, welche die üppigen Reize der Virtuosität eher zu verschleiern als vorzudrängen trachtet. Es ist nicht möglich, Größeres einfacher hervorzubringen. Ob das leichte Spiel der Anmuth, der flüchtige Witz, der dämonische Humor ihm ebenso überzeugend zu Gebote stehen, möchte ich bezweifeln.

Sein echter Künstlersinn prägt sich schon in seinen Programmen aus, Joachim läßt das dankbarste Effectstück bei Seite liegen, wenn es als Musik flach und geistlos ist. Aus der älteren und der modernen Violinliteratur, die beide für den Virtuosen keineswegs sehr reich sind, wählt er das Beste und Eigenthümlichste. Mehr als eine bedeutende Composition haben wir durch ihn kennen gelernt. So z. B. das A-moll-Concert von Viotti, das in etwas veralteter Hülle einen tüchtigen musikalischen Kern und besonders im Schlußsatz viel Geist und Leben geltend macht. Es bietet ein besonderes Interesse das Stück von Joachim zu hören, dessen Styl in gerader Descendenz von Viotti abstammt. War doch Joachims Meister, der treffliche Joseph Böhm, ein Schüler Rodes, der, seinerzeit von Viotti gebildet, der vornehmste Apostel dieser Schule wurde. Viele der an Viotti (geb. 1753) als charakteristisch gepriesenen Vorzüge, die Noblesse des Vortrags, die kühne, alles Kleinliche vermeidende Bravour, finden wir in Joachim auf moderner Stufe wieder. Von älteren Italienern feiern auch Corelli und Tartini in Joachims Concerten eine fröhliche Auferstehung. Um Corelli (1653 bis 1713) hat Joachim überdies ein bleibendes literarisches Verdienst durch die Revision und Herausgabe seiner Werke. (Op. 1 und 2 erschien als dritter Band der „Denkmäler der Tonkunst“ 1869 bei Rieter-Wiedermann.)

Von Tartini ist es selbstverständlich die „Teufelsfonate“, in deren Vortrag Joachim durch höchste Vollenbung des Trillers, der Sprünge und des Staccato glänzt. Paganini hat uns auf einigen Programmen Joachims ein wenig überrascht; ich glaube, daß Letzterer diesen Schöpfer und Schutzheiligen des excentrischen Virtuositenthums seit mehreren Jahren nicht mehr öffentlich cultivirt. Wem nicht persönliche Erinnerung an Paganinis Spiel einen verklärenden Schimmer über dessen Compositionen breitet, der kann darin nur das Extrem einer obsolet gewordenen Bravour erblicken. Das Bedenkliche der von Joachim gespielten Paganini'schen „Capricen“ und „Hexen-Variationen“ liegt nicht nur in ihrem geringen musikalischen Gehalt, sondern auch darin, daß sie selbst von größten Meistern kaum ganz rein bewältigt, geschweige denn wahrhaft schön vorgetragen werden. Zu viel ist darin gegen den Charakter des Instrumentes gesündigt, als daß es nicht unter dem Bogen seines Bändigers winseln und kreischen müßte. Die Bewunderung für den Virtuosen und das physische Unbehagen über die unvermeidlichen schrillen Töne streiten dann im Hörer. Diese Hezjagd von Flageoletteffekten, von Pizzicatos mit allen fünf Fingern der linken Hand, von drei- und vierstimmigen Accorden gehört zwar ohne Frage in das Reich des Wunderbaren, aber vom Wunder verlangen wir, daß es unfehlbar sei.

Von den deutschen Klassikern älterer Epoche begegnen wir natürlich Sebastian Bach am häufigsten in Joachims Concerten. Am liebsten und schönsten spielt Joachim die kleineren Solostücke von Bach, die E-moll-Suite, vor Allem die bekannte „Chiaconna“, die er in Wien jedesmal auf stürmisches Begehren wiederholen muß. Hier wirkt Joachim durch eine bisher unerreichte Reinheit und Gebundenheit des mehrstimmigen Spiels. Ich bekenne unumwunden meine geringe Neigung für längere Violinsolos, ohne alle Begleitung, welche das Ohr nach einem stützenden und füllenden Grund baß schwächen lassen. Die Geige ist einmal ihrer Natur nach kein polyphones Instrument, und so reizend sich in einem größeren Violin-Concert einzelne Terzen- und Sextonpassagen herausheben, so unbefriedigend wirkt ein anhaltend mehrstimmiges Violinspiel, das in drei- und vierstimmigen Accorden sich mit Arpeggiiren behelfen muß. Wenn unter Joachims Bogen derlei Soli ihre gewöhnliche ängstlich gezwungene Physiognomie (zum größten Theil wenigstens) verlieren, so danken wir es eben der unvergleichlichen Ausbildung seiner Technik. Die Wonne, die für den Virtuosen selbst darin liegt, unabhängig von jedem Accompagnement, die Geige wie ein kleines Orchester zu handhaben, begreife ich vollkommen. Weniger das Entzücken der Hörer über ein nothwendigerweise musikalisch unvollkommenes Resultat. Ich habe stets die Bravour bewundert, mit welcher Joachim nach einander drei auch vier solcher polyphonen Geigenstücke von Bach (Andante, Sarabande, Bourrée, Chaconne) herausbringt, und dennoch trotz unsäglichlicher Mühe und Kunst nicht so rein und präcis herausbringt, als es zwei mittelgute Geiger zusammenspielend getroffen hätten. Es erinnert dergleichen mitunter

an die Ausführung eines Clavierstücks mit der linken Hand allein; der Beifall gilt der glücklich überwundenen Schwierigkeit, nicht der reinen und vollen Schönheit, auf deren Kosten vielmehr jene Ueberwindung erst möglich wird.

Besonderen Dank verdient Joachim dafür, daß er häufig mit weiser Auswahl Spohr'sche Musik spielt. Sie von Joachim zu hören, das ist ein süßes Schwelgen in zauberhaftem Ton und weicher inniger Empfindung. Ein seltener Genuß in zweifachem Sinne; denn Spohr's Name ist seit lange in allmählichem Verschwinden begriffen und Joachim einer der Wenigen, die jein noch gedenken. Auf eine Periode übermäßigen Spohr-Cultus' ist in schnellem Rückschlag eine Zeit ungerechter Unterschätzung dieses Tonichters gefolgt, den man als „veraltet“ kurz beiseite wirft, weil er in Einzelheiten manierirt und formalistisch war. Das hat die wunderliche Folge, daß, wenn wir nach langer Zeit wieder einmal ein schönes Spohr'sches Stück hören, uns heimlich das Herz aufgeht, als beträten wir nach Jahren den Boden unserer Kindheit und lebten das ganze süße Weh der mit Spohr verwachsenen Jugendzeit noch einmal durch. Vielleicht gehören diese Eindrücke dazu, um Spohr zu lieben; und ihn hoch zu ehren, braucht man bloß guter Musiker zu sein.

Beethoven erscheint in Joachims Programm zuerst und fast immer an erster Stelle mit dem D-dur-Concert, manchmal auch mit der selten gehörten Romanze in F-dur (op. 50). Gleich der bekannten G-dur-Romanze trägt sie den unverkennbaren Stempel Beethoven'scher Erfindung, hat aber gleichfalls einen Gelegenheits-Beigeschmack. Aus Beethovens kraftvollster Zeit stammend, mahnen doch beide durch manchen conventionellen veralteten Zug an die „erste Periode“. Joachim spielt die Romanze wunderbar groß und ruhig, einfach auf der hellen E-Saite, während wohl kein anderer Virtuos sich verjagt hätte, sie künstlich in ein tieferes Hellbunkel zu ziehen. Diese schlichte, schmucklose Größe scheint mir der hervorragendste Zug in Joachims Spiel. Daß er sich damit mancher feineren unmittelbar rührenderen Wirkung begiebt, wollen wir uns nicht verhehlen. *Vieuxtemps*, dessen Vortragsweise sich zu Joachims ungefähr verhält, wie Weibliches zu Männlichem, hat mit seinem reizbareren Naturell uns manche Stelle unmittelbarer an's Herz gespielt, als Joachim mit seinem unbeugbaren, römischen Ernst. Der große pathetische Styl wird das Publikum immer früher zur Bewunderung als zur Liebe bewegen.

Robert Schumann, der die Clavierspieler mit herrlichen Gaben aller Art förmlich überschüttet, hat sich der Geiger kaum vorübergehend erinnert. Das „Abendlied“, das Joachim so seelenvoll vorträgt, ist von ihm aus Schumanns vierhändigem Clavierstücke, op. 85, übertragen und stimmungs-voll instrumentirt. Außerdem spielt Joachim häufig die Schumann'sche „Phantasie mit Orchester“, op. 131 — ohne Zweifel aus Pietät. Schumann hat dieses ebenso schwierige, wie unerfreuliche Stück an der Reige seiner

lichten Tage geschrieben und es Joachim gewidmet. Es ist ein dunkler Grund, über welchem zwei große Künstler sich die Hände reichen. Die beschränkte Zahl von großen Violinconcerten mit Orchesterbegleitung, in Joachims Programm meist durch Beethoven, Mendelssohn und Spohr repräsentirt, hat sich in neuester Zeit um ein hochbedeutendes Werk vermehrt, das Joachim zuerst in die Welt eingeführt hat: das Violinconcert von Brahms. Eine reife köstliche Frucht der Freundschaft, welche Brahms mit Joachim seit drei Decennien verbindet. Joachim war der Erste, der — als jugendlicher Concertmeister in Hannover — das Talent des nur zwei Jahre jüngeren Johannes Brahms erkannt und seine Schritte in den wichtigsten Momenten unterstützt hat. Das bezeugt Brahms gewissermaßen öffentlich durch die Widmung seines ersten Werkes, der Clavier-sonate in C, an Joachim. Letzterer hatte sofort erkannt, daß Robert Schumann der Mann sei, der vor Allen Brahms hören müsse. Mit einem Empfehlungsschreiben von Joachim reiste der junge, noch völlig unbekannte Componist (wie es heißt, zu Fuß) von Hannover nach Düsseldorf zu Schumann, der voll freudiger Ueberraschung sich von Brahms wieder und wieder vorspielen ließ. Nach zehnjährigem Schweigen griff Schumann zum erstenmal — zugleich zum letztenmal — zur publicistischen Feder und schrieb in die „Neue Zeitschrift für Musik“ einen berühmten gewordenen prophetischen Aufsatz über Brahms. Solch mächtiger Geleitschein ist freilich ein gefährliches Geschenk, ein Zauberkleid, das leicht als Nessushemd den Beschenkten verbrennen kann. Zum Glück war Brahms stark genug, die stolze Last dieser Verantwortlichkeit zu tragen, das Versprechen einzulösen, das Schumann für ihn gegeben. Letzterer jedoch beantwortete Joachims Brief nur mit der Einen geheimnißvoll vielsagenden Zeile: „Er ist gekommen, der kommen mußte“. — Eine nähere Charakteristik des herrlichen Violinconcertes von Brahms scheint mir hier weder passend noch nothwendig; seit Joachim es zum erstenmal gespielt (1879), kennt und liebt es die Welt. Während diese Zeilen unter die Presse gehen, ist Joachim im Begriffe, abermals ein neues Violinconcert in die Oeffentlichkeit einzuführen: ein Werk von dem talentvollen Böhmen Anton Dvořák.

Joachim ist uns auch als schaffender Musiker bedeutungsvoll und interessant geworden. Zu den fruchtbaren Componisten gehört er nicht, er hat nur wenig und in langen Zwischenräumen publicirt. Abgesehen von einigen kleineren Compositionen, sind es namentlich drei Werke, welche Joachim eine angesehene Stellung unter den modernen Instrumentalcomponisten sichern: eine Partie „Variationen für die Violine mit Orchester“ und zwei große Violinconcerte. Unter diesen ist wieder das „Concert in ungarischer Weise“ das bekannteste und bedeutendste. Der erste Satz ist von wahrhaft Beethoven'schem Wuch. An ungarischen Anklängen findet sich bekanntlich schon Einiges bei Beethoven, Manches bei Brahms, sehr viel bei Schubert. Ein ganzes Concert „in ungarischer Weise“ zu schreiben, ist bei dem monotonen Charakter der magyarischen Volksmelodien, selbst für einen

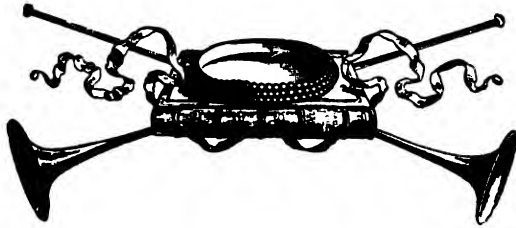
erfindungsreichen Componisten keine Kleinigkeit. Joachim hat die nationale Treue, das musikalische Interesse und das Vorrecht des Virtuosen hier in geistreicher Weise zu vereinigen verstanden. Der erste Satz des Concerts, der am breitesten und reichsten ausgeführte, imponirt durch den festgehaltenen Ton einer stolzen, fast verbissenen Leidenschaftlichkeit; in zügelloser Freiheit der Bewegung nimmt er bisweilen den Charakter der Rhapsodie an. Weniger reich an melodischem und combinatorischem Reiz, macht doch der zweite Satz mit seiner sanftmelancholischen Klage unbestreitbar tiefen Eindruck. Auf die Elegie dieses Adagios — gleichsam der „Lassa“ des Stückes — stürzt im 3. Satz die tolle Lustigkeit der „Friska“ herein. Hier sehen wir uns in den wilden, Alles mit sich fortreisenden Tumult einer Zigeunermusik gezogen. Bei aller Beweglichkeit dieser bizarren Tonfiguren, die auf fortwährender Flucht begriffen scheinen, liegt doch ein drückender Bann auf dem Ganzen. Wer hat nicht an heißen Sommerabenden dem Müdentanz zugeschaut? Gerade wie diese Myriaden von Thierchen, so wirbeln hier die Töne in grenzenloser Schnelligkeit auf und nieder, ohne daß die ganze tanzende Säule vom Fleck läme. In technischer Hinsicht ist das „Ungarische Concert“ eine erstaunliche Leistung, die alle erdenklichen Schwierigkeiten des Violinspiels in glänzendster und charakteristischer Weise verwendet.

Auch Joachims zweites Violinconcert in G-dur (er spielte es zum erstenmal 1867 in Wien) verdient den Namen eines geistreichen und fein ausgearbeiteten Werkes, das gleichwohl an Erfindungskraft und Schwung das „Ungarische Concert“ nicht erreicht. In Joachims Schaffen ist die Reflexion von Haus aus stark vorwaltend, seine schöpferische Ader fließt weder rasch noch reichlich, seine Erfindung ist ernst, vornehm, aber von geringer Sinnlichkeit und elementarischer Kraft. In seinem „Ungarischen Concert“, dessen ersten Satz wir sehr hoch stellen, scheint er den Gipfel seiner Begabung erreicht zu haben. In dem G-dur-Concert steuert er mit noch strengem Bewußtsein zu noch höheren künstlerischen Zielen, aber das Schiff läuft nur mit halbgespannten Segeln aus. Joachims reformatorische Absicht: die frühere, mehr oder minder strenge Scheidung der Solovioline vom Orchester aufzuheben und beide zu einer symphonischen Einheit zu verschmelzen, liegt klar vor Augen. Das Grasseste der älteren Concert-Schablone, deren Orchester entweder nur unterthänigst begleitete oder im lärmenden „Tutti“ das Signal zum Applause gab, haben schon Beethoven, Mendelssohn und Joachim selbst (in seinem ersten Concerte) beseitigt. Diesmal geht Joachim so weit, daß im ersten Satz die Solo-Violine nicht einmal selbstständig einsetzt und schließt, sondern sich gleichsam unterwegs dem Gesang des Orchesters anschließt, ihn mit reichen Gängen umspielt und unmerklich wieder versiegt. Selbst die Cadenz (wenn der Name hier noch zutrifft) wird discreet vom Orchester begleitet. Am interessantesten wirkt durch die Reinheit der Form (nicht der Themen) der erste Satz, am wohlthuendsten das stimmungsvolle eble Andante in C-moll. Der äußerlich brillanteste Satz, das Finale, scheint mir in

seinem decimenspringenden Thema etwas banal; auch die Durchführung hat mehr Geschwindigkeit, als wirkliches pulsirendes Leben. Joachim soll eine Anzahl Orchestercompositionen noch unveröffentlicht im Kulte haben, worunter drei Ouverturen: zu Demetrius, zu Heinrich IV. und zu einem Lustspiel von Gozzi. Wir können nur wünschen, daß er diese älteren Tondichtungen und recht viel neue dazu bald der Oeffentlichkeit zuwende.

Im März 1877 wurde Joachim die seltene Auszeichnung zu Theil, von der Universität Cambridge zum Doctor der Musik feierlich promovirt zu werden. An Titeln, Orden und sonstigen äußeren Ehren fehlt es Joachim nicht, so wenig er selbst darnach getrachtet.

Eine neue segensreiche Thätigkeit, von der ich leider nur vom Hörensagen berichten kann, entfaltet Joachim seit einigen Jahren in Berlin als oberster Leiter der königlichen Hochschule für Musik. Ueber seine erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer und Dirigent vernehmen wir nur Eine Stimme des Lobes. Wenn nach Gumprecht's Zeugniß Berlin, das in Sachen der musikalischen Erziehung länger als ein halbes Jahrhundert hinter Leipzig und Wien beträchtlich zurückgestanden, jetzt auch nach dieser Seite hin die ihm gebührende Stelle im deutschen Kunstleben einnimmt, so ist dies zum großen Theile Joachim's Verdienst.





Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration.

Don



(Schluß.)

Der Ausgangspunkt der Lamennais'schen Deduction bildet der, der ganzen katholischen Schule gemeinsame, Grundsatz, daß die wahre Souverainität Gott angehöre. Gott übt dieselbe aber nicht unmittelbar über die Menschen aus, sondern es findet eine Stellvertretung statt durch eine sichtbare Gewalt. Letztere muß infallibel sein; denn anderes vermöchte sie nicht im Sinne des göttlichen Souverains zu regieren, sie wäre nicht im Stande, die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Wahrheit richtig zu erfassen und zur Ausführung zu bringen. Auf Erden giebt es zwei sichtbare Gewalten, die kirchliche und die staatliche. Es fragt sich, welche von beiden ist die infallible und als solche zur Oberherrschaft berufen*).

Drei Theorien, antwortet Lamennais, sind über das Verhältniß des Staates zur Kirche denkbar. Man kann den Staat über die Kirche stellen, man kann Staat und Kirche als gleichberechtigte, von einander unabhängige Gewalten behandeln, und man kann endlich den Staat der Kirche unterordnen. Nur diese letztere Doctrin entspricht dem katholischen Dogma, demzufolge „die Macht des Souverains stets der der Kirche nachfolgen, niemals ihr vorausgehen soll, noch viel weniger aber sie beeinflussen oder überwachen darf.“ Denn, fügt Lamennais hinzu, „man überwacht und beeinflusst nur das,

*) Des progrès de la révolution et de la guerre contre l'église ch. III.

worüber man irgend eine Gewalt hat. Hilfe leisten, das ist die Function des Staates; herrschen ist sein Verbrechen“*)).

In der Schrift „De la religion dans ses rapports avec l'ordre politique et civil werden die Gründe angedeutet, aus denen die Nothwendigkeit der Ueberordnung der Kirche über den Staat sich ergeben soll. Das göttliche Gesetz, heißt es dort, auf welchem alle Pflichten der Menschen und folgerweise alle ihre Rechte beruhen, welches also auch die Normen für die Ausübung der Souverainität enthält, ist nichts Anderes als die Religion. „Vor Jesus Christus hatte dieses rein traditionelle Gesetz keinen anderen Interpreten als das allgemeine Gewissen, keine andere Garantie als den unmittelbaren Widerstand des Volkes gegen Verletzungen fundamentaler Gebote, und das war eine, ja die wichtigste Ursache der geringen Stabilität der Gesellschaft im Alterthum, der Unruhen, durch welche dieselben fast unaufhörlich heimgesucht worden sind.“ Es fehlte eben an einem Richter, an einem Vermittler zwischen dem Herrscher und den Beherrschten. Die Souveraine hatten wohl Soldaten zu ihrem Schutz. „Aber wer verteidigte sie gegen ihre eigenen Armeen? Auch auf den Degen kann man die Parole schreiben: „Rebellion“. Mit dem Auftreten des Christenthums ist jene Lücke ausgefüllt. Christus hat die Kirche zum alleinigen „Depositar des göttlichen Gesetzes gemacht, er hat sie beauftragt, dasselbe zu wahren und unfehlbar auszusprechen.“ In einem christlichen Staate ist also die Kirche berufen, zu richten über alle große Fragen der socialen Gerechtigkeit, über alle Zweifel betreffs der Souverainität und der mit ihr verbundenen Pflichten, welche früher durch das Volk entschieden wurden. Die weltlichen Herrscher sollten in ihrem eigenen Interesse sich dem Spruch der geistlichen Macht unterordnen; denn die Geschichte beweist, daß, wenn immer die Fürsten sich von dem Gehorsam gegen Gott entbunden glaubten, die Völker auch ihrerseits jeden Gehorsam verweigert haben**).

Die dominirende Stellung der Kirche tritt in der ultramontanen Theorie nach zwei Richtungen hervor.

Das Gebot: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ erkennt auch Lamennais als bindend an. Aber was ist mit diesem Satz gewonnen? fügt er hinzu. „Es handelt sich ja gerade darum, zu wissen, was gehört Paul, und was gehört Johannes. Darüber besteht kein Einverständnis. Jemand kommt und sagt: Gebet Paul, was Paul gebührt, und Johannes, was Johannes gebührt. Ich bin geneigt zu glauben, daß diese Entscheidung, so billig sie auch ist, für jede sterbliche Intelligenz noch etwas vermissen läßt“***). Sie enthält eben keine Bestimmung über die Grenzen, die das Gebiet der

*) Des progrès etc. ch. VII.

**) a. a. O. ch. VII § I, ch. X, f. auch Sur un ouvrage intitulé: Du Pape par Mr. le Comte de Maistre in den *Mélanges religieux et philosophiques*.

***) Seconde lettre à Monseigneur l'Archévêque de Paris.

weltlichen Gewalt von dem der geistlichen trennen, und doch hängt gerade von dieser Grenzziehung „die ganze Ordnung in der Welt ab, die Eintracht der beiden Gesellschaften, der religiösen und der politischen“*). Es ist also eine richterliche Instanz nothwendig. Selbst wenn die beiderseitigen Rechte völlig klar wären, würde es bisweilen eines Urtheilspruchs bedürfen; denn die Leidenschaften der Menschen bringen erfahrungsmäßig auch in die zweifellosesten Rechtsverhältnisse Verwirrung hinein und schaffen damit einen Vorwand für Streitigkeiten**). Jene Voraussetzung trifft, aber nicht einmal zu; Staat und Kirche lassen sich nicht durch eine scharfe Grenze so von einander trennen, daß die Möglichkeit einer Differenz über die Ausdehnung der beiderseitigen Gebiete ausgeschlossen wäre; das erkennt selbst Lamennais an. In der: *Tradition de l'église* weist er zwar die Behauptung, daß die weltliche und geistliche Souveränität in einander übergehen, mit der zuversichtlichen Frage zurück: „In welchem Punkte sollten sie sich denn berühren?“ Allein am Schlusse eben jener Schrift sieht er sich zu dem Eingeständniß gezwungen, daß die beiden Souveränitäten „sich allerdings an mehreren Punkten berühren, weil es dieselben Menschen sind, die die religiöse und die politische Gesellschaft bilden.“

Das Amt des Richters fällt der Kirche zu; denn sie ist die infallible Gewalt, und zweitens würde sie sich der Gefahr der Vernichtung aussetzen, wenn sie einen andern Richter anerkennt als sich selbst. Die geistliche Gewalt, sagt Lamennais, kann nicht, ohne ihre Göttlichkeit aufzugeben, „auf den kleinsten Theil dessen, was sie ausmacht, was sie ist, verzichten. Noch weniger darf sie ihre Rechte von der Entscheidung der weltlichen Gewalt abhängig machen, da letztere diese Rechte nur nach Maßgabe derjenigen Belehrung kennen kann, die sie von der geistlichen Gewalt erhalten hat.“ Also die Kirche „grenzt ihre Autorität ab, und damit begrenzt sie gleichzeitig die der weltlichen Gewalt, deren Rechte Das umfassen, was der geistlichen Gewalt nicht zugehört und weiter nichts***).“

Als allgemeine Norm, nach der die Gebietsvertheilung zwischen dem Staat und der Kirche zu erfolgen habe, stellt Lamennais den Satz auf, daß letztere Alles besitzen müsse, was zu ihrer Erhaltung nothwendig sei, nämlich zur Wahrung des Glaubens, der Sitten und des geistlichen Amtes†). Aus einem so vagen Princip läßt sich aber für jeden, auch den willkürlichsten, Uebergrieff ein Schein des Rechts herleiten, wie das die weiteren Ausführungen Lamennais selbst am besten beweisen.

In verschiedenen seiner Schriften vindicirt er der Kirche das Recht, die Erziehung ausschließlich zu leiten, und begründet diesen Anspruch auf eine

*) *Tradition de l'église sur l'institution des évêques*,

**) *Tradition de l'église etc.*,

***) *Des Progrès de la révolution etc.* ch. VIII.

†) *Tradition de l'Eglise.*

Declaration des französischen Staatsraths aus dem Jahre 1680, auf die constant innegehaltene, auch von den Rechtsgelehrten anerkannte Praxis, wonach die Schulen den Geistlichen unterstellt seien*), und endlich auf eine Reihe von Argumenten, die theils der Bibel entlehnt, theils jener allgemeinen Norm über die Befugnisse der Kirche entnommen sind. Kein Recht der Kirche, behauptet Lamennais, ist essentieller als das auf die Erziehung; ihr dieses Recht nehmen heißt sie und mit ihr eine jede Doctrin vernichten. Wenn der dem Irrthum unterworfenen Mensch lehren will, so muß „diese kindische Parodie einer Gewalt, die ihm nicht zukommt“, nothwendig dazu führen, daß die Geister rebelliren. Nur die Kirche hat einen Titel für das Lehramt. Gott spricht in ihren Lehren. Er hat verheißen, er werde bei ihr sein jeden Tag. „Vermag der Minister des Innern irgend ein solches Versprechen, wie das, welches die Kirche von Jesus Christus erhalten hat, für sich anzuführen? Ist er es, zu dem gesagt worden ist: Lehret alle Völker? Er möge seinen Titel vorweisen“. Die königliche Autorität genügt nicht. Die Könige sind nichts weiter als Lernende in der Schule der Religion; sie hören deren Lehren wie der letzte ihrer Unterthanen und verfallen erst dann auf den Gedanken, selbst zu lehren, wenn sie, durch ihre Macht verblindet, dieselbe auf einem Gebiete geltend machen wollen, das derselben nicht untersteht, und auf dem sie, so schön ihre Stellung ist, wenn sie sie richtig begreifen, doch nur berufen sind, sich vor der souverainen Autorität Gottes williger als irgend ein anderer Gläubiger zu beugen**). Als, wie an einer früheren Stelle erwähnt worden ist, die Curie ihre Mißbilligung ausgesprochen hatte über den Protest der Bischöfe gegen die Verordnungen von 1828, durch welche die Lehrthätigkeit der Jesuiten beschränkt wurde, bezeichnete Lamennais das als „den größten Scandal“. „Rom, Rom,“ schreibt er im Jahre 1828 an die Gräfin Senfft, „wo bist du?!“***)

Auch die Ehe fällt nach Lamennais in das Gebiet der geistlichen Souveränität. Sie ist zwar das Fundament der bürgerlichen Gesellschaft, behauptet er, aber nicht selbst eine bürgerliche Institution†), und es wäre eine große Unsittlichkeit, wenn man die Ehe zu einem einfachen Kaufvertrag machen wollte, bei dem der Mensch als eine Art Waare figuriren würde. Die Ehe ist göttliches Recht und steht außerhalb des Bereiches menschlicher

*) Des Progrès de la révolution etc. ch. VII. De la Religion considérée dans ses rapports etc., ch. III, ch. V.

**) Observations sur la promesse d'enseigner les 4 articles de la déclaration de 1682 in den *Mélanges religieux et philosophiques*, f. auch Des progrès de la révolution etc. *Pièces justificatives* V, De l'Université impériale, Du Droit du Gouvernement sur l'éducation, De l'éducation considérée dans ses rapports avec la liberté (sämmtlich in den *Mélanges*) und De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique etc. ch. III, ch. V.

**) S. *Correspondance* Tom II, p. 473 sq.

†) Des progrès etc. ch. VIII.

Einrichtungen. Der Kirche muß es vorbehalten bleiben, über die Bedingungen, die Gültigkeit und Wirkungen der Ehe die erforderlichen Bestimmungen zu treffen*). In richtiger Anwendung dieses Grundsatzes erließ ein französischer Erzbischof im Jahre 1825 eine Verordnung in der es heißt: „Die Pfarrer sollen ihre Gemeinden darüber belehren, daß eine nach den Gesetzen der Kirche nichtige Ehe auch vor Gott nichtig ist, daß die Gläubigen eine wirkliche Ehe nur vor ihrem Pfarrer schließen können, daß folgeweise alle Verbindungen, die Civil-Ehen genannt werden, in den Augen der Kirche nichtig sind, und daß Diejenigen, welche auf Grund eines bürgerlichen Vertrages zusammenleben, als im Concubinat befindlich anzusehen sind**).“

Schon durch die Stellung als Richter oder vielmehr als Gesetzgeber über die Grenzen der weltlichen Souveränität ist der Kirche ein entscheidendes Uebergewicht über den Staat gesichert. Lamennais nimmt für die geistliche Gewalt aber noch ein weiteres Hoheitsrecht in Anspruch; sie soll auch befugt sein darüber zu wachen, daß der weltliche Herrscher auf dem ihm zugetheilten Gebiete dem göttlichen Gesetz entsprechend regiere. Die staatliche Souveränität ist nicht nur begrenzt, sie ist auch bedingt. Sie ist eine untergeordnete, eine abgeleitete Herrschaft, und, nur so lange ihr Inhaber dies anerkennt und das göttliche Gesetz, „die ewige Charte der Rechte und Pflichten“, zur Richtschnur nimmt, ist er ein legitimer Herrscher, nur so lange sind seine Unterthanen ihm zum Gehorsam verpflichtet***). Der Liberalismus hat vollkommen Recht, schreibt Lamennais an die Gräfin von Senfft†), wenn er „das Joch der absoluten, rein menschlichen Gewalt verwirft“; sein Fehler liegt nur darin, daß er in der „Combination der materiellen Formen der Gewalt“ eine Garantie gegen die Ausschreitungen der weltlichen Souveränität sucht. Die Kirche allein hat die Befähigung und das Recht, die Rolle des Sicherheitsventils gegen den Absolutismus zu übernehmen. Da eine Regierung, die nicht nach den Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit geleitet wird, das größte Uebel ist, so muß man zugestehen, daß das weltliche Schwert dem geistlichen untergeordnet sein muß. Wollte man zwei unabhängige Gewalten anerkennen, von denen die eine die Bewahrerin der Gerechtigkeit und Wahrheit, die andere blind und ihrer Natur nach destructiv wäre, so würde damit die Möglichkeit einer rechtlichen Souveränität auf Erden, die Möglichkeit des Bestandes einer legitimen Gesellschaft aufhören††). Die Kirche, so faßt Lamennais seine Lehre zusammen, sagt zu den Fürsten: Ich anerkenne die weltliche Gewalt, aber

*) S. Lamennais' Kritik über das Werk: *Principes sur la distinction du contrat et du sacrement du mariage* in den *Mélanges religieux et philosophiques*.

**) Paulabell, *Histoire des deux restaurations*. Tom. VI, p. 356.

***) *Des Progrès de la révolution* ch. I, Première lettre à Monseigneur, l'archevêque de Paris.

†) Correspondance I, 415.

††) S. *Des Progrès de la révolution* ch. ch. I et II.

nur soweit sie sich innerhalb der Grenzen ihrer Zuständigkeit hält und nicht gegen Gott auflehnt. Denn Ihr Fürsten seid dem göttlichen Gesetz unterthan, und „wenn Ihr Gott den Gehorsam verweigert, so seid Ihr nicht mehr befugt, Euch des Privilegiums Desjenigen zu bedienen, dessen Befehle Ihr mißachtet“. Zu den Völkern spricht die Kirche: „Es giebt zwei Gewalten, beide göttlichen Ursprungs; denn alle Gewalt kommt von Gott; aber um ihres Wesens und ihrer Bestimmung willen existirt eine nothwendige Unterordnung zwischen ihnen, und so hoch die Seele über dem Körper steht, so hoch steht das Priesterthum über der weltlichen Herrschaft“. Beiden schuldet man Gehorsam. Man gebe dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. „Entstehen Zweifel über den Gebrauch, den der Kaiser von seiner Gewalt macht, und über diese Gewalt selbst, so dürft nicht Ihr selbst das Richteramt übernehmen, sondern müßt Euch an die höchste Gewalt wenden und dem folgen, was sie Euch befiehlt“. Wer das bestreitet, der substituirt „der moralischen Herrschaft des Rechts die materielle Herrschaft der Gewalt“).

Falls der weltliche Herrscher sich dem Richterspruch der Kirche nicht fügt, so ist letztere befugt, ihn der Souverainität für verlustig zu erklären. Frayssinous hatte dies ausdrücklich bestritten und in der Schrift „Ueber die wahren Grundsätze des Gallicanismus“ den Satz aufgestellt, daß die Kirche nicht das Recht habe, einen Souverain abzusetzen, unter welchem Vorwand es auch immer sei. Solche Maximen, antwortet Lamennais, täuschen das Gewissen der Völker nicht, wohl aber schläfern sie das Gewissen der Könige ein, und, was daraus folgt, weiß man**). Von jeher hat nach dem öffentlichen Recht in Europa der Kirche die Befugniß zugestanden, die weltlichen Herrscher zu entthronen. „Aus dieser Befugniß,“ fährt er dann fort, „ergiebt sich die heilige Verpflichtung, die wirksamsten Mittel anzuwenden, um die legitime Ordnung aufrecht zu erhalten, die Religion, die Gerechtigkeit und die Gesetze zu retten, dem vollständigen Ruin des Staates vorzubeugen.“ Was Lamennais unter den „wirksamsten Mitteln“ versteht, darüber läßt er keinen Zweifel. „Wenn der weltliche Souverain das Gesetz der Gerechtigkeit und Wahrheit verletzt, wenn er den Versuch macht, eine rein weltliche Gewalt derjenigen Gewalt zu substituiren, die er unter gewissen unverjährbaren Bedingungen von Gott erhalten hat, wenn er sich weigert, der Diener, der Vicar Christi zu sein, und sich gegen diejenige Autorität auflehnt, von der alle seine Rechte herkommen, so verliert er jeden Anspruch auf Gehorsam, und das unterdrückte Volk darf und muß seinerseits von der ihm gegebenen Kraft Gebrauch machen, um seinen wahren Herrscher zu vertheidigen und sich christlich zu

*) De la Religion etc. ch. VII, § I, f. auch Des Progrès de la révolution ch. II.

**) De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique etc. ch. VII.

reconstruiren*). Wiederholt sucht Lamennais darzuthun, daß die Stellung, die dem Papstthum in seiner Doctrin eingeräumt wird, keine Bedrohung für die weltliche Gewalt enthalte. In einem Schreiben an den Erzbischof von Paris weist er den Vorwurf, daß er für die Revolution eintrete, mit dem Einwand zurück, revolutioniren könne man nur gegen eine legitime Gewalt, und der Souverain, der den göttlichen Geboten nicht Folge leiste, sei eben nicht legitim**). Dasselbe Argument lehrt in einem Briefe an die Gräfin von Senfft zurück. Sobald sich die weltliche Gewalt, schreibt Lamennais seiner Freundin, gegen die Kirche oder gegen Gott wendet, so hört sie auf, dessen Mandatar zu sein und verliert ihre Souverainität. Die Kirche nimmt also in diesem Falle nicht die Souverainität, sondern entscheidet vielmehr nur für die Unterthanen eine Gewissensfrage. „Im Uebrigen ist es aus tausend Gründen unzweifelhaft, daß die Kirche, wenn immer sie ein solches Urtheil zu fällen hat, stets nach der Seite der bestehenden Gewalt hinneigen wird, und daß die letztere daher keine Versagung des Rechts zu besorgen hat“***). Wenn einer der beiden Gewalten seitens der anderen Gefahr droht, so ist es, nach Lamennais, die Kirche. Den usurpatorischen Gelüsten der Fürsten auf die geistliche Gewalt — ruft er aus — läßt sich nicht vorbeugen. Man kann wohl die Rechte der Kirche nachweisen, aber die Regierungen glauben eben nicht an die Kirche; die Religion ist ihnen lediglich ein „Instrument der Politik“, „und sie lachen Eurer Einsichtigkeit sowohl als Eurer Demonstrationen“. Nur zu oft, heißt es in der Tradition de l'Eglise sur l'institution des Evêques, haben die Könige den Leidenschaften einiger Rebellen gegen die Autorität der Päpste und der Concilien gehorcht und sich der geistlichen Gewalt bemächtigt. Im Anfang haben die Kaiser die Kirche mit Hefern verfolgt; sie sollte ausgerottet werden, weil sie den Menschen gebot, gut, gerecht und duldsam zu sein. „Das ist der Ursprung der Gewalt der Fürsten über die Kirche — Galgen, Scheiterhaufen, Marterwerkzeuge sind ihre Rechtstitel.“ Freilich lassen sich in der Geschichte auch Fälle nachweisen, in denen die Curie sich Uebergriffe in die Rechtssphäre der weltlichen Gewalt erlaubt hat. Aber so oft sie irrte, war „ihr Irrthum eine Wohlthat“, er schützte die Gesellschaft vor Anarchie oder einem vielleicht noch schlimmeren Uebel, wie das denn auch von Protestanten ebensowohl als von Katholiken, von Philosophen, wie von Christen anerkannt wird. Wenn Bonifaz VIII. Philipp den Schönen vergewaltigte, so geschah es, um das französische Volk gegen die Tyrannei eines Despoten zu schützen, und sein Andenken sollte also heilig sein. Außerdem aber lehren jene Zeiten nicht zurück. Wohl weiß man das; aber man fingirt eine Gefahr, um einen Vorwand zu finden, die Curie sogar der geistlichen Macht zu berauben. „Die blinde Begierde der

*) Des progrès de la révolution ch. II.

**) Seconde Lettre à Mgr. l'archevêque de Paris.

***) Correspondance Tom. II. pp. 37, 38.

Fürsten, das stille Währen des Stolzes, die unbändige Liebe zur Unabhängigkeit, das sind die immer thätigen Kräfte, welche unaufhörlich so viel auf-rührerische Theorien in's Leben rufen.

Bei Besprechung des Buches „Des Progrès de la révolution“ stellte der „Constitutionnel“ einen Vergleich zwischen Lamennais und Rabauillac an. Die Fürsten sind absehbare nach dem Belieben des Papstes — so resumirte Charles de Rémusat im „Globe“*) die Doctrinen des Ultramontanismus; er hätte wohl weiter gehen, er hätte behaupten dürfen, daß die Existenz der Staaten durch die Lehre von der Superiorität der Kirche in das Belieben der Curie gestellt würde. Nach dem Erscheinen der Schrift: *De la Religion* sah sich die Pariser Staatsanwaltschaft veranlaßt, gegen den Verfasser Anklage zu erheben, und zwar mit der Begründung, derselbe habe die Grenzen der weltlichen und geistlichen Gewalt vermischt, er habe dem Papste das Recht zuerkannt, die Könige zu entthronen und die Völker ihres Treueeides zu entbinden. Auch die Diplomatie glaubte eingreifen zu sollen. Die Geandten machten die Schrift „Von den Fortschritten der Revolution“ zum Gegenstand einer Berathung und beantragten bei ihren Regierungen die Verurtheilung der Lamennais'schen Doctrinen in Rom zu verlangen. Selbst das französische Episcopat konnte nicht umhin, den Führer der ultramontanen Schule zu desavouiren. In den Mandements, die die Erzbischöfe von Cambray, Tours und Paris aus Anlaß des Todes Leo XII. erließen, wird die eben entwickelte Theorie als im Widerspruch stehend bezeichnet mit der Lehre Christi, der Lehre der Apostel und der Tradition. Trotz ihrer lobenswerthen Absichten, heißt es in dem Pariser Mandement, geht diese Theorie auf nichts Geringeres hinaus, als auf eine Erschütterung der ganzen Gesellschaft in ihren Fundamenten; denn sie zerstört die Liebe zum Gehorsam in den Völkern; sie sät in die Herzen der weltlichen Herrscher Mißtrauen gegen ihre Unterthanen, und, weit davon entfernt, der Religion dienlich zu sein, kann sie nur Verfolgungen aller Art hervorrufen, indem sie die Kirche als eine unruhige, eifersüchtige Herrscherin erscheinen läßt, die Alles mit Füßen tritt.

Anderß stellte sich die Curie und mit ihr die junge französische Geistlichkeit. Leo XII. fühlte Sympathie für Lamennais; er hatte ihn zum Bischof in partibus machen wollen und ist nur durch die Vorstellungen der französischen Regierung von der Ausführung dieses Vorsatzes abgehalten worden. Man erzählt, daß das Cabinet des Papstes keinen anderen Schmuck gehabt habe, als ein Bild des Heilandes und ein Portrait des französischen Abbés. Jedemfalls billigte Leo XII. dessen Lehre; denn als die französische Regierung in Rom das Ersuchen stellte, daß die Schrift *Des Progrès de la révolution* auf den Index gesetzt würde, verweigerte er dem nachzukommen. Sein Nachfolger, Gregor XVI., hat sich freilich im Jahre 1832 gegen Lamennais

*) Der Artikel ist abgedruckt in Charles de Rémusat, *Passé et Présent*.

naïs ausgesprochen; aber die betreffende Encyklika richtet sich nicht sowohl gegen die Unterordnung der weltlichen unter die geistliche Gewalt, als gegen die „verderblichen Irrthümer“, in welche der Führer der ultramontanen Schule seit der Revolution von 1830 verfallen war. Lamennais war aus einem autoritären ein liberaler Katholik geworden; gemeinsam mit Lacordaire, Montalembert und andern hatte er die neokatholische Richtung in's Leben gerufen, und soweit glaubte die Curie ihm nicht folgen zu dürfen.

Wie bereits an einer früheren Stelle erwähnt worden ist, muß die Befehrung Lamennais auf politische Gründe zurückgeführt werden. Von der weltlichen Gewalt und den gallicanischen Bischöfen wegen seines Ultramontanismus angegriffen, wendete er sich zu den Liberalen, die damals in Frankreich einen leitenden Einfluß zu gewinnen angingen, in der Berechnung, daß diese Ideologen seinen Theorien um so lieber Raum zur Entwicklung gewähren würden, als dieselben in Opposition zu der Regierung standen, und sehr bald erwies das Calcul sich denn auch als richtig. Jedes politischen Urtheils baar und von der Phrase geblendet, waren die Liberalen unfähig, Lamennais zu ergründen. Als im Jahre 1828 jene oben besprochenen Verordnungen gegen die Lehrthätigkeit der Jesuiten erschienen, war es in erster Reihe das Organ der Liberalen, der „Globe“, welches gegen die Maßnahmen des Ministeriums Martignac Partei ergriff, und ohne es zu wissen und zu wollen, den Ultramontanen Heeresfolge leistete. Ein weiteres Motiv für die Hinneigung zum Liberalismus mußte die einflußreiche Stellung der katholischen Kirche in dem freien Belgien abgeben, und endlich machte sich auch noch die Erwägung geltend, daß es für die Befreiung Polens und Hollands, an deren Geschicken gerade Lamennais lebhaften Antheil nahm, nur dienlich sein könnte, wenn die Kirche auf dem Gebiete der Politik eine freisinnige Richtung einschläge. — So wurde denn Lamennais ein liberaler Katholik. In dem von ihm, Montalembert, De Couz u. A. gegründeten Journal „L'Avenir“ tritt er ein für die Freiheit der Culte, die Freiheit des Unterrichts, die Freiheit der Presse, so wie auch dafür, daß die Kirche auf alle Seitens des Staates ihr gewährten Emolumente verzichte, damit die Völker einsehen, daß Rom im Kampf gegen die Tyrannen auf ihrer Seite stehe. 1848 hat er in der Kammer der Partei des Verges angehört und die berühmte Zeitschrift „Le Peuple constituant“ redigirt.

Die oben erwähnte Encyklika Gregors XVI. wendet sich nun nicht gegen den Verfasser Des Progrès de la révolution, sondern gegen den Redacteur des L'Avenir, gegen die Lehre von der „Freiheit der Meinungen“. Gregor XVI. sah richtig voraus, daß sich aus ihr die größten Gefahren für die Kirche entwickeln könnten. Allerdings macht er auch geltend, daß jene Lehre dazu führe, „durch schamlose Verschwörungen zum Aufruhr und zur Widersetzlichkeit den Gehorsam gegen die Fürsten zu untergraben und sie von ihren Thronen zu stürzen“; aber die Theorie von der Superiorität des geistlichen Schwerts, wie Lamennais sie aufgestellt hatte, wird in der Encyklika nicht

reprobirt. Und die Curie konnte dieselbe auch nicht verwerfen, wenn sie sich nicht mit dem überlieferten Recht in Widerspruch setzen wollte.

Wiederholt haben die Päpste den ersten Artikel der berühmten Declaration von 1682 verurtheilt, in welchem die Selbstständigkeit der weltlichen Souverainität gegenüber dem heiligen Stuhle ausgesprochen wird. Innocenz XI. erklärte die Declaration für nichtig und ungiltig, weil sie durch die Furcht dictirt wäre, von welcher die Geistlichkeit beherrscht gewesen, und welche ihr nicht gestattet hätte, schwierige und große Dinge mit Eifer für die Religion und für die Erhaltung der kirchlichen Freiheit zu unternehmen. Eine förmliche Verdamnung wagte er nicht auszusprechen. Aber von späteren Päpsten ist dies nachgeholt. Sie bestimmten, die Declaration solle für immer „nichtig sein, kraftlos, ohne Effect, ungerecht, verdammt, verworfen, illusorisch, jeder Kraft entbehrend.“ Noch Pius VI. bezeichnete ihre Annahme als „einen Scandal und eine Beleidigung für die Curie“. Ausdrücklich ist ferner die Lehre Lamennais' in der Bulla „Unam sanctam“ gebilligt, von der es freilich noch immer bestritten ist, in wie fern ihr Inhalt dogmatisch ist, die aber jedenfalls eine große kirchenrechtliche Bedeutung beanspruchen darf. „Ein Schwert“, sagt Bonifaz VIII. in dieser Bulle, „muß dem andern subordinirt und die weltliche Autorität der geistlichen Gewalt unterworfen sein. Nach dem Apostel kommt alle Gewalt von Gott; die bestehenden Gewalten sind von Gott geordnet; sie wären aber nicht geordnet, wenn nicht ein Schwert unter dem anderen stände und als das geringere von ihm zur Ausführung des souverainen Willens geleitet würde. In der That nach dem Zeugniß der Wahrheit selbst hat die geistliche Gewalt das Recht, die irdische Gewalt einzusetzen und sie zu richten, wenn sie nicht gut ist.“

Selbst die Argumentation Lamennais' schließt sich päpstlichen Vorbildern an. Die jesuitische Art und Weise, in der er ausführt, daß der Ultramontanismus das Königthum nicht gefährde, ist einem Brief Nicolas' I. entnommen, in dem der heilige Vater zwar zugiebt, daß man Königen Gehorsam schulde, dann aber fortfährt: „Aber sehet zu, ob denn auch jene Könige und Fürsten, denen Ihr unterthan seid, wirklich Könige und Fürsten sind. Sehet zu, erstens, ob sie sich selbst, und dann, ob sie das ihnen anvertraute Volk gut regieren. Sehet zu, ob sie das Recht inne halten; anderenfalls müßte man sie eher für Tyrannen halten als für Könige und ihnen Widerstand leisten, und sich lieber gegen sie erheben, als ihnen unterthan sein . . . Gehorchet also dem Könige, der sich durch seine Tugenden, nicht durch seine Laster über die Andern erhebt; gehorchet, aber, wie der Apostel, um Gottes Willen, nicht gegen Gott.“

Auf der Grundlage, auf der die ultramontane Theorie von Lamennais in Frankreich wieder aufgebaut worden ist, hat sich dieselbe dort bis in die jüngste Zeit hinein zu erhalten gewußt. Von ihren neueren Vertretern ist zunächst Gaume zu nennen, der, wie Lamennais, die Superiorität der Kirche als die einzig mögliche Garantie einerseits für die Freiheit der Völker

andererseits für die Aufrechterhaltung einer staatlichen Ordnung vertheidigt. Es giebt, führt Gaume aus, nur drei Möglichkeiten: entweder ist die höchste Gewalt bei den Päpsten, oder bei den Königen, oder bei den Völkern. Verwirft man die Suprematie der Curie, welche ein Jahrtausend hindurch die Welt vor Tyrannei geschützt hat, so bleibt nur die Wahl zwischen „der Suprematie der Könige, die sich im Alterthum abwechselnd Tiberius, Nero, Caligula, Heliogabal nennt, in der Neuzeit Heinrich VIII., Elisabeth, Ivan, Nikolaus — und der Suprematie des Volkes, d. h. dem Convent, der Schreckensherrschaft, dem Socialismus. An Stelle der Entscheidungen des Vaticanus als letzte Rechtsquelle habt Ihr dann die Theologie des Absolutismus und der Empörung, an Stelle der ultramontanen Excommunicationen habt Ihr nacheinander — und bisweilen auch gleichzeitig — die Kanonen der Könige, die Barricaden des Volkes und den Dolch der Meuchelmörder“, oder, wie es an einer anderen Stelle heißt, „die Sklaverei zur Grundlage, Nero zum Könige und Satan zum Gott; denn zwischen Christenthum und Satanismus giebt es kein Drittes“). Also Freiheit und Ordnung lassen sich in der Welt nicht anders verbürgen, als durch Uebertragung einer gewissen Oberherrlichkeit auf die Curie. Die Päpste, die „unfehlbaren Interpreten der göttlichen Gesetze“ müssen die Fragen des Rechts, des öffentlichen sowohl als des bürgerlichen, entscheiden, und, „da eine richterliche Gewalt nichtig wäre, wenn sie nicht Zwang auszuüben vermöchte, so ist ihnen auch die Befugniß einzuräumen, durch wirksame Strafen die Schuldigen zum Gehorsam zu zwingen, ja selbst die Regierenden ihrer Herrschaft zu entheben, wenn sie eigensinnig rebelliren und, ihrem Beruf untreu, den Staat und die Unterthanen in's Verderben führen“. Die Richtigkeit dieser Sätze leugnen heißt nicht anders als den alleinigen Zweck der Menschen im Trinken, Essen, Schlafen und Verdauen suchen, die Laune des Herrschers als die einzige Richtschnur für die Regierung hinstellen, oder sich das Recht einer unfehlbaren Auslegung der göttlichen Gebote anmaßen**).]

Nicht minder entschieden tritt Ventura für die Unterordnung der weltlichen unter die geistliche Gewalt ein. Ein vom heiligen Thomas gebrauchtes Bild sich aneignend, führt er aus, der weltliche Herrscher sei nur der Pilot eines einzelnen Schiffes in dem großen alle christliche Staaten umfassenden Geschwader, also nicht befugt, selbständig zu manövriren; um den Hafen zu erreichen, müsse er sich nach dem Admiralschiff richten, d. h. „nach dem sichtbaren Reiche Jesus Christi, der Kirche, deren souverainer Pilot

*) Gaume, *La Révolution, Recherches historiques sur l'origine et la propagation du mal en Europe*. Paris 1856. Sixième Livraison, *Le Césarisme*, f. auch derselbe *A quoi sert le Pape?* 2 édit. Paris 1861, pp. 6, 13, sq. u. Laurentie, *La Papauté in den Mélanges*. Paris 1865, pp. 482 sq. Derselbe, *La Papauté, Réponse à mr. Tutchéff*, Paris 1882, pp. 191 sq. u. *De la révolution en Europe*, Paris 1834, ch. VI. u. ch. XIX., pp. 35 sq., 167.

**) *La Révolution etc Le Césarisme* ch. III, ch XXI, pp. 30, 31, 37, 272 sq.,

der Papst ist.“ Die Curie darf nach Ventura eine „noch viel vollständigere Unterwerfung“ Seitens der weltlichen Gewalt beanspruchen als diese letztere Seitens ihrer Unterthanen. Die „geistliche Gewalt repräsentirt Gott mit der größten Majestät, mit der größten Erhabenheit und dem größten Glanz; folgeweise ist die Verpflichtung zum Gehorsam ihr gegenüber noch viel gebieterischer und viel strenger als gegenüber den andern Gewalten, und wer dieser Verpflichtung nicht nachkäme, würde sein Heil viel ernsthafter gefährden.“ Eine Trennung zwischen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten läßt sich nicht durchführen und wäre auch bedeutungslos, denn eine jede politische Frage wird „dominirt“ durch die religiöse, ob die Unterthanen der betreffenden politischen Anordnung der Regierung Folge zu leisten haben und „der Kirche allein steht um ihrer größeren Erhabenheit und Majestät Willen das Recht zu, die eminent moralische Frage des Gehorsams und der Treue gegenüber der öffentlichen Gewalt zu entscheiden.“ Zum Beweise dafür wird auf das Wort des Apostels Bezug genommen: *Omnis anima potestatibus sublimioribus subdita est*. Das Hauptargument bilden aber auch bei Ventura langathmige Auseinandersetzungen darüber, daß Sklaverei und Sensualismus sich immer entwickelt haben, so oft die Könige ihre sacrilegen Hände auf das geistliche Amt legten, um es zum Spielzeug für ihren Degen zu machen, daß der Cäsarismus „in gewisser Beziehung, um der Vaterlands-
liebe willen, den politischen Muechelmörder entschuldbar mache, und Männer wie Brutus erzeuge, daß die Fürsten, die sich der Curie unterordneten, während ihrer Lebzeit von ihren Völkern vergöttert, nach ihrem Tode von der Nachwelt bewundert worden seien“ u. s. w. *)

Auch Ventura erfreute sich der Protection der Curie; sowohl bei Leo XII. als auch später bei Pius IX. hat er in großer Gunst gestanden. Wenn Gregor XVI. ihm kein Zutrauen schenkte, so geschah dies lediglich mit Rücksicht auf die liberalen Tendenzen Venturas. —

III.

Die rationelle Begründung der theologischen Staatslehre.

Ein Thema, das die theologische Schule, wie bereits hervorgehoben wurde, mit Vorliebe behandelt, ist der Satz, daß die Religion die einzig mögliche Grundlage einer staatlichen Ordnung sei. Um denselben zu erweisen, ergeben sich die Theologen zunächst in sensationellen Schilderungen des entsetzlichen Elends, das der Unglaube über Frankreich gebracht habe. So

*) *Le Pouvoir politique chrétien etc.* 7ème Discours. *L' Eglise et l'Etat ou Théocratie et Césarisme* pp. 378, 381 sq., 396, 410 sq., 431, f. auch 4ème Discours. *Sur l'importance sociale du Christianisme* pp. 255 sq. u. *Essai sur le Pouvoir public* ch. § 2, pp. 18 sq.

heißt es beispielsweise in einem Gedicht, in dem Chateaubriand, der Verfasser des *Génie du Christianisme*, verherrlicht wird, mit Bezug auf das 18. Jahrhundert:

. . . . L'athéisme exerçoit ses ravages,
L'erreur se propagéoit sur de lointains rivages;
Son domaine naissant s'étendoit tous les jours;
Elle parloit aux peuples, et régnoit dans les Cours.
Bientôt de ses fureurs on ressentit l'atteinte;
La vertu fut sans force, et le vice sans crainte:
Du pouvoir souverain l'on méprisa les droits;
Qui brava l'Eternel, peut bien braver les rois.

Ohne Weiteres schreitet dann die Argumentation zu dem Satz fort, daß ein Volk, welches die Liebe zur Tugend, die Furcht vor dem Verbrechen und in Folge dessen die Achtung vor der Souveränität verloren habe, nur durch die Religion errettet werden könne. In einem f. Z. vielbesprochenen Briefe an Frayssinous, der in dem ultraroyalistischen Organ „Die weiße Fahne“ veröffentlicht worden ist, schreibt Lamennais: Einem Geschlecht, das im Unglauben „am Altar der Vernunft“ geboren ist, kann Christus allein Hilfe bringen. Der christliche Glaube bedingt nach den Theologen nicht nur die ewige Seligkeit, er ist auch die nothwendige Voraussetzung für das zeitliche Gedeihen der Menschen, da ohne ihn der Krieg Aller gegen Alle unvermeidlich wird. Die Religion, sagt Bonald, welche das allgemeine Band in jeder Gesellschaft ist, zieht vorherrschend den Knoten der politischen Gesellschaft straffer an; selbst das Wort Religion (religare) deutet hinlänglich an, daß sie das natürliche und nothwendige Band der menschlichen Gesellschaft, der Familien und Staaten ist. Die Religion bringt die Ordnung in die Gesellschaft, weil sie die Gesellschaft lehrt, woher die Macht und die Pflichten stammen*).

Die Frage, ob dieses politische Heilmittel richtig gewählt war, darf hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls mußte eine Cur mittelst derjenigen Religion, zu der die Theologen sich bekannten, vom politischen Standpunkt aus unbedingt verworfen werden; die Dosis Ultramontanismus, die man dem Christenthum beigemischt hatte, reichte aus, um ein jedes staatliche Leben von vornherein zu vernichten.

Für eine Rechtfertigung dieses Urtheils genügt eine einfache Entwicklung der theologischen Staatslehre, wie sie im Vorstehenden gegeben worden ist. Es erübrigt also nur noch, die wissenschaftliche Grundlage, auf der die Theorie sich aufbaut, klar zu stellen, soweit dies nicht durch die bisherige Darstellung geschehen ist.

Die theologische Schule zur Zeit der Restauration tritt mit weitgehenden

*) Siehe G. Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin 1874, Bd. 3, S. 120 führt weitere Stellen aus Bonald'schen Schriften an, in denen die Religion als Ordnungspolizei empfohlen wird.

Ansprüchen auf. Flüchtige Aufwallungen, predigt Frayssinous, würden wir für nichts achten. Es handelt sich nicht darum, Euch zu einer guten Handlung anzuspornen, eine großmüthige aber vorübergehende Anstrengung hervorzurufen*). Vielmehr sollte die Philosophie für immer aus dem Felde geschlagen, die Welt noch einmal in das Zeitalter der Theologie zurückgeschraubt werden.

Um einen solchen Erfolg zu erringen, mußte man nun aber „ein Opfer des Glaubens“ bringen. Ein Volk, das eine Entwicklung hinter sich hatte wie das französische, ließ sich auf die Dauer durch Berufungen auf Bibelfstellen nicht fesseln; über lang oder kurz mußte die Erinnerung an jenen Cartesianschen Satz wieder erwachen, daß Beobachtung und Schlußfolgerung die einzig legitimen Behälter menschlicher Erkenntniß seien, und jede Aussicht für das theologische System wäre also von vornherein abgeschnitten gewesen, wenn sich dasselbe nicht neben dem Glauben auch an die Vernunft gewendet hätte. So entschloß man sich denn zu einer rationalen Beweisführung, freilich in verschämter Weise, mit dem Gefühl, als ob die Religion profanirt würde**). Frayssinous erklärt in der *Défense du Christianisme*, er könne nicht „den gewöhnlichen Ton der christlichen Kanzel“ anschlagen, sondern nur die Sprache der Akademie reden, weil, wie er zu seiner Rechtfertigung hinzufügt, das Heilmittel dem Temperament des Kranken angepaßt werden müsse***). Chateaubriand bezeichnet es in der Vorrede zu dem *Génie du Christianisme* als einen Fehler seiner Vorgänger, daß sie, um die Vortrefflichkeit der christlichen Lehre darzuthun, den Glauben an den göttlichen Ursprung derselben vorausgesetzt haben. Man muß, behauptet er, auf einem rationalen Weg vorgehen, die Vortrefflichkeit des Productes darthun und daraus den Schluß auf die Göttlichkeit des producirenden Factors ziehen, also die überirdische Provenienz des Christenthums nachweisen aus dessen vollendetem Charakter†). Selbst die entschiedensten Vertreter des Ultramontanismus konnten sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß man dem Zeitgeist Concessionen machen müßte, daß eine religiöse Weltanschauung im 19. Jahrhundert nicht mehr ausschließlich auf „Wunder und Prophezeiungen“ gestützt werden könnte. Beweise dieser Art, schreibt Lamennais an De Maistre, machen keinen Eindruck mehr. Seitdem die Vernunft für souverain erklärt worden ist, muß man geraden Wegs auf sie losgehen, sie auf ihrem Thron fassen und zwingen,

*) *Défense du Christianisme* Tom. I, p. 25.

**) Fargues erzählt in seinen *Notes und Souvenirs*, man habe in gewissen Kreisen die Art und Weise, wie Lamennais „die von Gott bestimmte Ordnung vertheidigte“ geradezu als ein Sacrilège bezeichnet. Fräulein von Lucinière schreibt an ihren Freund Lamennais; „Das, was man an Ihnen tadelt, ist, daß Sie Ihre Doctrin weder auf die heilige Schrift noch auf die Tradition stützen oder wenigstens in einer sehr ungenügenden Weise, s. Lamennais, *Correspondance* Tom. I, pp. 30, 48.

***) S. den Artikel vom Januarheft S. 75.

†) S. Part. I, Liv. 1, ch. 1 in der sechsten Ausgabe (Paris 1816) Tom. I, p. 9.

sich bei Todesstrafe vor der göttlichen Vernunft zu beugen. Der nackte Befehl „Glaube!“, heißt es in der Einleitung zu dem *Essai sur l'indifférence*, verschlägt nicht mehr; an seine Stelle muß die Aufforderung treten: Prüfet.

Freilich ist dieser Weg der „Naturalisirung der Religion“, wie man ihn in Frankreich nennt, später auch bisweilen verlassen worden. Nach dem Sturz der Bourbonen trat in Frankreich eine deistische Philosophenschule auf, die, von jedem Glauben absehend, ihre Weltanschauung angeblich auf eine rein rationalistische Grundlage, auf gewisse der Seele angeborene Vorstellungen stützte, und so kläglich auch dieser Versuch ausfiel, durch die glänzenden Phrasen, mit denen der Führer des sog. Eklekticismus, Victor Cousin, zu operiren mußte, wurde die große Masse geblendet und hingerissen. In dem sich darauf entspinnenden Kampfe gegen den neuen Deismus haben verschiedene Vertreter der theologischen Schule es für rathsam gehalten, den blinden Glauben an das Wort Gottes wieder zur alleinigen Operationsbasis zu nehmen. So sucht z. B. Batain in der *Philosophie du Christianisme* auszuführen, daß die menschliche Vernunft mit Hilfe der Beobachtung und der Schlußfolgerung wohl einige vereinzelte Wahrheiten erfassen, aber niemals ein moralphilosophisches oder religiöses System entwickeln könne. Auf das gleiche Thema richten sich die Argumentationen Bonnetty's in den „*Annales de philosophie chrétienne*“; er vertheidigt den Satz, daß nur mit Hilfe der heiligen Schrift und der Tradition Gott und das Moralgesetz gefunden werden können. Auch außerhalb Frankreichs, insbesondere in Belgien an der katholischen Universität Löwen, mußte der sog. *fidéisme divin* Anhänger zu gewinnen. Einen bestimmenden Einfluß hat diese Richtung indeß niemals erlangt, außer aus verschiedenen anderen Gründen schon um dessentwillen nicht, weil die Curie in richtiger Würdigung der Zeitverhältnisse gegen sie Partei ergriff. Batain und Bonnetty wurden Seitens des Papstes genöthigt, ihre Lehre zu revociren und eine Erklärung zu unterzeichnen, in der die Möglichkeit einer rationellen Beweisführung für die Existenz Gottes, die Spiritualität der Seele, sowie die Freiheit des Menschen ausgesprochen war. Der von den Löwener Professoren vertheidigte Satz, daß ohne Offenbarung keine metaphysische Wahrheit erkannt werden könne, erfuhr in Rom eine ausdrückliche Verurtheilung.

Die Lage der Verhältnisse am Beginn des 19. Jahrhunderts war für den Versuch einer rationellen Begründung des theologischen Systems nicht ungünstig. Auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften hatte sich, wie an einer früheren Stelle nachgewiesen worden ist, ein Umschwung vollzogen, der mit Leichtigkeit zu Gunsten der Theologen zu fructificiren gewesen wäre. Die Naturforschung war von dem Wege der mechanisch-causalen Erklärung der Schöpfung, auf den Descartes sie hingewiesen und den sie über ein

Jahrhundert hindurch verfolgt hatte, abgewichen und in die Richtung der mittelalterlichen Teleologie zurückgefallen. Nicht nur war die phantasirende Denkleistweise dadurch von den Fesseln befreit worden, in denen die positive Forschung des 18. Jahrhunderts sie gehalten hatte; es war der Speculation auch eine Richtung gegeben, die die Theologie sich wohl gefallen lassen durfte. Und zweifellos hat dann die rückläufige Bewegung der Naturwissenschaft zu dem schnellen Aufschwung der theologischen Schule mit beigetragen. Aber zu einer vollen Ausnutzung der Gunst der Verhältnisse gebracht es den Fühern an Urtheilskraft. In der Ueberzeugung, daß die Philosophie des 18. Jahrhunderts und folgerweise auch die Revolution von 1789 in den Naturwissenschaften ihre eigentliche Wurzel gehabt hätten, fühlte man sich verpflichtet, die letzteren womöglich bis zur völligen Ausrottung zu verfolgen.

Aus den Schriften der theologischen Schule lassen sich zahlreiche Belege für die Kurzsichtigkeit der Politik entnehmen, die sie gegenüber den exacten Wissenschaften und insbesondere gegenüber der Naturforschung befolgt hat.

Nach Maistre ist das Studium der Natur zum Mindesten etwas Ueberflüssiges. Denn Gott hat es in seiner höchsten Weisheit so angeordnet, daß der Mensch Alles, was wirklich von Interesse für ihn sein kann, ohne „Wissenschaft“ erkennt, nämlich vermittelt eines Instincts, einer Divinationsgabe *). Die Pflege der Naturwissenschaften, behauptet Lamennais, hat nur dazu geführt, in dem Menschen die verwerfliche Neigung zu stärken, auf das Niveau der gemeinsten Wesen herab zu steigen. Seine Seele hat dann Ekel an sich selbst bekommen; sie ist erröthet über ihre göttliche Herkunft und hat sich bemüht, die letzte Erinnerung daran zu verwischen **). In einem Artikel Lamennais', „De l'éducation du peuple“, führt er aus, daß die Wissenschaften nur eine Tröstung in unsrer langen Weile, nur eine Vergnügung sind; wenn man will, etwas edler als die Jagd, aber von keinem größeren Werth***).

Sehr viel energischer geht Chateaubriand vor. Dem Verfasser des *Génie du Christianisme* zufolge hat die Sucht nach Erkenntniß den ersten Menschen zu Fall gebracht. Als Adam sich unterfangen habe, das Weltall nicht mit dem Gemüth, sondern mit dem Verstande begreifen zu wollen, als er den Baum der Erkenntniß berührt, sei ein gar zu starker Lichtstrahl in sein Gehirn gefallen. Adams Sündenfall sei das Prototyp aller späteren Verfündigungen des Menschengeschlechts. Aller Orten und zu allen Zeiten habe ein ursächlicher Zusammenhang bestanden zwischen den Fortschritten

*) Soirées de St. Petersbourg, 1. Entretien, in den Oeuvres Tom. I, p. 25.

**) Lamennais, Essai sur l'Indifférence etc. Einleitung; s. auch Lamennais, Sur la foi in den Nouveaux Mélanges.

***) Lamennais, Mélanges religieux et philosophiques.

auf dem Gebiete der Wissenschaften und den verheerenden Revolutionen; auch die große politische Erschütterung von 1789 sei eine nothwendige Folge gewesen der „Eitelkeit des Wissens“*). Noch sinnloser sind endlich die Ausfälle De Maistre's. Die exacten Wissenschaften, erklärt derselbe, bedürfen einer Reorganisation. Dann wird wohl dem einen oder dem anderen ehrlichen Gelehrten der Nachweis gelingen, daß nicht der Mond, sondern Gott die Ebbe und Fluth bewirke, daß das Wasser den Charakter eines Elements habe und sich nicht in Sauer- und Wasserstoff zerlegen lasse, daß die Geseze der Schwere nicht richtig seien u. s. w.**)

Ebenso unpolitisch ist die Stellung, die die theologische Schule zu der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts einnimmt. Es läßt sich leicht begreifen, daß sie die Encyclopädisten als „das Babel der Wissenschaften und Vernunft“ verhorrescirt***). Aber warum richten sich die Angriffe der De Maistre's, der Bonaldi's und Lamennais' auch gegen den Deismus, der sehr wohl für die Zwecke der theologischen Schule hätte ausgenützt werden können?

Auch hier setzt sich ihre Polemik lebiglich aus Declamationen zusammen; es fehlt selbst der Versuch einer Begründung. In seiner Schrift „Tradition de l'église sur l'institution des évêques“ macht Lamennais, ohne irgend ein Argument vorzubringen, den Deismus, nachdem er denselben mit jenen „unheimlichen Pflanzen verglichen hat, die nur auf Ruinen wachsen und gedeihen“, dafür verantwortlich, daß in England „kaum noch einige wenige Trümmer des zusammengebrochenen Christenthums zu finden sind“†). Ebenso beweislos steht seine Anklage da, daß die Philosophen die Schuld an der Zunahme der Selbstmorde tragen††). Ein noch charakteristischeres Bild von der Art und Weise, wie die Philosophie des 18. Jahrhunderts von den Theologen behandelt wird, geben die Réflexions sur l'état de l'église en France. Meine Feder, schreibt Lamennais dort, sträubt sich, die verschiedenen Wege aufzuzeichnen, deren man sich bediente, um das französische Volk zu corrumpiren und zur Revolution zu treiben. „Alle die philosophischen Infamien sind noch nicht aufgedeckt; es ist noch nicht Alles gesagt über die abscheuliche Verderbtheit dieser elenden Secte, und es kann auch gar nicht Alles gesagt werden: Es giebt Schœufllichkeiten, welche in ewiges Stillschweigen begraben sein sollten“ . . . „Ich kann nicht umhin, hier eines Priesters aus der

*) G. Chateaubriand, Génie du Christianisme. Part. I, Liv. 3, ch. 2; Liv. 4, ch. 3. Tom. I pp. 126, 127, 167, 168. S. auch P. I, Liv. 1, ch. 2; Liv. 4, ch. 4. P. III, Liv. 2, ch. 1. a. a. O. Tom. I pp. 15, 173. Tom. III p. 33 sq.

**) G. Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts, B. 3, §§. 132, 133.

***) Chateaubriand, Génie du Christianisme P. I, Liv. 1, ch. 1; Tom. I, p. 8.

†) S. auch Lamennais, Essai sur l'indifférence Part. I, ch. V. — De la nécessité du culte in den Mélanges religieux et philosophiques und Pensées diverses in den Nouveaux mélanges.

††) Sur le suicide in den Nouveaux Mélanges.

Bretagne zu erwähnen, der, an beiden Beinen gelähmt, sich allnächtlich in die Felder tragen ließ, um den Kranken beizustehen: Das ist das Bild des Christen. Zur selbigen Zeit ließ sich das Ungeheuer Couthon, der auch gelähmt war, in den Convent tragen, um dort den Mord zu predigen. Das ist das Bild des Philosophen**).

Die rationelle Begründung des theologischen Systems ist auf mannigfache Weise versucht worden. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das Génie du Christianisme, ein Werk, das innerhalb eines Zeitraumes von nicht ganz zwei Jahren sechs Auflagen erlebt hat.

Wie schon der zweite Titel des Buches: *Beautés de la religion chrétienne* andeutet, will dasselbe in erster Reihe eine ästhetische Rechtfertigung der Lehre der katholischen Kirche geben, und zu diesem Zweck ergeht sich Chateaubriand in romantischen Schilderungen, aus denen folgen soll, daß von allen Religionen die christliche die meiste Poesie habe, daß es nichts Prächtigeres als ihre Dogmen, ihre Lehren und ihren Cultus gebe, daß dieselben den Aufschwung der Seele begünstigen, sie mit göttlicher Begeisterung erfüllen, ebenso sehr wie die Götter Virgils und Homers, daß sie das Genie fördern, den Geschmack läutern, die tugendhaften Leidenschaften entwickeln, dem Gedanken Kraft geben, dem Schriftsteller und Künstler die edelsten Formen verleihen u. s. w. Neben dem Appell an das Gefühl enthält das Génie du Christianisme aber auch einen demonstrierenden Theil, in dem die katholische Religion durch utilitarische Argumente gestützt und ein naturphilosophischer Beweis für die Existenz Gottes angetreten wird. Chateaubriand beruft sich auf die „Dienste“, die die Priester und die christliche Religion der Gesellschaft geleistet haben, Dienste, ohne welche die letztere nicht existiren könnte. Er macht ferner geltend, wie aus zahllosen Natur-Erscheinungen sich ergebe, daß die Schöpfung das Wohlergehen der Menschheit zu fördern bezwecke, und zieht daraus den Schluß, daß die Welt durch einen allweisen Gott geschaffen worden sei und regiert werde. Die Beweisführung zu Gunsten der — wie Kant sie nennt — relativen Zweckmäßigkeit der Schöpfung enthält aber nicht nur nichts Neues, sie läßt auch in der Wahl der hergebrachten Argumente jedes Urtheil vermissen. Beispielsweise führt Chateaubriand an, der Gesang der Vögel sei lediglich dazu bestimmt, die Menschen zu ergötzen; denn man möge die Gäste des Waldes verfolgen, ihre Nester ausrauben und sie verwunden, Schmerzen würden ihnen dadurch wohl bereitet, aber zum Schweigen vermöge man sie nicht zu bringen**). Die betreffenden Ausführungen sind nur

*) Eine interessante Zusammenstellung der Invectiven Frayssinous gegen Voltaire giebt Rettelement in seiner *Histoire de la littérature etc.* Tom. II, p. 139. E. auch Gaume, *le Ver rongeur des sociétés modernes*, Paris 1851, pp. 207 sq. und *Le Voltairianisme en La Révolution etc.*

**) *Génie de Christianisme*, 1. Part Livr., 1, ch. 5 in Tom. I, pp. 200 sq. siehe auch chch. 2 sq. und Frayssinous, *Défense du Christianisme*, Tom. I, pp. 149 sq. 158 sq.

insofern von Werth, als die Unhaltbarkeit der sogenannten Anthropolatrie in ihnen klar zu Tage tritt, als sie den Grundfehler derselben deutlich erkennen lassen, den nämlich, daß die Nutzbarkeit einer Creatur für die andere als Beweis für die Zweckmäßigkeit der Schöpfung geltend gemacht wird, ohne daß zuvor festgestellt ist, daß die letztere — der Mensch — für sich selbst Zweck der Natur sei. Das Fehlen dieses Gliedes in der Beweisreihe tritt bei Chateaubriand um so auffällender hervor, als er in *Atala*, einem den Génie du Christianisme vorausgeschickten Versuchsbillon, den Vertreter des Christenthums, einen alten Eremiten, am Todtenbette der Heldin in die Klage Hiobs einstimmen läßt: „Warum ist das Licht gegeben den Mühseligen und das Leben den betrübten Herzen?“*)

Bei Gelegenheit der Aufzählung der Vortheile des Christenthums für die Gesellschaft behauptet Chateaubriand, daß die Religion das „Fundament der bürgerlichen Gesellschaft“ sei. Er beruft sich auf Plato, Aristoteles, Cicero und Plutarch, deren Autorität unsere Väter — was wir ihnen nicht zum Vorwurf machen dürfen — gefolgt sind**). Daran schließt sich eine rationelle Beweisführung. „In der antiken Welt, heißt es in den Génie du Christianisme, bestand die Masse des Volks aus Sklaven; jeder Herr übte gewissermaßen eine absolute Obrigkeit aus; vermöge eines schrecklichen Despotismus hielt er den Sklaven bei seiner Pflicht und ergänzte durch Ketten, was der Moral an Macht abging. . . Läßt sich aber bei der jetzigen Lage der Verhältnisse eine ungeheuere Masse von Bauern regieren, die frei und weit vom Arme der Gerechtigkeit entfernt sind? Lassen sich in den Vorstädten einer großen Hauptstadt die Verbrechen eines zügellosen Pöbels verhindern ohne eine Religion, welche die Pflichterfüllung und die Tugend unter allen Bedingungen des Lebens predigt?“***) Der Satz, daß die Religion das Fundament der Gesellschaft sei, kann nun aber durch eine solche Argumentation offenbar nicht erwiesen werden. Dieselbe führt günstigsten Falls zu dem Schluß, daß die Menschen ohne eine moralische Zügelung nicht geleitet werden können; und selbst wenn die weitere Folgerung zulässig wäre, daß diese Zügelung nur mit Hilfe der Religion beschafft werden könnte, so würde damit letztere doch nur als eine nothwendige Voraussetzung für die staatliche Ordnung, nicht aber als das Princip erwiesen sein, auf welches man den Staat zurückführen müßte.

Völlig in der Luft schweben die Argumente, die Chateaubriand zu Gunsten der theokratischen Verfassung anführt. Die Natur, behauptet er, verwendet in der moralischen und physischen Welt nur immer ein einziges Mittel, um zu schaffen: sie mischt Stärke und Milde; „ihre Energie scheint in dem generellen Gesetz der Contraste zu beruhen“ . . . „Wenn man diese

*) Génie du Christianisme, 3 Part., Liv. 6 in Tom. III, p. 313.

**) Génie du Christianisme, 4. Part., Liv. 6, ch. XI, in Tom. IV, p. 341.

***) Génie du Christianisme, 4. Part., Liv. 6, ch. XII, in Tom. IV, pp. 384 sq

Wahrheit einmal erkannt hat, so muß man die Anhaltspunkte zu einem Gegensatz suchen; die beiden vornehmsten sind unsers Erachtens einerseits die Sitten des Volkes, andererseits die Institutionen, die demselben gegeben werden sollen. Hat das Volk einen furchtsamen und schwachen Charakter, so muß seine Verfassung verwegen und stark sein; ist es stolz, heftig, unbeständig, so empfiehlt sich eine sanfte, gemäßigte, beständige Regierung.“ Für die Ägypter war also ein theokratisches Regiment ungeeignet; für sie hätten militärische Institutionen gepaßt. In Rom dagegen hat der priesterliche Einfluß Wunder gewirkt. „Diese Königin der Welt verdankt ihre Größe Numa, der es verstand, in einem Volke von Kriegerern der Religion die leitende Stellung zu verschaffen . . . Was wir vom römischen Volke gesagt haben, gilt auch für das französische; dasselbe hat es nicht nöthig angetrieben zu werden, man muß es vielmehr zurückhalten. Man spricht von den Gefahren der Theokratie? Aber wo hat jemals ein Priester in einer kriegerischen Nation die Menschen zur Sklaverei geführt?“*)

Sehr viel eingehender und bedeutender ist die Begründung der theologischen Staatslehre durch Lamennais.

Derselbe faßt sein Beweisthema dahin, daß „Gott das ewige Princip der Ordnung, die allgemeine Gewalt in der Gesellschaft intelligenter Wesen ist“, daß ohne eine göttliche Intervention die Begründung eines geordneten Zusammenlebens unter Menschen nicht begriffen werden kann**). Die Gesellschaft, sagt er, ist nur existenzfähig, wenn ein jedes Mitglied sein Thun und Lassen regelt mit Bezug auf das Ganze, also ein jedes Individuum mit Bezug auf die Familie, jede Familie mit Bezug auf den besonderen Kreis, dem sie angehört u. s. w. Um eine solche Regelung zu sichern, bedarf es einer socialen Hierarchie; es muß eine Obrigkeit und Unterthanen geben, das Recht, zu befehlen, und die Pflicht, zu gehorchen, anerkannt sein. „Unter gleichgestellten Wesen giebt es aber selbstredend weder Pflichten noch Rechte, weder Untergebene noch Vorgesetzte, also auch nicht die Möglichkeit einer Ordnung. Man wird daher niemals Gesellschaften lediglich mit Hilfe von Menschen begründen können. Der Mensch muß in Verbindung treten mit Gott, damit er in Verbindungen mit seines Gleichen treten kann . . .“ Denn Gott allein hat das Recht, zu befehlen; er allein kann den Menschen die Pflicht des Gehorsams auferlegen. „Das Gesetz der Obrigkeit ist ein geheiligtes, ein göttliches Gesetz, das der Mensch nicht einmal begreifen kann, wenn nicht die Religion es ihm erklärt“***).

*) *Génie du Christianisme*, 4. Part., Liv. 6, ch. XI, Tom. IV, pp. 342 sq.

**) S. Lamennais, *Essai sur l'indifférence etc. Ferner Influence des doctrines philosophiques sur la société, Observations sur la promesse d'enseigner les 4 articles de la déclaration de 1682, De la Réunion des différentes communions chrétiennes in den Mélanges religieux et philosophiques.*

***) *Essai sur l'indifférence*, I. Part., chch. X u. XI.

Wie die Schaffung einer Obrigkeit ohne Gott unmöglich ist, so läßt sich ohne ihn auch die zweite, nicht minder wichtige Voraussetzung für ein geregeltes Zusammenleben nicht beschaffen, die nämlich, daß der Einzelne seine Interessen dem Interesse des Ganzen aufopfert. „Ein solches Opfer hat keinen Sinn“, behauptet Lamennais, „d. h. es ist absurd, dasselbe zu fordern, und man wird es nie erlangen, wenn der Mensch es von Menschen fordert, weil er nichts als Compensation zu bieten vermag, und weil das Opfer, das nichts anderes ist, als die Tugend, offenbar die unbegreiflichste Thorheit wäre, wenn nicht eine höhere dauerhaftere Vereinigung bestände, in der man seinen Lohn empfängt“).

Zur Befestigung seiner Lehre macht Lamennais geltend, daß dieselbe dem Interesse der Souverainität entspreche, weil der von Gott herstammenden Obrigkeit nicht nur Gehorsam sondern auch Liebe entgegengebracht werde, und weil diese Liebe die sicherste Garantie für die Stabilität der Regierung sei. Die eigentliche Beweisführung setzt sich aus Argumenten sehr verschiedener Natur zusammen. Soweit sie sich in Berufungen auf die heilige Schrift, auf den Satz: *Non est enim potestas nisi a Deo* u. a. besteht, gehört sie nicht hierher; es dürfen im Folgenden nur diejenigen Beweismittel berücksichtigt werden, die sich nicht an den Glauben, sondern an die Vernunft wenden.

Zunächst sucht Lamennais den Satz zu begründen, daß die Auffassung des Staates als einer menschlichen Schöpfung unmöglich sei. Die Philosophen, sagt er — und darunter versteht er alle Diejenigen, welche jede göttliche Intervention von ihrer Staatstheorie ausschließen — können das geordnete Zusammenleben der Menschen nur zurückführen auf die physische Gewalt oder auf einen Vertrag. Aber weder die Gewalt noch der Vertrag geben eine Erklärung für den Staat. Erstere ist grade das dem geordneten Zusammenleben feindlichste Princip. „Die physische Gewalt bringt Unordnung in die moralische Welt, weil sie in der Hand von Wesen, die zugleich willensfrei und unvollkommen sind, oft nur dazu dient, unvollkommene oder zügellose Entschlüsse zur Ausführung zu bringen. Und ferner: die Gewalt zur Basis der socialen Ordnung zu machen, heißt behaupten, daß der Mensch ein rein materielles Wesen sei, heißt ihn unter das Thier erniedrigen; denn letzteres kennt wenigstens ein anderes Gesetz, als das der rohen Kraft; es leistet derselben Widerstand, so oft es seinem Instinct gehorcht.“ Nicht minder ist die Vertragstheorie unhaltbar. Sie setzt den Anfang einer Gesellschaft schon voraus, nämlich „eine Verbindung einer Anzahl von Menschen, welche eine gemeinsame Sprache, eine gemeinsame Wohnstätte und gewohnheitsmäßige Beziehungen zu einander haben“ — Bedingungen, die alle unerfüllbar sind, wenn nicht bereits

*) *Essai sur l'indifférence.*

eine gewisse Ordnung besteht, also Gesetze und eine mit der Ausführung derselben betraute Obrigkeit. Woher sollte anders der Vertrag auf Begründung eines Staates die bindende Kraft erhalten? Von dem Willen der Contrahenten gewiß nicht; denn durch seinen eigenen Willen kann Niemand sich binden. Also, wenn eine Gesellschaft auf Grund des „contrat social“, wie die Philosophen ihn sich vorstellen, constituiert würde, so gäbe es in derselben keine anderen Rechte und keine anderen Pflichten, als den Willen des Stärksten. Man wende nicht ein, daß die Eigenliebe ein hinlänglich sicheres Motiv abgebe für die Erfüllung der durch den Gesellschaftsvertrag auferlegten Verpflichtungen. Die Interessen der Individuen gehen stets auseinander, und zwar nach entgegengesetzten Richtungen hin. Eine Gesellschaft, die auf dem Egoismus der einzelnen Mitglieder aufgebaut ist, verwandelt sich sehr bald „in eine große Arena, in der alle Interessen sich gegenseitig angreifen und sich mit Wuth bekämpfen, bald Mann gegen Mann, bald in Massen, wie es den Leidenschaften paßt“*).

Bis hierher ist die Beweisführung aus Behauptungen zusammengesetzt, die wiederum ihrerseits sehr dringend des Beweises bedürfen. Der Satz beispielsweise, daß die Interessen der Menschen unvereinbar untereinander sind, ist bestritten worden, seitdem es Philosophen gegeben hat, und die utilitarische Staatstheorie, die Erklärung des Staates als einer auf dem wohlverstandenen Nutzen der Individuen beruhenden Institution, läßt sich daher nicht so kurzer Hand abfertigen, wie es in dem *Essai sur l'indifférence* geschieht. Lamennais selbst erkennt das an, indem er, um darzuthun, daß das staatliche Zusammenleben nicht nach Weise der Philosophen begriffen werden könne, auch noch einen inductiven Weg einschlägt*).

Zunächst beruft er sich dabei auf die politische Entwicklung Griechenlands, in der, wie er behauptet, die Philosophen das bestimmende Agens gewesen sind und gelangt dabei zu dem Schluß:

„Die lehrreiche Geschichte der berühmten griechischen Nation ist nichts weiter als eine Geschichte des Verbrechens und des Unglücks. In wüthendem Haß stürzt sich der eine Staat auf den anderen, und an die äußeren Kriege knüpfen sich innere an. Empörungen, Aufstände, Proscriptionen und Menschenerschlägereien bilden den eintönigen Gegenstand der Erzählungen der Geschichtsschreiber. . . . Die Griechen mit ihren philosophischen Institutionen fingen damit an, daß sie die Tugend der Scham entkleideten; sie endigen damit, daß sie selbst die Scham des Lasters verlieren. Die Philosophie lehrte sie Schenßlichkeiten, auf die selbst das Thier in der größten Erregung

*) *Essai sur l'indifférence*. 1. Part., ch. X sq.

**) *Essai sur l'indifférence*, 1. Part., ch. X, f. auch Lamennais, *Sur les Vies des Justes* in den *Mélanges religieux et philosophiques*. Ähnlich urtheilt über die griechische Geschichte Mairaire in *Du Pape*, Liv. III, ch. VII sq., f. *Oeuvres* Tom. IV, pp. 29 sq.

der Sinne nicht verfällt“*). Rom, dessen Geschichte Lamennais gleichfalls bei Begründung der theologischen Theorie heranzieht, war seiner Schilberung nach ein wohlgeordneter Staat, so lange es von Königen regiert wurde. Von dem Augenblick an aber, als man die Lehre der Philosophen zur praktischen Anwendung bringen wollte, d. h. seit der Vertreibung der Könige durch Brutus, geht Rom seinem Untergang entgegen. Eine Zeit lang hindern äußere Kriege den Verfall. „Gegen alle Völker mußten die Römer sich zu vertheidigen; aber gegen sich selbst, gegen ihre Verfassung, gegen die Doctrin, auf der dieselbe basirte, vermochten sie sich nicht zu halten, und so wurden zur ewigen Belehrung der Gesellschaft, die entsehltesten Geheimnisse der Souverainität des Menschen klar“**). Mit dem Christenthum bilden sich neue Principien heraus; die Worte Pflicht und Recht gewinnen wieder Sinn; an Stelle der Gewalt tritt die Autorität, und auf das Reich des Menschen, auf die absolute Unordnung, folgt, das Reich Gottes, das die Ordnung bedeutet, bis mit der Reformation von Neuem das blutige Gespenst der Revolution aus dem Grabe hervorsteigt, in das das Christenthum es verwiesen hatte.

Besonders charakteristisch werden die Betrachtungen Lamennais', wenn sie sich der französischen Geschichte zuwenden. „Dreißig Jahre sind es her, sagt er, da gab es eine Nation, welche von einem alten Königshause regiert wurde, nach der besten Verfassung, die je bestanden hat, und nach Gesetzen, welche man mit mehr Recht als die alten römischen für vom Himmel heruntergekommen hätte halten können, so weise waren sie, so edel, so wohlthätig und der Menschheit nützlich. Diese Nation, berühmt durch ihre Offenheit, ihre Milde und ihr Verständniß, durch ihre Liebe für ihre Herrscher und für die Religion, der sie vierzehn Jahrhunderte voll von Ruhm und Glück verdankte, lebte friedlich mitten in Europa, dessen Reid sie erweckte, und dessen Zierde sie ausmachte durch die Vortrefflichkeit ihrer Gesetzgebung, durch die edle Höflichkeit ihrer Sitten und durch hervorragende Meisterwerke jeder Art. Gott wählte sie sich aus, um der Menschheit eine große und schreckliche Lehre zu geben. Plötzlich auf den Ruf elniger Sophisten bemächtigen sich neue Doctrinen, neue Gelüste des verirrten Volkes. Es wurde von einem Efel ergriffen vor dem Glauben und vor den schützenden Lehren, durch welche es so hoch gehoben worden war. Verlockt durch die Frucht vom Baume der Wissenschaft, will es hinaus aus seinen Verhältnissen und gleich werden Gott, dem alle Souverainität angehört. Schnell trifft die Strafe diesen Hochverrath, wie sie den ersten Menschen getroffen hat, in Gestalt eines unwiderrusslichen Todesurtheils, das der Schuldige an sich selbst zu vollstrecken hat“**).

*) Essai sur l'indifférence a. a. D., f. auch De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil, ch. I.

**) Essai sur l'indifférence. Für die geschichtliche Bildung — oder für die

Die Argumente, die Lamennais der Philosophie und der Geschichte entlehnt, um seine Staatstheorie zu begründen, bestehen theils aus unbewiesenen Behauptungen, theils aus Entstellungen der Thatfachen, theils aus willkürlichen Schlußfolgerungen; es genügt, sie der umhüllenden Phrasen zu entkleiden, um für Jedermann klar zu stellen, daß die einen ohne Beweisraft, die anderen unhaltbar sind. Lamennais stützt sich aber noch auf ein drittes Argument, das hier um so weniger übergangen werden darf, als sich in ihm die eigentliche erkenntnistheoretische Grundlage des ganzen in Frage stehenden Systems kennzeichnet. Er behauptet, seine Lehre entspreche „einigen einfachen Principien“, „einigen jener soliden, Jahrhunderte hindurch eingewurzelten Maximen“, die der gemeine Menschenverstand als richtig anerkennen müsse*).

In dem *Essai sur l'indifférence en matière de religion* geht die philosophische Untersuchung von dem Satz aus, daß die geistigen Fähigkeiten und die Sinne des Individuums nicht ausreichen, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, daß letztere nur durch den *sensus communis* gefunden werden könne. Die Erkenntnistheorie Lamennais' läuft also auf die *Maxime* hinaus: *Quod semper, quod ubique, quod ab omnibus***). Dem Menschen, der in einer Gemeinschaft lebt — so führt er dieses Princip weiter aus — ist eine Regel gegeben, ein Mittel, die Wahrheit zu erfassen. „Er kann das Zeugniß seiner eigenen Sinne, seines Gefühls und seines Urtheils mit dem Zeugniß Anderer vergleichen, und, je nachdem diese Zeugnisse von einander abweichen oder übereinstimmen, ist die Wahrheit mehr oder weniger sicher oder mehr oder weniger zweifelhaft, ohne daß es möglich wäre, die Zahl der gleichlautenden Zeugnisse zu bestimmen, welche nothwendig sind, um zu einer vollkommenen Sicherheit zu gelangen“***). Es giebt also ein Correctiv für die Fehler, denen das Denken und Fühlen des Einzelnen nothwendig ausgesetzt sind. Je zahlreicher die Vergleiche sind, die man anstellt, desto zuverlässiger ist der aus denselben gezogene Schluß. Findet „eine allgemeine Uebereinstimmung“ statt, so ist damit die denkbar größte Gewißheit erreicht. In diesem Consensus liegt auch die Begründung der Wissenschaften, selbst die der positiven, wie z. B. der Naturwissenschaften. Alles Wissen, das wir von der Ordnung der Natur und ihren Gesetzen haben, verdanken wir der allgemeinen Erfahrung; die Grundlage unserer

Wahrheitsliebe — Lamennais' ist auch sein Urtheil über den Protestantismus kennzeichnend. Es giebt, sagt er in den *Pensées diverses*, heute in Europa keinen einzigen gebildeten Menschen, der nicht wüßte, daß der Protestantismus eine ungeheuerliche Abjurdirat sei; man verachtet ihn als eine Sottise und behandelt ihn wie eine Revolte. *Nouveaux Mélanges*, f. auch ebenda *Réponse à un Protestant*.

*) *Essai sur l'indifférence etc.* 1. Part., ch. X.

**) Man nennt diese Lehre in Frankreich *la doctrine du sens commun ou du consentement universel*. Ferrat, a. a. O. p. 189, f. auch Lamennais, *Correspondance* Tom. I, p. 159.

***) *Essai sur l'indifférence*, 2. Part. ch. XVII, 4. Part. ch. XXX, 5. Part. chch. X, XI

Erkenntniß ist also „die allgemeine Uebereinstimmung oder die gleichmäßige Erfahrung aller Zeiten, an allen Orten, bekundet durch ein univesielles Zeugniß.“

Die Doctrin des *sensus communis*, heißt es dann weiter, ist keineswegs neu; sie ist so alt, wie das menschliche Geschlecht; sie ist „das eigenste Gesetz unserer Natur“. Glauben doch alle Menschen eine zahllose Masse von Dingen, die sie nie geprüft, selbst nicht einmal begriffen haben, lediglich auf die Autorität der allgemeinen Uebereinstimmung hin. Wäre dem nicht so, so „gäbe es keine Gewißheit mehr, keine Sprache, keine Gesellschaft, kein Leben, und nicht ein Philosoph könnte drei Tage lang bestehen, wenn er seine philosophischen Principien streng befolgte“).

Von diesem erkenntnistheoretischen Grundsatz aus beweist Lamennais, daß es einen Gott giebt, daß das Christenthum die allein wahre Religion ist, daß die Schöpfung der Welt in der von Moses geschilderten Weise vor sich gegangen, daß Jesus die Wunder, von denen die Evangelien erzählen, verrichtet hat, daß nur in dem Schoß der allein seligmachenden Kirche „Seligkeit, Glück und Leben“ zu finden sind, kurzum Alles, was in seine Theorie hinein paßt*). Er argumentirt also beispielsweise: Es giebt wohl verschiedene Religionen; aber ihre Verschiedenheit liegt nur in der äußeren Form; der Grundgedanke ist stets derselbe. Die ursprüngliche Tradition, der jüdische Glaube und die christliche Lehre basiren auf dem gleichen Fonds von Wahrheiten; nur der Ausdruck hat mit den Zeiten gewechselt. Die Religion ist fortgeschritten, aber niemals umgestaltet worden. Christus hat lediglich das Werk Moses' und dieser das Werk Adams fortgesetzt. Das Menschengeschlecht hat also immer ein und dieselbe Religion gehabt; in dem Christen lebt immer noch der Jude und der Patriarch fort, wie andererseits in dem Juden-Patriarchen schon der Christ enthalten ist. Jeden Widerspruch „der Philosophen“ weist Lamennais mit dem Bemerken zurück: Weber Eure noch meine Vernunft kann über so große Fragen entscheiden; nur die allgemeine Vernunft hat darüber zu richten. Erkennt ihre Autorität an, oder schwört Eure eigene Vernunft ab; denn sie hat gar keine andere Grundlage. Saget nicht: Das verstehe ich nicht. Es genügt, daß alle Völker es verstanden haben. „Wenn Ihr Euch nur ein einziges Mal gegen die Autorität des ganzen Menschengeschlechts auflehnt, so verliert Ihr damit sofort das Recht, irgend etwas zu behaupten.“

Die Eitelkeit, fährt Lamennais dann fort, „dieses ewige Princip des Ungehorsams“, ist es, was den Menschen dazu verleitet, sich auf seine eigene Vernunft zu verlassen. Er erachtet es für eine Erniedrigung, die Autorität

*) Essai sur l'indifférence, 2. Part. ch. XIII. 5. Part. ch. XI. XIV. Des Progrès de la révolution etc. Pièces justificatives nr. XI.

**) Essai sur l'indifférence, 2. Part. ch. XX. 4. Part. ch. XXXII. ch. XXXIV. ch. XXXVII.

des *sensus communis* anzuerkennen; dabei läßt er aber außer Acht, daß alle seine Handlungen eine stillschweigende Unterwerfung unter dieselbe enthalten. Denn was immer der Mensch als physisches Wesen und als Mitglied der Gesellschaft thut, er geht dabei aus „von einem unbedingten Glauben in das Zeugniß, von einer vollständigen Unterordnung unter die Autorität. Um ein naheliegendes Beispiel zu wählen, so verdankt der Mensch keineswegs der Vernunft die Sprache; er hat sie empfangen, er wendet sie an, so wie man sie ihm überliefert hat, und sprechen heißt gehorchen*).

Sowohl von Seiten der Kirche, als auch von den Philosophen wurde die Erkenntnistheorie Lamennais' verworfen. In einer Encyclika aus dem Jahre 1834 heißt es mit Bezug auf das „trügerische System einer neuerdings erfundenen Philosophie“: „Sehr traurig ist es zu sehen, in welcher Uebermaß von Tollheit die menschliche Vernunft hineingeräth, wenn Jemand sich durch die Liebe zur Neuerung verleiten läßt, wenn er, der Warnung der Apostel zum Trotz, in dem Bestreben weiser zu sein als nöthig, in dem zu großen Vertrauen zu sich selbst auf den Gedanken kommt, daß man die Wahrheit außerhalb der katholischen Kirche suchen müsse, in der sie doch ohne die unreine Mischung mit dem Irrthum sich vorfindet, die daher berufen ist, die Säule, die unerschütterliche Stütze der Wahrheit zu sein, und es in der That auch ist.“ Unter den Philosophen machten die Einen gegen Lamennais geltend, seine Theorie habe zur nothwendigen Folge, „die Entsagung auf Intelligenz und Freiheit.“ Gesezt, daß die Menschen sich durch das „Princip der Nachahmung“ leiten ließen, daß sie das, was Andere sagen, blind glaubten, ohne die Gründe zu prüfen, welche Gesellschaft würde sich daraus entwickeln? „Wäre das eine Gesellschaft intelligenter Wesen? Wird dieser blinde Glaube die Vernunft, die ihm fremd geblieben ist, herausbilden, aufklären und stärken können? Wird er nicht, weit davon entfernt, das Leben der Intelligenz zu sein, vielmehr ihr Tod werden?“**) Von anderer Seite wurde eingewendet, daß die in dem *Essai sur l'indifférence* entwickelte Theorie keineswegs den *consensus omnium* für sich hätte und also gerade mit demjenigen Princip im Widerspruch stünde, das der Verfasser als das für unsere Erkenntniß maßgebende hinstellt***). Es ist ferner behauptet worden, die Erkenntnisquelle, auf die Lamennais zurückgeht, müßte gerade noch seiner eigenen Theorie von vornherein eine „verfälschte“ sein, da jedenfalls die ersten Menschen sich auf ihre individuellen Sinnesindrücke, ihr individuelles Urtheil verlassen hätten†). Der mündeste Punkt ist indeß der, daß das Erkennen auch bei Lamennais schließlich auf einen individuellen, also absolut unzuverlässigen Act hinausläuft.

*) *Essai sur l'indifférence*, 2. Part., ch. XX.

**) Maine de Biran, *Oeuvres philosophiques* Tom. II, Note sur Lamennais.

***) Ferraß, *Histoire de la philosophie en France au XII. siècle* p. 193.

†) Damiron, *Essai sur l'histoire de la philosophie en France au dix-neuvième siècle*. 5. éd., Bruxelles 1835, Tom. I., pp. 269, 270.

Seine Deductionen erinnern an den Versuch Münchhausens, der sich an den Haaren aus dem Sumpfe ziehen wollte. So lächerlich das Letztere ist, so lächerlich ist es auch, zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen zu wollen, wenn wir in uns selbst kein sicheres Mittel der Erkenntniß besitzen. Denn alles außerhalb unserer Sinne und unserer Vernunft Liegende vermag doch nur durch ein Medium auf uns zu wirken, welches seinerseits mit individuellen Mängeln behaftet ist; einer der Factoren in dem Proceß des Erkennens muß das dem Irrthum unterworfenen Auffassungsvermögen des Erkennenden sein, und damit ist nothwendig gegeben, daß die Erkenntniß selbst nur eine subjective, also eine trügerische sein kann. Für die Lamennais'sche Theorie gilt das in besonders hohem Grade. Der *communis consensus* läßt sich seiner Behauptung nach nicht in der Weise feststellen, daß die „Zeugnisse der Menschheit“ gezählt werden, man muß sie vielmehr wägen; seine Lehre geht im Grunde genommen darauf hinaus, daß nicht die Vielheit, sondern die Autorität der bekundenden Individuen den Ausschlag gebe. Anders wäre ihm nicht einmal der Beweis für die Existenz eines einzigen Gottes gelungen, da bekanntlich die Zahl der Götzendiener die der Monotheisten um hunderte von Millionen übersteigt. Wo ist nun aber die Autorität? Wenn die Zahl nicht entscheidet, so läßt sich ein objectives Criterium überhaupt nicht aufstellen. Aber, selbst wenn ein solches gefunden werden könnte, so bliebe doch immer noch bei der Anwendung desselben auf den concreten Fall dem Irrthum Thür und Thor geöffnet.

Nach Lamennais ist, wie erwähnt, auch jede Wissenschaft nichts weiter, „als eine Summe von Ideen und Thatfachen, über die man einig ist — un ensemble d'idées et de faits dont on convient*). Das Criterium einer wissenschaftlichen Wahrheit ist, daß sie allgemein anerkannt wird. An diesem einen Satz schon läßt sich die Unhaltbarkeit der Theorie nachweisen; denn derselbe führt zu dem absurden Schluß, daß zu einer Zeit etwas eine wissenschaftliche Wahrheit sein kann, was zu einer andern Zeit unwahr war. Die Geschichte der Naturwissenschaften in Frankreich hätte Lamennais darüber belehren sollen. In dem *Essai sur l'indifférence* wird auf das Newton'sche Gesetz exemplificirt. Als dasselbe in Frankreich bekannt wurde, erklärte sich die ganze gelehrte Welt dagegen, weil die Anziehungskraft nur in veränderter Form eine der *causae occultae* wäre, „welche die Schmach der scholastischen Philosophie ausmachten“. Daß zwei im Zustande der Ruhe befindliche Körper irgend einen Effect auf einander ausüben, das ist, erklärte die Académie royale des sciences, schlechthin unmöglich, und, selbst wenn es als möglich erwiesen wäre, so bliebe doch der Satz Newtons, daß der Effect mit den Quadraten der Entfernung variire, unbegreiflich. Im Beginn des 18. Jahrhunderts galt es in Frankreich für etwas Unerhörtes, den Ideen des englischen Philosophen anzuhängen, zumal es „mit dessen Christen-

*) *Essai sur l'indifférence*, Part. 2, ch. XIII.

thum nicht ganz recht stände“*). Fünfzig Jahre später schreibt Grimm, wenn man einige alte Akademiker, die wenig bekannt seien, ausnehme, so dürfe die Theorie Newtons, als in Frankreich allgemein anerkannt bezeichnet werden. Nach Lamennais wäre also das Gesetz der Anziehungskraft erst in der Secunde eine Wahrheit geworden, in der die gelehrten Autoritäten, die für dasselbe Partei nahmen, die Majorität erlangten.

Die Anklage der Eitelkeit, die Lamennais gegen die Philosophen erhebt, ist gewiß nicht unbegründet; aber sicherlich trifft ihn selbst ein sehr ähnlicher Vorwurf. Die in dem *Essai sur l'indifférence* aufgestellte Erkenntnistheorie wurzelt zuletzt in nichts Weiterem, als in dem Unvermögen Lamennais', sich zu bescheiden.

Wenn unsere sinnliche und geistige Natur der Art ist, daß wir in die sichere Pforte zum Tempel der Gewißheit nicht eingehen können, so sollten wir keinen weiteren Versuch dahin machen. Der nächstliegende und der einzig richtige Schluß aus den Prämissen, die Lamennais aufstellt, ist der: *Ignoramus et ignorabimus*. Allein zu einer solchen Resignation fehlt es den Theologen an derjenigen Charaktereigenschaft, deren Mangel sie bei ihren Gegnern nicht scharf genug zu verurtheilen wissen, an der geistigen Demuth. Wir besitzen das Streben nach Erkenntniß, behaupten sie; also müssen uns auch die Mittel dazu gegeben sein. Nach Lamennais ist es Thatsache, daß es niemals einen Pyrrhonianer gegeben hat. „Die Stimme der Natur, eine unsichtbare aber mächtige Gewalt zwingt uns, zu gewissen Fragen Stellung zu nehmen.“ „Mein Geist,“ sagt der Verfasser der *Défense du Christianisme*, „dürstet nach Wahrheit, wie mein Herz nach Glück dürstet. Also sind wir für die Wahrheit geschaffen, und, sind wir das, so müssen wir auch mit den Mitteln ausgestattet sein, um sie zu erkennen. Konnte uns die Natur, indem sie uns für einen Zweck schuf, ohne die Mittel zur Erreichung desselben lassen?“

Zur Erkenntniß des staatenbildenden Princip's zu gelangen, ist vom Standpunkt Lamennais' aus jedenfalls für jetzt noch unmöglich. Denn die Ansichten bezüglich dieses Princip's gehen nach den verschiedensten Richtungen hin auseinander, und keine darf den Anspruch erheben, daß sie die Mehrzahl der Autoritäten für sich habe. Die ganze theologische Schule faßt den Staat auf als eine unmittelbare Schöpfung Gottes; eine zweite Richtung sieht in ihm lediglich eine historische Thatsache, eine factische Herrschaft, und noch Andere versuchen eine psychologische Erklärung, ohne jedoch darüber einig zu sein, ob das reine Denken, die ethische Natur der Menschen oder ihr Selbsterhaltungstrieb sie zu einem geordneten Zusammenleben verbinde. Von einem *communis consensus* ist auf diesem Gebiete der Rechtsphilosophie noch keine Rede, und danach müßte die Theorie Lamennais' in dem Bekenntniß endigen, daß die Natur des Staates vorläufig noch in ein tiefes Dunkel eingehüllt sei. —

*) E. Condorcet, *Oeuvres*, Tom. VI, p. 57.



Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheitsprocesse.

Von

E. Kleß.

— Zürich. —

Der Reiz, welchen die Betrachtung der Naturvorgänge auf den denkenden Menschen ausübt und der in der neueren Zeit zu vielseitiger Theilnahme der Gebildeten auch außerhalb der Kreise der Naturforscher geführt hat, beruht natürlich auf sehr verschiedenen Gründen. Einmal hat man der höheren Geistes- und Gemüthsbildung einen wesentlichen Antheil an dieser hervorstechenden Eigenschaft modernen Lebens zuschreiben wollen, allein es hat große Zeitperioden höchster geistiger Cultur gegeben, in denen der Mensch theilnahmlos denjenigen Naturerscheinungen gegenüberstand, welche jetzt Jedermann bewundert. So ist es ja bekannt, daß unsere Alpen bis auf die Zeit Albrecht von Hallers eher ein Gegenstand des Schreckens waren, während sie jetzt der Wallfahrtsort aller mit Glücksgütern Gesegneten und die stille Sehnsucht Derer sind, welche das Schicksal in dieser Beziehung weniger begünstigte.

Wir wollen hier nicht die verschiedenen Motive darlegen, welche diese sommerliche Völkerverwanderung veranlassen; es sind ihrer so zahlreiche, wie Sand am Meere, und würden wir jeden einzelnen dieser Wanderer befragen, und seine Absichten und Gründe mikroskopisch untersuchen können, so erschäuten wir wohl eine verwirrende Fülle einzelner Motive. Eines aber dürfte bei den meisten derselben vorhanden und in mehr oder minderem Grade maßgebend sein, das gesteigerte Interesse an den Naturvorgängen durch die tiefere Naturerkenntniß. Diese, eine Frucht der modernen Naturforschung, belebte die Natur und brachte sie unserem Verständniß näher, indem sie das Werden der Naturbinge und den Zusammenhang der Natur-

vorgänge klarlegte. Indem der sinnende Geist des Menschen allüberall den Spuren der wunderbarsten Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Natur begegnet, erhebt und vertieft ihre durch die Wissenschaft geläuterte Betrachtung das Gemüth, glättet dem Bekümmerten die Stirn und senkt auch in verderbte und schuldbeladene Seelen einen Strahl des Trostes.

So hat die moderne Naturforschung für Tausende und Abertausende das Gleiche geleistet, was die Glaubenslehre, die Religion, sich zur Aufgabe setzte. Es ist eine völlig unwahre Behauptung, eine Erfindung übereifriger Glaubensstreiter, daß die Naturforschung eine Feindin der Religion sei; im Gegentheil sicherte sie die Grundlage der letzteren, indem sie das unumstößliche, gesetzmäßige Walten der Naturkräfte kennen lehrte, dem blinden Zufall jede Einwirkung auf Erscheinungen und Ereignisse absprach, und die Unvergänglichkeit jeder Leistung darthat.

Mögen auch große Gebiete der Naturvorgänge unsere Einsicht noch gänzlich verschlossen, andere kaum erst in ihren ersten Umrissen zugänglich geworden sein, so liegt doch kein Grund zu der Annahme vor, daß diese Gebiete andern Gesetzen unterworfen seien, als den bekannten; im Gegentheil hat die Verwendung bekannter Naturgesetze mächtige Hilfsmittel zur Aufklärung unbekannter Vorgänge geliefert. Wir dürfen somit die wohlberechtigte Ueberzeugung hegen, daß jedes Naturding, indem es den gleichen Gesetzen unterworfen ist, ein erreichbares Object unserer Erkenntniß darstellt. Wir brauchen demnach nicht, auch den höchsten Problemen gegenüber, mit du Bois-Reymond ein demüthiges „Ignorabimus“ zu unterschreiben, sondern wir sind verpflichtet, die Methode der Naturforschung in dem ganzen Umfang des menschlichen Erkenntnißvermögens in Anwendung zu bringen.

Wenn ich nun auch in dieser Besprechung keineswegs beabsichtige, die höchsten und tiefsten Fragen, zu denen die Naturforschung anregt, zu behandeln, so schien es mir doch nothwendig, die Bedeutung und die Wirksamkeit der gebotenen Hilfsmittel dazuthun, bevor wir ihre Anwendung in einem speciellen Falle versuchen.

In keinem Zweige der Naturwissenschaften ist keine solche Erinnerung an die Gleichartigkeit der natürlichen Grundgesetze nothwendiger als in der Pathologie, der Lehre von den Krankheiten. Aus dem praktischen Bedürfnisse erwachsen und lange Zeit demselben ausschließlich dienend, hat dieselbe erst spät sich auf den rein wissenschaftlichen Standpunkt erhoben, auf welchem nicht so sehr der unmittelbare Nutzen, als vielmehr die Aufklärung einer Naturerscheinung das Endziel der Forschung bildet. Aus diesem Grunde sind auch die Folgezustände krankhafter Prozesse, ihre Beziehungen zu anderen Erscheinungen im Thier- und Pflanzenleben noch keineswegs erschöpfend dargestellt worden, und soll hier der Versuch gemacht werden, die Wirkung derselben nach einer Richtung zu beleuchten, welche bisher noch wenig Beachtung gefunden hat.

Bevor auf diesen Gegenstand eingegangen wird, muß indeß mit wenigen Worten das Wesen der Krankheitsprocesse erläutert werden, über welches vielfach unklare Vorstellungen bestehen. Daß dieselben nicht, wie man zuerst annahm, gleichsam persönliche Wesen darstellen, welche in dem normalen Organismus sich entwickeln und seinen Bestand bedrohen, ist selbstverständlich; ebensowenig aber genügen zu ihrer Erklärung die Lebensvorgänge des Organismus selbst. Eine Abweichung von dem Normalen in dem Bau oder der Leistung eines Theiles kann bestehen, ohne daß wir damit den Begriff der Krankheit verbinden; auch ein Blinder oder Lahmer kann sich der besten Gesundheit erfreuen.

In diesen Fällen ist die Krankheit, wie wir sagen, abgelaufen und hat bleibende Veränderungen hinterlassen. Der Vorgang, welcher zu denselben führte, dagegen, die Krankheit, ist ein Kampf des lebenden Organismus mit äußeren Schädlichkeiten. Da diese letzteren nun, wie die Forschungen der neuesten Zeit ergeben haben, vorzugsweise, in den weitaus wichtigsten Fällen organisirter Natur sind, dem Pflanzen- oder Thierreich angehören, so sind die Krankheitsprocesse im Wesentlichen als Beispiel oder Einzelfälle jenes großen „Kampfes um das Dasein“ aufzufassen, welchem wir die Zerstörung, aber auch die Weiterentwicklung aller lebendigen Wesen verdanken.

Krankheit setzt sich demnach aus zwei verschiedenen Reihen von Erscheinungen zusammen, der krankheitserregenden Einwirkung und den gegen dieselbe reagirenden Lebensvorgängen des Organismus; und zwar handelt es sich vorzugsweise um einen Kampf der Menschen mit den niedersten Organismen, die, an der Grenze von Pflanzen- und Thierreich stehend, von Haeckel als Protisten bezeichnet wurden. Es sind dies die Urformen aller höher organisirten Geschöpfe, die ersten, welche, aus dem unorganisirten Chaos hervorgegangen, sich allmählich zu den höchst-organisirten Geschöpfen entwickelt haben. Ihre Structur entspricht dem Bau der thierischen Zellen, welche die höher organisirten Geschöpfe zusammensetzen, indem die Stäbchen und Kugeln, aus denen sie bestehen, die chemischen und morphologischen Eigenschaften der Zellkerne besitzen, das körnige, oft contractile Plasma, in welchem jene gewöhnlich eingebettet sind, dem sog. Protoplasma der Zellsubstanz entspricht. Während der erste Theil dieser Anschauung wenig Widerspruch finden wird, dürfte der letzte, welcher allerdings auch nach meiner Meinung nur für einen Theil dieser Organismen erwiesen ist (Mikrosporen sept.), als Hypothese nur deshalb zulässig sein, um eine Uebereinstimmung in der Structur der Träger der Lebens Eigenschaften in den verschiedenen Reichen der Organismen wenigstens symbolisch anzudeuten. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Annahme der morphologischen Einheit aller Zellen, zu welcher die Darwin'sche Lehre zwingt, in dieser oder einer anderen Form ihre endliche Begründung und Gestaltung finden wird.

Während aber diese niederen Organismen, die sich durch Theilung vermehren und daher auch als Schizophyten (Spaltpilze) bezeichnet werden,

Colonien gleichwerthiger Individuen bilden, bestehen die höheren Organismen aus Individuen mannigfachster Form und Leistung, welches zur Erreichung eines höheren Zieles sich zusammengeordnet haben. In der Theilung der Arbeit beruht, ganz wie im Fabrikwesen, ihre höhere Leistungsfähigkeit, aber auch ihre Schwäche. Das vereinzelte Individuum, aus dem Zusammenhange mit seinen Ernährern und Schützern gerissen, besitzt nur eine sehr geringe Lebensfähigkeit und geht gewöhnlich bald unter, da es verlernt hat, alle jene ursprünglichen und einfachsten Arbeiten zu verrichten, die zu seiner Erhaltung nothwendig sind.

In dem Kampf zwischen diesen zwei Mächten würde der höher und zarter entwickelte Organismus unbedingt unterliegen, wenn er nicht innerhalb seiner scharf gezogenen und streng abgeschlossenen Grenzen ein Medium entwickelte, welches dem Gedeihen der Spaltpilze hinderlich wäre. Die mechanischen Einrichtungen und chemischen Verbindungen, welche als solche Schutzvorrichtungen gegen die weitverbreiteten und mit der Nahrung und Athmung in den Körper höherer Thiere eindringenden Spaltpilze zu schildern, würde uns zu weit abführen von dem Endziel unserer Betrachtung. — Nehmen wir sie als gegeben an, so erweist die Thatsache der Erkrankung und des möglichen Unterliegens des höheren Organismus ihre relative Unzulänglichkeit.

Was aber, werden wir nunmehr fragen, geschieht, wenn dieser Kampf siegreich bestanden wird, wenn der höhere Organismus die Angriffe der Protozoen übersteht? Geht derselbe unverändert aus diesem Kampfe hervor?

Wir müssen a priori annehmen, daß dies nicht der Fall ist, denn es ist ein allgemeines Naturgesetz, daß überall, wo zwei Körper in wirkungsvolle Berührung gerathen, jeder derselben eine Veränderung seiner Form, Lage oder inneren Zusammensetzung erfährt; denn es verschwindet keine Kraft, sondern sie erfährt eine Umsetzung in eine andere Form der Bewegung; mechanische Kraft wird z. B. in Wärme oder in Electricität umgesetzt oder sie bringt eine Umlagerung der Molecüle, eine chemische Veränderung hervor.

Man könnte nun annehmen, und es ist dieses in der That von Seiten eifriger Vitalisten geschehen, daß der lebende Körper, mit ganz besonderen Eigenschaften ausgerüstet, diesem allgemeinen Gesetze nicht unterworfen sei, oder, indem er seinen Bestand fortwährend erneuert, leichter und vollständiger die Eindrücke verwischt, welche pathologische Störungen hervorrufen. Daß das erstere nicht annehmbar, wird jeder Naturforscher zugeben, denn Gesetze, von denen Ausnahmen stattfinden, sind keine Gesetze, und was bei allen bekannten Naturvorgängen ausnahmslos gilt, muß auch bei unbekannten Vorgängen wirksam sein.

Die zweite Möglichkeit dagegen ist zuzugeben und thatsächlich nachzuweisen, sie erklärt vollkommen, weshalb die Aenderungen, welche Krankheitsprocesse im Bau und den übrigen Eigenschaften des menschlichen Körpers hervorrufen, weniger bekannt und weniger beachtet sind, als diejenigen anderen Naturvorgänge, wie die Nahrung, sowie die Beschaffenheit der Um-

gebung, welche durch das Klima und alle übrigen Einflüsse, welche Darwin und seine Nachfolger als die Motoren für die Umgestaltung des Thierreiches nachgewiesen haben, veranlaßt werden. Unsere Aufgabe soll es nun sein, zu untersuchen, ob es schon gegenwärtig gelingt, diese offenbare Lücke in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts, wenn auch nur in unvollständiger Weise, auszufüllen. Ist hiermit einmal der Anfang gemacht, so werden die eifrigen und sachkundigen Naturforscher, namentlich die Anthropologen, sicherlich neue Materialien zur Vollendung auch dieses Theiles unseres schönen und harmonischen Naturgebäudes ausfindig machen und herbeiführen.

Für die Beantwortung unserer Frage dürfte keine Seite der menschlichen Existenz geeigneter sein, als die Körperbeschaffenheit, welche, der unmittelbaren sinnlichen Erkenntniß am zugänglichsten, auch bereits in ausgedehntem Maße Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden ist und eine der wesentlichsten Theile der modernen Anthropologie geliefert hat. Wo die Geschichts- und Sprachforschung uns im Stiche läßt, in den ältesten und zugänglichen Perioden des menschlichen Lebens, liefert sie uns sogar die einzigen Documente für die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Sie ist ferner als Anthro- oder häufiger Craniometrie (Schädelmessungen), eine auf Zahlen begründete und daher, wie es scheint, besonders gut fundirte Wissenschaft, und ihre begeisterten Anhänger, welche ihr aus den verschiedensten Zweigen der Naturforschung, namentlich aber von Seiten der Medicin zuwuchsen, sammelten ein so reichliches Material, daß man annehmen und hoffen konnte, hier die Entscheidung jener fundamentalen Frage nach der phylogenetischen Entwicklung der menschlichen Körperform endlich gelöst zu finden.

Indeß, diese Erwartung bestätigt sich nicht, die Anthropometrie hat uns noch kein Bild von dem Werden unserer Körperform geliefert, ja es ist sogar noch nicht einmal erwiesen, daß sie im Stande ist, die Charaktere jeder Race so genügend festzustellen, daß dieselben in jedem einzelnen Fall neben und unter den individuellen Eigenschaften wahrgenommen werden können. Höchstens gelingt dieses bei weit von einander entfernten Völkersfamilien, wie Neger, Malaien und Mongolen, deren charakteristische Unterschiede auch dem ungeübten Auge des Nichtfachmannes einleuchtend sind.

Innerhalb dieser größeren Kreise, bestehen dagegen, trotz aller nationaler Verschiedenheit, Schwierigkeiten der craniometrischen Diagnose, welche im einzelnen Fall bis jetzt unüberwindlich sind und erst größere Reihen von Beobachtungen ergeben ein klares Bild der typischen Charaktere; diese Schwierigkeit nimmt um so mehr zu, einen je höheren Culturgrad eine Völkerschaft erreicht hat.

So bestehen noch keine erheblichen Hindernisse in der Unterscheidung des Schädels eines Kleinfurten oder eines Türken von denjenigen der west-

europäischen Völker, aber sie wird ziemlich beträchtlich wenn es gilt, die Schädel der lateinischen und germanischen Racen von einander zu unterscheiden; dagegen dürfte es wohl dem erfahrensten Anthropologen unmöglich sein, in jedem Falle den Nord- oder Süddeutschen, den Schweden, Dänen und Engländer aus ihren knöchernen Ueberresten zu erkennen.

Es liegt mir ferne, aus diesem thatsächlichen Verhältniß Schlüsse ableiten zu wollen, welche der Leistungsfähigkeit des mächtigsten Hilfsmittels der modernen Anthropologie ungünstig wären; Verbesserungen der Methode können ja vielleicht auch hier einen Theil der bestehenden Mängel beseitigen und der craniometrischen Untersuchungsmethode eine Schärfe verleihen, welche ihr gestattet, mit dem künstlerisch gebildeten Auge zu concurriren, welches noch viel feinere Verschiedenheiten in der äußeren Körperform wahrzunehmen im Stande ist.

Wir können uns vielmehr zum Zwecke unserer Betrachtung damit begnügen, festzustellen, daß einerseits unterscheidende Rassenmerkmale auch unter nahe verwandten Stämmen vorhanden sind, daß andererseits aber in jedem dieser Kreise außerordentliche Verschiedenheiten in der Bildung des Körpers im Ganzen oder in seinen einzelnen Theilen vorhanden sind.

Welchen Umfang diese letzteren gewinnen können, möge ein Beispiel erläutern. Der Kopenhagener Anatom Schmidt, welcher in außerordentlich umfassender Weise die Schädel der Bewohner der dänischen Inseln und Zütlands untersuchen konnte, dem namentlich auch diejenigen alter Familien aus verschiedenen Jahrhunderten mit einander zu vergleichen möglich war, fand in diesem gewaltigen, lange Zeiträume repräsentirenden Material eines einzigen Volksstammes Vertreter aller möglichen, sonst nur in den entferntesten Welttheilen vorhandenen Rassen Schädel und konnte neben echte Neger-, Mongolen- und Indianerschädel andere, zum Verwechseln ähnliche stellen, welche auf dem Boden seiner Heimath gewachsen waren.

Daß gleiche Resultat ergab sich auch bei Berücksichtigung derjenigen Charaktere, welche allgemein als die Kennzeichen niederer Rassen betrachtet werden. So bildete der Schädel eines dänischen Edelmannes, welcher wegen seiner Schönheit sogar im Volksliede verherrlicht war, ein treues Ebenbild des Neanderthalschädels, jenes Gefährten vorweltlicher Thiere, welcher von den Anthropologen bald als der Typus einer niederen Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts, bald als pathologisch gedeutet wurde.

Die große Verschiedenheit der Körperformen unserer modernen, civilisirten Nationen fordert unwillkürlich zu Erklärungsversuchen heraus, welche aus nahe liegenden geschichtlichen Gründen mit Vorliebe in der Vermischung der durch den gesteigerten Verkehr in vielfache Berührung tretenden Racen gesucht wurde. Man könnte sich in der That vorstellen, daß schließlich in Folge dieses Verhältnisses eine völlige Ausgleichung ursprünglicher Rassenmerkmale und die Bildung einer einheitlichen Körperform stattfinden müßte, wenn es nicht Racen gäbe, welche trotz Jahrhunderte langer Zerstreuung

unter fremden Völkern und vielfacher Vermischung mit denselben, dennoch ihre ursprünglichen Raceneigenschaften treu bewahren.

Wir erkennen demnach ein erstaunliches Vermögen, die äußeren Körperformen, sowie auch geistige Eigenschaften äußeren Einflüssen gegenüber zu bewahren, andererseits aber eine hohe Variabilität der Körperform innerhalb derselben Race. Während die erste Thatsache für eine ursprüngliche Verschiedenheit in der Racenbildung verworthen werden könnte, nöthigt die zweite zur Vorsicht in dieser Beziehung und legt die Möglichkeit nahe, daß auch die größten Differenzen in der Körperbildung des Menschengeschlechts durch die Einwirkungen der Außenwelt entstanden seien; die letzteren müssen nur entweder in ungewöhnlicher Intensität oder längere Zeiträume hindurch in Wirksamkeit getreten sein.

Gelingt es nun, nachzuweisen, daß solche Einflüsse, wenn auch nur in eng begrenzten Kreisen, deutliche und bleibende Umgestaltungen der Bewohner unseres Erdballs herbeigeführt haben, so ist hiermit auch die Entstehung der ursprünglichen Racen durch äußere Einwirkungen wahrscheinlich gemacht. Betrachten wir nun die Thatsachen, welche hiefür sprechen.

Unter den äußeren Einwirkungen, welche eine Umgestaltung der Bewohner irgend eines Landes herbeiführen, könnten zunächst die allgemeinen, physikalischen Eigenschaften der letzteren, die Temperatur, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Windrichtungen, Vertheilung von Wasser und Erde, sowie die Vegetation und die Nahrungsmittel, welche Thier- und Pflanzenreich darbietet, verstanden werden. Allein es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, einen Einfluß dieser Factoren nachzuweisen, denn wir sehen, daß die Racencharaktere nach der Zerstreung ihrer Besitzer über die Erde keine wesentlichen Aenderungen erfahren haben, außer durch Vermischung mit anderen Racen, wie das Beispiel der nach Amerika verpflanzten Neger zeigt. Höchstens scheint große Kälte, wie bei den Eskimos, eine Verringerung des Längenwachsthums des Körpers herbeizuführen, indem die typischen Charaktere der Körper- und Gesichtsbildung die Abstammung derselben von den Rothhäuten Nordamerikas noch erkennen lassen. Ja, es ist sogar zweifelhaft, ob der geringere Längenwuchs wirklich von der niedrigeren Temperatur abhängt, da die die Südspitze Amerikas bewohnenden Patagonier, welche derselben Race angehören, sich gerade durch die entgegengesetzte Eigenschaft, eine Zunahme der Körpergröße, auszeichnen.

Obwohl nun der umgestaltende Einfluß klimatischer Verhältnisse keineswegs in Abrede gestellt werden soll, sondern weiteren Untersuchungen der Anthropologen empfohlen werden muß, so ergeben doch die wenigen angeführten Beispiele, daß die eigentlichen racenbildenden Kräfte anderswo gesucht werden müssen.

Stellen wir dagegen, um unserer Aufgabe näher zu treten, die Frage unter welchen Umständen die auffallendsten Abweichungen von dem einmal feststehenden Typus einer Bevölkerung angetroffen werden, so werden wir

mit Nothwendigkeit auf pathologische Zustände geführt. Je höher dieselben entwickelt sind, um so mehr wird der Racentypus verwischt und treten an dessen Stelle eigenthümliche Züge hervor, welche in allen Ländern und bei allen Racen die gleichen sind. Bewohner der verschiedenen Zonen und Welttheile, Abkömmlinge verschiedenartigster Racen können hierdurch ein so gleichartiges Aussehen erlangen, als wären sie Geschwister oder ein und derselben eigenthümlichen Race entsprungen.

Während die höheren Grade solcher Störungen das Gepräge pathologischer Zustände offenbar an sich tragen, indem die Function zahlreicher und wichtiger Organe tiefe Veränderungen erleidet, zu denjenigen der Körperform nicht selten solche auch der geistigen Functionen sich gesellen, finden sich neben diesen pathologischen Typen so zahlreiche und allmähliche Abstufungen der pathologischen Charaktere, daß in manchen Gegenden der allgemeine Typus der Bewohner ein abweichendes Gepräge von demjenigen ihrer Nachbarn und Stammesgenossen erfährt.

Ist dieses aber der Fall, wie wir es noch an einzelnen Beispielen erweisen werden, so ist hiermit die Möglichkeit einer Racenbildung durch pathologische Prozesse gegeben. Ob eine solche in einem dieser Fälle stattfindet, ob die durch pathologische Einwirkungen hervorgerufenen Charaktere durch Vererbung sich fortpflanzen und stationär werden können, dies kann freilich nur die Beobachtung von Jahrhunderten ergeben.

Dennoch aber brauchen wir auf die Klärung dieser Frage auch in der Gegenwart nicht gänzlich zu verzichten, wen auch die endgiltige Lösung derselben der Zukunft vorbehalten werden muß.

Würde sich nachweisen lassen, daß pathologische Typen eine Uebereinstimmung mit schon bestehenden Racentypen darbieten, so wäre hiermit die Entstehung der letzteren durch pathologische Einflüsse wahrscheinlich gemacht und man könnte sich vorstellen, daß diese letzteren, indem sie in entlegener Zeit und durch lange Perioden hindurch eine Bevölkerung betroffen, dieser ihren besondern Typus in dauernder Weise aufgeprägt haben.

In der That lassen sich solche Uebereinstimmungen zwischen pathologischen und Racentypen nachweisen. Größe, Form und Farbe sind die drei hervorstechendsten Qualitäten, nach denen die Racencharaktere definirt werden können.

Die erste dieser Eigenschaften, die Körpergröße, spielt bereits in den ältesten Documenten geistiger Thätigkeit des Menschengeschlechts eine hervorragende Rolle. Die Sage eines jeden Volkes weiß von Zwergen und Riesen zu berichten, welche entweder vereinzelt vorkommen oder in Schaaren ganze Gegenden bevölkern, Völkerstämme bilden. Ich erinnere an die Titanen der griechischen Mythologie, deren Kämpfe mit den Göttern uns die pergamenischen Bildwerke neuerdings wieder lebhaft vor Augen geführt haben und die ihre gleichartigen Verwandten auch in der nordischen Mythologie besitzen; ferner an Polyphem, den einäugigen Riesen der Odyssee, der zu-

gleich mit seinem einzigen in Mitten der Stirn gelegenen Auge an Mißbildungen erinnert, welche auch gegenwärtig noch durch Verschmelzung der beiden Augenlagen entstehen und nach jenen Gestalten der griechischen Mythologie als Cyclopen bezeichnet werden. Rübzahl, der Bewohner des Riesengebirges wird von der deutschen Sage mit besseren Zügen ausgestattet, doch haftet auch ihm der Ruf des Ungechlachten und Thörichten an, indem er der List eines schlauen Weibes unterliegt, wie Polyphem der List des klugen Odysseus. Viel menschlicher und civilisirter erscheint das Riesenfräulein der deutschen Sage und ihr Vater, welcher jenes über den Werth des Bauern belehrt.

Um vieles lieblicher und anheimelnder sind die Zwergsagen. Die kleinen Leute wohnen in den Tiefen der Berge oder in abgelegenen Gegenden in kleinen Häuschen und treten mit den Menschen in vielfachen, freundlichen Verkehr, sie melken die Kühe und säubern das Haus, Verfolgte nehmen sie bei sich auf, wie Schneewittchen; bisweilen verleihen sie auch ihren Schülkingen Reichthümer, welche freilich nicht immer denselben zum Glücke gereichen. Werden ihre freundlichen Bemühungen mit Undank gelohnt oder auch nur ihr geheimes Wirken belauscht, so tritt eine auffallende Reizbarkeit und Heftigkeit hervor, die geradezu den Charakter der Rachsucht annehmen kann.

Die Sucht, welche beiden, den Riesen wie den Zwergengeschlechtern eigenthümlich ist, sich mit Frauen der gewöhnlichen Menschen zu verbinden, deutet auf Hindernisse, welche die Erhaltung ihrer Art findet. Trotz großer Reichthümer, welche sie zu gewinnen wissen, ist ihre Existenz eine bedrohte und gehen sie gewöhnlich durch gewaltige Naturereignisse zu Grunde, welche mit ihrem Wohnort, dem Gebirge zusammenhängen, wie die Felsstürze in den Titanenkämpfen oder die Ausbreitung der Gletscher bei dem Verschwinden der Zwerge, wie in König Laurins Rosengarten, dessen im Abendroth erglühende Zinnen auf Wogen niederschauen.

Sind das Alles Ammenmärchen, erfunden von der abenteuernden Phantasie der Kinder und naiver Völker? Zu unserer Zeit, welche soviel Sagenhaftes aus dem Erdboden wieder an's Tageslicht gefördert hat, welche die Gestalten Homers in ihren Ueberresten und Wohnstätten uns wieder sichtbar vor Augen gebracht hat, kann man kaum mehr bezweifeln, daß der schaffende Menscheng Geist zu jeglicher Zeit seine Gebilde zunächst nach vor-handenen Mustern gestaltete, wobei freilich im weiteren Verlaufe des Tabulirens die Bildung unmöglicher Gestalten, wie der Centauren nicht ausgeschlossen ist.

Selbst die Spuren ihrer Wohnstätten scheinen noch nicht gänzlich verschwunden zu sein, wie die cyclopischen Mauern in vielen Gebirgen Italiens und Griechenlands und die Heidenhüsel der schwyzer Alpen beweisen, welche letztere sich durch die auffallende Kleinheit der erhaltenen Mauerreste auszeichnen.

Wo aber sind ihre Bewohner geblieben? Nun, sie leben noch unter uns als Producte pathologischer Einflüsse, hier und da in solcher Anzahl, daß

sie den typischen Charakter einer ganzen Bevölkerung bestimmen. Und ferner, ihre Wohnstätten sind noch immer, wie in der Sage, die Gebirgsländer.

Die Zwerge der Sage werden in der Gegenwart repräsentirt durch die Cretinen, welche in ziemlich allen Gebirgen in gruppenweiser Vertheilung angetroffen werden, während Riesenbildungen, allerdings mehr vereinzelt, in denselben Gegenden vorkommen. Was die ersteren betrifft, so wird Niemand, welcher die eigenthümliche Körpergestalt derselben jemals genau betrachtet hat, daran zweifeln können, daß sie es gewesen sind, welche der Volks Sage bei der Gestaltung der Zwerge zum Modell gedient haben.

Nicht allein die geringe Körpergröße kommt in Betracht, in viel höherem Grade noch die eigenthümliche Gesichtsbildung, die eingebrückte breite Nasenwurzel, der weite Augenabstand, die vorspringenden Backenknochen, ferner der schleifende Gang; alles Besonderheiten, welche von einem vorzeitigen Aufhören des Längenwachsthums der einzelnen Knochen abhängen. Auch die geistigen Eigenschaften der Cretinen entsprechen den Schilderungen der Zwergsage, indem sie, falls ihr geistiges Vermögen einigermaßen ausgebildet ist, dieselben Eigenthümlichkeiten zur Schau tragen, welche als ein Stehenbleiben auf kindlicher Entwicklungsstufe bezeichnet werden können.

Es ist bekannt genug, wie diese Deformität, neben Kropf, Taubstummheit und mannigfachen nervösen Störungen in manchen Gegenden der Gebirgsländer endemisch vorkommt und, wenn sie in hohem Grade entwickelt ist, der ganzen Bevölkerung ein eigenthümliches Gepräge verleiht, indem einzelne cretinistische Züge auch bei geistig entwickelten Bewohnern solcher Gegenden wahrzunehmen sind. So giebt es kaum einen auffälligeren Gegensatz zwischen Menschen von gleicher Abstammung, als es derjenige ist, welchen die jetzigen Bewohner einzelner Theile von Salzburg darbieten gegenüber den vertriebenen protestantischen Salzburgern, welche sich in der norddeutschen Tiefebene angesiedelt haben. Man möchte sie geradezu für verschiedene Racen halten, und die armseligen Bewohner des schönen Hochthals z. B., welches sich von St. Johann im Pongau gegen die Rabstädter Tauern erstreckt, eher für Abkömmlinge von Kalmücken und Kaschkiren halten, als für Seitenglieder jenes schönen und kräftigen deutschen Volksstammes.

Was nun den Widerpart der Zwerg- und Cretinenbildung betrifft, den Riesenwuchs, so ist es bis jetzt wenig bemerkt worden, daß auch dieser vorzugsweise in Gebirgsgegenden vorkommt, wenigstens in seiner pathologischen Form. Zwar dürfte die größte durchschnittliche Körperlänge nicht bei den Gebirgsbewohnern, sondern vielmehr bei denjenigen der Ebene gesucht werden, — so übertreffen in dieser Beziehung die Küstenbewohner an der Nord- und Ostsee alle übrigen deutschen Stämme, wohingegen die Bergbewohner sich in der Regel durch gebrungenere Körperform auszeichnen. Doch kommen Ausnahmen für einzelne Thalschaften vor, welche dann gewöhnlich auf Einwanderung fremder Racen bezogen werden, wie dieses bei den Fässi

thalern im Canton Bern und den Bewohnern von Elm im Canton Glarus der Fall ist. Eine genauere Untersuchung der Körperbeschaffenheit und namentlich der Wachstumsverhältnisse würde hier sicher Aufschluß geben, doch hat sich die Aufmerksamkeit der Anthropologen noch nicht diesen Fragen zugewendet.

Dagegen sind eine Reihe von Fällen außergewöhnlicher Größe beschrieben worden, die größtentheils aus den Alpengebieten herkommen. So hat Langer in Wien eine Anzahl von Riesensteletten beschrieben, welche sich theils dort vorfinden, theils in Salzburg und Innsbruck. In allen diesen Fällen ist über die Entstehung des Riesentwuchses nichts bekannt, ob derselbe während der natürlichen Wachstumsperiode des Körpers oder erst später, unter pathologischen Erscheinungen sich entwickelt hat. Doch sind ihnen besondere Charaktere gemeinsam mit solchen Fällen, in denen eine neue Periode des Wachstums selbst in späterem Lebensalter erfolgte.

Ein Fall der letzteren Art, welcher noch zu den pathologischen Seltenheiten gehört, wurde vor einem Jahre von Dr. Fritzsche in Glarus in der schweizerischen Naturforscher-Versammlung vorgestellt. Der Vorgestellte starb seither und wurde ich durch die Güte des genannten Collegen in den Stand gesetzt, die Section zu machen und durch die Untersuchung der vergrößerten Theile Einsicht zu gewinnen in die Natur des Processes.

Hier können nur die Hauptzüge des eigenthümlichen Krankheitsbildes erwähnt werden. Die Krankheit begann erst im 36. Lebensjahre des bis dahin vollkommen gesunden und wohlentwickelten Mannes unter vagen Schmerzen in den Gliedern; die sich einstellende Vergrößerung des Körpers war besonders auffällig durch sechs Jahre, schien dann stille zu stehen. Während dieser Zeit trat eine allmähliche Abnahme der Körperkräfte ein und ging endlich Patient ziemlich unerwartet an einer Herzlähmung zu Grunde.

Das übermäßige Wachsthum der Theile war nun, wie in allen ähnlichen Fällen, ein ungleichmäßiges und zwar in der Weise, daß die äußersten Enden der Glieder (Beine pp.) am stärksten sich vergrößerten. An jedem Theil aber wuchsen die einzelnen, denselben zusammensetzenden Gewebe in gleichmäßiger, der Gesamtzunahme proportionaler Weise. Die inneren Organe verhalten sich in dieser Beziehung ganz gleichartig wie die äußeren, nur einige derselben, wie der Hirnanhang (Hypophysis) und die Thymus (Kehlkopf) hatten entschieden in viel höherem Maße zugenommen, als die übrigen. Die Vergrößerung des Hirnanhanges findet sich ebenso in den Fällen Langers, erschlossen aus der Beschaffenheit des Skeletts, der Erweiterung der Sella turcica, wie auch in einem dem unseren ganz ähnlichen Fall, der in Florenz von Brigidi beobachtet wurde. Es macht dies den Eindruck, als wenn diese Organe, deren Bedeutung gänzlich unbekannt ist, in einer näheren Beziehung zu den Wachstumsverhältnissen stehen.

Sonst sei nur noch der eigenthümlichen Formveränderung des Kopfes gedacht, welche durch eine übermäßige Verbreiterung der Schädelbasis und eine auffallende Verlängerung des Unterliefers hervorgebracht wird. Jene

bewirkt ein weites Auseinandertreten der Augen, dieses ein Vorspringen des Kinns. Auch die Weichtheile, Lippen, Nase und Ohren haben an Umfang bedeutend zugenommen; die große Zunge füllt den erweiterten Unterkiefer aus; in dem Fall von Brigidib trat sie sogar zwischen den Zähnen hervor und bedingte ein Sprachhinderniß.

Als Grundlage des ganzen Processes erscheinen durch den ganzen Organismus verbreitete Veränderungen der Blutgefäße, deren periphere Bezirke sich überall im Zustande lebhafter Proliferation befinden und von jungen zelligen Elementen umgeben sind, welche das Material für die Gewebsneubildung darstellen.

Die übermäßige Entwicklung der kleinen Blutgefäße bewirkt an vielen Stellen weitere, accessoriſche Störungen, indem durch dieselbe Körpergewebe zerstört werden; so tritt in den großen Arterien stellenweise Rarefaction der Muskelschicht, in den Knochen, namentlich der Wirbelsäule, Schwund der festen Knochensubstanz ein, welche dort Erweiterung der Gefäßbahnen, hier Verkrümmung der Wirbelsäule bewirken. Diese letztere Veränderung ist übrigens keineswegs in allen Fällen von allgemeinem Riesenwuchs vorhanden.

Daß es sich in diesem Fall um einen pathologischen Proceß handelt, welcher eine zweite Wachstumsperiode einleitet, geht aus unserem Fall auf das Unzweifelhafteste hervor; derselbe legt uns aber auch die Annahme nahe, daß dieselbe, freilich unbekannte Ursache des Erkrankung, falls sie in mäßigerer Weise wirksam wird, eine einfache, scheinbar in der Breite des Normalen liegende Körperzunahme veranlassen wird. Es wird demnach in hohem Grade wahrscheinlich, daß eine Zunahme der Körpergröße, ebenso wie eine Verminderung derselben von pathologischen Einflüssen abhängen kann.

Denken wir uns, wie es namentlich für den Cretinismus feststeht, diese Einflüsse als äußere, eine ganze Bevölkerung treffende, so muß diesen pathologischen Zuständen eine hohe racebildende Kraft beigemessen werden. —

Wir könnten uns begnügen, an einem Beispiel diese merkwürdige Einwirkung pathologischer Processe auf die Umgestaltung der menschlichen Körperform nachgewiesen zu haben; in der Natur steht kein Vorgang vereinzelt da, sondern alle gleichartigen Erscheinungen sind durch ein gesetzmäßiges Band unter einander verknüpft. Doch wollen wir einige Andeutungen nicht unterlassen, welche die Richtungen bezeichnen können, in denen eine Erkenntniß in dem besprochenen Gebiet zu erwarten ist.

So haben wir in der Rachitis einen Krankheitsproceß, welcher in hervorragender Weise eine Umgestaltung des Knochenystems herbeiführt; die langen Röhrenknochen werden unter seinem Einfluß kürzer und dicker, der Schädel abgeplattet, dabei breiter und kürzer. Trifft dieser Proceß eine ganze Bevölkerung, so wird er ohne Zweifel den ursprünglichen Racentypus verändern. In der That finden wir z. B. unter den dolichocephalen Ger-

manen solche Stämme, welche diese Charaktere der Schädelbildung besitzen, wie dieses von Virchow für die Bewohner Frieslands nachgewiesen ist, welche platycephale Schädel besitzen. Ebenso finden wir unter der slavischen Bevölkerung die beiden Hauptformen der Schädel, Lang- und Breitschädel, welche von dem älteren Rehnus als vorzüglichste Racenmerkmale aufgestellt wurden, nebeneinander vor. Es bliebe demnach nichts übrig, als solche Völker mit verschiedenen Schädeltypen für Mischracen zu erklären oder pathologische Einwirkungen bei einem Theil derselben anzunehmen. Das erstere ist unwahrscheinlich bei der Gemeinsamkeit der Sprachstämme, und scheint mir daher die Wandelbarkeit des Racentypus durch äußere, namentlich pathologische Einflüsse annehmbarer. Ja, es wäre sogar die Frage zu erheben, ob nicht alle Racenverschiedenheiten erst durch solche Bedingungen hervorgerufen sind, eine Frage, deren Beantwortung gegenwärtig allerdings gänzlich aussichtslos zu sein scheint.

Die auffälligsten Racecharaktere werden nicht so sehr von der Körperform und -größe geliefert, als von der Haut- und Haarfarbe. Schwarze, rothe und weiße Racen vermögen schon Ungebildete und Kinder zu unterscheiden, während die Unterscheidung typischer Körperformen schon einen durch die Uebung geschärften Blick voraussetzt.

Es scheint ferner nichts Beständigeres in dem Körperbau der Racen zu geben, als die Pigmentbildung. Sehen wir doch die Neger trotz jahrhundertelanger Ansiedelung in anderen Zonen ihre Farbe beibehalten und selbst nach Vermischung mit weißen Menschen diesen Stempel ihren Nachkommen bis in weit entfernte Generationen aufprägen.

Nichtsdestoweniger ist auch hier die Frage der ersten Entstehung der Färbung eine gerechtfertigte; die Zulassung des hereditären Einflusses schließt nicht die Möglichkeit aus, daß auch dieser Racencharakter durch äußere pathologische Einflüsse entstanden, die mosaische Sage von Sem, Ham und Japhet demnach nicht als absolut verwerflich vor dem Lichte der Wissenschaft zu bezeichnen sei. Wird doch auch in den geheiligten Hallen der letzteren gar Manches behauptet, was kaum besser begründet, als jene schöne Sage von dem einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts.

Wenn im Sinne der darwinistischen Theorie, welche wir in vollem Umfange annehmen, die Menschengestalt sich durch allmähliche Umwandlung niederer Formen herangebildet hat, so dürfte dieser größte und erfolgreichste Schritt, den die natürliche Entwicklung gemacht hat, nicht so gar häufig und an vieler Orten seine nothwendigen Vorbedingungen gefunden haben. Die mühsamen und gebulbigen Arbeiten der Anthropologen scheinen im Gegentheil die oft nur zu leichtsinnig angenommenen niederen Vorläufer unseres Geschlechts in das Reich der Fabel zurückzudrängen, und Carl Vogts Affenmensch dürfte nicht ernster zu nehmen sein, als Scheuchzers Diluvialmensch.

Freilich hat die Sonne Afrikas nicht die Nachkommen Hams schwarz

gefärbt, wohl aber ist die Möglichkeit vorhanden, daß gewisse organische Einflüsse des Bodens diese Art der Umgestaltung herbeigeführt haben.

Alles Pigment, welches im Körper gebildet wird, stammt aus dem Blut her, und wird von diesem aus entweder fertig gebildet oder in seinen Vorstufen in dem Gewebe abgelagert. Seine eigentliche Ursprungsstätte dagegen sind gewisse Organe, für den rothen Blutfarbstoff, das Hämoglobin, die Milz und das Knochenmark, für den braunen und schwarzen Farbstoff der Haut und des Auges die Nebennieren. Pathologische Zustände dieser Organe liefern nun Pigmentirungen, entweder des ganzen Körpers oder einzelner Theile derselben, welche mit den natürlichen Färbungen gewisser Racen vollkommen übereinstimmen.

So liefert jene Erkrankung der Nebennieren, welche nach ihrem Entdecker als Addison'sche Krankheit bezeichnet wird, roßbraune Färbungen der Haut, welche in ihrer vollkommensten Entwicklung derjenigen der Rothhäute Nordamerikas gleichkommt. Die Malaria dagegen, deren Keime, der *Bacillus malariae*, vorzugsweise in der Milzsubstanz und im Knochenmark sich entwickeln, liefern schwärzliche Färbungen und können, wie einzelne Fälle lehren, zu ausgebreiteten Melanosen Veranlassung geben.

Wir wollen diese Thatfachen zu keinem anderen Zwecke verwenden, als zu der Bildung einer Hypothese, welche zu neuen Studien anregen soll. Gibt es pathologische Prozesse, welche analoge Färbungen, wie diejenigen gefärbter Racen hervorbringen, so ergibt sich naturgemäßer Weise das Problem der pathologischen Entstehung der letzteren. Eine Steigerung der Pigmentbildung in den dazu bestimmten Organen, hervorgerufen durch organisirte, im Boden vegetirende Substanzen, ist erwiesen; dieselbe Einwirkung durch Jahrtausende hindurch fortwirkend und durch keine Culturen gehemmt, kann ohne Zweifel bleibende Umgestaltungen des Menschengeschlechts herbeiführen. Versuchen wir in Zukunft, ob auf diesem Wege die Differenzirung der Menschenracen erklärt werden kann.

Uns möge es vor der Hand genügen, einige Belege dafür beigebracht zu haben, daß auch pathologische Prozesse einen umgestaltenden Einfluß auf das Menschengeschlecht ausüben und vielleicht tiefer, als wir jetzt noch vermuthen, in den Kampf um unser Dasein eingegriffen haben. —





Manuela.

Von

Carl Robert.

— München. —

(Schluß.)



ich sagte eine heiße Ungebuld, ein Ingrimm, sie in diesem Moment so klein zu finden. War denn ihre Liebe nicht, wie die meinige, eine auf Leben und Tod? Wie konnte sie sie denn vor sich verantworten, wenn's nicht so war? Und ich, der ich so sicher geglaubt habe, unsere Empfindungen müßten die gleichen sein!

Noch hielt ich an mich: Und was denkst denn Du, daß geschehen soll?

Sie sah mich furchtsam an. 'Du mußt gehen,' wiederholte sie ihren alten Satz.

Und Du, willst Du bleiben?

Ich muß es ja, das ist die Buße, sie wird mein Leben lang dauern.

'Manuela!' rief ich außer mir, ist es denn möglich? Kannst Du das auch nur denken! Hier bleiben, als wenn Nichts geschehen wäre, täglich gegen Gebhard heucheln —'

'Ich heuchle nicht,' fuhr sie heftig auf. 'Daß ich ihn nicht liebe, weiß er längst —'

Und bist dennoch sein Weib und willst es ferner sein! Kannst Du denn jetzt auch nur einen Augenblick noch den Gedanken ertragen?!

Die Bitterkeit schnürte mir die Kehle zusammen, ich kehrte mich ab und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Sie fing heftig an zu weinen und warf sich plötzlich in meine Arme. 'Ach, wäre ich todt, wäre ich nur todt,' rief sie unter leidenschaftlichem Schluchzen.

Mich sagte es wie Verzweiflung. So machtlos sein über eine Menschenseele, die man unbedingt zu beherrschen glaubte! Zu merken, daß es Scheide-

wände im Innersten giebt, die keine Leidenschaft niederzureißen vermag und doch nicht glauben zu wollen, daß dies wirklich sei.

Ich nahm mich gewaltsam zusammen und drang mit der alten Gluth der Ueberredung auf sie ein, die mit ungewisser Miene vor sich hinsah und in den Fingern den Brief mechanisch hin und her drehte.

„Was Du Sünde heißest, Manuela‘ der äußere Religionswechsel, den Du durchmachen mußt, um mir anzugehören, ist es nicht die kleinere Sünde gegen die, welche Dir als Gebhards Frau auf dem Gewissen liegt? Vergiebt Deine Kirche Dir so leicht?“

„Nein“, murmelte sie, „aber es ist keine Todsünde, wie der Abfall vom Glauben. Ich bin dann auf immer verdammt und verstoßen . . . Ach welches Schicksal! Sünde hier und Sünde dort, wohin ich mich auch wenden mag . . .“

„Eben darum,“ sagte ich rasch. „Du mußt den Entschluß fassen. Wende doch nur ein einziges mal die Augen dem zu, was ich Dir sage.“ Wir gehen nach Paris —“

„Ich kann nicht mehr denken, nichts, die Gedanken sind wie ausgelöscht . . . Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen. Plötzlich schrie sie laut auf: „Und das Kind? Mein Kind? Habel — schwörst Du mir, daß ich das Kind behalte, daß Gebhard kein Recht daran hat?“ Sie stand mit einem Ruck, aus ihrer Apathie aufgeschreckt vor mir, jede Muskel gespannt, die Augen forschend, drohend auf mich gerichtet.

Das war eine böse Frage. An das Kind hatte ich, aufrichtig gestanden, noch keinen Moment gedacht, ich zögerte ein paar Augenblicke mit der Antwort. Sie griff hastig, mit zitternden Händen nach dem Tuch, das ihr entglitten war, nach dem Hute und wollte sich erheben. Bleich war sie dabei, wie der Tod.

„Bleibe, bleibe, Manuela,“ sagte ich, sie zurückhaltend, „laß mir Zeit zum überlegen . . .“

„Muß mir Gebhard das Kind lassen, wenn ich es verlange, oder nicht? Ich will nichts weiter hören, sage mir nur dies!“

„Das kann ich Dir hier auf der Stelle nicht gewiß sagen, ich glaube es . . .“

„Du mußt es mir gewiß sagen. Höre! . . .“ Sie warf sich an meine Brust und umfaßte mich heftig, wie in letzter Noth — „ich will alles Andere thun, was Du willst. Gott wird barmherzig sein, er sieht meine Verzweiflung. Es schaudert mir vor Gebhard, ich muß sterben, wenn Du gehst . . . Alles das ist schrecklich, schrecklich, mein Kopf will springen wenn ich daran denke. Aber das Kind, das Kind! Schwöre mir, daß ich es behalte, sonst kann ich, sonst darf ich nicht mit Dir gehen.“

„Manuela,“ sagte ich mit schwerer Ueberwindung, „ich kann Dir dies hier nicht schwören, ohne als Ehrloser zu handeln. Der Vater hat ein Recht an das Kind, ich kenne das Gesetz nicht und weiß nicht, ob dies Recht ein absolutes ist. Aber in jedem Fall glaube ich, Gebhard wird Dir die Kleine

nicht auf die Dauer verweigern. Was sollte er damit anfangen? Sie würde ihm nur eine Last sein.'

„Es ist vorbei,“ sagte sie todeskalt und matt, indem sie sich aus meinen Armen löste. „Du glaubst selbst nicht, was Du sagst, ich kenne Deine Stimme.“

„Es ist furchtbar . . . ach, und nun ist Alles zu Ende! Gott, o Gott, wie entsetzlich strafft Du uns!“

Sie ließ sich in den Sessel sinken und starrte händeringend vor sich hin.

Da hätte ich sie nun gehen lassen sollen, nicht wahr und mir denken: Wenn sie denn durchaus nicht will! — Aber in jenem Moment war ich keines solchen Gedankens fähig. Wie ein Mensch, der eine Riesenlast zu heben hat und sie mit Anspannung aller Kräfte hebt und im letzten Augenblick fühlt, sie könne ihn überwältigen, nun die letzte Kraft verdoppelt, ob auch die Sehnen reißen wollen, so war es mir im Innersten. Die plötzliche Verwandlung vom bereits gefaßten Entschluß nun wieder zur apathischen Resignation erregte mir einen wahren Krampf von Wuth und Verzweiflung. Nie in meinem Leben mehr habe ich Aehnliches empfunden, die ruhige Urtheilskraft war fort, es glühte und wogte in meinem Hirn, ich sah nur noch das eine Ziel: sie meinem Willen unterwerfen um jeden Preis, mit jedem Mittel. „Manuela!“ rief ich, indem ich hart ihre Hände faßte, „mache mich nicht rasend. Du kannst nicht bleiben, Du mußt Dich von Gebhard scheiden, glaubst Du denn, das er Dich behält, wenn er erfährt, was hier vorgegangen ist?“

„Er wird es nicht erfahren“, flüsterte sie mit scheuen stieren Blicken. „Niemand weiß darum, ich werde es ihm niemals sagen.“ —

„Aber ich, ich werde es ihm sagen, wenn Du nicht den Muth hast“, schrie ich außer mir. „Ich werde“ — — Aber weiter kam ich nicht. Wie eine Geistererscheinung, starr mit weitaufgerissenen Augen richtete sie sich vor mir in die Höhe und rief mit einem Ton, den ich nie vergessen werde und mit dem grellsten Ausdruck von Entsetzen und Abscheu:

„O, der Elende, der Verräther!“ . . .

Und ehe ich es hindern konnte, mit einem Sprung war sie an der Thür, über die Schwelle und flog die Treppe hinab. Ich ihr nach, umsonst, sie war bereits zur Hausthür hinaus, ihr nachrufen durfte ich nicht. Gesehen wenigstens hatte sie Niemand, das ganze Haus war todtensstill. Dies gewährte mir eine kleine Erleichterung, während ich zurückschritt in das leere Zimmer, das jetzt so sonderbar still war nach all der Aufregung.

Es war mir zu Muth, wie es Einem sein mag, der in der Leidenschaft einen Mord begangen hat. Ganz kalt plötzlich und ganz besonnen. Nur die Worte, die sie zuletzt herausgestoßen, gellten mir noch im Ohr. Aber ich konnte nicht mehr zornig sein über die Willenlosigkeit und Feigheit, die mich noch fünf Minuten früher in Wuth versetzt hatten. Es stieg mir plötzlich ein böses Schuldgefühl auf und noch ein unendliches Bedauern

Armes Weib! Unter den Schrecken die sie bebrängten stand jetzt auch noch der Mann, den sie so geliebt hatte. Unerträgliches Gedanke! Nein, nein, das durfte sie nicht fürchten, nicht einen Augenblick länger sollte sie es glauben. Ich wollte abreisen, sofort, um ihr die Ruhe wieder zu geben. Eine blinde Brutalität war es gewesen, sie zwingen zu wollen, eine tolle Ueberhebung dazu. Hier standen ja die Naturschranken, die ich immer in meinen Wüthen gegen die Gesellschaftsordnung geleugnet hatte: Das Kind war Gebhards und Manuelas Kind und keine noch so heiße Leidenschaft vermochte daran etwas zu ändern.

Bewußte Selbsttäuschung hat nie zu meinen Fehlern gehört. Die Erkenntniß des eigenen Unrechts, der sehnliche Wunsch Manuela zu beruhigen, halfen mir, in Verzicht und Abschied willigen. Es trieb mich unaufhaltsam fort, hinüber, ihr das zu sagen. Ach, ich wäre ja nie fähig gewesen, gegen ihren Willen das zu thun, was ich in der sinnlosen Ueberreizung drohte. Im Begriff zu gehen wurde ich noch aufgehalten durch einen Zettel aus der Druckerei, den ich rasch absolviren mußte und endlich stand ich dann drüben vor der Thüre und riß an der Klingel, daß es durch das stille Haus gellte. Das Dienstmädchen erschien: „Der Herr Doctor kommen erst heute Abend von der Reise zurück, die Frau Doctor hat sich ein Augenblick niedergelegt, sie hat wieder so starke Kopfschmerzen, sie kann Niemanden sprechen, das soll ich auch dem Herrn ausrichten heute Abend.“

Die Person sagte das mit einem lauernden Blick und impertinenten Lächeln — ich hätte sie erwürgen mögen. Solch ein Hinderniß! Nur zwei Thüren zwischen mir und Manuela, nur zwei Worte dann und der unglückselige Zwiespalt war geschlichtet — aber fester als Wall und Festungsthor trennte uns der kleine Luftraum, durch den sie den Schall meiner Stimme möglicherweise hörte. Tausend blitzschnelle Gedanken kreuzten sich in meinem Kopfe — keiner war ausführbar. Das Mädchen sah mich noch immer neugierig an, ich nahm mich zusammen, trug ihr mit möglichster Unbefangenheit Gruß und Bedauern auf und setzte noch hinzu: „Sagen Sie dem Herrn, ich sei gekommen, Abschied zu nehmen, ich muß noch heute verreisen und werde ihn also nicht mehr sehen . . .“

Mehr wagte ich nicht zu sagen, sie versprach, es zu bestellen und ich ging.

Meine Augen sahen, meine Ohren hörten nicht mehr, während ich durch die Gassen nach dem Redaktionsbureau eilte. Dort erklärte ich dem Chef, ich könne heute Abend schon abreisen und wünsche es aus persönlichen Gründen. Der Mann sah mich mit prüfenden Blicken an und sagte: „Sie sind krank, Magnus, Sie sehen ja elend aus!“

Ich ließ ihn dabei und sagte, daß es mir deshalb wünschenswerth sei, nicht direct nach Paris, sondern vorher ein paar Wochen in die Schweiz oder den Schwarzwald zu gehen. Am liebsten wäre ich wieder über den Ocean. Der Chef versprach mir, eine Auskunft für die kurze Verzögerung zu finden

und ich eilte nach Hause, um in aller Schnelligkeit meine Koffer zu schließen. Gepackt standen sie schon seit acht Tagen.

In der letzten Viertelstunde schrieb ich noch einen Scheidegruß an Manuela, spanisch, wie alle die kurzen Briefe, die ich seither mit ihr gewechselt und für die ich einen sicheren Boten hatte, der sie ihr stets eigenhändig übergab. Ich sagte ihr Alles darin, meine Liebe, meine Reue, meinen Schmerz und bat sie in Frieden meiner zu gedenken, den sie nie mehr auf Erden sehen würde.

Mit dem sinkenden Abend verließ ich die Stadt, in die ich vor kurzen Monaten so ahnungslos eingefahren war. Es stürmte und regnete, ich warf keinen Blick zurück, mir war schlimm zu Muth. In jener Stunde begann es mir zu dämmern, was mir dann durch mein ganzes späteres Leben heller und heller aufging, bis es endlich zur unumstößlichen Gewißheit geworden ist; daß doch große unsichtbare Geseze diese vielgestaltige Menschenwelt regieren, daß jede Ausfehnung dagegen Schmerz und unselige Verwirrung bringt, und daß auch der sich ihnen zu beugen hat, der mit positiver Religion Nichts mehr zu thun haben will. Denn die Forderung unseres späten Zeitalters heißt nicht mehr Liebe und Kampf wie in rohen Urzeiten, sondern Schonung des fremden Lebens, des fremden Glücks, der fremden Ehre. Wohl dem, der heute schon den Religionsstandpunkt der Zukunft einnimmt, sich mit der ganzen Menschheit so Eins zu fühlen, daß ihm die persönliche Resignation nicht schwer wird!

Doch das sind Gedanken eines alten Mannes. Ich will nicht behaupten, daß ich sie damals hatte, wo ich in einem weltfernen Alpenthal Tage lang in dem milden Septembersonnenschein auf meinem Plaid ausgestreckt zwischen den Felsblöcken der Hochweiden lag oder Pflanzen zusammentrug, um dann völlig verloren in die kleinen blauen oder gelben Sternchen zu starren. Es war mir zu Muth, wie Einem, dem die Wunde dicht am Leben vorbeiging und der fühlt, daß er nicht genesen kann. Der Gedanke an Manuela verließ mich keinen Augenblick und selten wurde es mir so gut, vor den bohrenden Reuegedanken über meine sinnlose Drohung in jener unseligen letzten Minute (denn alles Andere bereute ich nicht) zur vollen Erinnerung an jenes Andere zu gelangen. Manchmal freilich senkte es sich mir plötzlich in die Seele so süß und warm, mit so sehnsuchtsvoller Gewalt, daß ich die Augen wieder zu sehen glaubte, deren Blick, den Mund, dessen Lächeln mein innerstes Herz erbeben machte. Wie mochte es ihr jetzt gehen! Sie konnte mir nicht mehr zürnen, die Worte meines Briefes mußten sie gerührt haben, aber wie ertrug sie nun ihr Leben? Auch zu dieser Frage hatte ich kein Recht mehr, es ist wohl eine der schärfften Qualen, dem äußerlich fremd werden zu müssen, was man innerlich als zweites Selbst besaß!

Die Einsamkeit ist Gift für Jeden, der sie in leidenschaftlichen Schmerzen aufsucht, das erkannte ich bald genug. Eine rastlose Unruhe und vollkommene Schlaflosigkeit peinigte mich, ich fühlte das Bedürfniß, nachdem der erste

Sturm vorüber, aus diesem fruchtlosen Grübeln herauszukommen, wieder thätig zu sein. Die Arbeit ist der wahre Arzt für Herzleiden, ich sehnte mich nach ihr, obwohl es mir wie Blei in den Gliedern lag und verließ mein grünes Thal früher, als ich gewollt, um direct nach Paris zu gehen wo ich Anfang October eintraf.

Aber auch dort wurde ich den Druck nicht los. Aufgehen im Großen, Allgemeinen bis zum Selbstvergessen kann der Einzelne nur in sturmbe-
wegten Tagen, nicht in der Stagnation, wie sie in jenen Zeiten ekelhaft und beängstigend auf der Gesellschaft lastete. Das Entsetzen über den gräßlichen Braslin'schen Mord zitterte noch überall nach, andere Scandale kamen dazu; die Regierung war unpopulär, man hatte das Gefühl, daß es so nicht fortgehen könne. Das war nicht der Ort, um zu genesen für Einen, der sein inneres Gleichgewicht verloren hatte. Dennoch raffte ich mich scharf zusammen, suchte die Bekanntschaft von Thiers und den andern Oppositionsmännern, wohnte den Reform-Banketten bei, welche damals anfangen stattzufinden, und wobei da und dort schon einen Trinkspruch auf „La souveraineté du peuple“ sich an's Licht wagte, und schrieb über Alles dies lange Berichte an unser Blatt. Aber es war keine Freude bei dieser angespannten Thätigkeit und keine Befriedigung. In mir bewegte sich noch etwas, wie ein rastloses Uhrwerk, ein Hoffen und Harren nach Etwas, das kommen mußte, nach einem Abschluß, einer Nachricht; und oft um Mitternacht, wenn ich überreizt und schlaflos lag, tauchten aus dem Dunkel ein Paar sehn-
füchtige tiefe Augen hervor und sahen mich unverwandt an. Warum schrieb sie mir nicht: ich habe Dir vergeben und liebe Dich noch! Sie mußte doch aus meinem Briefe wissen, was mich der Abschied gekostet hatte. Meine Adresse konnte sie leicht erfahren, wenn sie wollte — an Gebhard zu schreiben hätte ich nicht vermocht.

Und die Nachricht sollte kommen. Nach einigen Wochen erhielt ich den ersten ausführlichen Brief des Chefredacteurs, bisher hatte er nur mit kurzen Zeilen den Empfang der Correspondenz angezeigt. Es war ein langer Bericht von Notizen, wie sie zwischen Menschen ausgetauscht werden, die keine nahe Freundschaft verbindet, ich las ihn gleichgiltig, bis auf einmal wie ein niederfahrender Blitz mich ein Entsetzensschlag durchzuckte und mein Herz buchstäblich einen Augenblick still stand. Es war keine Täuschung, ich las deutlich: „Wissen Sie vielleicht etwas Näheres über das räthselhafte Ende der Frau Gebhard? War dieser Tod ein freiwilliger, wie Manche behaupten? Ich kann es nicht glauben, die Ehe war wohl keine allzu glückliche, aber man hat nie gehört, daß Gebhard sie schlecht behandelte. Er selbst sieht niedergeschlagener aus, als ich es ihm zugetraut hätte, aber an die Möglichkeit eines Selbstmords scheint er nicht zu denken. Sie können sich wohl vorstellen, welche Sensation der Fall in unserer Stadt machte!“

Das war Alles — ein furchtbares Räthsel, vor dessen Lösung ich zitterte. Daß Manuela todt sein sollte — ich konnte noch keinen Begriff

damit verbinden, es war nur ein Wort, aber warum sie gestorben war, das flammte wie Hölle Feuer in meinem Gewissen auf. Irgendwie fand der Zusammenhang statt, wenn ich mir auch wieder und wieder vorrechnete, es sei unmöglich, sie müsse ja am Morgen nach jenem schlimmen Abend meinen Brief sicherlich erhalten haben. Wann war sie gestorben, jetzt erst oder schon früher?

In dem Briefe stand kein Wort davon. Ich zermartete mich in fruchtlosen Vermuthungen, stundenlang in den Straßen umherirrend. Endlich, als ich erschöpft und zerschlagen wieder in mein Zimmer eintrat, dachte ich daran, den übrigen Inhalt des Briefspaketes anzusehen, und da fiel mir unter Zeitungsblättern und anderen Schriftstücken ein Couvert in die Hände, welches meine Adresse in ungeschickten Schriftzügen trug. Ich erbrach es — und vor mir lag eben jener letzte Brief an Manuela, uneröffnet wohl, aber auch ohne jede Bemerkung. Ich starrte ihn voll Entsetzen an — was war damit geschehen? Hatte ihn die Botin nicht abgegeben — oder nicht mehr abgeben können?! Ich fragte es mich wieder und immer wieder voll Angst und Verzweiflung, rathlos immer von Neuem das Blatt Papier untersuchend, das keine Antwort zu geben vermochte.

Es giebt keinen Ausdruck für die Qualen, die ich in jenen Tagen litt. Die Schuld war groß gewesen, aber die Strafe war noch größer. Und dabei nicht dergleichen thun zu dürfen, in der Antwort nur vorsichtig nach den näheren Umständen horten zu sollen — nein, ich konnte den Zustand nicht ertragen. Mein Entschluß war augenblicklich gefaßt: nach A. reisen, einerlei, unter welchem Vorwand, und dort Gewißheit holen. Auch das Schrecklichste war dem Zustand der Verdammniß vorzuziehen, in dem ich mich befand, und eine feindliche Begegnung mit Gebhard fürchtete ich nicht, ja, es gab Stunden, wo der Gedanke, daß ich von seiner Kugel fallen könnte, mir der einzig richtige Schluß dieser ganzen unseligen Verwirrung erschien.

Ich reiste also in den nächsten Tagen ab. Was unterwegs war, ist mir total entfallen, auch der Ankunft in A. . . . erinnere ich mich ganz un- deutlich. Nur das erstaunte Gesicht des Chefredacteurs sehe ich oft noch, als er mich so unerwartet eintreten sah. Ich sagte ihm, ich müsse rasch nach meiner alten Mutter sehen, und sei nur auf der Durchreise hier. Natürlich wollte er vor allen Dingen politischen Bericht haben, und so verging eine endlose Stunde, bis ich endlich wagen konnte, mit soviel Theilnahme, als einem Freunde erlaubt ist, nach Manuelas Tod zu fragen. Die Antwort fiel dürrig aus. Eine unvorsichtige Chloroform-Einathmung, die sie eigenmächtig gegen ihr Kopfsweh gebraucht, habe sie getödtet. Derlei Fälle kamen damals, wo das Mittel neu war und unvollkommen zubereitet wurde, öfter vor. Wann war sie gestorben? Er wußte es nicht mehr genau, jedenfalls bald nach meiner Abreise; Gebhard habe damals auf der Redaction nach meiner Adresse verlangt, aber sie nicht erhalten können, weil ich meine Ankunft in Paris noch nicht gemeldet hatte. Das war Alles — die an demselben Morgen erfolgte Geburt eines Sohnes schien den Mann mehr zu

interessiren, als jener zwei Monate zurückliegende Todesfall. So verabschiedete ich mich denn und ging durch die stillen Straßen, die mir widerlich öde vorkamen, nach meiner früheren Wohnung, um die Ueberbringerin jenes verhängnißvollen Briefes aufzusuchen. Ich traf sie nicht zu Hause, bis Mittag würde sie da sein, hieß es, also ging ich weiter, um die Stunde vollends herumzubringen. An jeder Ecke dachte ich, Gebhard zu begegnen und kämpfte dabei fortwährend mit dem Entschluß, geradenwegs zu ihm nach seinem Hause zu gehen. Aber die peinliche Ungewißheit, ob er mich als Feind oder als Freund aufnehmen würde, hielt mich immer wieder zurück, ich fürchtete nur das Letztere, ich wollte nicht die Hand des Betrogenen, drücken und fühlte auch, daß es über meine Kräfte gehen könnte, aus seinem Munde zu hören, was hier auf mich wartete. Dennoch zog mich die kleine Gartenstraße, zwischen den Heckenreihen magnetisch an, ich umkreiste sie in weitem und engerem Bogen, immer bemüht, einen Plan für den Nachmittag auszudenken, denn daß Gebhard nur in den Morgenstunden nicht zu Hause war, wußte ich.

Da kam mir, als ich wieder am Eingang des Gäßchens stand, ein Zufall zu Hilfe. Das alte, rostige Eisenthor that seinen wohlbekannten schrillen Ton und auf der Schwelle erschien das kleine Tantchen, die einzige von der Familie, an welche ich seit zwei Monaten keinen Augenblick gedacht hatte. Und doch war mir jetzt ihr Anblick ein wahres Glück und so angelegentlich als nur je früher nach Manuelas schwebender Gestalt, strengte ich jetzt meine Augen an, um die hohe Schulter und den hinkenden Gang des kleinen Fräuleins zu erkennen. Ja, sie war es und humpelte, als sie nun auch mich in's Auge faßte, mit einem lebhaften Ausruf auf mich zu. Die Thränen schossen ihr hell aus den Augen, als sie meine Hände faßte, sie konnte lange nicht reden. Sie wollte mich dann durchaus mit in's Haus zurück nehmen; ich schlug es ab, einen Gang nach dem anderen Stadtende und große Eile vorschüßend, als ich aber dagegen bat, sie etwas begleiten zu dürfen, sagte sie: „Ja, kommen Sie dort hinaus. Meine Besorgungen können warten. Ach, Sie haben sie ja auch lieb gehabt und mir ist es eine Wohlthat, von ihr zu reden. Ich arme, alte Creatur, daß ich das erleben mußte!“

Wir durchschritten langsam die Anlagen, wo nun dieselben Blätter gelb am Boden lagen, deren Grün mir im Sommer so hoffnungsfreudig gewinkt hatte und setzten uns auf eine abgelegene Bank in den milden October sonnenschein. Ich war in der furchtbarsten Spannung, nun endlich zu hören, ob wirklich ein unglücklicher Zufall hier stattgefunden, oder ob es so war, wie mir die innere Stimme seit dem Empfang jenes Briefes bei Tag und Nacht sagte. Die erste und thränenreichste Einleitung des Tantchens schnitt ich mit der Bitte ab, mir den genauen Datum von Manuelas Todestag zu sagen. Sie nannte den Tag. Es war entweder der meiner Abreise oder der folgende, meine Erinnerung war nicht sicher darüber.

„War Gebhard schon zurück?“ fragte ich angstvoll, „hatte er meine Abschiedsgrüße bekommen?“

„Gebhard kam jenen Abend“ antwortete sie. „Von Ihnen erfuhren wir des anderen Tages, daß Sie fort waren, weil Gebhard in seiner ersten Bestürzung zu Ihnen lief und Sie nicht mehr fand. Die Lina erinnerte sich dann wohl, daß Sie Tags vorher da waren, um Abschied zu nehmen, aber in der Aufregung hatte sie es ganz vergessen.“

Wie Reulenschläge fielen diese Worte auf mich, ich presste meine Hände zusammen und die Hoffnung, die ich oft bis dahin noch festgehalten, schwand zu einem Schatten. Dennoch sagte ich mir: Es ist ja nicht möglich! Mittlerweile erzählte die kleine Tante von jenem unglückseligen Abend weiter: „Und sehen Sie, ich lasse mir's nicht nehmen, obgleich mich Gebhard eine alte Narrin schilt: Manuela war die ganze letzte Zeit krank, sie ging so verändert herum, sang und lachte nicht mehr und trieb keine Poesen wie früher. Manchmal war es, als fahre sie aus einem Traume auf. Dies war besonders arg an jenem Abend, als Gebhard zurück erwartet wurde, sie hatte freilich auch den ganzen Nachmittag mit heftigen Kopfschmerzen zu Bett gelegen. Gegen Abend stand sie auf und kam herunter, aber sie war ganz wie abwesend, ich mußte dreimal fragen, wie es mit dem Abendessen werden sollte, bis sie mich endlich ganz verstört ansah und sagte: „Mache, was Du willst, nur frage mich nicht mehr, um der Barmherzigkeit willen.“ Dann nahm sie das Kind auf den Schooß und drückte es an sich und ich hörte erst, daß sie schluchzte, obwohl sie es zu verbergen suchte.“

„Geh“ doch wieder zu Bett, Manuela,“ sagte ich, aber sie schüttelte nur stumm mit dem Kopfe, und Sie wissen wohl, wenn sie einmal etwas nicht wollte, konnte sie Niemand dazu bringen.

Ich ging also, meine Anstalten für den Abend zu machen, mitten drinnen hörte ich Gebhard ankommen und blieb erst recht in der Küche, nicht weil ich gefürchtet hätte, sie zu stören — Sie wissen wohl, er war keiner von den zärtlichen Ehemännern — sondern, damit das Essen bald hinaufkam. Und als ich die Suppe brachte, sah es denn auch soweit ganz gemüthlich aus. Gebhard war guter Laune, die Kleine kniete auf seinem Schooß und streichelte ihm den rothen Bart, weil er ihr eine schöne Puppe mitgebracht hatte, Manuela saß auch dabei, aber sie sagte Nichts, sie sah so blaß aus, daß ich Mitleid mit ihr hatte. Während des Essens erzählte Gebhard von seinem Proceß, daß es gut damit stehe, und von vielem Anderen, das er gehört und gesehen hatte. Aber ich mußte immer Manuela betrachten, die ihm so gezwungene und sonderbare Antwort gab, wie ein Kind, das sich fürchtet und dabei manchmal verstohlen nach der Schwarzwälder Uhr hinüber sah.

„Es ist halb Neun,“ sagte ich endlich, um ihr Ruhe zu schaffen, „gehst Du heute nicht in Deine Gesellschaft, Gebhard?“

„Das preßirt nicht,“ antwortete er, „vielleicht bleibe ich heute einmal ganz zu Hause, wenn mein kleiner Schatz recht lieb sein will.“

Dabei tätschelte er sie mit der Hand und sah sie so gewiß an — lieber

Gott, ich kann es ihr nicht verdenken, daß sie zurückfuhr: die Grobheit steht ihm immer noch besser, als so eine Miene. Aber es ärgerte ihn, begreiflich, und um ihn zu besänftigen sagte ich: „Manuela hat arg Kopfschmerz, Gebhard!“

„Das wird sie sich wieder angelesen haben mit den verdamnten Romanen,“ polterte er voll Zorn, „wie viele hat sie denn verschlungen, seit ich fort bin?“ Er griff in ihren Arbeitskorb und erwißte richtig so einen Unglücksband, den er auf den Tisch warf. „Ich weiß nicht mehr, was für ein Titel darauf stand, aber ein französischer war’s.“ „Das ist so das Wesen,“ schrieb er nun, „Liebschaften und Ehebruchsgeschichten, das muß man den Weibern auch noch schwarz auf weiß geben, sie denken so nichts Anderes!“ — und derartige Reden mehr; grobes, albernes Zeug, das er selbst nicht glaubte, er wollte nur seinen Zorn auslassen und den Meister zeigen.

Und nun sehen Sie, wie sonderbar sie manchmal sein konnte, wenn sie so Dinge heraus sagte, an die kein anderer Mensch gedacht hätte: statt nun einen Spaß zu machen und ihn ein altes Ungethüm zu heißen, damit er lachen mußte, wie sie das sonst oft genug anstellte, richtete sie sich ernsthaft und kerzengerade in die Höhe und sagte, indem sie die Hand auf das Buch legte, mit einer ganz zitternden Stimme: „Du hast Recht, eine solche Geschichte habe ich heute gelesen von einer Frau, die ihrem Manne untreu wurde und es dann bereute. Aber der Mann verzieh ihr nicht, als er es erfuhr — würdest Du das auch nicht thun?“

„Todtschlagen würde ich sie!“ schrieb er mit aller Kraft heraus, „todtschlagen sie und ihren Monsieur dazu. Herrgott noch einmal, an so etwas darf ich gar nicht denken und ich verbiete Dir’s, hörst Du, noch ferner solches Zeug zu lesen, sonst nimmt’s kein gutes Ende!“

„Nein,“ sagte sie ganz langsam und ihre Wangen waren so weiß geworden, daß ich denke, sie wird ohnmächtig, „nein, es hat auch in dem Buche kein gutes Ende genommen.“

Ich kann mich noch heute ärgern über dieses dumme Gespräch ohne Sinn und Verstand. Ist es denn erlaubt, sich auch noch mit solchen Sachen den Kopf warm zu machen, wo doch Jeder sein Theil Aerger in der Wirthschaft hat? Gebhard hat es auch hinterher bereut, das sah ich ihm wohl an. Manuela und untreu! Keinen hat sie je angesehen, freilich wohl Gebhard auch nicht viel, aber sie war überhaupt gar nicht so. Nein, für sie lege ich meine Hand in’s Feuer!

Nun, ich suchte ein anderes Gespräch aufzubringen, aber es wollte nicht recht glücken. Endlich stand Manuela auf und sagte: „Ich kann nicht länger bei Euch bleiben, meine Schmerzen nehmen überhand!“ Sie schwankte und wäre gefallen, wenn nicht Gebhard rasch zugesprungen wäre.

Nun hielt er sie im Arm und sah sie doch besorgt an: „Unfinn,“ sagte er dann, „was streiten wir uns denn heute Abend? Du bist doch mein braver kleiner Schatz, gelt mein Herzensweibel?“ Er wollte sie küssen, aber sie fing an so zu zittern und mit den Zähnen zu schlagen, daß er sie los-

ließ und zu mir sagte: „Hilf sie zu Bette bringen. Schlafe Dich gesund, Manuela, ich gehe noch ein paar Stunden in's Casino.“

Als wir in ihrem Schlafzimmer allein waren, fiel sie mir um den Hals und sagte mit strömenden Thränen: „Ich danke Dir, ich danke Dir tausendmal. Verlaß mein Kind nicht, wenn ich einmal nicht mehr bin, nicht wahr, Du verläßt es nicht? Mir ist oft, als müßte ich bald sterben!“

„Manuela,“ antworte ich, „das sind thörichte Reden. Ich bin alt und Du bist jung und überlebst mich dreimal. Und nun lasse Dich ausziehen und mache, daß Du zur Ruhe kommst.“

„Ja, zur Ruhe!“ sagte sie. „Geh' jetzt und nimm die Kleine zu Dir, ich will schlafen!“ Ich ging, wie sie es haben wollte und draußen hörte ich noch, daß sie ein paarmal vor sich hin sagte: „Gott, mein Gott!“ Dann wurde Alles still.

Und diese letzten Reden von ihr liegen mir schwer auf dem Herzen, lieber Herr, sie gehen mir nach, wie Gespenster, aber ich habe Niemanden davon gesagt, außer jetzt Ihnen. Ich kann mich ja täuschen, Du grundgütiger Gott, sie wird doch nicht muthwillig eine solche Todsünde auf sich geladen haben; nein, nein, man darf gar nicht weiter darüber nachdenken. Der liebe Gott sieht in die Herzen und der Mensch soll nicht über das grübeln, was seinen Augen verborgen ist.

Ich legte mich auch zu Bett, neben der Kleinen, wie gewöhnlich, und freute mich noch über das liebe herzige Engellöpschen und die runden Nermachen darunter.

Mitten in der Nacht schreckte ich plötzlich auf und sah Gebhard mit Licht in der Hand vor mir stehen. „Komm herunter, schnell,“ sagte er, „es ist ein Unglück geschehen, Manuela —“

Da stürmte er wieder hinaus und ich — lieber Gott, obgleich mir die Hände flogen, daß ich fast nicht in die Kleider kam, in ein paar Minuten war ich doch drüben.

Da lag sie im Bett, unbeweglich, wie schlafend und ihr Gesicht war nicht blässer, als ich es am Abend schon gesehen hatte; aber ein sonderbar fremder Ausdruck stand darauf, so, als sei sie jetzt über Alles hinaus und werfe es weit von sich weg. Das ganze Zimmer roch nach Aether, trotzdem daß Gebhard die Fenster aufgerissen hatte, daß die Gardinen im Winde flogen. Jetzt hieß er mich, ihr Kopf und Brust waschen, er selbst suchte den Athem zu wecken; wir arbeiteten eine Viertelstunde mit der größten Anstrengung, aber ich sah gleich, daß Alles umsonst war. Ich hatte sie früher immer so gern betrachtet, wenn sie schlief und die langen gebogenen Wimpern so sanft auf den Wangen ruhten — nun waren sie fest, fest geschlossen und die Augenbrauen zusammengezogen, als habe sie große Schmerzen gefühlt.

Endlich mußten wir ablassen. Aus den paar kurzen Reden, die Gebhard herausriß, erfuhr ich, daß er beim Nachhausekommen schon an der Gangthür das Chloroform gerochen und sich über Manuela geärgert hatte,

die trotz seines Verbots gar zu gern dieses Mittel, das er für sehr gefährlich hielt, bei ihrem Kopfweg zum Einschlafen nahm. Er eilte rasch in's Zimmer und fand sie mit dem Kopf fürmlich in ein Tuch vergraben. Die halbleere Flasche stand offen auf dem Nachttisch daneben. Alles sonst im Zimmer war sorglos herumgelegt, wie Eine es thut, die morgen wieder aufstehen will. Und sehen Sie, das ist mir ein Trost. Ich kann und kann es nicht glauben, daß sie das vorsätzlich gethan hat, so unglücklich fühlte sie sich doch neben Gebhard nicht, man muß ja doch in Verzweiflung sein, wenn man so etwas thut. Nicht wahr, Sie glauben auch, daß das unglückliche Mittel allein sie getödtet hat? Es ist ja auch so noch fürchterlich genug!"

Das gute Geschöpf verbarg wieder die weinenden Augen in ihr Tuch.

Ich hätte laut aufschreien mögen unter dieser entsetzlichen Folter. Ich wußte es, was sie getödtet hatte, und daß sie in Verzweiflung gewesen war! Dies Bewußtsein preßte mir so furchtbar das Herz zusammen, daß ich nur mühsam, wie ein Automat, die Worte sprechen konnte, welche die gute Alte erwartete. Sie vergaß plötzlich, indem sie mich besorgt ansah, ihre Klage um Manuela und fragte, ob ich mich unwohl fühle, weil ich so blaß aussehe?

Diesen Augenblick benutzte ich, um der Marter zu entschlüpfen. Ich drückte der treuen Freundin die Hand, bat sie, Gebhard zu grüßen, dessen Anwesenheit ich nicht mehr abwarten könne, und schlug wie ein Betäubter den Weg nach der Stadt ein.

Aber ich wußte nicht wohin, die Menschengesichter waren mir unerträglich, von den Kellnern im Gasthof wollte ich mich nicht begaffen lassen, so trat ich am Wege in eine der stillen alten Kirchen ein, die im katholischen Lande ihre Pforten den ganzen Tag den Betrühten öffnen und dort, im dunkelsten Winkel, mit dem Gesicht auf einer Holzbank liegend stöhnte ich vor Jammer laut auf. Das Herz wollte mir brechen im Gedanken an das arme rathlose Kind, das in blinder Angst und Verzweiflung den Todesweg einschlug, vor dem ihre Seele sich entsetzte. In Angst vor mir — ich durfte den Gedanken nicht lange denken, er hätte mich wahnsinnig gemacht. Lange lag ich so vor den stummen fühllosen Heiligenbildern und fühlte die ganze entsetzliche Bitterkeit des selbstverschuldeten Elends, für das es weder göttliche noch menschliche Hilfe gab!

In jener Stunde senkte sich schwer und fürchterlich die Bergeslast auf meine Seele, die mein halbes Leben lang nicht mehr daraus gewichen ist und alles Andere erdrückte. Ich war fortan allein mit dem Bewußtsein meines Verbrechens und mußte es anstarren, wie ein Gespenst, das nicht weichen will. Ich sage Ihnen, junger Mann, es giebt eine Vergeltung schon hinieden, eine eiserne unerbittliche Waage, die genau wiegt. Niemand weiß, wie es in dem Innern aussieht, wo so ein Verborgenes mit herumgeschleppt wird, Tage lang, Jahre lang und kein Wort über die Lippen darf, ob auch die Gedanken fiebern und das Blut siedet! Seit ich das an mir erlebt, habe ich Mitleid mit jedem Verbrecher, den ihr Anderen immer

geneigt seid, wie eine besondere Species Mensch zu betrachten. Genug — ich will Sie nicht mit dem aufhalten, was doch keinen Ausdruck leidet, ich will Ihnen nur noch das Ende der Geschichte erzählen . . .

Daß es mich keine Stunde länger in A . . . litt, können Sie sich vorstellen, ich wollte wieder nach Paris zurück, kam aber nicht weiter, als bis zu einer großen süddeutschen Residenzstadt und dort brach ich zusammen. Es war zu viel in der letzten Zeit auf mich eingestürzt. Ein Freund brachte mich in's Krankenhaus und dort lag ich die nächsten Wochen in schwerem Hirnfieber. Die barmherzige Schwester, welche neben meinem Bette saß, als ich endlich die Augen wieder zum Bewußtsein öffnete, sagte mir, ich habe getobt und geraßt, daß mich Zwei hätten halten müssen. Der Professor S . . . habe schwere Mühe gehabt, mich am Leben zu erhalten. Ich dankte es ihm nicht, ich hätte es gern weggeworfen, wie ein beschmutztes Kleid, und versprach mir dies auch mit dem ersten klaren Gedanken für den Tag, wo ich ein Pistol würde halten können. Aber dann, in der Unkraft der Reconvalescenz, in den langen Tagen und Wochen des gezwungenen Stillliegens gingen mir allmählich andere Gedanken auf. Ich sah meinen Lebenslauf gleichgiltig, wie einen fremden an, und meine Augen wurden hell-sichtig für die großen Fehler, welche darin standen. Ich sage absichtlich nicht Sünde, dies Wort mit dem büßlich-zerknirschten Klang ist mir immer widerlich gewesen und man braucht es nicht. Das Böse ist immer das Fehlerhafte; bewußt oder unbewußt: jeder Fehler macht Störungen im eigenen oder fremden Leben, und die Letzteren sind nicht mehr gut zu machen, weil man den Folgen nicht gebieten kann. Deshalb soll die widerrechtliche That unterlassen werden. Hierin liegt die ganze Moral auch für Den, der keine überirdischen Gebote anerkennt. Es ist hart, diese Erfahrung auf Kosten seines ganzen inneren Bewußtseins machen zu müssen, allein auch dann bleibt nur eine Rettung: das zu spät erkannte Gesetz ehrlich und mit allen Konsequenzen anzunehmen und hinfort danach zu handeln.

Wenn aber Einer an solcher inneren Wende angekommen ist, dann stürzen die Erkenntnisse förmlich über ihn herein: es zeigt sich plötzlich die andere Seite der Dinge, während man bisher zur blind nach der einen rannte. So sah ich jetzt auf einmal ganz deutlich, daß all mein Thun und Treiben bis auf diesen Tag nur blinder Egoismus gewesen war, und daß mein vielbelobter Geist nicht vermocht hatte, was ganz einfache Menschen ohne Aufhebens leisten. Meine Blicke fielen auf die schwarzen Schwestern, die in geräuschloser unermüdlicher Hülfeleistung unsere Betten umgaben, ich gedachte der tausend anderen Müheligen und Beladenen, die auch kein „großes Glück“ ohne Weiteres als Menschenrecht an sich reißen dürfen, und eine heiße Scham stieg mir auf.

Tage lang lag ich schweigend, ganz nach Innen gekehrt und hielt ein unerbittliches Gericht. Als ich dann endlich aufstand, war es ein verwandelter Mensch, ich düstete darnach, jetzt zu sühnen in Arbeit und Entsagung, ich wollte nicht enden, wie ein bankrotter Spieler. Mein Leben hatte in

frevelnder Eignenucht ein anderes zerstört, es war von Rechtswegen verwirkt. Wenn ich es fortführte, konnte es nur mit dem Gelöbniß sein, hinfort keinen eigenen Wunsch mehr zu kennen, sondern an der Wohlfahrt des Ganzen bis zur Anspannung meiner letzten Kräfte zu arbeiten. Das schien mir ein besseres Todtenopfer für die arme Hingegangene, als der verzweifelte Schuß durch die eigene Hirnschale.

Mit diesem Entschluß, der wie ein Evangelium in meine bitteren Reue- und Selbstmordgedanken hereinleuchtete, trat ich in's Leben wieder ein, um es künftig in einem andern Sinne zu führen. Auch meinen Beruf hatte ich zu wechseln beschloffen, es konnte mir nicht genügen, mit der Feder des Journalisten oder Gelehrten hübsch bequem an der allgemeinen Aufklärung zu arbeiten, ich wollte einen Posten, der starke persönliche Opfer fordert, ich wollte direct der Menschennoth und dem Elend zu Hilfe kommen, Menschenleben retten können, um eine Art von Ausgleichung meiner Schuld zu hoffen und vor mir selbst wieder zu Ehren zu kommen. Ich gedachte also, gleich meine medicinischen Studien neu aufzunehmen und nebenbei nur noch soviel, als der tägliche Unterhalt brauchte, journalistisch zu verdienen.

Raum aber stand ich wieder fest auf den Füßen, so brach die Februar-Revolution los und der große Luftzug, der von ihr ausging und in die europäische Sticlucht hereinsagte, gab mir schnell genug die alte Spannkraft wieder, freilich warf er mich auch noch einmal für kurze Zeit zum alten Metier zurück. Ich zog mit der Revolution nach Berlin, nach Wien, das Jahr darauf nach Baden, machte Alles mit als Soldat der Presse, exponirte mich auch gelegentlich rücksichtslos als Einer, der weiß, daß ihm der Tod aus dem Wege geht und schrieb deshalb sehr begehrte und auch sehr bezahlte Berichte, ohne daß mir doch nur die Versuchung kam, auf dieses oder jenes Anerbieten dauernder Stellung an irgend einer Zeitung einzugehen.

Als nun ein Jahr später das Flackerfeuer überall niedergebrannt war und nur die dicke schwarze Rauchwolke der Reaction auf der Stätte liegen blieb, den Athem zu beklemmen, da schickte ich mich an, Europa auf's Neue zu verlassen. Meine Mutter war kürzlich gestorben, es hinderte mich also Nichts mehr. Einige Semester angestrengten Studiums hatten mit den Doctorgrad verschafft. Ich wollte als Schiffsarzt nach Indien und mir in den Fieber-Niederungen von Sumatra und Java die Gegenden aussuchen, wo die Opfer holländischer Gewinnsucht am zahlreichsten, die Aerzte am seltensten sind. Ein verlockendes Project, nicht wahr? Und doch steckte die alte Reiseflust darunter, das merkte ich erst an dem inneren Kampf, als mir zu gleicher Zeit die sehr bescheidene Stellung eines Assistenzarztes am Spital der Universitätsstadt von dem Kliniker angeboten wurde, den meine bohrende Arbeitsfähigkeit eingenommen hatte. „Hic Rhodus . . .“ sagte ich mir nach kurzem Bedenken, ließ die überseeischen Pläne fahren und trat ohne jeden Knalleffect in den Dienst der Armen und Geringen, an denen ich ein paar Jahre früher wie ein höheres Wesen vorbeigeschritten wäre.“

*

*

*

Ich sah meinen alten Freund voll warmer Empfindung an, seine Augen strahlten mild unter den weißen Brauen hervor, er sprach jetzt in ruhigen Tönen und aus jedem seiner Worte klang neben der tiefen Bescheidenheit die Wahrhaftigkeit. Nun schwieg er, und sah, in Erinnerung verloren, vor sich hin. Endlich fragte ich:

„Und fühlten Sie sich befriedigt von einer so strengen Lebensaufgabe? Konnten Sie Ihrem Programm der Entsagung treu bleiben?“

„Ja,“ erwiderte er einfach. „Meine Ehre, die Möglichkeit meiner Existenz hing daran. Ich will Sie mit allen Einzelheiten verschonen, es war harte und mühsame Arbeit, ich erfuhr reichlich Last und Mühsal, Mißerfolg und Undank, die von jedem Wirken für Andere unzertrennlich sind. Aber ich werde auch die Stunde nicht vergessen, wo mir zum ersten Mal ein Mensch dankte, daß ich sein Liebstes dem Tode entrißen habe. Dort fühlte ich plötzlich etwas von der unsichtbaren Last weichen und es durchdrang mich ein Gefühl, wie den Verurtheilten, dem man sagt: „Es kann Dir noch Gnade werden!“ So ging ich meinen Weg weiter und ich wäre kein Mensch gewesen, wenn er mich nicht bald auch um seiner selbst willen gefesselt hätte. Arbeit und Wissenschaft — unschätzbare Güter! Sie wurden mir bald zum Stoff, aus dem meine Existenz bestand. Und dabei war kein Entsagungsgefühl mehr, sondern wachsende Freude und das höchste Interesse an meinem Beruf, der nicht seines Gleichen hat. Was ich vermuthlich unter anderen Umständen mit größter Ungeduld ersehnt hätte, stellte sich immer früher, als ich erwartete, von selber ein, aus dem unbekannten Assistenten wurde ein bekannter und auch gesuchter Arzt, und nach zehn weiteren Jahren angestrebter Arbeit stand ich an der Stelle meines früheren Lehrers als Director des großen Hospitals. Man hätte leicht einen glänzenderen wissenschaftlichen Namen dafür finden können; menschlich genommen, glaube ich, mir den Posten nach und nach verdient zu haben und einen ausschließlicher der Sache gewidmeten Mann hätte man nicht leicht bekommen, wenn dies auch sein Verdienst nicht war. Die Andern wunderten sich oft über eine so bornirte Ausschließlichkeit und es gab Leute genug, die keine Mühe scheuten, den hartnäckigen Junggesellen zu den Freuden der Familie zu bekehren. Auch stand neben dem Schwarm der Speculirenden da und dort ein Wesen, dessen Blick von Neigung sprach, aber ich wandte die Augen ab und ging vorüber, Von allen Möglichkeiten, die sich mir boten, nahm ich nur die an, die mein Hilfsvermögen für Andere steigerte. Persönlich habe ich Nichts erstrebt, Frauenlippen nie wieder berührt.“

Und nun, junger Mann, wie lautet Ihr Urtheil? Werden Sie mich auch, wie Ihr Freund, als Einen behandeln, der aus der Gesellschaft ausgestoßen zu werden verdient?“

Ich drückte ihm warm die Hand und sagte: „Wenn Jeder, der

gefehlt hat, so mit sich in's Gericht gehen wollte, so würden alle Sünden mehr als gutgemacht sein."

"Das nicht," erwiderte er, Manuela ist und bleibt todt durch meine Schuld. Aber sie ist eine von Tausenden, die in dem wilden und stürmischen Meer des Menschenlebens untergehen, und wenn ich heute mit dem Gefühl des eigenen nahen Endes auf Alles dies zurückblide, so ist es, als sähe ich ein fremdes Erlebniß. In der Erinnerung steht mir Manuela so hold, als ich sie in jenen glücklichen Tagen sah, aber meine Trauer um sie gilt heute ebenso sehr dem verhängnißvollen Ende aller Jugend, Liebe und Schönheit, als der flüchtigen entzückenden Incarnation davon in ihrer Person.

Daß die große Kette von Unsinn, Leidenschaft und Gewaltthat sich stets neu weiterzieht und nicht früher ein Ende nehmen wird, als die Menschheit, die sie schmiedet, das ist es, was ein alter Mensch beklagt, viel mehr, als die Thatfache, daß er selbst einmal seinen Ring in die Kette fügte. —

Wir sind Alle nur Eins hienieden, nur wissen wir es nicht, und wüthen gegen uns selbst. Die Brahmanen haben Recht: Man kann alles Leben der Erde an dem Menschen vorüberführen und ihm sagen: Das bist Du!

Aber man muß alt werden, um dies zu verstehen."

Es trat eine vollkommene Stille ein, wir sahen zu dem feierlichen Sternhimmel empor, der, ein sichtbares Stück Ewigkeit, über uns leuchtete. Endlich stand mein alter Freund auf: „Kommen Sie, es wird spät und morgen will ich für ein paar Tage nach Capri hinüber."

"Noch Eins," wagte ich im Gehen zu fragen, „haben Sie Gebhard jemals wiedergesehen?"

"Nein," erwiderte Magnus. „Er verheirathete sich bald zum zweiten Male und diesmal passend für seine Person. Aber das Cholerajahr 54 nahm ihn mit. Die kleine Fabel war schon früher der Mutter nachgegangen. —

Wir trennten uns mit einem: Auf Wiedersehen! vor seiner Wohnung. Des andern Tags fuhr er nach Capri und mich riefen bald Briefe aus der Heimath ab. So wurde, wie so oft, der flüchtige Abschied zum definitiven. Denn ein Jahr später ging die Nachricht von dem Tode des allbeliebten und verehrten Mannes durch die Blätter und es war, neben der Schilderung seines ungewöhnlich gegenreichen Wirkens auch die Bemerkung nicht ver-
gessen, daß in diesem edlen und aufopferungsvollen Lebenslauf auch nicht ein Flecken, keine dunkle Stunde, kein Selbstvorwurf je gestanden habe, daß mit dem alten Magnus ein voller und ganzer Ehrenmann zu Grabe getragen sei.

Und in diesem letzteren Punkte hatten die Zeitungen Recht.



Nachtrag zu dem Aufsatz:
„Aus der Berliner Verbrecherwelt“.

Von
Paul Lindau.

— Berlin. —

In meinem Aufsatz „Aus der Berliner Verbrecherwelt“, den ich im vorigen Hefte von „Nord und Süd“ veröffentlicht habe, hatte ich davon gesprochen, daß in einer übel berufenen Schankwirthschaft bestrafte Leute, die dem „Athletenclub“ angehören, zu verkehren pflegten. Daran ist mir das nachstehende Schreiben zur Veröffentlichung zugegangen:

Berlin, 20. Dec. 1883.

Bezugnehmend auf Ihren Artikel in der Zeitschrift „Nord und Süd“, betreffend das Berliner Verbrechertum, erwähnen Sie unter den Gästen eines hiesigen Locals auch Mitglieder des Berliner Athleten-Clubs.

Wir unterzeichnete Clubs protestiren hierdurch gegen diesen Artikel, indem wir uns mit derartigen Leuten nicht auf eine Stufe stellen.

Von dieser Erklärung bitten wir Gebrauch machen zu wollen, und wir erjuchen, uns in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren.

Wir sind bereit, Ihnen Einblick in unsere Mitgliederliste zu gestatten, um Ihnen den Beweis dafür zu liefern, daß Leute, wie die von Ihnen geschilderten, bei uns keine Aufnahme gefunden haben noch finden werden.

Diese Erklärung erfolgt unter ausdrücklicher Berufung auf das Preßgesetz.

Mit Hochachtung
Club „Westfalen“, „Alt-Köln“, „Süd-Ost“, „Berolina“.
Berliner Athletenbund.

Der Vorstand
J. B. J. Hoffmann
Waldemarstr. 19.

Ich habe mich beeilt, darauf Folgendes zu erwidern:

An den Berliner Athletenbund.

Zu Händen des stellvertretenden Vorsitzenden Herrn J. Hoffmann,

Waldemarstr. 19. S. O.

Die in meinem Aufsatze „Aus der Berliner Verbrechertwelt“ enthaltenen Angaben beruhen auf persönlichen Wahrnehmungen und Mittheilungen, die mir von durchaus sachkundiger und glaubwürdiger Seite zugegangen sind. Wenn sich unter diesen letzteren eine irrthümliche befindet, so bedaure ich es und mache den von mir nicht verschuldeten Irrthum gern dadurch wieder gut, daß ich Ihrem Brief die gewünschte Veröffentlichung im nächsten Hefte von „Nord und Süd“ angebeihen lassen werde. Auf die mir eingeräumte Berechtigung, Ihre Mitgliederliste einzusehen, verzichte ich dankend, da ich mich zur Durchblätterung von Personalacten und Feststellung der in denselben enthaltenen Thatfachen keineswegs als befugt ansehen kann.

Berlin 22. December 1883.

Paul Lindau.

Noch einige Worte möchte ich hinzufügen:

In meinem Aufsatze hatte ich von dem „Athletenclub“ gesprochen und bei Empfang des oben mitgetheilten Schreibens nicht einmal bemerkt, daß der Beschwerdeführer im Namen des „Athletenbundes“ sich an mich wandte. Auf diese Verschiedenheit des Namens bin ich erst später aufmerksam gemacht worden, als ich mit einem der Herren Criminalbeamten gelegentlich auf diesen Briefwechsel zu sprechen kam. Da erfuhr ich denn, daß der „Athletenbund“ allerdings etwas ganz anderes ist als der „Athletenclub“, und daß die über den „Athletenclub“ gemachten Aeußerungen sich in der That keineswegs auf die Verhältnisse des „Athletenbundes“ beziehen können, die den jetzigen Vorsitzenden, Herrn Hoffmann, zur Abfassung seines Schriftstückes veranlaßt haben. Ich hätte also auch die Beschwerde, die ja grundlos war, unberücksichtigt lassen können; da sich aber auch für das große Publicum die Verschiedenheit zwischen diesen beiden grundverschiedenen Vereinen, die nur die Uebung und Ausbildung der Körperkraft als gemeinsame Tendenz, im Uebrigen aber nichts miteinander zu schaffen haben, leicht verweisen könnte, so kann es mir nur angenehm sein, daß mein Aufsatz und die Veröffentlichung des daran geknüpften Briefwechsels dazu beitragen, diese Scheidelinie zwischen den beiden Vereinen auch für die Oeffentlichkeit merklicher und schärfer zu ziehen.

P. L.





Illustrirte Bibliographie.

Palmblätter von Karl Gerol.

Mit Illustrationen von Paul Thumann u. A. Fünfte Auflage, der Prachtausgabe fünfte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart, E. Greiner'sche Verlags-Handlung. (Greiner und Pfeiffer.)



anher befährt den Fluß; aber Der kennt ihn noch nicht, der sich blos in den raschen Strömungen hält. Auch zu den stillen Buchtungen muß man ablenken, in denen das Wasser ganz unbeweglich zu ruhen und eine ganz andere, tiefere Farbe anzunehmen scheint, wo Floden gelbweißen Schaumes, von oben stundenweit hier herangespült, an den Händen liegen, um träge zu mißfarbigem Gallert zu zerfließen, wo tausenderlei An geschwemmtes, nicht blos moderne Holzbroden und Köhricht, sondern auch all' das Geröll des Grundes von dem langen Laufe erzählt, den der Fluß schon zurückgelegt. Diese stillen Winkel muß man gesehen haben, in denen die Gegend gleich dem zaudernden Wasser auf einmal einen anderen Charakter anzunehmen scheint, wenn man den Fluß kennen will.

Auch die Geistesströmungen haben solche Buchtungen. Nur selten gewahren wir sie, während der Kiel uns rasch vorbeiträgt — bringen uns kaum zum Bewußtsein, daß diese stahlfarbene Fluth, die laut an die Planken pocht, dort hinter jener Krüm-

mung sich zu tiefem Grün lautlos ausglättet. Wiegen wir da hinein, so ist es, als ob der Strom des Lebens jetzt stille stände und so gestanden hätte seit einem Jahrhundert, als wehte uns auf einmal die Luft ganz anderer Zeiten an.

So geht es dem Tageschriftsteller mit Gerolds Palmbültern. Man ist gewohnt, am aufmerksamsten das zu beobachten, was die Strömung gerade trägt. Und unbewußt erhält man den Eindruck, als ob das, woran man ausschließlich Theil nimmt, auch das Einzige wäre, was besteht.

Die Bildung unseres Jahrhunderts ist eine durchaus unchristliche geworden. Sie ist nicht glaubenslos, ist auch nicht glaubensfeindlich im angreifenden Sinne: sie hat eben aufgehört, religiöse Fragen als Lebensfragen zu betrachten. Christliche Anschauungsweise mag im Leben der Einzelnen, in dem der Mehrzahl sogar — als christliche Moral, noch herrschen, — in den Werken unserer Dichter, unserer Künstler, in denen der Gelehrten zumal, finden sich nur ausnahmsweise Spuren davon. Das gesamte eigentlich öffentliche Leben ist davon befreit. Denn eine Befreiung war es wirklich — nach Jahrhunderte langem, knirschendem Ringen. Man thut gut, sich bisweilen daran zu erinnern, wie erdrückend die Kirche — deren Knöcheldruck freilich seitdem merklich nachgelassen hat, alles Leben umspannt hielt. Noch Molière mußte errörtern, ob Theaterbesuch überhaupt mit christlichem Gewissen verträglich sei: „Will man Alles verwerfen, was nicht geradezu zu Gott und zu unserem Heile führt, so gehört das Schauspiel gewißlich auch dazu. — Aber läßt man gelten, was doch wahr ist, daß Gottesdienst auch Unterbrechungen verträgt, und daß der Mensch Erheiterung nöthig hat, so behaupte ich, daß man eine unschuldigere als das Schauspiel nicht finden kann.“ Seitdem die Kunst so um Entschuldigung bat, daß sie auch noch das Leben friste — wem ein Schritt — nicht bis zu Gautiers berühmtem: „Welches Vergnügen hat denn das Christenthum als seine Erfindung zu beanspruchen?“ — sondern nur bis zu der kühlen Abtödtung, womit heutzutage die Kunst sich neben die Religion als gleichberechtigt und allgemeiner gültig hinstellt.

Dem gegenüber muß man die Vorstellung erst wieder suchen, daß es eine Zeit gegeben hat, wo das Christenthum wirklich das gesamte Leben umfaßt hielt, daß z. B. unsere Literaturgeschichte einen Abschnitt kennt, in dem die ganze Dichtung fast ausnahmslos geistlich war.

Es ist uns unfaschbar, wie mehrere Geschlechter nach einander sich damit begnügen konnten. Gegenwärtig würde höchstens ein Forscher die Beschäftigung mit dieser Kunst vertragen. Sie erscheint uns — welche schöne Einzelheit man auch hier und da entdeckt — eintönig, freudlos und fremd zumal, wie die Mosaiken einer byzantinischen Kirche. Und nun begegnet uns ein Dichter, der ganz gut in jenen Rahmen paßte würde, mitten im helllichten neunzehnten Jahrhundert! Kein hirnloser Nachplapperer sondern ein vollströmendes Talent, keiner jener krankhaften Anempfinder, jener Unbefriedigten, deren wehes Auge bewußt nach Dämmer sucht, sondern ein Gesunder, der mit sich und dem Leben einig ist, dem der Trost, welchen die Väter besaßen, natürlich angeerbt zu sein scheint. An sich sind solche Gestalten nicht selten. Jedem ist einer oder ein anderer einmal über den Weg gegangen, der ihn anmuthete wie ein Stück auferstandener Historie. Diese aber finden wir fast immer in bewußtem oder unbewußtem Kampf mit der Gegenwart. Wenn in unserem Fall Gerold nicht nur den Schatz seines Innern ungefährdet bewahren konnte, sondern auch für die Münze, die er mit voller Hand daraus verstreute, überall Geltung fand, so kommt das eben davon, daß das nicht Kippermünze war, auf deren schlechtem Kern ein alter, ehrlicher Stempel aufgeschlagen ist, sondern vollwichtiges Edelmetall ist, das nur an Alter hinter dem Vorbilde zurücksteht. So prägt Oesterreich noch heute seine Maria-Theresien-thaler. Für wen? Wo bleiben sie? Hierzulande hat kaum einer sie gesehen; aber fern im Innern Afrikas, weiter als der europäische Händler bringt, regeln sie noch immer die Währung.

Ähnlich fragt man bei Gerolds Dichtungen: Für wen sind sie bestimmt? Wo bleiben sie? Bücher, die fünfzig Auflagen erleben, sind in Deutschland so selten! Nimmt man Scheffels Trompeter aus, so ließe sich wohl kaum eines nennen, dessen Verbreitung nicht durch eine ungewöhnliche Geistesbewegung ihrer Entstehungszeit sich erklären ließe, — ein Weltengekräusel, das nur die Oberfläche streift — worauf man



Gerold: Palmblätter.

Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

weiter nichts von ihm vernimmt. Solcher Art ist die Bewegung nicht, welche die Palmblätter getragen hat. Diese muß tiefer gestrünt haben: denn ein Buch, dem der Geschmack so lange treu bleibt wie diesem, ist von der Meinung des Tages unabhängig. Seit seiner ersten Auflage im Jahre 1857 ist mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen: Die, für welche es damals einen Jugendeindruck gebildet hat, schenken es heute wohl schon ihren Kindern. Und wiederum fragt man: Wo bleibt das Buch? wo sind diese Tausende von Bänden hingekommen? Man kann schon über manchen Hauses Bücherei den Blick geworfen haben, ehe man einmal in einer 'einen Abdruck findet. Sieht man aber näher zu, klopft man den Leuten auf das Herz oder wenigstens auf das Gedächtniß, so findet man fast in jedem Falle Spuren, die Gerold

zurückgelassen hat: Erinnerung an ein schönes Lied, eine volltönende Zeile, die auf einmal wiederklingt. Und immer hört man ein Nachwort — welcher kirchlichen oder unkirchlichen Richtung der Befragte auch angehört: „Das sei doch ein echter Dichter!“



Maria in Josephs Garten.

Groß: Palmblätter. Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Sicherlich muß der geistliche Schriftsteller das sein, der nicht allein solche Verbreitung, sondern auch solche Nachhaltigkeit seines Wirkens erzielt. Zumal da die Schule ihm verhältnismäßig wenig nachhilft. Die Kirche kommt hier weniger in Betracht, weil jeder angehalten wird, in die Schule zu gehen, während die Kirche über



Daniels Fenster.

Verol: Palmblätter. Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

solchen Zwang nicht versüßt. Beide aber begünstigen in der Pflege des geistlichen Liedes fast ausnahmslos die Dichter vergangener Jahrhunderte: wer jünger ist als Vater Gellert, wird im Gesangbuche kaum geduldet und im Unterricht nur im Ton der Verablassung erwähnt, als handle es sich um einen Bönshafen. Dagegen scheint die Confirmation diejenige Einrichtung zu sein, die den Meisten die Bekanntschaft dieses Buches vermittelt. Die Geschenke, die der Knabe oder das Mädchen dann zu erhalten pflegt, bestehen ja außer Schmutz — dem einzigen Weltlichen, was an solchem Tag, geduldet wird — fast bloß aus Andachtsbüchern. Und unter diesen scheinen die Psalmblätter das beliebteste zu sein. Es bedarf keiner großen Erfahrung gerade in dieser Literatur, um das erklärlich zu finden: schon keine rein äußerliche Wahrnehmung führt darauf hin. Die Verlagshandlung hat nämlich, um jedem Anspruche gerecht zu werden, vier verschiedene Ausgaben hergestellt, deren Preise ungefähr nach dem bemessen sind, was man in den verschiedenen Kreisen für derartige Zwecke aufwendet: die begehrteste scheint übrigens die Miniatur-Ausgabe zu sein, die allein schon 31 Mal aufgelegt worden ist. — In diesem Alter, daß zugleich die frischeste und lebhafteste Aufnahmefähigkeit besitzt, ist das Gemüth jedenfalls am Empfänglichsten für Werolds Poesie, einerseits entwickelt genug, um die musikalische Schönheit dieser Gedichte, die bilderreiche Pracht ihre Sprache zu empfinden, andererseits meist selbst noch zu einfach, um sich im Widerspruche mit dem Inhalte zu fühlen. Vielmehr wirkt ja häufig genug der Eindruck der kirchlichen Feierlichkeit ziemlich lange nach auch bei Leuten, aus deren Seelenleben später die Religion gänzlich schwindet.

Die vorliegende Prachtausgabe ist kein neues Unternehmen. Auch sie steht bereits bei ihrer fünften Auflage; man darf also annehmen, daß ihre Eigenschaften ziemlich bekannt sind. Das Format ist ein niedriges Quart, das Papier ist ziemlich schwer, noch geglättet, nicht rauh nach der neuen Mode, der Druck ist sehr gut, reich mit Initialen verziert. Der Bilderschmuck ist bedeutend angewachsen. Wenigstens findet man ziemlich zahlreich Blätter von Thumann, der neben seinem Namenszug ja auch das Jahr zu setzen pflegt, welche die Bezeichnung 81 oder 82 tragen. Dadurch wird das Buch übrigens besonders lehrreich. Man kann darin fast den ganzen Entwicklungsgang des jetzt so begehrten Künstlers übersehen. Seine neuesten Beiträge sind nicht mehr jene leicht hingeworfenen Zeichnungen, die man von Alters her an ihm kennt, sondern sorgsam ausgeführte Schöpfungen, die Bildwirkung für sich in Anspruch nehmen. Auch die übrigen Mitarbeiter haben anziehende Beiträge gegeben. Auch hier sieht man wieder, wie tief Ludwig Richters Einfluß auf unsere Illustration gewesen ist. Kaum ein paar Blätter kann man umschlagen, ohne irgendwo an den großen Meister erinnert zu werden. Danach scheint es, als ob die erste Prachtausgabe in den sechziger Jahren aufgelegt sein müsse, zu einer Zeit, wo Richters Stil fast allein herrschend war, und zahlreiche Nachahmer sich an ihm bildeten. Bekanntlich hat auch Thumann zu diesen gehört und sich den Richter'schen Vortrag in einer Vollkommenheit angeeignet, daß seine Zeichnungen aus damaliger Zeit einen oberflächlichen Betrachter wohl täuschen können.

Der Jubelausgabe, die übrigens dem Kaiser gewidmet worden, ist ein Bildniß des Dichters, ein schöner Lichtdruck, vorgeheftet. Die schmalen Rippen schließen noch so kräftig, die Augen blicken noch so lebhaft und theilnehmend, daß man meint, trotz seiner siebzig Jahre dürfte der Mann sich noch mancher Auflage zu freuen haben. Er hat selbst so Unzähligen Freude und Erhebung bereitet, daß jeder ihm das wünschen wird.

—ek.

Ueber die Reize des Spiels. Von Prof. Dr. M. Lazarus. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gohmann), Berlin.

Die Aufsätze, welche hier zu einem anständig ausgestatteten Bande vereinigt sind, werden den Meisten nicht mehr unbekannt sein, da sie bereits früher in Zeitschriften erschienen waren. Ihre Auflage in neuer, zusammenhängender Gestalt begrüßt man als Gewinn. Denn in einer Zeitschrift waren sie doch ein recht schwerer Stoff; und wenn man auch jeden Abschnitt als etwas in sich Abgeschlossenes betrachten dürfte, so litt doch der Eindruck unter der Zerstückelung. Man merkt das erst jetzt recht, wo man das Ganze überflieht. Da hat man einen völlig frischen, weit stärkeren Genuß davon, sich in die Ausführungen des Verfassers zu versenken. Ist doch der Stoff anziehender, selbst als man auf den ersten Blick sich vermuthen sollte; und Lazarus zerlegt ihn mit so viel Feinheit und so viel Geist, daß schon die Behandlung allein die Theilnahme forwährend rege erhält. — Uebrigens spendet er seinen Lesern ein Lob, das man sicherlich in weiten Kreisen mit Befriedigung einstreichen wird. In der Vorrede sagt er nämlich; „Gerade das deutsche Publikum bekundet in den deutlichsten Zeugnissen bibliographischer Thatfachen, wie sehr es gelernt hat, der analytischen Arbeit des Psychologen eifrig zu folgen.“ Die Einzähl des Psychologen enthält sicher keinen Hintergedanken; aber man darf dem Psychologen Lazarus wohl die Schmeichelei zurückgeben, indem man hinzufügt, daß seine Verdienste an dieser Empfänglichkeit des deutschen Publikums nicht wenig theilhaftig sind.

Unter einer Fede. Novellen von Ernst Wichert. Carl Reissner, Leipzig.

Wicherts Fruchtbarkeit ist wirklich erfreulich. Alljährlich legt der doch auch in seinem Amte vielbeschäftigte Dichter uns einen oder mehrere Bände vor. Und auch ihnen schadet's nicht, daß ihr Verfasser „Morgens in's Colleg mit Acten“ gehen muß: trotz Blaten erweist es sich doch immer für den Dichter als ein Segen, wenn sein Leben einen bestimmten Inhalt hat. Bei gesunden Naturen bereichert es das Wesen. Und zu den Gesunden gehört Wichert; das beweist er hier wieder. Er wird nie zu den höchsten Höhen stürmen; aber darum folgen ihm ihrer um so mehr in das liebliche Thal, worin er sich ergeht. Es fehlt auch da nicht an jähen Klippen, aber die freundliche Lebensanschauung hält doch wenigstens immer den Himmel hell. — Die drei hier enthaltenen Erzählungen: Ein Streber, Die Wasserflur und Ein strenger Richter werden überall als gut empfohlene Gäste aufgenommen werden. —ck.

Jung-Amerika von Sara Huxler. S. Schottlaender, Breslau.

Ein ganz neuer Name! Aber wer die Bekanntheit der Trägerin sucht, wird sich dazu sicherlich Glück zu wünschen haben und wird es dem Herausgeber Dank wissen, daß derselbe das vorliegende Buch in seiner Drei-Mark-Bibliothek aufgenommen hat. Sara Huxler bekundet eine ungewöhnliche Begabung, vor Allem eine Schärfe des Blicks, die sie unter Vielen auszeichnet. Und was vornehmlich überrascht, das ist die Sicherheit der jungen Schriftstellerin; man wird in dem ganzen Buche kaum auf eine Stelle stoßen, welche die Hand der Anfängerin verriethe. Ihr Wesen hat etwas Gesundes, Wohlthuendes. Sie hascht nicht nach den Sternen, sondern schaut frisch und rege in das Leben hinein. Munterkeit und jene stille, wortlose Art der Laune, die man so oft bei den Amerikanern findet, heben überall die kleinen Bilder, die sie entwirft. Es sind Gegenstände aus dem amerikanischen Leben, vornehmlich — wie schon der Titel andeutet — aus dem der Jugend. Sie sind mit Liebe entworfen. Man glaubt es der Verfasserin, wenn sie in der Widmung „An meinen kleinen Sohn“ sagt, daß „dessen Wort und Blick ihr unbewußt Anleitung gegeben“ habe. Bücher, die so geschrieben werden, denen theilt schon ihre Entstehung die Eigenschaften mit, welche auszeichnen und anziehen. Aber auch stofflich ist dieses Buch interessanter, als man meinen sollte. Diese Bilder aus dem amerikanischen Leben machen auf dem Leser fast durch-

weg den Eindruck des Neuen; selbst wenn jemand in der Literatur Amerikas nicht unbewandert sein sollte. Denn der Fremde sieht doch immer anders und andere Dinge als der Einheimische, dem Vieles als gewöhnlich unbeachtet vor dem Auge hingeleitet, was jener als fremdartig festhält. Und Sara Hupler, obwohl Deutsch-Amerikanerin, besitzt das seltene Geschick, die Erscheinungen ihres Vaterlandes so frisch aufzufassen, als ob sie ihre ersten Eindrücke unter uns im alten Lande empfangen hätte. Das ist eine Thatsache, welche das Buch auch psychologisch interessant macht. Jedenfalls aber, von welchem Gesichtspunkte man es auch betrachten möge, wird man finden, daß die Stunde, welche man darauf verwendet hat, nicht ohne Frucht geblieben ist. Die heitere, gewandte, wirklich unterhaltende Erzählerin wird sich rasch Freunde schaffen. P. L.

Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper“ III. Theil.)

Neue Kritiken und Studien von Eduard Hanslick. Berlin, A. Hofmann u. Co.

Die Schriften Hanslicks reichen den Veröffentlichungen des Vereins für deutsche Literatur zur besonderen Zierde. Es ist überhaupt nichts Geringes, wenn Aufsätze, die für eine Zeitung bestimmt sind, nach Verlauf einiger Monate oder gar Jahre noch Beachtung finden. Meist wird ihnen — und mit Recht — das Loos zu Theil, das Herwegh so beneidete: sie „gehen hin wie das Abendroth“ des Tages, der sie erscheinen sah, sterben wenigstens mit der letzten Lampe im Kaffeehause. Und gar Kritiken über Musik! über den Gegenstand des größten Subjectivismus! über „tuhle Töne“, wie der große Lessing es nannte! Darüber lesbar zu schreiben, das ist gewiß eine der schwersten Leistungen — und für eine gewisse Dauer seine Schrift zur Geltung zu bringen, ist beinahe ein Heldenthat. Die Eigenschaften, denen Hanslick diesen seltenen Erfolg verdankt, sind bekannt. Seine Richtung hat Gegner, erbitterte Gegner sogar, gefunden; aber in der Anerkennung seines Scharfsinnes und seiner Schriftsteller-gabe ist alle Welt einig. — Der vorliegende Band enthält einige Arbeiten, die überall lebhafteste Aufmerksamkeit erregen werden — schon um ihres Gegenstandes willen. Wir meinen die Aufsätze über Wagner und über dessen letzte Werke. Es ist hier nicht am Ort, zu der — übrigens bekannten — Auffassung Hanslicks Stellung zu nehmen. Jedenfalls aber verdient dieselbe Interesse, selbst bleibendes Interesse, als die eines der bedeutendsten und einflußreichsten Fachmänner unter den Zeitgenossen Wagners. Außerdem umfaßt der Band eine Reihe von Studien über ältere Opern und über neuere — letztere besonders lehrreich, Denkzeichen der Vergänglichkeit in unserer überhasteten Zeit. Zwölf neue Opern! und von wie wenigen darunter hat man auch nur die Titel noch im Gedächtniß! Da ist auch viel „Arbeit um das Leichentuch“ — glücklich, wer überhaupt der Ansicht ist, daß keine Arbeit fruchtlos bleibt! — Sicherlich ist die Arbeit Hanslicks nicht fruchtlos geblieben; es giebt kein Gebiet der musikalischen Kritik, aus welchem sie nicht stark nachwirkt und im besten Sinne beeinflussend sich erwiesen hätte. Und mehr als das: er hat nicht nur der specifisch musikalischen Kritik, als solcher ihre Wege gewiesen, er hat sie auch gelehrt, daß man mit aller Gründlichkeit über Musik schreiben und doch dabei im besten Sinne unterhaltend sein könne: Hanslick gehört zu den glänzendsten Vertretern des deutschen Feuilletons. — Vorliegendes Buch macht den Wunsch rege, daß der Verfasser seiner „Geschichte des Concertwesens in Wien“ bald einen dritten Theil folgen lassen möchte. Eine Periode von 16 Jahren bleibt ihm zur Behandlung, eine Periode von unvergleichlichem Reichthum des Inhalts, und keiner kann ihr ein berufenerer Geschichtsschreiber sein, als Eduard Hanslick.

Troilus und Kressida (Il Filostrato). Epische Dichtung von Giovanni Boccaccio. Zum ersten Male verdeutscht von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Berlin, A. Hofmann und Comp.

Dictys und Dares! Halbvergessene Erinnerungen klingen wieder an, Erinnerungen an den kahlen Collegienaal, in den der trübe Decembertag freudlos hineingraute, während der Professor von den bunten Fabeln meldete, zu welchen die beiden Spät-

griechen die Fäden, die Homer fallen gelassen, hinausgesponnen haben. Dictys und Dares! Da laufen auf einmal aus allen Winkeln in dem großen Irrbau der Weltliteratur lustige Gestalten zu Hausen, Urväter zu begrüßen. Auch der lächelnde Giovanni schiedt ihrer zwei, das liebe, lockere Pärchen, Zwillingsgeschwister von Shakespeares Troilus und Kressida. In dem wirren Gewimmel ragen sie strahlend hervor. Der arme Pettner hatte ganz recht, wenn er behauptete (Italienische Studien): „Es ist unbegreiflich, wie eine so herrliche Perle echter Poesie, wie Boccaccios Filostrato, vergehen sein kann. Es ist der lauteste Jubelruf eines von glücklichster Liebe erfüllten glückseligen Herzens.“ Sogar in Italien ist das Werk selten aufgelegt worden. Die vorliegende Verdeutschung ist die erste. Daß sie hochwillkommen geheißen werden muß, darüber ist gar keine Frage. Wir knüpfen gegenwärtig so vielfach an die Zeit des großen Völklerwachens an, daß jede Belehrung über dieselbe einen erfreulichen Beitrag bildet. Außerdem ist, wie schon angedeutet, der Filostrato nicht nur eines der liebenswürdigsten Werke des Italieners, sondern auch eines der schönsten Beispiele zu der Lehre von der Vererbung und Wanderung dichterischer Stoffe — einer interessanten Anwendung des Darwinismus auf das rein geistige Gebiet. Die vorliegende Uebersetzung verdient höchstes Lob; sie ist ein rühmensewerthes Beispiel deutscher Fähigkeit und deutscher Geduld. Der Nachdichter hat sich solcher Treue befließigt, daß er in seinen Ottaven sogar den männlichen Reim vollständig ausschließt, obgleich ihn nicht gleich dem Italiener eine Regel band, noch unsre Sprache sich willig zu solcher Kunstlei hergiebt. Unnötige Erschwerung, möchte man sagen. Und doch ist sie so vollkommen bemeistert, daß man die Mühe nicht einmal merkt; und auch die Eintönigkeit des dem deutschen Ohr ungewohnt gleichmäßigen Ausklangs wird nirgends fühlbar. Bei solcher Gewissenhaftigkeit erregt es Staunen, daß der Herausgeber 19 Stenzen hat unterdrücken mögen: sie seien: „theils zu unbedeutend, theils zu sehr in der unverschleierte Art des Decameron geschrieben, als daß die heutige Sitte und der heutige Geschmack ein besonderes Gefallen daran finden könnte.“ Der Herausgeber glaubt doch nicht etwa, ein Familienbuch geschaffen zu haben! Darüber wollen wir uns doch nicht verblenden: für das große Publikum ist der Filostrato todt, und weder Pettners schönstes Lob noch Beauclaus schönste Uebersetzung werden dies literarische Geipenst an den hellen Familientisch zu bannen vermögen; das erträgt nur noch das Dämmerlicht des Gelehrtenzimmers. Und dort ist es doch auch sicher vor den Eingriffen der Zionswächter öffentlicher Sitte, deren Haß sich allerdings bisweilen merkwürdig versieht. Auch die Wahl des neuen Titels wäre wohl zu erwägen. Der Titel *Il Filostrato* ist geschmacklos und sprachfalsch; aber der Filostrato heißt doch nun einmal der Filostrato, und sollte es auch uns Deutschen bleiben. Doch das sind Nebensachen; dem Uebersetzer, der so viel Fleiß und Kunst auf das Werk gewendet, und dem Verleger, der dasselbe würdig vornehm ausgestattet hat, gebührt volle Anerkennung und warmer Dank. Beides sei ihnen hier gezollt.

—ck.

Prufias. Von Ernst Edstein. 3 Bände. Leipzig, Carl Reißner.

Drei Bände! Es wuchet ordentlich in der Hand, wenn man sie aus ihrem Fache herauszieht. Und drei Bände römischer Geschichte! Es gehört Liebhaberei dazu, sich nicht schon von dem Titel auf dem Umschlage abschrecken zu lassen. Allerdings — der Name Edstein mildert die Beängstigung ein klein wenig. Denn Edstein — er bedarf im Uebrigen keiner Vorstellung mehr — hat in seinem Wesen einen so ausgeprägt modernen Zug, daß man sich durch den Gedanken daran ein wenig getröstet findet. Obgleich man eigentlich immer von Neuem erstaunt, ihn mit so offener Vorliebe in die Vergangenheit zurückzuweisen zu sehen. Der idealistische Hang, der ihn nach dem Schönen, von den Schladen des Lebens Gereinigten drängt, und das reiche Wissen, das ihn bei solchen Arbeiten mancher handwerksmäßigen Bemühung überheben mag, lassen diese Wahrnehmung allerdings begreiflicher erscheinen. Der vorliegende Roman spielt zur Zeit des Unterganges der Republik. Das Bild, das Edstein entrollt, hat etwas

ungemein Lebendiges. Die todtten, barbeinigten Schatten gewinnen Farbe, Form und Bewegung vor seinem Auge. Und mehr bedarf es ja nicht, um auch den Leser zu fesseln. Und auch das ganze Werk bedarf eigentlich kaum mehr als der Meinung: des Schöpfers Flagge wird dem Schiffe, das er hier in die Welt hinausfendet, hinreichende Achtung verschaffen. —ck.

Einführung in die antike Kunstgeschichte. Von Dr. Rudolf Adamy. Hannover. Helwing'sche Buchhandlung.

Der Architectonik des geistvollen Verfassers ist an diesem Orte schon mehrfach gedacht worden. Eine Erinnerung an sie wird dem vorliegenden Buch die beste Empfehlung sein. Entstanden aus einer Anzahl von Vorträgen für gemischte Zuhörerschaft, entspricht es der Bestimmung, dem Laien eine kurzgefaßte, anschauliche Vorstellung des Bauwesens im Alterthume zu geben. Die Vorträge sind wiederum sehr schön geschrieben; und sie sind noch ein wenig zugänglicher als das große Werk des Verfassers, das, frei von eigentlichem gelehrtem Rothwelsch, sich doch häufig in Vorstellungen und Gedankenkreisen bewegt, die bei dem Leser Bewöhrnung an die dünne Höhenluft philosophischer Betrachtung erheischt. Dies hier ist ein Buch für Haus und Familie — für die gebildete allerdings auch nur. Aber wer in solchen Kreisen ernste Interessen hegt der wird es, auch wenn er über die Vorschule des Gegenstandes längst hinaus ist, zu seinem Vortheil und mit Genuß in die Hand nehmen. Nebenbei ist es auch ein vorzügliches Nachschlagewerk. Kurzum, wir möchten das hübsch ausgestattete, reich illustrierte Bändchen jedermann auf das dringendste empfehlen. Eine Stunde, die man in Betrachtung vor dem lächelnden Ernste der Antike verbringt, ist nie vergeudet. —ck.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Adelmann, Alfred Graf. Am ligurischen Meere Stuttgart. Richter & Kappler.

Anzengruber, Ludwig. Allerlei Humore, Kleinbäuerliches, Grossstädtisches und Gefabeltes. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Amyntor, Gerhard von. Ein Problem. Roman. Basel. Felix Schneider.

Aus Sturm und Noth. Selbstschriften-Album des Deutschen Reiches. Berlin, J. H. Schorer.

Beyer, Heinrich. Das Nünlein von Nimtsches oder Dr. Luthers Brautfahrt. Dramatisches Gedicht. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag.

Baumbach, Rudolf. Trug-Gold. Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Berlin, Albert Goldschmidt.

Berliner Münzverkehr. Periodisch erscheinendes Verzeichniss verkäuflicher Münzen und Medaillen verschiedener Länder, herausgegeben von Julius Hahlo, Berlin NW, Unter den Linden 41.

Bormann, Edwin. Leib'ger Allerlei. München, Braun & Schneider.

Brun-Barnow, J. v. Ein Wort an die Deutschen Frauen. Leipzig. Max Hesse.

Carliere, Moriz. Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Catalogue des livres relatifs aux beaux-arts de Ulrico Hoepli, Milan.

Dahn, Felix. Bissula. Roman. Vierte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

— Deutsche Geschichte. 1. Bd. 1. Hälfte. Gotha, F. A. Perthes.

Dante Alighieri's Hölle. Erste Abtheilung der Göttlichen Komödie. Genau nach dem Versmaasse des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen von Julius Francke. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dessoiff, Märchen für Hans und Grete. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dickens, Dr. Der Geist der Zeit. Rede zum Luther-Jubiläum. Leipzig, Rossberg.

Dove, Alfred. Deutsche Geschichte. Bd. VI, 1. Hälfte. Gotha, F. A. Perthes.

Faraday, Michael. Naturgeschichte einer Kerze. Herausgeg. v. Prof. Dr. R. Meyer in Chur. Berlin, Oppenheim.

Forstenheim, N. Manoli. Rumänische Volks-sage. Wien, Carl Konegen.

Giornale Storico della Letteratura italiana. Diretto e redatto da Arturo Graf, Francesco Novati, Rodolfo Benier. Roma, Ermanno Loescher Editore.

Haesters' Bibel. 1000 Aufl. Essen. G. D. Baedeker.

Harmening, Ernst. Erde und Eden. Jena, Fr. Mauke.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und

deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58⁷⁰ R.

Mühlbrunn . 41⁵⁰ R.

Schlossbrunn . 44⁷⁰ R.

Theresienbrunn . 48³⁰ R.

Neubrunn . . 49³⁰ R.

Markbrunn . 39⁰⁰ R.

Russ. Kronquelle 28⁰⁰ R.

Felsenquelle . 47⁰⁰ R.

Kaiser Karls-Qu. 31⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).
Zweig Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 28. — Heft 84.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

März 1884.

Breslau,
S. Schottlaender.

März 1884.

Inhalt:

	Seite
Iwan Turgenjeff.	
Der Kaufbold. Novelle. (Aus dem Russischen von Wilhelm Lange)	283
Karl Koberstein in Dresden.	
Ein Lechter vom Regiment Gensd'armes	327
G. Hirschfeld in Königsberg.	
Ein deutscher Gesandter bei Soliman dem Großen.....	348
O. Schrader in Jena.	
Carl Ludwig von Knebel.....	363
Paul Lindau in Berlin.	
Brennende Liebe von Hans Hopfen.....	383
Ein Brief von Theodor Frerichs	399
Bibliographie	400

Hierzu ein Portrait von Theodor Frerichs. Radirung von
Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W 63, von der Herdstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Schorer, F. A., in Berlin. („Das Echo.“)



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirt** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXVIII (Januar bis März 1884), wie auch zu den früheren Bänden I—XXVII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“
herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX.
X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII.,
XXIV., XXV., XXVI., XXVII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —

pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63,
64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78
79, 80, 81

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXVIII. (Januar
bis März 1884)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII.,
XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.

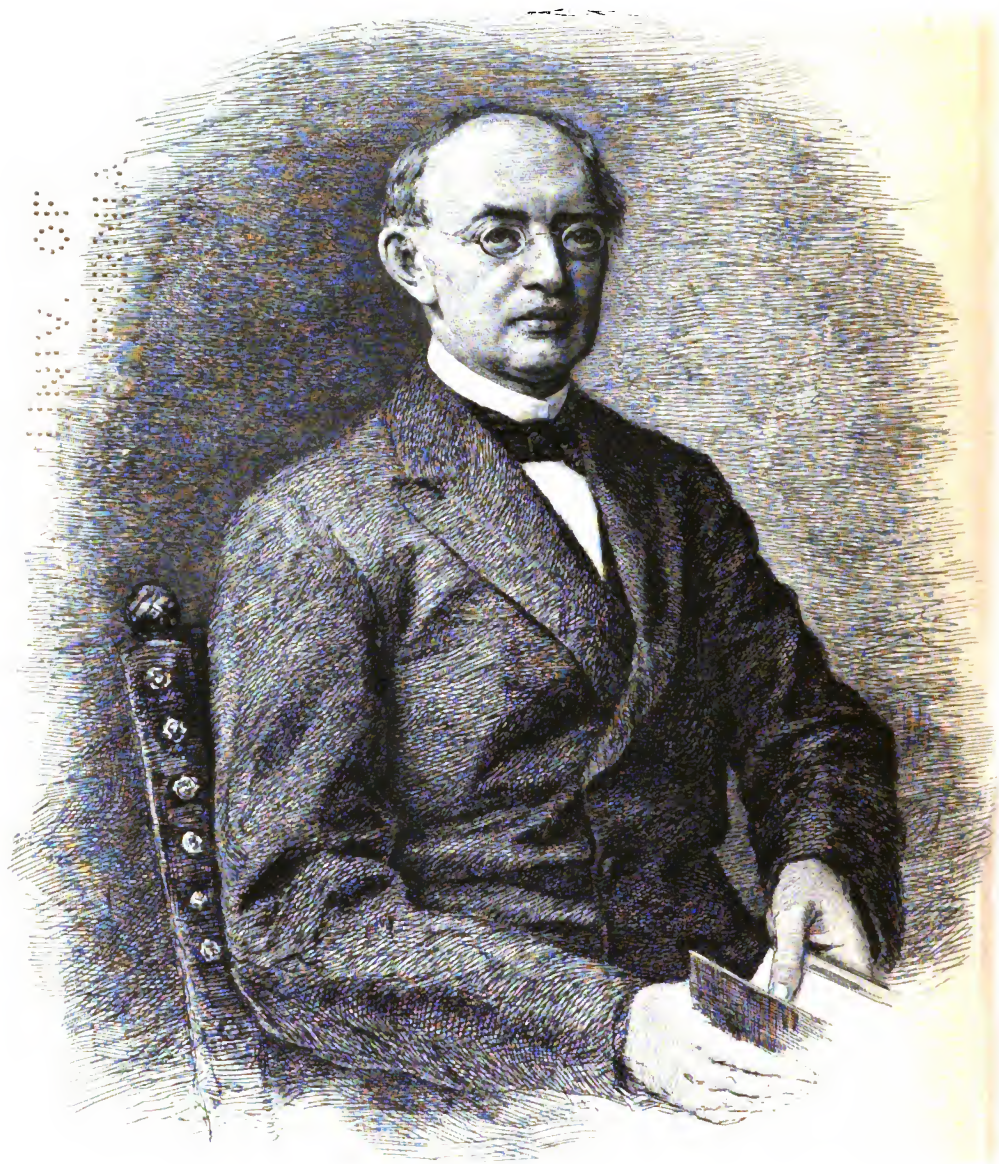
zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gef. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Fr. Th. Frerichs

Verlag von S. Schönlander in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

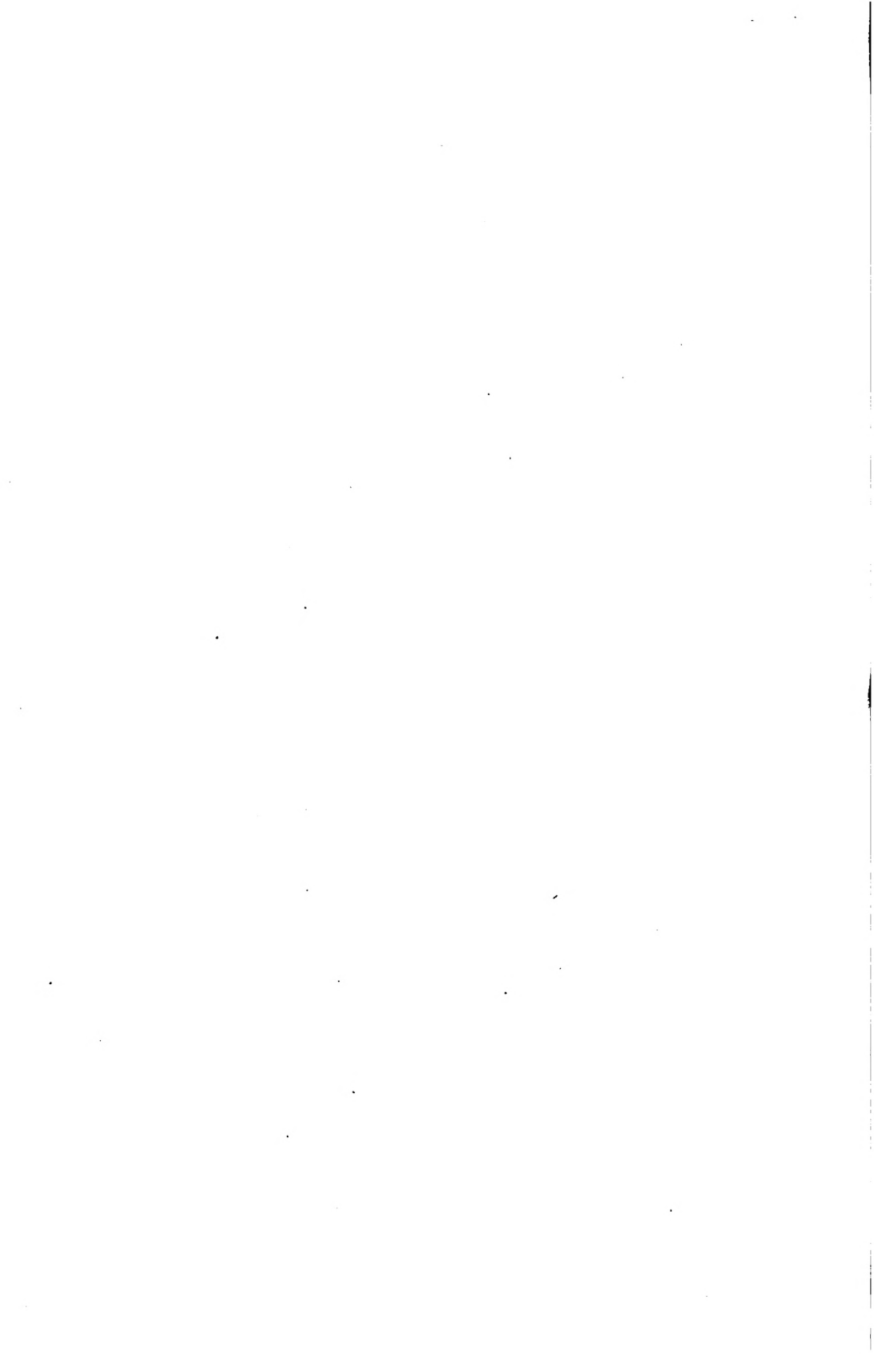
XXVIII. Band. — März 1884. — 84. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Theodor Gerichs.



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Der Raufbold.

Novelle

von

Iwan Turgenjef.

Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.

I.

Im Jahr 1829 lag das zweite Kürassier-Regiment in dem Dorfe Kirilowo im Goubernement Kolomna in Garnison. Mit seinen Hütten und Heuschobern, seinen grünen Hanfseldern und hohen Bohnenranken nahm dieses Dorf von fern sich aus wie eine Insel inmitten eines unabsehbaren Meeres aufgeschlügter schwarzer Felder.

Mitten im Dorf lag ein kleiner, ewig mit Gänsefedern bedeckter Weiher mit schmutzigen aufgewühlten Ufern. Etwa hundert Schritt von dem Weiher, an der andern Seite der Landstraße, gewahrte man das aus Holz erbaute Herrenhaus. Es stand schon seit geraumer Zeit leer und hatte sich, als wollte es umfallen, melancholisch auf die Seite geneigt. Hinter dem Hause zog sich ein verwahrloster Garten hin. Darin standen alte Apfelbäume, die keine Früchte mehr trugen, und hohe Birken, auf denen ganze Schwärme von Krähen ihre Nester gebaut. Am Ende der Hauptallee, in einem kleinen Häuschen, das in früheren Zeiten der Herrschaft als Badestube gedient hatte, wohnte ein gebrechlicher Haushofmeister, der sich nach alter Gewohnheit jeden Morgen hustend und keuchend durch den Garten nach dem Herrenhause schleppte, obgleich er darin weiter nichts im Stand zu halten hatte als ein Duzend Lehnstühle mit verschossenem weißem Bezug, zwei dickbäuchige Commoden mit geschweiften kurzen Füßen und Messinggriffen, vier durchlöchernte Bilder und die Alabasterstatue eines Negerz, dem die Nase abgeschlagen war.

Der Eigenthümer dieses Hauses, ein junger sorglos in den Tag lebender Mann, hielt sich bald in Petersburg, bald im Auslande auf — sein Gut hatte er ganz und gar vergessen. Er hatte es vor acht Jahren von einem alten Oheim geerbt, der einst in der ganzen Gegend wegen seiner ausgezeichneten Biqueure bekannt gewesen war. Noch jetzt lagen in der Vorrathskammer die leeren dunkelgrünen Flaschen unter allerlei Gerümpel: vollgeschriebenen Heften mit bunten Umschlägen, alten Krystall-Kronleuchtern, Hofcostümen aus der Zeit Katharinas der Zweiten, einem verrosteten Degen mit Stahlgriff u. s. w.

In dem einen der beiden Flügel hatte der Oberst sich einquartirt — ein verheiratheter Mann, von hohem Wuchs, wortkarg, härtebeißig und schläfrig. In dem andern wohnte sein Adjutant, ein gefühlvoller und stets parfümirter Soldat, zudem ein besonderer Liebhaber von Blumen und Schmetterlingen.

Die Herren Offiziere dieses Regiments unterschieden sich in nichts von ihren Kameraden in allen andern Regimentern. Es gab unter ihnen gute und schlechte, kluge und dumme . . .

Einer von ihnen, ein gewisser Alexis Iwanowitsch Lutschkoff, seinem Range nach Stabsrittmeister, galt für einen Raufbold. Lutschkoff war von untersehter Statur — eine nichts weniger als stattliche Erscheinung. Er hatte ein kleines gelblich-trockenes Gesicht, dünnes schwarzes Haar, gewöhnliche Züge und kleine dunkle Augen. Schon als Kind hatte er seine Eltern verloren, und so war er in Noth und Armuth aufgewachsen. Ganze Wochen lang konnte er sich durchaus friedfertig benehmen, aber dann war's mit einem Mal, als wär' er vom Teufel besessen: Alle belästigte, Alle ärgerte er, Allen warf er dreiste herausfordernde Blicke zu, und so kam es denn zu Händeln. Uebrigens stand Lutschkoff mit keinem seiner Kameraden auf feindseligem Fuße, wenngleich er nur mit einem, dem parfümirten Adjutanten, befreundet war . . . Er trank weder Wein noch spielte er Karten . . .

Im Mai 1829, kurz nach Beginn der Uebungen, trat ein junger Cornet Namens Fedor Fedorowitsch Kister in das Regiment ein. Er stammte, obgleich ein echter Russe, aus einer deutschen Adelsfamilie, war sehr blond und sehr bescheiden, gebildet und wohlherzogen. Bis zu seinem zwanzigsten Jahr hatte er stets im elterlichen Hause gelebt unter den Hittigen der Mutter, Großmutter und zweier Tanten. In die Armee war er einzig und allein auf den dringenden Wunsch seiner Großmutter eingetreten, die sogar noch in ihren alten Tagen keinen weißen Federbusch sehen konnte, ohne in Aufregung zu gerathen.

Er widmete sich dem Dienst ohne sonderliche Lust; doch bewies er viel Eifer und that gewissenhaft seine Pflicht. Er war nie sturzhast, aber immer sauber und vorschrittmäßig gekleidet. Gleich am Tage seiner Ankunft meldete sich Kister bei dem Commandirenden; dann begann er sofort seine Wohnung einzurichten. Er hatte Teppiche, Wandbretter, billige Tapeten u. s. w.

mitgebracht, womit alle Wände und Thüren beklebt und bedeckt wurden. Sodann ließ er verschiedene spanische Wände aufstellen, den Hof reinigen, den Pferdestall und die Küche in Stand setzen und sogar eine Badestube einrichten . . .

Eine ganze Woche nahm ihn diese Arbeit in Anspruch. Aber dafür war es auch ein wahres Vergnügen, sein Zimmer zu betreten. Vor dem Fenster stand ein Tisch, der mit allerlei Säckelchen bedeckt war; in einer Ecke befand sich ein Gestell mit Büchern und den Büsten Schillers und Goethes; an den Wänden hingen Landkarten, vier Studienköpfe und eine Jagdflinte; neben dem Tische war in gefälliger Ordnung eine Reihe Pfeifen mit eleganten Spitzen aufgestellt; der Boden war vollständig mit Teppichen bedeckt; sämtliche Thüren schlossen und die Fenster waren mit Gardinen versehen — kurz, Alles in dem Zimmer des jungen Cornets athmete Ordnung und Sauberkeit.

Wie anders sah es bei seinen Kameraden aus! Nur mit Mühe gelangte man über den schmutzigen Hof; in der Vorstube saß der Burche des Offiziers hinter einem zerrissenen Schirm aus Segeltuch und schnarchte; am Boden lag faules Stroh; auf dem Herd standen die Stiefel und ein Pomadentopf mit Glanzwische. Im Zimmer selbst gewahrte man einen buckligen, mit Kreide beschriebenen Spieltisch; und auf dem Tische standen Gläser, die halb mit kaltem dunkelbraunem Thee gefüllt waren. An der Wand befand sich ein breites fettiges Sopha, das halb aus den Fugen war; auf dem Fensterbret lag Cigarrenasche, und auf einem plumphen runden Behnstuhl saß der Herr selbst in grasgrünem Schlafrock mit hellrothen Blüschauflägen und mit einer gestickten asiatischen Mütze auf dem Kopf; neben dem Herrn aber lag schnarchend ein unförmlich dicker boshafter Hund mit schmutzigem Messinghalsband . . . Keine einzige Thür schloß . . .

Alle mochten den Cornet gern leiden. Man liebte ihn wegen seiner Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit, warmen Herzlichkeit und der ihm angeborenen Neigung „für alles Schöne“ — kurz wegen all der Eigenschaften, die man an einem andern Offizier vielleicht unpassend gefunden hätte. Man hatte Rister den Spitznamen „Jüngferchen“ beigelegt und beobachtete gegen ihn eine fast zärtliche Höflichkeit.

Nur Lutschoff sah ihn mit scheelen Blicken an. Eines Tages trat er nach dem Exerciren mit zusammengepreßten Lippen und weit geöffneten Rüstern auf ihn zu.

„Guten Tag, Herr Knafter.“

Rister sah ihn unentschlossen an.

„Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Knafter,“ fuhr Lutschoff fort.

„Ich heiße Rister, werther Herr Lutschoff.“

„Was liegt am Namen, Herr Knafter!“

Kister drehte ihm den Rücken und ging nach Hause. Lutschoff blickte ihm höhnisch nach.

Am folgenden Tage trat er sofort nach dem Exerciren wieder auf Kister zu.

„Nun, wie geht's Ihnen, Herr Kinderbalsam?“

Kister erbehte und sah ihm gerad' in's Gesicht. Die kleinen galligen Augen Lutschoffs funkelten vor boshafter Freude.

„Ja, mit Ihnen red' ich, Herr Kinderbalsam!“

„Mein werther Herr,“ antwortete Kister, „ich finde Ihren Scherz dumm und unpassend — haben Sie mich verstanden? Dumm und unpassend!“

„Wann schlagen wir uns?“ entgegnete Lutschoff gelassen.

„Sobald es Ihnen beliebt . . . meinetwegen morgen.“

Am folgenden Morgen fand das Duell statt.

Lutschoff brachte Kister eine leichte Verwundung bei, worauf er zum größten Erstaunen der Secundanten auf den Cornet zutrat, seine Hand ergriff und ihn um Verzeihung bat.

Kister mußte vierzehn Tage das Zimmer hüten; während derselben besuchte der Rittmeister den Kranken einige Mal, und als der Cornet wieder ausgehen konnte, waren die Beiden mit einander befreundet. Hatte ihm die entschlossene Haltung des jungen Offiziers gefallen oder war in seiner Brust etwas wie Reue erwacht — das ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls schloß Lutschoff seit diesem Vorfall sich eng an Kister an und nannte ihn erst Fedor und dann vertraulich Fedja. In seiner Gegenwart wurde er ein anderer Mensch — aber seltsam! nicht zu seinem Vortheil. Freundlichkeit und Höflichkeit kleideten ihn nicht. Trotzdem vermochte er Niemandem Theilnahme einzufloßen: so war nun einmal sein Geschick! Er gehörte zu den Menschen, denen gleichsam die Macht verliehen ist, über andere zu herrschen; aber die Natur hatte ihm die Eigenschaften versagt, welche nothwendig sind um eine solche Macht zu rechtfertigen.

Da er weder Bildung noch Geist besaß, durfte er sich in seiner wahren Gestalt nicht zeigen. Vielleicht wurzelte sein rauhes Wesen nur in dem Bewußtsein, daß er eine mangelhafte Erziehung genossen, und in dem Wunsche, sich vollständig hinter einer starren Maske zu verstecken.

Lutschoff hatte sich anfangs nur den Anschein geben wollen, als verachte er die Menschen. Aber gar bald merkte er, daß es nicht schwer hält, sie einzuschüchtern, und so begann er sie wirklich zu verachten. Es that ihm wohl, daß bei seinem bloßen Erscheinen jedes einigermaßen ernste Gespräch sofort abgebrochen wurde.

„Ich weiß nichts und habe nichts gelernt, auch besitze ich keinerlei Fähigkeiten,“ dachte er bei sich; „darum wißt auch ihr nichts und sollt mir gegenüber nicht mit euern Talenten prahlen“ . . .

Vielleicht war der Raufbold bei Kister nur darum endlich aus der Rolle

gefallen, weil er bis dahin niemals einem wirklichen „Idealisten“ begegnet war — d. h. einem Wesen, das ehrlich und uneigennützig nach Idealen strebte und darum frei war von Selbstsucht, und gegen seine Mitmenschen Nachsicht übte.

Gar oft suchte Lutschkoff den Cornet des Morgens in seiner Wohnung auf. Dann steckte er sich eine Pfeife an und setzte sich still auf einen Stuhl. Rister gegenüber schämte er sich seiner Unwissenheit nicht, er verließ sich, und zwar nicht ohne Grund, auf dessen deutsche Bescheidenheit.

„Nun,“ begann er nach einer Weile, „was hast Du gestern gemacht? Natürlich wieder gelesen, wie?“

„Ja . . .“

„Und was hast Du eigentlich gelesen? Erzähl' mir das doch 'mal Freundchen,“ fuhr Lutschkoff mit einem leisen Anflug von Spott fort.

„Ich habe das Idyll von Kleist gelesen. Ach, wie schön das ist! Wart', ich will Dir ein paar Strophen übersetzen.“

Und Rister begann mit Begeisterung zu übersetzen, während Lutschkoff die Stirn runzelte, die Lippen zusammenbiß und aufmerksam zuhörte . . .

„Ja, ja,“ sprach er hastig mit einem unangenehmen Lächeln, „hübsch . . . sehr hübsch . . . Sag' mal,“ fügte er dann langsam und gleichsam einem inneren Drange gehorchend hinzu, „sag' mal, wie denkst Du über Ludwig XIV?“

Und Rister theilte ihm seine Ansicht über Ludwig XIV. mit. Lutschkoff hörte ihm zu; vieles verstand er gar nicht, manches faßte er falsch auf, und so entschloß er sich endlich, eine Bemerkung zu machen. Das brachte ihn jedoch in große Verlegenheit. Wenn ich eine Dummheit sagte! dachte er. Und in der That sagte er gar oft Dummheiten; aber Rister gab ihm niemals eine scharfe Antwort; der brave Jüngling freute sich von Herzen, daß er in diesem Manne das Verlangen nach Erkenntniß geweckt hatte. Leider fragte Lutschkoff den Cornet nicht aus Wissensdurst! Warum eigentlich — das mag Gott wissen. Vielleicht wollte Lutschkoff mit sich selbst darüber in's Klare kommen, ob er wirklich ein Dummkopf sei oder ob es ihm nur an Kenntnissen fehle.

„Ja, ich bin wirklich ein dummer Mensch,“ murmelte er manchmal mit bitterem Lächeln vor sich hin. Und dann richtete er sich plötzlich gerade auf und blickte mit einem unverschämten, boshaften Hohnlächeln um sich herum, wenn er bemerkte, daß irgend einer seiner Kameraden den Blick vor ihm senkte . . .

Die Herren Offiziere unterhielten sich nicht allzu lange über die Freundschaft, welche plötzlich zwischen Rister und Lutschkoff entstanden war; bei dem Raufbold waren sie an allerlei Seltsamkeiten längst gewöhnt. „Der Teufel hat mit einem Kinde Freundschaft geschlossen,“ sagten sie . . . Rister rühmte seinen neuen Freund überall mit großer Wärme; Niemand widersprach ihm, da man sich vor Lutschkoff fürchtete. Dieser nannte in Anderer Gegenwart niemals den Namen des Cornets, aber er hatte den Verkehr mit dem parfümirten Adjutanten vollständig aufgegeben.

II.

Die Gutsbesitzer in Südrußland lieben es, von Zeit zu Zeit große Bälle zu geben und zu denselben die Herren Offiziere einzuladen, damit ihre heirathsfähigen Töchter die nöthigen Bekanntschaften machen können.

Etwa zehn Werst von dem Dorfe Kirilowo wohnte solch ein Gutsbesitzer, ein gewisser Perekatoff. Er besaß etwa vierhundert Seelen und ein recht hübsches Wohnhaus. Seine einzige achtzehnjährige Tochter hieß Marja, seine Frau Menila Matarjemna. Herr Perekatoff hatte in seiner Jugend bei der Cavallerie gedient, aber aus Trägheit und aus Vorliebe für das Landleben seinen Abschied genommen, um für den Rest seines Lebens jenes ruhige Dasein zu führen, das dem nur mittelmäßig begüterten Landadel zur Gewohnheit geworden ist. Menila stammte in nicht ganz legitimer Weise von einem hohen Würdenträger in Moskau ab.

Ihr Beschützer ließ sie in seinem eigenen Hause sehr sorgfältig erziehen. Aber bei der ersten Gelegenheit entledigte er sich ihrer mit einer gewissen Hast — wie einer Waare von zweifelhaftem Werthe. Denn Menila war nicht schön und der hohe Würdenträger hatte ihr nur eine Mitgift von zehntausend Rubel ausgelegt. Sie nahm Herrn Perekatoffs Antrag mit Freuden an, und Herr Perekatoff schätzte sich glücklich, daß er eine so gebildete und luge und mit einem so hohen Würdenträger verwandte Dame zur Frau erhielt. Auch nach der Hochzeit ließ der hohe Herr dem jungen Paar noch gnädig seinen Schutz angedeihen, das heißt, er geruhte die Wachteln anzunehmen, welche Perekatoff ihm schickte und redete ihn mit „lieber Freund“, ja bisweilen sogar mit dem vertraulichen „Du“ an.

Menila hatte ihren Mann vollständig unter dem Pantoffel und führte nicht bloß das Regiment im Hause, sondern leitete auch die Verwaltung des Gutes; aber sie verwaltete es in sehr verständiger Weise und jedenfalls weit besser, als es Herr Perekatoff gethan hätte. Sie ließ ihn sein Joch nicht zu schwer fühlen, hielt ihn jedoch sehr kurz. Sie bestimmte, welchen Anzug er zu tragen hatte, sie verordnete, daß er sich nach englischer Mode kleiden müsse; auf ihren Befehl ließ er sich ein spanisches Keimbärtchen wachsen, um auf diese Weise eine große Warze verbergen zu können, welche einer reifen Himbeere glich. Allen Fremden, die in's Haus kamen, erzählte Menila, ihr Mann spiele die Flöte und alle Flötenspieler ließen sich am Kinn die Haare wachsen, um bequemer das Instrument halten zu können.

Herr Perekatoff erschien bereits am frühen Morgen mit hohem sauberem Halsstuch und sorgfältig gekämmt und gewaschen. Uebrigens war er mit seinem Geschick vollkommen zufrieden; er speiste immer sehr gut, that was er wollte und schlief so lange er konnte. Wie die Nachbarn behaupteten, hatte Menila eine „fremde Hausordnung“ eingeführt; das heißt, sie hielt sich nur wenig Dienstboten und kleidete dieselben anständig. Unablässig nagte an ihr der Wurm des Ehrgeizes; sie wünschte, daß der Adel ihren Mann

für irgend ein Amt außersehen möchte; aber die Junker des Kreises ließen sich zwar Menilas vortreffliche Speisen schmecken, gaben jedoch bei den Wahlen nicht ihrem Manne die Stimmen, sondern bald dem Generalmajor a. D. Burtholz, bald dem Major a. D. Burundukoff. Herr Perelatoff kam ihnen wie ein großstädtischer Stutzer vor.

Die Tochter glich dem Vater. Menila hatte sehr viel Mühe auf ihre Erziehung verwendet. Sie sprach vorzüglich französisch und spielte leidlich Clavier. Sie war von Mittelgröße, ziemlich gut entwickelt und ein wenig blaß; ihr etwas volles Gesicht war beständig belebt von einem freundlichen fröhlichen Lächeln; ihr blondes, wenn auch nicht sehr dichtes Haar, die schwarzen Augen und die angenehme Stimme machten sie zu einer gefälligen Erscheinung. Dazu kam, daß sie weder affectirt war, noch Vorurtheile hegte, eine für ein Steppenfräulein ungewöhnliche Bildung befaß und in Rede und Benehmen sich einfach und ungezwungen zu geben wußte — das alles fiel Einem unwillkürlich auf. Sie hatte sich ganz frei entwickelt; Menila legte ihr in keiner Weise irgend welchen Zwang auf . . .

Eines Tages war die ganze Familie um die Mittagsstunde im Gastzimmer vereint. Perelatoff stand in grünem Rock, mit hohem carrirtem Halstuch und erbsenfarbenen Beinkleidern nebst Stiefletten an einem Fenster und fing mit großer Aufmerksamkeit Fliegen. Die Tochter saß hinter ihrem Stuhlrahmen; langsam und grazios hob und senkte sich ihre kleine volle Hand hinter dem Canevas. Menila saß auf dem Sopha und blickte schweigend vor sich hin.

„Sag mal, Sergey Sergeitsch,“ wandte sie sich an ihren Mann, „hast Du die Einladung an das Regiment geschickt?“

„Die zu heut Abend? Jawohl, ma chère!“ (Es war ihm verboten, sie mit dem russischen Matuschka, Mütterchen, anzureben.) „Jawohl, versteht sich!“

„Wir haben nicht Herren genug,“ fuhr Menila fort. „Die jungen Damen wissen nicht, mit wem sie tanzen sollen.“

Ihr Mann seufzte, als wäre er tief betrübt über diesen Mangel an Herren.

„Mama,“ begann plötzlich Marja, „ist Herr Lutschkoff auch eingeladen?“

„Welcher Herr Lutschkoff?“

„Einer von den Offizieren. Er soll ein sehr interessanter Mann sein.“

„Wirklich!“

„Ja . . . schön ist er nicht und auch nicht mehr jung, aber alle fürchten sich vor ihm. Er ist ein schrecklicher Duellant.“ (Mama zog die Brauen zusammen.) „Ich möchte ihn sehr gern einmal sehen.“

„Dann würdest Du was Rechtes zu sehen bekommen,“ nahm Perelatoff das Wort. „Du denkst wohl, er sei eine Art Lord Byron?“ (Man begann damals in Rußland gerade von Byron zu sprechen.) „Dummes Zeug.

Siehst Du, mein Kind, auch ich galt meiner Zeit für einen gefährlichen Händelsucher!"

Marja sah den Vater verwundert an, sprang dann lächelnd auf ihn zu und küßte ihn auf die Wangen. Auch Renila mußte lächeln; aber Perelatoff hatte nicht gelogen.

"Ich weiß nicht, ob dieser Herr ebenfalls kommt," fuhr die Mutter fort. "Möglich, daß er uns die Ehre erweist."

Die Tochter seufzte.

"Na, na, daß Du Dich nicht in ihn verliebst!" bemerkte Perelatoff.

"Ich weiß, heutzutage schwärmt ihr jungen Damen gern für solche Leute. . ."

"Ich nicht," antwortete Marja naiv.

Renila warf ihrem Manne einen kalten Blick zu. Perelatoff begann verlegen mit seiner Uhrkette zu spielen, ergriff dann seinen breitkrämpigen englischen Hut und ging hinaus auf dem Hof. Demüthig und schüchtern folgte ihm der Hund. Das kluge Thier wußte sehr wohl, daß sein Herr im Hause nicht viel zu sagen hatte, und benahm sich deshalb vorsichtig und bescheiden.

Renila näherte sich der Tochter, hob sanft ihr Köpfchen und schaute ihr freundlich in die Augen. "Nicht wahr, Du sagst mir's, wenn Du Dich verliebst?" sagte sie.

Marja küßte lächelnd der Mutter die Hand und bewegte mehrmals zustimmend den Kopf.

"Vergiß es nicht," fuhr die Mutter fort, streichelte ihr die Wange und folgte ihrem Mann.

Marja lehnte sich im Stuhl zurück, der Kopf sank auf die Brust, die Hände falteten sich. Lange schaute sie so mit blinzeln den Augen durch's Fenster. . . Eine leichte Röthe spielte auf ihren frischen Wangen. Dann richtete sie sich seufzend wieder auf, wollte ihre Stiderei von Neuem vornehmen, ließ die Nadel fallen, stützte das Gesicht auf die Hand und versank, kaum merklich an den Nagelspitzen kauend, in Träumerei. . .

Nach einer Weile blickte sie über die Schulter zurück, betrachtete den ausgestreckten Arm, stand auf, trat vor den Spiegel, setzte sich lächelnd den Hut auf und ging hinaus in den Garten. . .

Abends gegen acht Uhr begannen die Gäste sich einzufinden. Frau Perelatoff empfing und unterhielt mit großer Liebenswürdigkeit die älteren Damen; ihre Tochter unterzog sich derselben Aufgabe gegenüber den jungen Damen, und der Herr vom Hause redete mit den Gutsbesitzern von Wirthschafts-Angelegenheiten, wobei er sich beständig nach seiner Gattin umblickte. Allmählich erschienen auch die jungen Provinzialstuger — sie kamen absichtlich etwas spät — und endlich der Herr Oberst, begleitet von seinem Adjutanten, Rister und Lutschkoff, welche er der Dame vom Hause vorstellte. Rister murmelte das übliche „sehr angenehm“, während Lutschkoff sich nur stumm verbeugte. Herr Perelatoff eilte sofort auf den Oberst zu, drückte

warm die Hand und blickte ihm gerührt in die Augen. Der Oberst machte gleich ein finsternes Gesicht.

Der Tanz begann. Kister engagirte die Tochter vom Hause. Der Ball wurde mit einer Eossaise eröffnet, einem Tanze, der damals noch sehr in Mode war.

„Sagen Sie mir doch,“ sprach Marja, als sie einige Male die Runde gemacht hatten und nun unter den ersten Paaren standen, „warum tanzt Ihr Freund nicht?“

„Mein Freund — wen meinen Sie?“

Marja zeigte mit dem Fächer nach Lutschkoff.

„Der tanzt niemals,“ entgegnete Kister.

„Warum ist er den hierhergekommen?“

Kister lächelte. „O, er wollte gern das Vergnügen haben — —“

Marja unterbrach ihn. „Sie sind wohl erst vor Kurzem in unser Regiment eingetreten?“

„In Ihr Regiment?“ versetzte Kister lächelnd; „ja, erst vor kurzem.“

„Und langweilen Sie sich nicht hier in unserer Gegend?“

„Aber ich bitte Sie! . . . Ich habe hier so angenehme Gesellschaft gefunden! . . . und dann die Natur . . .!“

Und Kister verbreitete sich über die Naturschönheiten Südrußlands.

Marja hörte ihm gesenkten Hauptes zu. Lutschkoff stand in einer Ecke und sah gleichgiltig den Tänzern zu.

„Wie alt ist Herr Lutschkoff?“ fragte sie plötzlich.

„Etwa . . . etwa fünfunddreißig,“ sagte Kister.

„Er soll sehr gefährlich — sehr jähzornig sein,“ fügte sie schnell hinzu.

„O, ein wenig aufbrausend . . . aber sonst ein ganz braver Mensch.“

„Wie ich höre, fürchten sich Alle vor ihm.“

Kister lachte.

„Und Sie?“

„Ich? . . . Herr Lutschkoff und ich sind gute Freunde.“

„Wirklich?“

„Sie sind dran! Sie sind dran!“ wurde ihnen von allen Seiten zugerufen. Die Beiden fuhren leicht zusammen und begannen wieder durch den Saal zu tanzen.

„Ich gratulire,“ sprach der Cornet zu Lutschkoff, als er nach Beendigung des Tanzes seinen Freund aufsuchte; „während der ganzen Zeit hat die Tochter vom Hause mir nur von Dir gesprochen.“

„Nicht möglich!“ versetzte Lutschkoff spöttisch.

„Du bist ein Glücksmensch! Sie ist ein sehr hübsches Mädchen; sieh nur!“

„Wo ist sie?“

Kister zeigte sie ihm.

„Ah! Nicht übel!“ Und Lutschkoff gähnte.

„Welch' ein Eiszapfen!“ rief Rister, und damit eilte er wieder fort, um eine andere junge Dame zum Tanz aufzufordern.

Die Nachricht, welche Rister seinem Freunde überbracht hatte, that diesem trotz des Gähnens ungemein wohl. Daß er Neugierde erregte, schmeichelte seiner Eigenliebe ganz außerordentlich. In seinen Neben verachtete er die Liebe, denn er fühlte, daß es ihm sehr schwer fallen würde, Liebe zu erregen. Sehr leicht dagegen war es, den Gleichgiltigen und Stolzen zu spielen. Lutschkoff war häßlich und durchaus nicht mehr jung; aber er hatte seine Person mit einer Art Nimbus umgeben, und so durfte er sich damit auch brüsten.

Allmählich hatte er sich an die bittere Befriedigung gewöhnt, welche die Vereinsamung gewährt. Nicht zum ersten Mal hatte eine Frau ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet; einige gar hatten sich ihm zu nähern versucht; aber mit seiner grausamen Gleichgiltigkeit hatte er sie wieder von sich gestoßen. Er wußte, daß die Zärtlichkeit ihm schlecht zu Gesicht stand. (Kam es zu einer Erklärung, so war er erst unbeholfen, und dann — aus Aerger darüber — grob und beleidigend.) Er erinnerte sich einiger Frauen, die er vor Jahren gekannt; kaum schien das Verhältniß einen herzlichen Charakter annehmen zu wollen, da wurden sie von einem so eifrigen Gefühl der Abneigung erfaßt, daß sie sich augenblicklich von ihm zurückzogen. So war er denn schließlich dahin gekommen, ein räthselhaftes Wesen anzunehmen und das zu verachten, was das Schicksal ihm versagt hatte. . . Eine andere Verachtung kennen ja die meisten Menschen nicht. Jeder ehrliche und unwillkürliche, das heißt wahre Ausbruch der Leidenschaft war für Lutschkoff etwas Unbegreifliches; er spielte selbst dann eine Rolle, wenn er aufbrauste. Nur dem jungen Cornet stüßte er keinen Widerwillen ein, wenn er in höhnisches Lachen ausbrach; die Augen des braven Deutschen strahlten vor edler freudiger Antheilnahme, wenn er Lutschkoff gewisse Stellen aus seinem geliebten Schiller vorlas und dann der Räufbold mit gesenktem Kopf und verdruhter Miene vor sich hin starrte . . .

Rister tanzte, bis er vor Müdigkeit umzuknicken drohte. Lutschkoff saß noch immer regungslos in seiner Ecke. Von Zeit zu Zeit blickte er mit zusammengezogenen Brauen verstohlen nach Marja hinüber; aber sobald ihre Blicke sich begegneten, gab er seinem Gesicht einen gleichgiltigen Ausdruck. Marja hatte bereits dreimal mit Rister getanzt. Der ehrliche, so begeisterungsfähige Jüngling hatte ihr Vertrauen gewonnen und so plauderte sie ganz ungezwungen und fröhlich mit ihm; aber in ihrem Innern fühlte sie sich bekümmert . . . ihre Gedanken beschäftigten sich mit Lutschkoff.

Man intonirte die Masurka. Die Offiziere wurden lebendig; die Absätze schlugen an einander und es war, als ob die Epauletten sich bewegten; ja sogar die Civilisten begannen mit den Absätzen zu klappern. Noch immer rührte Lutschkoff sich nicht von der Stelle; theilnahmlos folgten seine Augen den durcheinander wirbelnden Paaren.

Da berührte Jemand seinen Arm . . . Er sah sich um; sein Nachbar deutete auf Marja. Da stand sie mit gesenkten Blicken vor ihm und hielt ihm die Hand entgegen. Einen Augenblick sah Lutschoff sie erstaunt an, dann schnallte er gleichgiltig den Degen ab, warf seine Mütze an die Erde, trat linksch zwischen die Stühle, ergriff Marja bei der Hand und tanzte mit ihr durch den Saal, jedoch ohne zu hüpfen und mit den Absätzen zu klappern; es war, als erfüllte er widerwillig eine unangenehme Pflicht . . . Seiner Tänzerin pochte heftig das Herz.

„Warum tanzen Sie nicht?“ fragte sie endlich.

„Ich bin kein Freund vom Tanzen,“ antwortete er. „Wo ist Ihr Platz?“

„Dort.“

Lutschoff führte Marja zu ihrem Stuhl, verbeugte sich kaltblütig undkehrte ebenso kaltblütig in seine Ecke zurück . . . Aber in seiner galligen Brust begann es sich freudig zu regen.

Rister forderte Marja wieder zum Tanz auf.

„Welch ein seltsamer Mensch ist doch Ihr Freund!“

„Er scheint Sie ja sehr zu interessieren,“ versetzte der junge Cornet, schelmisch mit seinen blauen guten Augen blinzeln.

„Ja . . . er muß sehr unglücklich sein.“

„Er unglücklich! Wie kommen Sie auf den Einfall?“ Und Rister lachte hell auf.

„Das begreifen Sie nicht . . . Das begreifen Sie nicht,“ seufzte sie und schüttelte ernst mit dem Kopf.

„Warum sollt' ich das nicht begreifen?“

Sie schüttelte noch einmal mit dem Kopf und sah nach Lutschoff hinüber. Dieser bemerkte ihren Blick, zuckte leicht die Achseln und ging in ein anderes Zimmer.

III.

Einige Monate sind verstrichen. Lutschoff hat die Perekatoffs nicht ein einziges Mal wieder besucht, wogegen Rister ziemlich häufig gekommen ist. Renila mag ihn sehr gern leiden; aber nicht sie ist es, die ihn zu diesen Besuchen veranlaßt, sondern ihre Tochter. Als unerfahrener und unschuldiger Jüngling fand er eine besondere Freude an dem gegenseitigen Austausch von Gedanken und Empfindungen und glaubte in seiner gutmüthigen Ehrlichkeit noch an die Möglichkeit einer erhabenen, ungetrübten Freundschaft zwischen einem jungen Manne und einem jungen Mädchen.

Eines Tages führte ihn sein mit drei wohlgenährten feurigen Pferden bespannter Wagen wieder hinüber zu den Perekatoffs. Es war ein schwüler heißer Sommertag. Am ganzen Himmel nicht eine einzige Wolke. Doch am Horizont zog sich eine eigenthümlich bläuliche Nebelmasse zusammen, welche

sich ausnahm wie eine Gewitterwolke. Das Haus, welches der Familie als Sommeraufenthalt diente, war von Perekatoff erbaut worden.

Mit der dem Steppenjunker eigenen Umsicht hatte er es so einzurichten gewußt, daß die Fenster gerade der Sonne zugekehrt waren.

Schon früh Morgens hatte Nenila sämtliche Jalousien schließen lassen. Kister trat in das kühle halbdunkle Gastzimmer. Das Licht spielte am Fußboden in langen Linien, an den Wänden in kurzen dichten Streifen. Kister wurde sehr freundlich von der Familie empfangen. Nach dem Essen zog sich Nenila in ihr Schlafgemach zurück, um sich ein wenig auszuruhen; Herr Perekatoff machte es sich auf dem Sopha im Gastzimmer bequem und Marja setzte sich am Fenster hinter den Stidrahmen. Kister nahm ihr gegenüber Platz.

Ohne den Stidrahmen aufzuklappen, lehnte sie sich leicht mit der Brust dagegen und stützte den Kopf auf die Hände.

Kister begann zu erzählen. Sie hörte ihm ohne Aufmerksamkeit zu — man hätte meinen sollen, sie erwarte irgend etwas. Von Zeit zu Zeit blickte sie hinüber zum Vater, und mit einemal streckte sie die Hand aus.

„Hören Sie, Fedor Fedorowitsch . . . aber sprechen Sie leise . . . Papa schläft.“

In der That war Herr Perekatoff wie gewöhnlich eingeschlafen. Er saß da mit zurückgefunkenem Kopf und leicht geöffnetem Munde.

„Was wünschen Sie?“ fragte Kister erwartungsvoll.

„Werden Sie mich auch nicht auslachen?“

„Aber ich bitte Sie . . .“

Marja senkte den Kopf — so, daß nur der obere Theil des Gesichts nicht von den Händen bedeckt war. Dann fragte sie Kister halblaut und mit einer gewissen Verwirrung, warum er niemals Herrn Lutschkoff mitbringe.

Es war nicht das erste Mal, daß Marja nach jenem Ball von ihm gesprochen hatte . . .

Kister bewahrte Schweigen.

Angstlich blickte Marja durch die verschlungenen Finger zu ihm auf.

„Darf ich Ihnen offenherzig meine Meinung sagen?“ fragte Kister.

„Warum nicht? . . . Gewiß!“

„Wie mir scheint, hat Lutschkoff einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht!“

„Durchaus nicht!“ antwortete sie und neigte sich noch tiefer hinab, wie um das Muster besser prüfen zu können . . . Ein schmaler goldiger Lichtstreif spielte auf ihrem Haar. „Durchaus nicht! . . . Aber . . .“

„Aber . . .?“ wiederholte Kister lächelnd.

„Sehen Sie,“ sprach Marja, plötzlich den Kopf erhebend, so daß der Lichtstreif ihr gerade in die Augen fiel: „sehen Sie . . . er . . .“

„Er interessiert Sie . . .“

„Num . . . ja . . .“ entgegnete sie zögernd, erröthete über das ganze

Gesicht, wandte den Kopf ein wenig zur Seite und fuhr in dieser Stellung fort:

„Er hat so etwas . . . Sehn Sie, da lachen Sie ja doch,“ fügte sie plötzlich hinzu und sah den Cornet scharf an.

Um Risters Lippen spielte ein ganz sanftes Lächeln.

„Ich sage Ihnen Alles, was mir in den Sinn kommt,“ fuhr sie fort.

„Ich weiß, Sie sind mir ein . . .“ (treuer Freund, wollte sie sagen) . . .

„Sie meinen es gut mit mir.“

Rister verneigte sich. Marja schwieg und reichte ihm schüchtern die Hand. Achtungsvoll drückte er die Spitzen ihrer Finger.

„Er muß ein großer Sonderling sein,“ bemerkte sie und stützte sich wieder auf den Sticklehnen.

„Sonderling?“

„Ja . . . Ueberhaupt interessiert er mich nur als Sonderling,“ fügte sie schlaun hinzu.

„Lutskoff ist ein merkwürdiger, aber edler Mensch,“ versetzte Rister mit feierlicher Miene. „Seine Kameraden im Regiment kennen ihn nicht; man weiß ihn nicht nach Verdienst zu würdigen, man sieht an ihm nur die äußere Schale. Freilich, er ist etwas abstoßend und wunderbar, aber sein Herz ist gut.“

Marja hing förmlich an den Lippen des jungen Cornets.

„Ich bring' ihn mit hierher. Ich werde ihm sagen, daß er keinen Grund habe, sich vor Ihnen zu fürchten; daß es lächerlich sei, schüchtern zu thun . . . ich werde ihm sagen — o, ich weiß schon, was ich ihm sagen werde . . . aber Sie wissen gar nicht, daß ich —“

Rister wurde verwirrt; auch Marja gerieth in Verlegenheit.

„Nun, gleichviel; wenn er Ihnen nur gefällt . . .“

„Ja, wie viele Andere mir gefallen.“

Rister sah sie verschmüht an.

„Gut, gut,“ fuhr er mit zufriedener Miene fort; „ich bringe ihn mit . . .“

„Aber nicht so ohne Weiteres —“

„Unbesorgt; ich büрге Ihnen dafür, es geschieht in ganz passender Weise . . . Ich werde das schon einzurichten wissen.“

„Sie sind ein —!“ begann Marja lächelnd und drohte ihm mit dem Finger; aber sie vollendete nicht. Herr Perekatoff gähnte und schlug die Augen auf.

„Ich glaube fast, ich habe ein bißchen geschlummert,“ murmelte er verwundert. Diese Bemerkung machte er täglich.

Marja und Rister begannen von Schiller zu reden.

Doch war dem Cornet durchaus nicht behaglich zu Muth; in seiner Brust regte sich etwas wie Eifersucht, — und in seinem Edelmuth machte er sich deshalb Vornwürfe. Renila kehrte in's Gastzimmer zurück; kurz darauf wurde Thee servirt. Herr Perekatoff ließ seinen Hund wiederholt über

einen Stock springen und theilte der Gesellschaft mit, welche Kunststücke er dem Hunde beigebracht, wobei dieser verständnißvoll mit dem Schweif wedelte und sich blinzeln die Schnauze leckte. Als gegen Abend die Hitze nachgelassen und ein linder Wind sich erhob, unternahm die ganze Familie einen Spaziergang nach einem in der Nähe des Herrenhauses gelegenen Birkenwäldchen. Der Cornet wandte kein Auge von Marja ab: es war, als hätte er ihr fortwährend zu verstehn geben wollen, daß er ihren Auftrag gewissenhaft ausführen würde. Marja war bald verdrießlich, bald heiter bis zur Ausgelassenheit. Plötzlich begann Kister mit großen Worten von Liebe und Freundschaft zu reden . . . aber mit einemmal bemerkte er Menilas spähende scharfe Blicke; da ließ er dieses Thema sofort wieder fallen.

Hell und glanzvoll sank die Sonne hinter dem Horizont. Vor dem Birkenwäldchen dehnte sich weithin eine breite Wiesenfläche. Da kam Marja auf den Einfall, man möchte ein Fängspiel veranstalten. Man ließ die Dienerschaft holen und Herr Perekatoff stellte sich neben seine Frau, Kister neben Marja. Die Diener begannen unter schwachen unterthänigen Zurufen zu laufen; der Kammerdiener des Herrn Perekatoff hatte die Kühnheit, Menila von ihrem Gatten zu trennen; und eine Kammerjose ließ sich ehrfurchtsvoll von ihrem Herrn fangen; aber Kister ließ sich von Marja nicht trennen. Jedesmal wenn sie sich in die Reihe stellten, raunte er ihr hastig ein paar Worte zu. Sie war vom Laufen ganz roth geworden, hörte ihn lächelnd an und glättete sich mit der Hand beständig das Haar . . .

Nach dem Abendessen fuhr Kister wieder ab.

Es war eine ruhige sternhelle Nacht. Er nahm die Mütze vom Kopf. Er war in solcher Aufregung . . . es war ihm fast weh um's Herz. „Ja,“ dachte er, „sie liebt ihn; und ich — ich soll sie zusammenführen . . . nun, ich werde ihr Vertrauen rechtfertigen!“

Obgleich Marja noch nicht in unzweideutiger Weise zu verstehen gegeben, was sie für Lutschkoff fühlte, obgleich er nach ihrer eigenen Behauptung nur ihre Neugier erregt, arbeitete sich Kister doch schon einen ganzen Roman aus und suchte mit sich darüber in's Klare zu kommen, welche Pflichten er zu erfüllen habe. Er beschloß, seine eigenen Gefühle zu opfern; „das kann ich um so eher,“ dachte er, „als ich ja außer einer aufrichtigen warmen Freundschaft bis jetzt nichts für sie empfinde.“ Kister war wirklich im Stande, sich der Freundschaft, der erkannten Pflicht zu opfern. Er hatte viel gelesen, und so bildete er sich ein, er besitze Erfahrung und Klugheit; er hegte nicht den leisesten Zweifel, daß alle seine Voraussetzungen richtig seien; er ahnte nicht, daß das Leben unendlich mannigfaltig ist und sich niemals wiederholt. Nach und nach wurde er geradezu begeistert über seine Opferwilligkeit und dachte mit Rührung über die Aufgabe nach, welche er hier zu lösen hatte. Der Mittler zu sein zwischen einem liebenden zaghaften Mädchen und einem Manne, der vielleicht nur darum rauh und abstoßend war, weil es ihm noch niemals beschieden gewesen, Liebe zu empfinden und

zu wecken, sie mit einander in Berührung zu bringen, sie über ihre eignen Gefühle aufzuklären, und dann sich zurückzuziehen, ohne sie auch nur ahnen zu lassen, welch großes Opfer er gebracht — welch herrliche Aufgabe! Trop der kühlen Nacht glühten dem edlen Träumer die Wangen . . .

Früh am anderen Tage begab er sich zu Lutschkoff.

Wie gewöhnlich lag dieser auf dem Sopha und rauchte die Pfeife. Rister wünschte ihm guten Morgen und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Ich war gestern bei Peresatoff's.“

„Ah,“ versetzte Lutschkoff gleichgiltig und gähnte.

„Ja . . . es sind prächtige Menschen.“

„So!“

„Wir sprachen von Dir!“

„Sehr viel Ehre; mit wem sprachst Du von mir?“

„Mit den Alten . . . und auch mit der Tochter.“

„Ah, mit dem — dicken Fräulein!“

„Sie ist ein sehr schönes Mädchen, Lutschkoff.“

„Nun ja, schön sind sie Alle.“

„Nein, Lutschkoff, Du kennst sie nicht. Ich verjichere Dich, noch niemals habe ich ein so kluges, gutes und liebenswürdiges Mädchen kennen gelernt.“

„Lasest Du nicht im Hamburger Correspondent,“ begann Lutschkoff näselnd zu declamiren, „wie im vorigen Jahr Münnich den Feind zu Paaren trieb?“

„Aber ich sage Dir — —“

„Du bist in die Kleine verliebt, mein Bester,“ bemerkte Lutschkoff spöttisch.

„Durchaus nicht. Fällt mir gar nicht ein.“

„Fedor, Du bist verliebt!“

„Dummes Zeug! Wie wäre denn das möglich!“

„Du bist in sie verliebt, mein theurer Herzensfreund!“ wiederholte der Mittelmister.

„Ach, Alexis, Du solltest Dich schämen, so etwas zu sagen!“ sprach Rister ärgerlich.

Jeden Andern würde Lutschkoff jetzt erst recht geneckt haben; gegen Rister übte er Nachsicht.

„Nun, nun,“ sagte er leise; „werde nicht böse, Fedor; erzähle, was hast Du auf dem Herzen.“

„Höre, Alexis,“ fuhr Rister mit Wärme fort und setzte sich neben ihn, „Du weißt, ich mag Dich gern leiden.“ (Lutschkoff verzog das Gesicht.) „Aber eines gefällt mir, offen gestanden, nicht an Dir: nämlich, daß Du mit Niemand nähere Bekanntschaft machen willst, beständig zu Hause hockst, die Berührung mit guten Menschen meidest. Denn schließlich giebt es doch wirklich noch gute Menschen! . . . Nun, zugegeben, daß Du im Leben Enttäuschungen erfahren, daß man Dir grausam mitgespielt hat; Du brauchst

Dich ja auch nicht dem ersten Besten an den Hals zu werfen — aber warum wendest Du Dich von Allen ab? . . . Da könntest Du ja auch eines Tages mit mir brechen!“

Lutschkoff fuhr gelassen fort seine Pfeife zu rauchen.

„Die Folge davon ist, daß Niemand Dich kennt — Niemand als ich. Gott mag wissen, was alle Andern von Dir denken! . . . Alexis,“ fügte Kister nach kurzem Schweigen hinzu, „glaubst Du an die Tugend?“

„Warum sollt' ich nicht an die Tugend glauben? . . . Gewiß, ich glaube daran,“ murmelte Lutschkoff.

Kister drückte ihm warm und innig die Hand.

„Ich möchte Dich,“ fuhr er mit gerührter Stimme fort, „mit dem Leben versöhnen. Du sollst wieder froh werden, wieder aufblühen — ja, ja förmlich wieder aufblühen. Wie glücklich mich das machen wird! Gestatte nur, daß ich bisweilen, bei passender Gelegenheit, über Dich verfüge. Heut ist — ja was denn? Montag . . . morgen Dienstag . . . Mittwoch, ja, ja, Mittwoch fahren wir zu Perelatoßs. Sie werden sich so freuen, Dich wiederzusehen . . . und wir werden dort ein paar glückliche Stunden verleben . . . Und jetzt laß mich eine Pfeife Tabak rauchen.“

Noch immer lag Lutschkoff regungslos auf dem Sopha und blickte nach der Decke. Kister steckte sich eine Pfeife an, trat an's Fenster und begann mit den Fingern an den Scheiben zu trommeln.

„Also man hat dort von mir gesprochen?“ fragte Lutschkoff plötzlich.

„Jawohl,“ entgegnete Kister mit vielsagender Miene.

„Was denn?“

„Nun — man hat von Dir gesprochen. Man möchte gern näher mit Dir bekannt werden.“

„Wer denn eigentlich?“

„Wie neugierig Du bist!“

Lutschkoff klingelte und befahl dem Diener das Pferd zu satteln.

„Wo willst Du hin?“

„Nach der Reithahn.“

„Na, auf Wiedersehen . . . Also Mittwoch fahren wir zu Perelatoßs?“

„Nun, meinethwegen,“ sprach Lutschkoff träge und reckte sich.

„Ein merkwürdiger Mensch!“ rief Kister und ging. Unterwegs verjauf er in Gedanken und seufzte mehrmals tief auf.

IV.

Als der Besuch der Herren Kister und Lutschkoff gemeldet wurde, eilte Marja an die Thür des Gastzimmers. Aber sie wandte sich sofort wieder um, ging auf ihr Zimmer und trat vor den Spiegel . . . Heftig schlug ihr das Herz . . . Nach einer Weile erschien ihr Mädchen und sagte, sie möchte

in's Gastzimmer kommen. Sie trank ein wenig Wasser, blieb auf der Treppe wiederholt stehen und ging dann hinunter.

Berekatoff war nicht zu Hause. Renila saß auf dem Sopha. Lutschkoff hatte auf einem Sessel Platz genommen und hielt die Mütze noch in Händen; der Cornet saß neben ihm. Beide erhoben sich, als die Tochter vom Hause in's Zimmer trat — Kister mit dem ihm eignen freundlichen Lächeln, Lutschkoff mit starrem, feierlich-ernstem Gesicht. Sie verbeugte sich mit einer gewissen Verlegenheit und trat dann zur Mutter.

Die ersten zehn Minuten waren glücklich überstanden. Marja athmete erleichtert auf und begann den Rittmeister zu beobachten. Er gab auf die Fragen, welche die Dame vom Hause an ihn richtete, kurze aber ein wenig unruhige Antworten; wie alle selbstjüchtigen Menschen war er etwas scheu. Renila machte ihren Gästen den Vorschlag, einen Spaziergang durch den Park zu unternehmen; sie selbst trat jedoch nur auf den Balcon. Sie hielt es nicht für ihre Pflicht, die Tochter fortwährend im Auge zu behalten und ihr, wie die meisten Provinzialmütter, auf Schritt und Tritt mit einem dicken Stricktrumpf in den Händen nachzulaufen.

Der Spaziergang dauerte ziemlich lange. Marja sprach vorzugsweise mit Kister; aber weder ihn noch Lutschkoff wagte sie anzusehen. Der Rittmeister redete sie nicht ein einziges Mal an, und was den Cornet betraf, so hörte man es seiner Stimme an, daß er sich in einer gewissen Aufregung befand. In einem fort redete und lachte er . . .

Sie kamen an ein Flößchen. Einige Schritt vom Ufer bemerkten sie eine Wasserlilie, die sich mit ihren breiten runden Blättern auf der glatten Oberfläche des Wassers gleichsam ausruhte.

„Welch' eine schöne Blume!“ rief Marja.

Sofort schnallte Lutschkoff seinen Degen ab, hielt sich mit der einen Hand an den dünnen Zweigen einer Weide fest, neigte sich mit dem ganzen Körper über das Wasser und schnitt die Blume vom Stengel ab.

„Es ist hier tief, nehmen Sie sich in Acht!“ rief Marja erschreckt.

Lutschkoff trieb mit der Degenspitze die Blume an's Ufer, Marja vor die Füße. Sie bückte sich, hob die Lilie auf und sah Lutschkoff mit einem Blick voll freudiger, zärtlicher Bewunderung an.

„Bravo!“ rief Kister.

„Und ich kann nicht einmal schwimmen.“ bemerkte Lutschkoff leichtthin.

Diese Bemerkung wollte Marja nicht gefallen. „Warum sagte er das?“ dachte sie.

Die beiden Gäste blieben bis zum Abend. In Marjas Seele ging etwas Neues, Ungewöhnliches vor; wiederholt sank sie in Gedanken und auf ihrem Antlitz spiegelte sich innere Unsicherheit. Ihre Bewegungen wurden langsamer, und dem Blick der Mutter wich sie nicht aus — im Gegentheil sie schien ihn zu suchen und um Rath zu fragen. Im Laufe des Abends

erwies ihr Lutschkoff einige lintische Aufmerksamkeiten; aber gerade sein lintisches Wesen schmeichelte ihrer unschuldigen Eitelkeit.

Als die beiden Freunde mit dem Versprechen, ihren Besuch in den nächsten Tagen zu wiederholen, sich verabschiedet hatten, ging sie still in ihr Zimmer und sah sich lange mit einer Art Staunen um.

Ihre Mutter kam, wie gewöhnlich vor dem Schlafengehen, zu ihr herein und umarmte und küßte sie. Marja öffnete den Mund und wollte ihr etwas sagen — aber sie brachte kein Wort heraus. Sie wollte ein Geständniß machen, aber sie wußte nicht, was sie eigentlich gestehn sollte. Ihre Seele befand sich in einem Zustande starrer Vöhrung.

Sie hatte die Blume, die Lutschkoff ihr gepflückt, in ein feingeschliffenes mit Wasser gefülltes Glas gelegt und dies auf den Nachttisch gestellt. Als sie schon im Bett war, richtete sie sich vorsichtig auf, stützte sich auf den linken Ellbogen und drückte die weißen frischen Blätter sanft an ihre jungfräulichen Lippen . . .

„Nun,“ fragte am folgenden Tage Nikter seinen Kameraden, „gefallen Dir die Perekatoff's? Hatte ich nicht recht? . . . So rede doch!“

Lutschkoff bewahrte Schweigen.

„Aber Mensch, so antworte doch!“

„Was soll ich Dir antworten?“

„Was?“ rief Nikter hitzig.

„Nun ja . . . diese — wie heißt sie doch gleich? — diese Marja ist gar nicht so übel.“

„Na, siehst Du!“ versetzte Nikter — und dann verstummte er plötzlich.

Fünf Tage später machte Lutschkoff selbst seinem Freunde den Vorschlag, zu den Perekatoff's zu fahren. Allein hätte er den Besuch nicht zu machen gewagt. Fuhr er ohne den Cornet hin, so mußte er das Gespräch führen, und einer solcher Aufgabe war er nicht gewachsen.

Bei dem zweiten Besuche der beiden Freunde fühlte Marja sich schon weit freier. Jetzt freute sie sich, daß sie die Mutter nicht mit einem ungebetenem Geständniß beunruhigt hatte. Vor dem Essen wurde Lutschkoff aufgefordert, sich auf ein junges, noch nicht zugerittenes Pferd zu setzen, und trotz der wilden Seitensprünge, die es machte, gelang es ihm, es vollständig zu bändigen.

Am Abend ließ er sich schon ziemlich frei gehen und lachte und scherzte; und wenn er auch bald wieder zum Bewußtsein kam, so war es ihm doch schon geglückt, für einen Augenblick einen unangenehmen Eindruck auf Marja zu machen. Noch wußte sie selbst nicht, was für Empfindungen eigentlich Lutschkoff in ihr wachgerufen, aber Alles, was ihr an ihm nicht gefiel, gab sie seinem „Unglück“, seiner Vereinsamung schuld.

V.

Die Besuche der beiden Freunde wiederholten sich von jetzt an ziemlich oft. Risters Situation wurde immer peinlicher. Er bereute nicht, was er gethan, nein; aber er wünschte doch, daß seine Prüfungszeit nicht gar zu lange währen möchte. Seine Neigung für Marja wuchs mit jedem Tage, und sie war ihm offenbar freundlich gesinnt; aber weiter nichts sein als ein Vermittler, ein Günstling oder Freund — das war ihm doch eine zu schwere und undankbare Aufgabe! Leute, die mit kaltem Blut in Begeisterung gerathen können, reden allerlei von der Heiligkeit, der läuternden und beglückenden Wirkung des Schmerzes . . . allein für das warmblütige, einfach fühlende Herz Risters hatte der Schmerz nichts Beglückendes.

Als Lutschkoff eines Tages vollständig reisefertig zu ihm kam, um ihn abzuholen, erklärte der Cornet zum Erstaunen seines Freundes unumwunden, er fahre nicht mit zu den Perekatoff's. Lutschkoff bat, wurde ärgerlich, brauste auf . . . Rister schüttelte Kopfweh vor und Lutschkoff mußte allein fahren.

Der Raufbold hatte sich in der letzten Zeit sehr verändert. Er ließ seine Kameraden in Ruhe, auch belästigte er die in das Regiment neu eintretenden Offiziere nicht mehr; und wenn er auch nicht moralisch „aufgeblüht“ war, wie sein Freund Rister ihm prophezeit hatte, so war er doch in der That ruhiger geworden. Auch früher hatte man von ihm nicht sagen können, Erfahrungen und Enttäuschungen hätten ihn um seine Illusionen gebracht — denn er hatte fast nichts gesehen und nichts erlebt — und darum konnte es nicht Wunder nehmen, daß Marja all' seine Gedanken beschäftigte. Weichherziger übrigens war er deshalb nicht geworden; nur daß sein galliges Wesen sich ein wenig gemildert hatte. Die Gefühle, welche Marja für ihn hegte, waren seltsamer Art. Fast niemals sah sie ihm grad in's Gesicht, auch konnte sie sich nicht mit ihm unterhalten. Waren sie zufällig allein, so ward ihr geradezu ängstlich zu Muth. Sie hielt ihn für einen außerordentlichen Menschen, zu dem sie scheu aufblickte, der ihr ganzes Wesen in Aufregung brachte, weil sie sich einbildete, sie vermöchte ihn nicht zu verstehen und verdiene nicht sein Vertrauen. Mit bekommenem Herzen, aber unablässig dachte sie an ihn.

In Risters Gesellschaft dagegen fühlte sie sich erleichtert und zum Frohsinn gestimmt, wenn auch seine Nähe sie weder beunruhigte noch beglückte. Mit ihm konnte sie stundenlang plaudern und dabei traulich sich auf seinen Arm stützen, wie auf den eines Bruders; freundlich schaute sie ihm in die Augen und stimmte herzlich ein in sein Lachen; aber sie dachte nur selten an ihn. Lutschkoff's Wesen hatte etwas Räthselhaftes für das junge Mädchen, sie fühlte, daß sein Inneres finster war „wie der Wald“ und sie versuchte, in diese geheimnißvolle Finsterniß einzudringen . . . So schauen Kinder lange hinab in den tiefen Brunnen, bis sie endlich ganz unten auf dem Grunde das unbewegliche schwarze Wasser erblicken . . .

Als Lutschoff allein in's Zimmer trat, überkam Marja im ersten Augenblick eine Art Schrecken; aber er mußte bald der Freude weichen. Es wollte ihr scheinen, als herrsche zwischen ihr und Lutschoff etwas wie ein Mißverständnis, über das sie sich bisher niemals hatte Aufklärung verschaffen können.

Lutschoff theilte zunächst mit, warum sein Freund Rister ihn nicht begleitet habe. Die beiden Alten drückten ihr Bedauern darüber aus; aber Marja blickte den Rittmeister ungläubig an — ungeduldig und erwartungsvoll sah sie seinen weiteren Mittheilungen entgegen.

Nach dem Essen blieben sie allein. Marja, die nicht wußte, was sie sagen sollte, setzte sich an's Piano; schnell und unruhig eilten ihre Finger über die Tasten; beständig unterbrach sie ihr Spiel in der Erwartung, Lutschoff möchte zu reden beginnen. . . . Aber der Rittmeister verstand nichts von Musik, ja, er liebte sie nicht einmal. Marja fing an von Rossini zu sprechen, der damals gerade in Mode gekommen war. . . . dann von Mozart. . . .

Lutschoff antwortete: „Ja — nein — gewiß — sehr hübsch —“ weiter nichts.

Marja begann nun einige glänzende Variationen über ein Thema von Rossini zu spielen. Lutschoff hörte zu, hörte nur immer zu. . . . und als sie sich endlich nach ihm umwandte, drückte sein Gesicht eine so maßlose Langeweile aus, daß sie jäh aufsprang und das Piano augenblicklich schloß.

Sie trat an's Fenster und blickte lange hinaus in den Garten. Lutschoff rührte sich nicht von der Stelle und bewahrte noch immer Schweigen.

Ihre zaghafte Scheu begann endlich vor ihrer Ungebuld zu weichen.

„Wie,“ dachte sie, „will oder kann er nicht reden?“

Jetzt war an Lutschoff die Reihe, zaghaft zu werden. Er fühlte sich wieder von dem ihm eigenen peinigenden Mißtrauen übermannt; er ärgerte sich bereits. . . . „Daß es mir der Teufel auch in den Kopf gesetzt hat, mit diesem Mädel anzubinden!“ brummte er vor sich hin.

Und doch, wie leicht wär's in diesem Augenblick gewesen, Marjas Herz zu rühren! Was dieser ungewöhnliche, wenngleich seltsame Mann (denn für einen solchen hielt sie ihn) auch gesagt hätte, sie würde Alles begriffen, Alles vergeben, Alles geglaubt haben. . . . aber dieses bedrückende dumme Schweigen! Vor Aerger traten ihr die Thränen in die Augen.

„Wenn er sich nicht erklären will, wenn ich in der That seines Vertrauens nicht würdig bin, warum kommt er dann hierher? . . . Oder sollte ich es vielleicht nicht verstehen, ihn zum Reden zu bringen?“

Und hastig wandte sie sich nach ihm um und schaute ihn so fragend, so nachdrücklich an, daß er nicht mehr umhin konnte, ihren Blick zu verstehen.

„Marja Sergejewna,“ sprach er stotternd, „ich . . . mir . . . ich muß Ihnen etwas sagen. . . .“

„Neben Sie,“ entgegnete Marja schnell.

Lutschkoff sah sich unentschlossen um.

„Jetzt kann ich nicht . . .“

„Warum denn nicht?“

„Ich möchte gern . . . allein . . . mit Ihnen sprechen . . .“

„Wir sind jetzt ganz allein.“

„Ja . . . aber hier im Hause . . .“

Marja wurde verlegen . . .

„Wenn ich's ihm abschlage,“ dachte sie, „ist alles aus . . .“ Die Meugier war schon Etwas Unglück.

„Ich bin bereit,“ sagte sie endlich.

„Wann? Wo?“

Marja athmete schwer und hastig.

„Morgen . . . gegen Abend . . . Sie kennen doch das Wäldchen bei der langen Wiese?“

„Hinter der Mühle?“

Marja nickte.

„Um wie viel Uhr?“

„Erwarten Sie mich . . .“

Mehr vermochte sie nicht herauszubringen; ihre Stimme ließ sie im Stich — sie wurde ganz bleich und eilte aus dem Zimmer.

Eine Viertelstunde später folgte Peresatoff mit der ihm anerzogenen Liebenswürdigkeit Lutschkoff bis in's Vorzimmer, drückte ihm gefühlvoll die Hand und bat ihn, ihn und seine Familie „nicht zu vergessen“. Nachdem er also seinen Gast entlassen, bemerkte er mit majestätischer Miene gegen einen seiner Diener, er würde nicht übel daran thun, sich das Haar schneiden zu lassen; und ohne erst auf Antwort zu warten,kehrte er mit bekümmertem Gesicht in sein Zimmer zurück, legte sich mit demselben bekümmerten Gesicht auf das Sopha und schlief wie ein unschuldiges Kind sofort ein.

„Du siehst heut etwas blaß aus,“ sprach Menila am Abend dieses Tages zu ihrer Tochter. „Ist Dir nicht wohl?“

„Ganz wohl, Mama.“

Menila zog ihr das Tuch fester um den Hals.

„Du bist wirklich sehr blaß. Sieh mich einmal an,“ fuhr sie mit derselben mütterlichen Besorgtheit fort, in welcher jedoch etwas wie ein elterlicher Befehl lag; „nun, auch Deine Augen sind heut nicht besonders klar. Marja, Du bist krank.“

„Ich habe ein wenig Kopfschmerz,“ sprach Marja, um doch etwas zu sagen.

„Siehst Du, das muß ich.“ Menila legte ihre Hand auf Marjas Stirn. „Aber Hitze hast Du nicht.“

Marja bückte sich und hob eine Nadel auf.

Die Hände der Mutter legten sich sanft um die schlanke Taille der Tochter.

„Solltest Du mir nicht etwas zu sagen haben?“ sprach sie liebevoll, ohne ihre Hände zurückzuziehen.

Marja erbehte innerlich.

„Ich? Nein, Mama.“

Marjas plötzliche Verlegenheit war der mütterlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen.

„Ich glaube doch . . . denk einmal nach.“

Aber Marja hatte sich bereits wieder gefaßt; statt zu antworten, küßte sie der Mutter lachend die Hand.

„Solltest Du mir wirklich nichts zu sagen haben?“

„Nein, wirklich nicht.“

„Ich glaube Dir,“ entgegnete die Mutter nach kurzem Schweigen. „Ich weiß, Du suchst mir nichts zu verbergen . . . Nicht wahr?“

„Nein, Mama.“

Aber in demselben Augenblick überzog Marjas Antlitz eine leichte Röthe.

„Das ist schön von Dir. Es wäre Sünde, wenn Du mir etwas verheimlichen wolltest . . . Du weißt ja, Marja, wie lieb ich Dich habe.“

„Gewiß, Mama!“

Und Marja schmiegte sich sanft an die Mutter.

„Nun genug . . . genug.“ (Nenila ging auf ihr Zimmer zu.) „Sag mal,“ fuhr sie in einem Ton fort, als hätte ihre Frage gar nichts zu bedeuten, „über was hast Du Dich heut mit Herrn Lutschkoff unterhalten?“

„Mit Herrn Lutschkoff?“ entgegnete Marja gelassen. „Nun . . . über alles . . .“

„Er gefällt Dir also?“

„Wie meinst Du das?“

„Erinnerst Du Dich nicht, wie sehr Du seine Bekanntschaft zu machen wünschtest? Wie unruhig Du warst?“

Marja wandte sich ab und begann zu lachen.

„Er ist ein so merkwürdiger Mensch!“ bemerkte Nenila in unschuldigem Ton.

Marja wollte sich für Lutschkoff in's Mittel legen, aber sie biß sich noch früh genug in die Zunge.

„Ja, er ist wirklich ein merkwürdiger Mensch, ein wahrer Sonderling,“ sprach sie in ziemlich gleichgültigem Ton; „aber er ist doch recht brav!“

„Gewiß . . . warum war Herr Kister nicht mitgekommen?“

„Der war ja unwohl. Ach ja! Apropos! Herr Kister wollte mir ein Hündchen schenken . . . erlaubst Du's?“

„Was? Daß Du das Geschenk annimmst?“

„Ja.“

„Gewiß.“

„Ich danke Dir,“ sprach Marja; „ich danke Dir, liebe Mama!“

Nenila ging nach der Thür, kehrte jedoch plötzlich wieder um.

„Und denkst Du auch an Dein Versprechen, Marja?“

„An welches Versprechen?“

„Daß Du es mir sofort sagen wolltest, wenn Du Dich verliebst?“
„Gewiß.“

„Nun? . . . Ist die Zeit noch nicht gekommen?“

Marja brach in lautes Lachen aus.

„Sieh mich mal an!“

Marja blickte der Mutter kühn und ruhig in die Augen.

„Es ist unmöglich!“ dachte Menila und beruhigte sich wieder. „Wie sollte sie mich auch täuschen können! . . . Wie bin ich nur auf den Gedanken gekommen? . . . Sie ist ja noch ein vollständiges Kind . . .“

Und sie ging.

„Es ist wirklich sehr unrecht von mir!“ dachte Marja.

VI.

Ritter hatte sich schon zu Bett begeben, als Lutschkoff zu ihm in's Zimmer trat. Das Gesicht des Kaufbolds drückte niemals bloß eine einzige Empfindung aus. So auch jetzt: gemachte Gleichgiltigkeit, rohe Freude, das Bewußtsein der eigenen Vortrefflichkeit und noch viele andere Gefühle waren in seinen Zügen zu lesen.

„Nun, nun?“ fragte Ritter hastig.

„Wieso nun, nun! . . . War dort . . . soll Dich grüßen.“

„Hat man nicht gefragt, warum ich nicht mitgekommen sei?“

„Ich glaube.“

Lutschkoff blickte nach der Decke und begann mit seiner Falsettstimme irgend eine Weise zu summen. Ritter blickte vor sich hin und versank in Träumerei.

„Ja ja,“ fuhr Lutschkoff plötzlich mit schnarrender scharfer Stimme fort, „Du bist ein sehr kluger und gelehrter Mensch, aber bisweilen — mit Deiner Erlaubniß sei's gesagt — bisweilen irrst Du Dich ganz gewaltig.“

„Inwiefern?“

„Na, zum Beispiel in Bezug auf die Frauen. Wie erhebst Du sie in die Wolken! Ganze Gedichte hast Du mir über sie vorgelesen! ‚Ehret die Frauen‘ u. s. w. In Deinen Augen sind sie alle Engel . . . Ja, schöne Engel!“

„Ja, ich liebe und ehre die Frauen, aber —“

„Natürlich, natürlich!“ unterbrach ihn Lutschkoff. „Ich will ja gar nicht mit Dir disputiren. Wie könnt' ich das! Ich bin nur ein ganz gewöhnlicher Mensch.“

„Ich wollte sagen . . . Aber wie kommst Du gerade heute — und zu dieser späten Stunde auf die Frauen zu sprechen?“

„Na, das hat seinen Grund,“ versetzte Lutschkoff mit vielsagendem Lächeln. „Das hat seinen Grund!“

Kister sah seinen Freund fest an. Der unschuldige Jüngling glaubte, Marja habe ihn unfreundlich behandelt — habe ihn vielleicht gepeinigt, so wie nur Frauen zu peinigen verstehen . . .

„Du bist getränkt worden, Du Vermster — gesteh's nur . . .“

Lutschkoff lachte hell auf.

„Na, eine solche Kränkung, denk' ich, kann ich mir schon gefallen lassen,“ versetzte er, sich befriedigt den Schnurrbart streichelnd. „Nein . . . siehst Du, Fedor,“ fuhr er in belehrendem Ton fort, „ich wollte Dir nur sagen, daß Du Dich in Bezug auf die Frauen geirrt hast — ganz gewaltig geirrt hast, lieber Freund. Glaube mir, Fedor, sie sind Alle über einen Kamm geschoren. Es lohnt nicht, daß man sich ihretwegen viel Mühe macht und lange um sie herumgirt . . . Da ist z. B. Marja Perekatoß . . .“

„Nun!“

Lutschkoff stampfte mit dem Fuße und schüttelte den Kopf.

„He, was meinst Du, hab' ich so was Besonderes und Verlockendes an mir? Ich finde das nicht. Und dennoch — morgen geht's zum Rendezvous!“

Kister richtete sich auf, stützte sich auf die Ellbogen und starrte Lutschkoff erstaunt an.

„Gegen Abend . . . im Wäldchen,“ fuhr Lutschkoff ruhig fort. Aber daß Du Dir nur keine Gedanken machst! Absichten? — langweilig! Das Mädcl ist hübsch . . . na, denk' ich, da ist's ja kein Unglück! Heirathen — nein! . . . Aber lustig leben wollen wir noch mal auf unsre alten Tage! Kinder erwarten — brrr! . . . Aber so'n bißchen Kurzweil mit der Kleinen — ah! Wir wandeln selbander im Hain und lauschen dem Nachtigallen sang. Das ist jetzt unsre Aufgabe . . . He, was meinst Du, bin ich nicht ein verflizter Schwerenöthler?“

Noch lange redete Lutschkoff in diesem Tone weiter. Aber Kister hörte nicht mehr auf ihn. Alles drehte sich um ihn herum. Er war erbleicht und fuhr sich wieder und wieder mit der Hand über's Gesicht. Lutschkoff blinzelte mit den Augen und schaukelte und rekelte sich auf dem Sessel . . . und da er Kisters Aufregung der Eifersucht zuschrieb, mußte er sich vor Vergnügen kaum zu fassen. Aber nicht Eifersucht war es, was den jungen Deutschen quälte: nicht durch das Geständniß fühlte er sich beleidigt, sondern durch die rohe Gleichgiltigkeit, durch den gewöhnlichen verächtlichen Ton, in welchem Lutschkoff über Marja sprach . . . Noch immer starrte er den Raufbold unverwandt an — und es war ihm, als betrachte er jetzt zum ersten Mal ordentlich seine Gesichtszüge. So also war Derjenige, dessen er sich so eifrig angenommen! — Derjenige, dem er seine eigne Neigung geopfert! Und das also war die veredelnde Wirkung der Liebe! . . .

„Lutschkoff . . . liebst Du sie denn nicht?“ murmelte er endlich.

„O dieje Unschuld! Dieser arabiſche Schäfer!“ verſetzte Lutschkoff mit boſhaftem Lachen.

Nach jezt wollte der gute Kiſter ſeinen Sinnen noch nicht trauen. Vielleicht, dachte er, prahlt Lutschkoff nach alter Gewohnheit — er hat noch nicht die neuen Worte gefunden für ſeine neuen Gefühle. Und was ihn ſelbſt anging — ſollte ſeine Erbitterung nicht einem andern Gefühl entſpringen? Sollte Lutschkoffs Bekenntniß ihn vielleicht nur darum ſo unangenehm berührt haben, weil es ſich um Marja handelte? Wer weiß, vielleicht war Lutschkoff dennoch in ſie verliebt? . . . Aber nein, nein! und tauſendmal nein! Dieser Menſch verliebt? . . . Dieser widerwärtige Menſch mit dem gelben galligen Geſicht, den krankhaften ſägenartigen Bewegungen, dem vor Freude gleichſam aufgeblaſenen Halse! . . . Widerwärtig, häßlich! Nein, nicht mit ſolchen Worten würde Kiſter einem treuen Freunde das Geheimniß ſeiner Liebe verrathen haben . . . Im Uebermaß ſeines Glücks wäre er ihm mit hellen Freudenthränen in den Augen und ſtumm vor Seligkeit um den Hals gefallen . . .

„Nun, Freundchen, geſtehe's nur,“ fuhr Lutschkoff fort, „daß hatteſt Du nicht erwartet. Und jezt ſind wir ärgerlich und neidiſch — he, nicht wahr? . . . Nu ja . . . natürlich . . . wenn einem da ſo unverſehens ein ſolches Prachtmädel vor der Naſe weggeſchnappt wird!“ . . .

Kiſter wollte etwas ſagen, aber er ſehrte das Geſicht nach der Wand.

„Dieſem Menſchen meine Gedanken und Gefühle offenbaren? Um keinen Preis!“ murmelte er vor ſich hin. „Er verſteht mich nicht — was liegt daran! Die häßlichen Gefühle, die er ſelbſt hegt, ſetzt er auch bei mir voraus — mag er doch!“ . . .

Lutschkoff ſtand auf.

„Ich ſeh', Du wiſſſt ſchlafen,“ ſagte er mit gemachter Theilnahme; „ich will nicht länger ſtören. So ſchlaſ denn wohl, lieber Freund, ſchlaſ wohl!“

Und ſelbſtzufrieden ſtolzirte er von dannen.

Biß zur Morgendämmerung vermochte Kiſter nicht einzuschlafen. Mit ſieberhafter Hartnäckigkeit grübelte und brütete er unabläßig über einem einzigen Gedanken — eine Beſchäftigung, die unglücklich Liebenden ſo wohl bekannt iſt; ſie wirkt auf das Gemüth wie der Blasenbalg auf glimmende Kohlen.

„Selbſt wenn ſie ihm gleichgiltig iſt,“ dachte Kiſter, „ſelbſt wenn ſie ſich ihm an den Hals geworfen hat, durfte er doch mir, ſeinem Freunde, gegenüber nicht in ſo geringſchätziger, beleidigender Weiſe von ihr ſprechen! Was hat ſie denn verbrochen? Muß man ſie nicht vielmehr bebauern, das arme unerfahrene Mädchen! . . .

„Aber ſollte ſie ihm wirklich ein Stelldichein gewährt haben? . . . Aus freien Stücken, ohne jede Art Zwang? . . . Lutschkoff lügt nicht, nein, er lügt nie. Aber vielleicht iſt das nur ſo eine Phantaſie von ihr . . .

„Aber sie kennt ihn ja gar nicht . . . Er ist im Stande sie zu beschimpfen. Nach Allem, was ich heute gehört, steh ich für nichts mehr ein . . . Aber hast du, Kister, ihn nicht selbst gelobt und gepriesen? Hast du nicht selbst ihre Neugier erregt? . . . Aber wer konnte das voraussehen? . . .

„Ich — ich konnte es voraussehen! Hatte er nicht schon längst auf gehört, mein Freund zu sein? . . . Ja, ist er überhaupt je mein Freund gewesen? Welche Enttäuschung! Welch bittere Lehre!“

Die ganze Vergangenheit drehte sich gleichsam wie ein Wirbelwind um ihn herum.

„Ja, ich mochte ihn gern leiden,“ flüsterte er endlich. „Aber warum ist meine Neigung zu ihm so schnell wieder erloschen? . . . Ist sie denn wirklich schon erloschen? . . . Warum mochte nur ich ihn so gern leiden — ich allein?“

Sein liebendes Herz hatte sich darum an Lutschkoff angeschlossen, weil alle Andern sich von ihm fern gehalten. Aber der brave junge Mann ahnte selbst nicht, wie groß seine Herzensgüte war.

„Es ist meine Pflicht,“ fuhr er fort, „Marja zu warnen, Aber wie? Welches Recht habe ich, mich in ein Liebesverhältniß zu mischen, das mich nichts angeht? Etwa weil ich weiß, welcher Art diese Liebe ist? . . . Vielleicht läßt sich selbst Lutschkoff . . . nein, nein!“ rief er schmerzlich und fast mit Thränen in den Augen, während er die Rippen zurecht rückte, „dieser Mensch ist von Stein!“ . . .

„Ich allein bin der Schuldige . . . ich habe meinen Freund verloren . . . Ein schöner Freund! Und auch sie ist mir eine schöne Freundin! . . . Ach, welch ein abscheulicher Egoist bin ich! Nein, nein! Aus tiefstem, innerstem Herzen wünscht ich ihnen alles Glück! . . . Glück! Und er macht sich über sie lustig! . . . Aber warum färbt er sich den Schnurrbart? . . . Ich glaube wirklich . . . ach, ich bin ein Narr!“ rief er heftig und schloß endlich ein.

VII.

Am nächsten Morgen fuhr Kister zu den Perelatoffs. Er merkte sofort, daß mit Marja eine große Veränderung vorgegangen war, und auch sie fand ihn ganz anders als sonst. Aber keiner ließ irgend eine Bemerkung darüber fallen.

Während des ganzen Vormittags war ihnen wider alle Gewohnheit sehr unbehaglich zu Muth. Kister hatte sich bereits zu Hause auf eine ganze Anzahl zweideutiger Bemerkungen und Anspielungen und auf verschiedene freundschaftliche Rathschläge vorbereitet; aber all' diese Angriffsmittel erwiesen sich als vollkommen nutzlos. Marja fühlte dunkel, daß Kister sie beobachtete; es entging ihr nicht, daß er gewisse Worte und

Wendungen mit besonderm Nachdruck sprach; aber in ihrer erregten Stimmung schlug sie seine freundschaftlichen Anspielungen in den Wind.

„Wenn er nur ja nicht bis zum Abend bleibt!“ dachte sie unaufhörlich, — und sie suchte ihn auf alle Weise merken zu lassen, daß er überflüssig sei.

Seinerseits hielt Kister ihre Befangenheit und Erregtheit für unzweideutige Symptome von Liebe; aber je mehr ihm um sie bangte, um so weniger konnte er es über sich gewinnen, ihr von Lutschkoff zu sprechen; und Marja bewahrte über denselben ein verstocktes Schweigen. Dem armen Kister ward es sehr schwer um's Herz. Endlich begann er über seine eigenen Gefühle mit sich in's Klare zu kommen. Noch niemals war Marja ihm so hold und berückend erschienen wie gerade heute. Offenbar hatte sie die ganze Nacht nicht geschlafen. Auf ihrem bleichen Antlitz zeigten sich hin und wieder leichte röthliche Flecke; sie hielt den Oberkörper ein wenig vorn übergeneigt und ein unwillkürliches sehnuchtsvolles Lächeln umspielte ihre Lippen; von Zeit zu Zeit lief über ihre weißen Schultern ein leichtes Zittern, bald funkelten ihre Blicke hell und freudig, bald erschienen sie ihm mit einemmal trüb und erloschen . . .

Nenila setzte sich zu ihrem Gaste und begann — offenbar mit Absicht — von Lutschkoff zu reden. „Mein Marja war in Gegenwart der Mutter „bis an die Zähne gerüstet,“ wie die Franzosen sagen, und verrieth sich weder durch ein Wort, noch durch eine Miene.

So ging der ganze Vormittag hin.

„Sie speisen doch mit uns?“ fragte Nenila den Cornet.

Marja wandte sich plötzlich ab.

„Nein, danke“, sprach Kister hastig und sah Marja an. „Sie müssen mich entschuldigen . . . meine Dienstpflichten . . .“

Nenila drückte, wie sich das so gehört, ihr Bedauern darüber aus, und ihrem Beispiel folgend, murmelte auch Perekatoff etwas von „leidthun“.

„Ich will nicht im Wege sein,“ wollte Kister Marja beim Fortgehen sagen; aber er verbeugte sich nur und raunte ihr zu: „Werden Sie glücklich . . . leben Sie wohl . . . nehmen Sie sich in Acht!“ . . . Damit verschwand er.

Skaum war er fort, da seufzte sie tief auf, und dann überkam sie ein eigenthümlicher Schrecken. Was war es denn eigentlich, das sie quälte und peinigte? Liebe oder Neugier? Gott mag es wissen; aber ich wiederhole: Schon die Neugier genügte, um Eva in's Unglück zu stürzen.

VIII.

Etwas eine Viertelstunde von Perekatoffs Hof zog sich am rechten Ufer des Flüsschens eine breite Feldmark hin. Das war die „lange Wiese“. Das linke Ufer war vollständig mit jungem dichtem Eichenholz bedeckt und fiel steil zum Flusse ab, dessen Oberfläche außer einigen kleinen Buchten, in denen

Wildenten hausten, ganz mit Schlingpflanzen überzogen war. Etwa zehn Minuten von dem Flüsschen und rechts von der langen Wiese begannen abschüssige buntschillernde Anhöhen, welche dünn mit alten Birken und Haselnuß- und Schneeballengesträuch bestandet waren.

Die Sonne war schon untergegangen. In der Ferne klapperte eine Mühle, bald laut, bald leise, je nach der Richtung des Windes. Auf der Wiese graste friedlich eine Anzahl Pferde aus dem herrschaftlichen Stall; jingend folgte ein Hirt einer Heerde scheuer, girtiger Schafe; die Schäferhunde jagten aus Langerweile hinter den Krähen her.

Mit verschränkten Armen schritt Lutschkoff im Wäldchen hin und her. Sein an einen Baum gebundenes Pferd hatte schon wiederholt auf das laute Wiehern der Fohlen und Stuten geantwortet. Lutschkoff war wie gewöhnlich ärgerlich und mürrisch. Da er Marjas Liebe sich noch nicht sicher wähnte, war er auf sie und sich selbst wüthend . . . Aber seine Aufregung war noch größer als sein Aerger. Endlich blieb er vor einem breiten Haselnußstrauch stehen und begann mit seiner Reitgerte die Blätter abzuschielen . . .

Da vernahm er ein leises Geräusch . . . er hob den Kopf . . . etwa zehn Schritt von ihm stand Marja . . . Vom schnellen Gehen war ihr Gesicht ganz roth geworden. Sie hatte einen Hut auf, aber keine Handschuhe an; sie trug ein weißes Kleid und um den Hals war in der Eile ein Tuch geschlungen. Ihre Augen waren unverwandt zu Boden geheftet und es schien, als trüge sie Bedenken näher zu treten . . .

Lutschkoff ging links und mit gezwungenem Lächeln auf sie zu.

„Wie glücklich macht mich das!“ begann er kaum vernehmbar.

„Es freut mich . . . Ihnen zu begegnen,“ versetzte Marja, tief und schwer athmend. „Ich geh’ hier des Abends oft spazieren . . . und Sie . . .“

Aber Lutschkoff verstand nicht einmal ihre Schamhaftigkeit zu schonen auf ihre unschuldige Lüge einzugehen.

„Ich denke doch, Marja Sergejewna,“ stammelte er, „Sie selbst waren ja freundlich — —“

„Ja, ja,“ entgegnete Marja hastig. „Sie wünschten mich zu sprechen. Sie wollten — —“

Ihre Stimme ließ sie im Stich.

Auch Lutschkoff war verstummt. Marja hob zaghaft die Augen zu ihm auf.

„Verzeihen Sie,“ nahm er wieder das Wort, ohne sie anzusehen; „ich bin nur ein einfacher Mensch und nicht gewohnt, Damen . . . Erklärungen zu machen . . . Ich . . . ich wollte Ihnen gern sagen . . . aber es scheint, Sie sind nicht in der Stimmung, mich anzuhören . . .“

„Reden Sie . . .“

„Sie befehlen es . . . nun, so will ich Ihnen denn offen gestehen,

daß ich schon lange, seit dem Tage, da ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen — —“

Er stockte. Marja wartete auf das Ende seiner Rede.

„Uebrigens weiß ich nicht, warum ich Ihnen dies Alles sage . . . seinem Schicksal entgeht man ja doch nicht . . .“

„Wie kann man das wissen? . . .“

„Ich weiß es!“ versetzte Lutschkoff finster. „Ich bin längst an seine Schläge gewöhnt!“

Es wollte Marja scheinen, daß Lutschkoff wenigstens in diesem Augenblick keinen Grund habe, über die Schläge des Schicksals zu klagen.

„Es giebt noch gute Menschen auf der Welt,“ bemerkte sie lächelnd; „ja, ich möchte sagen: zu gute . . .“

„Ich verstehe Sie, Marja Sergejewna, und glauben Sie mir, ich weiß Ihre Zuverlässigkeit zu würdigen. Ich . . . ich . . . Sie sind doch nicht böse auf mich?“

„Nein . . . was wünschten Sie mir zu sagen?“

„Ich wünschte Ihnen zu sagen, daß . . . daß Sie mir gefallen, Marja Sergejewna, ganz außerordentlich gefallen, und — —“

„Ich danke Ihnen,“ unterbrach ihn Marja verwirrt. Das Herz schnürte sich ihr vor angstvoller Erwartung zusammen. „Ach, sehen Sie, Herr Lutschkoff,“ fuhr sie fort, „welch' ein herrlicher Anblick!“

Und sie deutete auf die Wiese, welche ganz in die langen Abend Schatten gehüllt war, während über ihr jenseit des Waldes das Abendroth glühte.

Innerlich freute sich Lutschkoff, daß auf diese Weise das Gespräch eine andere Wendung genommen hatte; er murmelte etwas von „schöner Natur“ und trat dann neben Marja . . .

„Lieben Sie die Natur?“ fragte sie plötzlich, indem sie rasch das Köpfchen nach ihm umwendete und ihn mit jenem freundlichen, neugierigsten Blick ansah, der, wie der Silberklang der Stimme, nur jungen Mädchen eigen ist.

„Die Natur . . . ja, jawohl . . . natürlich,“ stotterte Lutschkoff. „Natürlich . . . es ist recht angenehm, des Abends einen kleinen Spaziergang zu machen, obgleich ich, offen gestanden, nur Soldat bin und mich auf Schwärmereien nicht verstehe.“

Lutschkoff versicherte ziemlich oft, daß er nur Soldat sei.

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Marja blickte wieder nach der in den Abend Schatten ruhenden Wiese.

„Na, was soll denn daraus werden?“ dachte Lutschkoff. „Eine vermünschte Situation! . . . Ach was, nur etwas kecker! . . . Marja Sergejewna,“ sprach er mit ziemlich fester Stimme.

Marja wandte sich ihm zu.

„Entschuldigen Sie,“ fuhr er in fast scherzendem Tone fort, „aber ich

möchte gern wissen, was Sie von mir denken. Fühlen Sie nicht so etwas . . . so eine gewisse . . . Neigung zu meiner Person?"

„Mein Gott, wie ungeschickt er ist!“ dachte Marja. „Wissen Sie auch, Herr Lutschkoff,“ antwortete sie lächelnd, „daß es nicht immer leicht ist, auf eine bestimmte Frage eine bestimmte Antwort zu geben?“

„Indeß —“

„Wie meinen Sie?“

„Ja, um Verzeihung, ich möchte gern wissen — —“

„Aber . . . Ist es wahr, daß Sie ein so schrecklicher Duellant sind? Sagen Sie, ist das wahr?“ sprach Marja mit schüchternem Neugier. „Man behauptet, Sie hätten schon mehr als einen Menschen getödtet?“

„Das ist mir schon passiert,“ entgegnete Lutschkoff gleichmüthig und strich sich den Schnurrbart.

Marja sah ihn fest an.

„Und mit dieser Hand hier?“ flüsterte sie.

Mittlerweile hatte sich sein Blut erhitzt. Schon länger als eine Viertelstunde hatte er da ein junges Mädchen um sich . . .

„Marja Sergejewna,“ sagte er plötzlich mit eigenthümlich scharfer Stimme, „Sie kennen jetzt meine Gefühle und wissen, warum ich Sie zu sprechen wünschte . . . Sie waren so freundlich und . . . sagen Sie mir nun auch endlich, was ich hoffen darf . . .“

Marja drehte eine Feldnelke zwischen den Fingern . . . sie sah Lutschkoff von der Seite an, erröthete und sprach lächelnd:

„Was Sie da alles reden!“ — und damit gab sie ihm die Blume.

Lutschkoff ergriff ihre Hand.

„Sie lieben mich also!“ rief er.

Marja überließ es ganz kalt vor Schrecken. Es war gar nicht ihre Absicht gewesen, ihm ein Liebesbekenntniß zu machen; sie wußte selbst noch nicht recht, ob sie ihn liebte, und nun war er ihr zuvorgekommen, wollte sie zu einer Erklärung nöthigen — er mußte sie also gar nicht verstehen . . . Blitzschnell ging Marja dieser Gedanke durch den Kopf. Eine so rasche Lösung hatte sie nicht erwartet . . . als neugieriges Mädchen hatte sie sich den ganzen Tag gefragt: „Liebt er mich oder liebt er mich nicht?“ — sie hatte von einem angenehmen Spaziergang in der Abenddämmerung und von zärtlichen aber anständigen Reden geträumt, hatte in Gedanken mit ihm coquettirt, sich den wilden Mann zähmen und ihm beim Abschied gestatten wollen, ihr achtungsvoll die Hand zu küssen . . .

Und statt dessen — statt dieses unschuldigen kindlichen Spiels fühlte sie plötzlich seinen rauhen Schnurrbart auf ihrer Wange . . .

„Wir wollen glücklich sein,“ flüsterte er; „es giebt ja nur ein Glück auf Erden!“ . . .

Erschreckt wich Marja zurück; bleich und am ganzen Leibe zitternd lehnte sie sich an eine Birke. Lutschkoff gerieth in große Verlegenheit.

„Entschuldigen Sie!“ murmelte er, zu ihr tretend; „ich glaube wirklich nicht . . .“

Marja sah ihn stumm und mit weit geöffneten Augen an . . . Ein unangenehmes Lächeln spielte um seinen Mund . . . auf seinem Gesicht bemerkte sie rothe Flecke . . .

„Vor wem fürchten Sie sich denn?“ fuhr er fort. „Ist denn das etwas Besonderes? Ist zwischen uns nicht schon alles . . . gewissermaßen in Ordnung?“

Marja war noch immer stumm.

„Na, lassen Sie's nun genug sein! . . . Wozu die Dummheiten! Das ist ja doch nur . . .“

Und Lutschkoff streckte die Hand nach ihr aus . . .

Marja erinnerte sich mit einemmal Ritters Warnung. „Nehmen Sie sich in Acht!“ hatte er gesagt; sie verging fast vor Schrecken, und so laut als es ihr möglich war, begann sie zu rufen:

„Tanjuscha! Tanjuscha!“

Und aus dem Haselnußgesträuch tauchte die runde feste Gestalt ihres Kammermädchens auf . . .

Lutschkoff gerieth außer sich. Durch die Anwesenheit ihres Mädchens beruhigt, rührte Marja sich nicht von der Stelle. Aber der Kaufbold bebte vor Wuth; seine Augen funkelten, er ballte die Fäuste und brach in krampfhaftes Lachen aus.

„Bravo, bravo!“ rief er; „sehr klug, das muß ich sagen . . .“

Marja war wie versteinert.

„Ich merke, Sie hatten keine Vorsichtsmaßregel übersehen, Marja Sergejewna! Ja ja, Vorsicht kann nie schaden. Heutzutage sind die jungen Damen weit schlauer als die Alten. Wahrlich, eine schöne Liebe!“

„Ich weiß nicht, Herr Lutschkoff, wer Ihnen das Recht gegeben hat, mir von Liebe zu reden.“

„Wer! Sie selbst!“ rief er. „Das wird ja immer schöner!“

Er fühlte, daß er seine Sache vollständig verbarb; aber er vermochte sich nicht mehr zu beherrschen.

„Ich habe unbesonnen gehandelt,“ fuhr Marja fort. „Ich ging auf Ihre Bitte ein in der Voraussetzung, ich würde auf Ihre Delicatesse — aber Sie verstehen ja kein Französisch — auf Ihr Zartgefühl bauen können . . .“

Lutschkoff erbleichte. Marja hatte ihn an der empfindlichsten Stelle getroffen.

„Mag sein, daß ich kein Französisch verstehe; aber so viel versteh' ich, daß es Ihnen beliebt hat, sich über mich lustig zu machen . . .“

„Durchaus nicht, Herr Lutschkoff . . . ja ich bedaure Sie sogar.“

„Neben Sie mir, wenn ich bitten darf, nicht von Ihrem Bedauern!“ versetzte er erbittert, „damit möchte ich gern verschont bleiben!“

„Herr Lutschkoff —!“

„Ach, nicht diese Prinzessinnenmiene! . . . Das ist verlorene Mühe! Mich schrecken Sie damit nicht.“

Marja trat ein paar Schritt zurück, wandte sich schnell um und ging fort.

„Soll ich Ihnen nicht Ihren Freund, Ihren gefühlvollen Schäfer Kister schicken?“ rief Lutschkoff ihr nach. Er hatte ganz den Kopf verloren. „Ist es nicht dieser Freund, der —?“

Marja antwortete ihm nicht mehr; hastig, aber doch froh eilte sie nach Hause. Trotz ihres Schreckens und ihrer Aufregung fühlte sie sich erleichtert. Es war ihr, als sei sie aus einem schweren Traum erwacht, als trete sie aus einem finstern Gemach hinaus in die frische sonnendurchleuchtete Luft . . .

Wie von Sinnen, wie geistesabwesend blickte Lutschkoff sich um, zerbrach in sprachloser Raserei einen jungen Baum, zwang sich aufs Pferd, drückte ihm so erbittert die Sporen in die Weichen und maltraitirte das unglückliche Thier so erbarmungslos, daß es, nachdem es acht Werst in einer Viertelstunde zurückgelegt, während der Nacht beinahe umgekommen wäre . . .

* * *

Vergeblich wartete Kister bis Mitternacht auf Lutschkoff. Früh am andern Morgen begab er sich selbst zu ihm. Der Bursche erklärte, sein Herr schlafe noch und habe befohlen, Niemand hereinzulassen.

„Auch mich nicht?“

„Auch Sie nicht.“

Kister ging in qualvoller Unruhe einige Mal auf der Straße auf und ab und kehrte dann nach Hause zurück.

Sein Bursche gab ihm einen Brief.

„Von wem?“

„Von Perekatoffs.“

Dem Cornet zitterten die Hände.

„Sie lassen grüßen und um Antwort bitten. Soll ich dem Boten einen Schnaps geben?“

Langsam öffnete Kister das Briefchen und las Folgendes:

„Lieber guter Fedor Fedorowitsch!

„Ich muß Sie unbedingt sprechen — ganz unbedingt. Kommen Sie doch, wenn es Ihnen irgend möglich, heut zu uns. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; ich bitte Sie im Namen unsrer alten Freundschaft. Wenn Sie wüßten — aber Sie werden Alles erfahren. Nicht wahr, auf baldiges Wiedersehen?“

Marja.

P. S. Sie müssen heut unfehlbar kommen!“

„Soll ich also dem Boten einen Schnaps geben?“

Kister starrte seinen Burschen lange erstaunt an und ging dann, ohne ein Wort zu erwidern, hinaus.

„Mein Herr sagte, ich solle Dir einen Schnaps geben, und zugleich möchte auch ich mir einen nehmen,“ sprach der Bursche.

IX.

Marja eilte Rister, als er in das Gastzimmer trat, mit einem so freudestrahlenden dankbaren Gesicht entgegen und drückte ihm so innig und fest die Hand, daß sich ihm vor Freuden das Herz erweiterte. Doch ging sie, ohne ein Wort zu sagen, sofort hinaus.

Perekatoff saß auf dem Sopha und legte Patience. Die Unterhaltung begann, und kaum hatte er mit gewohntem Tact die Rede auf seinen Hund gebracht und dessen Talente zu rühmen angefangen, als Marja wieder eintrat. Sie hatte einen buntseidenen Gürtel um — sie erinnerte sich, daß Rister einmal gesagt, derselbe kleide sie besonders vortheilhaft.

Kurz darauf erschien auch Renila: sie empfing den Gast heut mit ganz besonderer Herzlichkeit.

Bei Tisch lachte und scherzte man in ungezwungenster Weise; sogar Perekatoff wurde lebhaft und erzählte eines seiner lustigsten Jugenderlebnisse, — wobei er jedoch, wie der Vogel Strauß, vorsichtshalber den Kopf von seiner Frau abgewendet hielt.

„Wir wollen einen Spaziergang machen, Herr Rister,“ sagte Marja nach dem Essen zu dem Cornet — in jenem einschmeichelnden Ton, der jede Widerrede unmöglich macht. „Ich muß über etwas sehr Wichtiges mit Ihnen sprechen,“ fügte sie mit graziöser Freierlichkeit hinzu und zog sich ihre schwedischen Handschuhe an. „Gehst Du mit, Mama?“

„Nein,“ entgegnete Renila.

„Aber wir gehen nicht in den Park.“

„Wohin denn?“

„Nach der langen Wiese, in's Wäldchen.“

„So nimm Tanjuscha mit.“

„Tanjuscha, Tanjuscha!“ rief Marja mit ihrer hellen Stimme und hüpfte leicht wie ein Vogel aus dem Zimmer.

Eine Viertelstunde später wanderte Marja mit Rister nach der langen Wiese. Als sie auf der Weide an der Kuhheerde vorüber kamen, fütterte sie ihre Lieblingskuh mit Brod, streichelte ihr den Kopf und gebot Rister, sie sanft auf den Rücken zu klopfen.

Sie war in ungemein heiterer Stimmung und plauderte in einem fort. Rister ging mit Vergnügen auf Alles ein, obgleich er mit großer Ungebuld auf die Mittheilungen wartete, die sie ihm zu machen hatte . . .

Tanjuscha folgte ihnen in respectvoller Entfernung und nur von Zeit zu Zeit warf sie ihrer Herrin einen schlaun Blick zu.

„Sie sind mir doch nicht böse, Fedor Fedorowitsch?“ fragte Marja.

„Ihnen, Marja Sergejewna? Aber warum denn?“

„Vorgestern . . . erinnern Sie sich?“

„Sie waren nicht bei Stimmung . . . Das war Alles.“

„Warum hatten Sie sich so weit von mir? Geben Sie mir den Arm. So . . . auch Sie waren nicht recht bei Stimmung.“

„Das ist wahr.“

„Aber heut bin ich in der allerbesten Stimmung, nicht wahr?“

„Ja, es scheint mir in der That, daß Sie heut —“

„Und wissen Sie warum? Weil . . .“ Marja schüttelte ernst mit dem Kopf. „Nun, ich weiß schon, warum . . . weil Sie mir Gesellschaft leisten“, fügte sie hinzu, ohne Rister anzusehen.

Rister drückte ihr sanft die Hand.

„Aber warum fragen Sie mich gar nicht?“ fuhr Marja in halblautem Ton fort.

„Wonach?“

„Ach, verstellen Sie sich doch nicht . . . nach meinem Briefe!“

„Ich erwartete, daß Sie —“

„Hören Sie, warum ich in Ihrer Gesellschaft so heiter gestimmt bin,“ unterbrach sie ihn lebhaft; „weil Sie so gut und zartfühlend sind; weil es Ihnen unmöglich wäre . . . *parce que vous avez de la délicatesse*. Ich sage Ihnen das auf Französisch, denn Sie verstehen ja Französisch.“

Rister verstand zwar Französisch, aber er verstand Marja nicht.

„Ach pflücken Sie mir doch die Blume . . . die da . . . wie schön!“

Marja betrachtete sie mit großem Wohlgefallen. Auf einmal befreite sie hastig ihren Arm und begann mit besorgtem Lächeln den schlanken Stengel vorsichtig durch das Knopfloch seines Ueberrocks zu ziehen. Dabei kamen ihre feinen Finger beinahe mit seinen Lippen in Berührung. Seine Blicke richteten sich auf diese Finger und dann auf ihr Antlitz. Sie neigte ihr Köpfchen, als hätte sie sagen wollen: „Du darfst . . .“

Rister bückte sich ein wenig und küßte ihr die Fingerspitzen.

Mittlerweile hatten sie sich dem bekannten Wäldchen genähert. Marja ward mit einemmal nachdenkend, und dann verstummte sie sogar. Sie begaben sich nach derselben Stelle, wo sie Lutschkoff erwartet hatte. Das niedergetretene Gras hatte sich noch nicht wieder aufgerichtet; das zerbrochene Bäumchen hatte bereits zu welken angefangen, während die Blätter sich bereits zu Röhrchen zusammengerollt und zu vertrocknen begonnen hatten.

Marja ließ den Blick umherschweifen und wandte sich dann plötzlich zu Rister.

„Wissen Sie auch, warum ich Sie hierher geführt habe?“

„Nein.“

„Nein! . . . Warum reden Sie heut gar nicht von Ihrem Freunde Lutschkoff? Sonst konnten Sie gar nicht müde werden, ihn zu rühmen.“

Rister blickte vor sich hin und schwieg.

„Wissen Sie auch,“ fuhr Marja mit einiger Anstrengung fort, „daß ich hier . . . gestern . . . eine Zusammenkunft mit ihm hatte?“

„Das wußte ich,“ versetzte er dumpf.

„Das wußten Sie! . . . Ach! Jetzt begreife ich, warum Sie gestern . . . Herr Lutschkoff hatte sich offenbar beeilt, mit seiner ‚Eroberung‘ zu prahlen.“

Kister wollte antworten . . .

„Reden Sie nicht, erwidern Sie mir nichts . . . ich weiß, er ist Ihr Freund; Sie könnten im Stande sein, ihn zu vertheidigen. Sie wußten, Herr Kister, daß ich . . . warum hielten Sie mich denn nicht davon ab, eine solche Dummheit zu begehen? Warum nahmen Sie mich nicht wie ein Kind beim Ohr? . . . Sie wußten es . . . es war Ihnen also ganz gleichgiltig?“

„Aber welches Recht hatte ich . . .“

„Welches Recht! . . . Das Recht des Freundes. Ach ja: er ist ja auch Ihr Freund . . . ich schäme mich . . . er ist Ihr Freund . . . dieser Mensch benahm sich gestern in einer Weise gegen mich . . .“

Marja hatte sich abgewendet. Kisters Augen funkelten; er wurde freidebleich,

„Nun, nun, werden Sie nicht böse . . . Hören Sie, Fedor, Sie sollen nicht böse werden! Es hat sich alles zum Besten gewendet. Ich freue mich, daß die gestrige Auseinandersetzung stattgefunden hat . . . Warum meinen Sie wohl, daß ich so mit Ihnen davon rede? Etwa weil ich mich über Herrn Lutschkoff beklagen wollte? O nein! Ich habe ihn schon vergessen. Aber ich habe mir Ihnen, meinem guten Freunde gegenüber etwas zu Schulden kommen lassen . . . Ich möchte Ihnen eine Erklärung geben, Sie um Verzeihung bitten und um Rath fragen. Sie haben mich Aufrichtigkeit gelehrt . . . bei Ihnen ist mir so leicht um's Herz . . . Sie sind kein Lutschkoff!“

„Lutschkoff ist ungehobelt und plump,“ brachte Kister mit Anstrengung heraus; „aber —“

„Was, ein Aber! Sie schämen sich nicht, Aber zu sagen! Er ist plump und ungehobelt und böshaft und eingebildet . . . Hören Sie: ich sage Und und nicht Aber!“

„Sie sprechen so, weil Sie noch unter dem Einfluß Ihres Zornes stehen, Marja Sergejewna,“ antwortete Kister traurig.

„Wie, ich wäre zornig? Warum denn? So gönnen Sie mir doch einen Blick: sieht man so aus, wenn man zornig ist? Hören Sie,“ fuhr Marja fort, „denken Sie von mir, was Ihnen beliebt . . . aber wenn Sie meinen, heut coquettire ich mit Ihnen aus Rache, so . . . so . . .“ die Thränen traten ihr in die Augen, „zum Scherz bin ich nicht empört!“

„Seien Sie offen gegen mich, Marja Sergejewna . . .“

„O, wie dumm und häßlich Sie sein können! Aber so sehen Sie mich doch an! Bin ich etwa nicht offen und ehrlich gegen Sie? Können Sie denn nicht in meiner Seele lesen?“

„Gut denn . . . ja, ich glaube Ihnen,“ fuhr Kister lächelnd fort, als

er sah, mit welch' bekümmelter Hartnäckigkeit sie seinen Blick zu erhaschen suchte; „aber so sagen Sie mir auch, was veranlaßte Sie, Lutschoff eine Zusammenkunft zu gewähren?“

„Was? Ich weiß es selbst nicht. Er wollte allein mit mir sprechen. Ich dachte mir, er habe noch keine Zeit, keine Gelegenheit gefunden, sich auszusprechen. Jetzt hat er sich ausgesprochen! Hören Sie: er mag ein ungewöhnlicher Mensch sein, aber er ist dumm — ja, ja dumm! . . . Er ist nicht im Stande, zwei zusammenhängende Worte zu sagen. Und dann ist er gradezu unzeit. Uebrigens will ich ihn nicht zu hart anklagen . . . Er mochte sich ja einbilden, daß ich ein leichtsinniges albernes Mädchen sei. Ich hatte ja fast niemals mit ihm gesprochen . . . Es ist wahr, er hatte meine Neugier erregt; aber ich meinte, ein Mann, den Sie Ihrer Freundschaft würdigten —“

„Bitte, sprechen Sie nicht von ihm als meinem Freunde,“ unterbrach sie Rister.

„Nein nein, ich will Sie nicht entzweien!“

„Mein Gott, ich möchte Ihnen nicht bloß meine Freunde opfern, sondern auch . . . Zwischen Herrn Lutschoff und mir ist Alles aus!“ fügte er hastig hinzu.

Marja blickte ihm fest in die Augen.

„Nun, Gott befohlen!“ sprach sie; „reden wir nicht mehr von ihm. Das wird mir eine Lehre sein. Es war meine eigene Schuld. Mehrere Monate hindurch sah ich fast täglich einen guten, klugen, heitern, lebenswürdigen Mann, der . . .“ Marja wurde verlegen und stockte einen Augenblick . . . „der ebenfalls . . . ein wenig . . . von mir zu halten schien . . . und ich dummes Ding,“ fuhr sie hastig fort, „zog ihm den Andern . . . nein nein, ich zog ihm den Andern nicht vor, aber —“

Sie senkte verwirrt den Kopf und verstummte.

Rister wurde es eigenthümlich zu Muth. „Ist's wirklich wahr?“ wiederholte er für sich . . . „Marja Sergejewna!“ begann er endlich laut . . .

Marja hob den Kopf und sah ihn mit thränengefüllten Augen an.

„Errathen Sie denn gar nicht, von wem ich spreche?“ fragte sie.

Rister reichte ihr mit fast angehaltenem Athem die Hand. Eifrig ergriff sie Marja und drückte sie warm und innig.

„Nicht wahr, Sie sind wieder mein guter Freund? . . . Wie, Sie antworten mir nicht?“

„Das wissen Sie ja, daß ich Ihr Freund bin“, murmelte er.

„Und Sie verdammen mich nicht? Sie haben mir verziehen? . . . Und verstehen mich? Und Sie lachen nicht über ein Mädchen, das heut dem Einen eine Zusammenkunft gewährt, und morgen mit dem Andern spricht, so . . . so wie ich jetzt mit Ihnen spreche . . . Nicht wahr, Sie machen sich nicht über mich lustig?“

Ihr Antlitz glühte; mit beiden Händen hielt sie seine Rechte fest umschlossen . . .

„Ich mich über Sie lustig machen!“ antwortete Rister; „ich . . . ich . . . liebe Sie ja . . . ich liebe Sie ja!“ rief er aus.

Marja bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Wissen Sie denn nicht schon längst, Marja, daß ich Sie liebe?“

X.

Drei Wochen nach diesem Gespräch saß Rister allein in seinem Zimmer und schrieb seiner Mutter folgenden Brief:

„Geliebte Mutter!

„Ich beeile mich, Dir mitzutheilen, welch' großes Glück mir bevorsteht: ich verheirathe mich. Ueber diese Nachricht wirst Du Dich wahrscheinlich sehr wundern, namentlich da ich in meinen früheren Briefen auf eine solch' wichtige Wendung in meinem Leben nicht einmal hingedeutet habe, — und Du weißt, ich bin doch sonst gewohnt, Dir alle meine Gefühle, alle meine freudigen und traurigen Erlebnisse mitzutheilen. Die Ursache meines Schweigens ist leicht erklärt. Zunächst habe ich erst selbst in diesen Tagen die Gewißheit erlangt, daß ich wieder geliebt werde; und dann war ich mir auch bis vor Kurzem über die eigentliche Natur und Macht meiner eigenen Neigung noch nicht ganz klar. In einem der ersten Briefe, die ich Dir von hier schrieb, erzählte ich Dir von den Perelatoff's, unseren Nachbarn. Meine Braut — Marja heißt sie — ist ihre einzige Tochter. Ich bin fest überzeugt, wir werden glücklich mit einander. Was ich für sie empfinde, ist nicht eine augenblickliche Leidenschaft, sondern ein tiefes aufrichtiges Gefühl, in welchem Freundschaft sich mit Liebe paart. Ihr sanfter frohsinniger Charakter entspricht ganz dem, was mir so recht an Frauen gefällt. Sie ist gebildet, klug und sehr musikalisch . . . Wenn Du sie sehen könntest! Ich schicke Dir ihr Bild, das ich selbst gezeichnet habe. Aber sie ist tausendmal schöner als dieses Bild. Marja liebt Dich schon wie eine Tochter, und kann den Tag, wo sie Dich kennen lernen soll, gar nicht erwarten. Ich habe mich entschlossen, den Dienst zu quittiren, mich auf dem Lande niederzulassen und mich mit Oekonomie zu beschäftigen. Der alte Perelatoff besitzt vierhundert Bauern — er befindet sich also in sehr guten Verhältnissen. Du siehst, auch nach dieser, der materiellen Seite, hab' ich eine vortreffliche Wahl getroffen. Ich nehme mir Urlaub und komme zu Dir nach Moskau. In spätestens vierzehn Tagen kannst Du mich erwarten . . . Meine liebe gute Mutter, wie glücklich bin ich! . . . Herzlich grüßt und küßt Dich . . .“ u. s. w.

Rister faltete und versiegelte den Brief, stand auf, trat an's Fenster,

steckte sich eine Pfeife an, dachte ein wenig nach und setzte sich dann wieder an den Tisch. Er nahm einen kleinen Bogen Briefpapier und tauchte bedächtig die Feder in's Dintenfaß; aber es dauerte noch lange, eh' er zu schreiben begann. Seine Stirn legte sich in Falten, er hob die Augen zur Decke und kaute an der Feder . . . Endlich entschloß er sich anzufangen — und nach einer Viertelstunde war folgender Brief geschrieben:

„Gehrter Herr!

„Seit Ihrem letzten Besuche (d. h. seit drei Wochen) grüßen Sie mich nicht mehr, sprechen nicht mehr mit mir und scheinen mich zu meiden. Ein Jeder kann natürlich thun und lassen, was ihm beliebt. Sie fanden es angemessen, unserm Verkehr ein Ende zu machen. Glauben Sie mir, ich wende mich heut nicht an Sie, um mich über Ihr Verhalten zu beklagen. Es ist nicht meine Absicht und Gewohnheit, mich irgend Jemandem aufzudrängen, das Bewußtsein, daß ich Niemand Unrecht gethan, genügt mir vollkommen. Wenn ich Ihnen jetzt schreibe, so geschieht es nur aus Pflichtgefühl. Ich habe um Marja Perekatoff's Hand angehalten und mich mit Zustimmung ihrer Eltern mit ihr verlobt. Ich theile Ihnen dieses direct mit, um jeder Art von Mißverständniß und Mißdeutung vorzubauen. Ich gestehe Ihnen offen, Herr Rittmeister, daß ich mich nicht allzu sehr um die Meinung eines Mannes zu kümmern brauchte, der selbst nicht die geringste Rücksicht auf die Ansichten und Empfindungen Anderer nimmt; ich schreibe Ihnen lediglich deshalb, weil es nicht einmal den Anschein haben soll, als wäre ich heimlich zu Werke gegangen. Ich darf annehmen, Sie kennen mich hinlänglich, um meinen heutigen Schritt nicht zu mißdeuten. Da ich Ihnen heut zum letzten Mal schreibe, so kann ich nicht umhin, Ihnen in der Erinnerung an unsere frühere Freundschaft alles denkbare Glück zu wünschen.

Ich verbleibe mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebener

Fedor Kister.

Fedor schickte den Brief sofort ab, kleidete sich um und ließ anspannen. Vergnügt und sorglos ging er summend in seinem Zimmer auf und ab, ja er hüpfte sogar einigemal, nahm ein Heft Romangen, rollte es zusammen und knüpfte ein blaues Bändchen darum . . .

Da ging die Thür auf und herein kam Lutschoff: im Ueberrock, ohne Epauletten und mit der Mütze auf dem Kopf.

Erstaunt blieb Kister mitten im Zimmer stehen, ohne erst die Enden des Bändchens in eine Schleife zu ziehen.

„Sie wollen Marja Perekatoff heirathen?“ fragte Lutschoff in ruhigem Ton.

Da loderte es in Kister auf.

„Mein werthter Herr,“ begann er, „wenn anständige Leute in ein fremdes Zimmer treten, so nehmen sie die Mütze ab und sagen guten Tag.“

„Verzeihen Sie,“ versetzte der Kaufbold kurzab und zog die Mütze vom Kopf. „Guten Tag.“

„Guten Tag, Herr Lutschkoff. Sie fragen, ob ich mich mit Fräulein Perekatoff verheirathen wolle? Haben Sie denn meinen Brief nicht gelesen?“

„Ja. Also Sie heirathen. Gratulire.“

„Ich nehme Ihre Gratulation an und danke Ihnen dafür. Aber ich muß jetzt fort.“

„Ich möchte, daß es zwischen uns zu einer Auseinandersetzung käme, Fedor Fedorowitsch.“

„Ich habe nichts dagegen . . . mit Vergnügen,“ antwortete Kister. „Eßen gestanden, ich habe eine solche Auseinandersetzung erwartet. Ihr Benehmen gegen mich ist so seltsam und meinerseits, wie mich dünkt, so wenig verdient, daß ich es nicht erwarten konnte . . . Aber wollen Sie sich nicht setzen? Ist Ihnen eine Pfeife gefällig?“

Lutschkoff setzte sich. Seine Bewegungen verriethen eine eigenthümliche Müdigkeit. Er strich sich den Schnurrbart und zog die Brauen in die Höhe.

„Sagen Sie mal, Fedor Fedorowitsch,“ begann er endlich, „warum haben Sie sich mir gegenüber so lange versteilt?“

„Was sagen Sie?“

„Warum haben Sie stets den Unschuldigen, Makellosen gespielt, während Sie doch grad so einer sind, wie wir andern Sünder?“

„Ich verstehe Sie nicht . . . habe ich Sie mit irgend etwas beleidigt?“

„Sie verstehen mich nicht . . . Schön. Ich will mich bemühen; deutlicher zu sprechen. Sagen Sie mir, haben Sie schon lange Neigung für Fräulein Perekatoff gehegt oder ist Ihre Leidenschaft plötzlich aufgeflammt?“

„Es ist nicht meine Absicht, Herr Lutschkoff, mit Ihnen über mein Verhältniß zu Marja Sergejewna zu sprechen,“ antwortete Kister kalt.

„So. Wie's Ihnen beliebt. Dann werden Sie mir wohl gütigst gestatten, zu glauben, daß Sie mich zum Narren gehalten haben.“

Lutschkoff sagte das sehr langsam und zögernd.

„Das können Sie von mir nicht glauben, Herr Lutschkoff; dazu kennen Sie mich zu gut.“

„Ich Sie kennen? . . . Wer kennt Sie überhaupt? Ein merkwürdiger Mensch — dunkel wie der Wald, seiner äußeren Person nach unser Kamerad — das ist Alles. Ich weiß, daß Sie mit viel Gefühl, ja sogar mit Thränen in den Augen deutsche Verse lesen; ich weiß, daß Sie an den Wänden Ihrer Wohnung verschiedene Landkarten aufgehängt haben; ich weiß, daß Sie auf die Pflege Ihrer werthen Person eine besondere Sorgfalt verwenden; das weiß ich — weiter aber nichts . . .“

Kister wurde roth vor Zorn.

„Darf ich fragen,“ sprach er endlich, „was der Zweck Ihres Besuches

ist? Seit drei Wochen grüßen Sie mich nicht mehr und jetzt kommen Sie anscheinend in der Absicht zu mir, sich über mich lustig zu machen. Ich bin kein Knabe, werther Herr, ich erlaube Niemandem —“

„Ich bitte Sie,“ unterbrach ihn Lutschkoff, „wer wird es wagen, sich über Sie lustig zu machen. Im Gegentheil, ich komme mit einer ganz unterthänigen Bitte zu Ihnen, — mit der Bitte, mir gütigst Ihr Benehmen gegen mich erklären zu wollen. Gestatten Sie mir daher zu fragen: haben Sie mich nicht mit Gewalt mit der Familie Perelatoff bekannt gemacht? Haben Sie nicht Ihrem ergebensten Diener versichert, daß er an Herz und Seele neu „aufblühen“ würde? Und endlich: haben nicht Sie mich mit der tugend samen Marja Sergejewna zusammengeführt? Warum also sollte ich nicht voraussetzen, daß ich mich bei Ihnen für jenen letzten angenehmen Gefühlsaustausch zu bedanken habe, über den man Sie vermuthlich schon in geeigneter Form unterrichtet hat? Pfllegt doch die Braut dem Bräutigam Alles zu beichten, namentlich ihre unschuldigen Streiche. Warum sollte ich also nicht glauben, daß mir auf Ihr Anstiften eine so großartige Nase gedreht wurde? Sie nahmen ja einen so herzlichen Antheil an meiner „Wiedergeburt“!“

Rister schritt im Zimmer auf und nieder.

„Hören Sie, Lutschkoff,“ sprach er; „wenn Sie wirklich im Ernst von dem, was Sie da sagen, überzeugt sind — was ich offen gestanden nicht glaube — so muß ich Ihnen erklären: Sie sollten sich schämen, meine Schritte und mein Verhalten aus so beleidigenden Motiven herzuleiten. Es ist nicht meine Absicht, mich zu rechtfertigen . . . ich appellirte nur an Ihr Gewissen und Ihr Gedächtniß.“

„Schön; und so will ich mich denn erinnern, daß Sie sich beständig im Flüsterton mit Marja Sergejewna unterhalten haben. Außerdem aber gestatten Sie mir noch eine Frage: Waren Sie nicht bei den Perelatoffs nach dem bekannten Gespräch zwischen uns Weiden? Nach jenem Abend da ich als echter Dummkopf Ihnen, meinem besten Freunde, von dem verabredeten Stellbichein erzählte?“

„Wie, Sie trauen mir zu, daß ich —“

„Ich traue Andern,“ unterbrach ihn Lutschkoff mit eisiger Kälte, „nichts anderes zu, als was ich mir selbst zutraue; aber ich besitze auch die Schwäche zu glauben, daß Andre nicht besser sind als ich.“

„Da irren Sie,“ versetzte Rister nachdrücklich; „Andre sind in der That besser als Sie.“

„Ich habe die Ehre Ihnen zu gratuliren,“ bemerkte Lutschkoff ruhig, „indef — —“

„Aber,“ fiel ihm Rister zornig in's Wort, „erinnern Sie sich doch, in welchen Ausdrücken sprachen Sie mir von diesem Stellbichein, von — Aber ich sehe, diese Auseinandersetzungen sind ganz zwecklos . . . Glauben Sie von mir, was Sie wollen und handeln Sie nach Belieben.“

„Ah, das laß ich mir gefallen,“ bemerkte Lutschkoff; „das ist doch ein offenes Wort.“

„Handeln Sie nach Belieben,“ wiederholte Rister.

„Ich begreife Ihre Lage, Fedor Fedorowitsch,“ fuhr Lutschkoff mit affectirter Theilnahme fort. Sie ist unangenehm, wirklich unangenehm. Da spielen wir eine Rolle, spielen sie ausgezeichnet, und kein Mensch sieht uns den Schauspieler an; mit einem Mal —“

„Wenn ich glauben könnte,“ unterbrach ihn Rister mit zusammengepreßten Zähnen, „daß jetzt nur gekränkte Liebe aus Ihnen spräche, würde ich Mitleid mit Ihnen haben und Ihnen verzeihen . . . Aber aus Ihren Vorwürfen und Verleumdungen hör’ ich nur den Schrei verletzter Eigenliebe heraus und so kann ich kein Mitleid mit Ihnen haben . . . Es ist Ihnen nur Ihr Recht geschehen!“

„Gott, wie der Mann zu reden versteht!“ versetzte Lutschkoff halblaut. „Meine Eigenliebe,“ fuhr er fort; „ganz recht, die ist auf das Tiefste, Empfindlichste verletzt worden. Aber wer ist denn frei von Eigenliebe? Sie vielleicht? Ja, ich besitze Eigenliebe, aber ich erlaube Niemandem, mich zu bedauern.“

„Sie erlauben nicht?“ erwiderte Rister stolz. „Was ist das für ein Ausdruck, Herr Lutschkoff! Bedenken Sie, zwischen uns ist jedes Band zerissen. Ich bitte Sie deshalb, sich mir gegenüber zu benehmen, wie man es einem anständigen Mann schuldig ist.“

„Zerissen! Jedes Band zerissen!“ fuhr Lutschkoff fort. „Schön! So erfahren Sie denn, daß ich Sie lediglich aus Mitleid nicht mehr grüßte und besuchte; da Sie mich bedauern, werden Sie mir wohl gestatten, Sie zu bemitleiden! . . . Ich wollte Sie nicht in eine falsche Stellung bringen, aber Ihr Gewissen wachrufen . . . Sie sprachen von unserm frühern Verhältniß . . . als ob Sie nach Ihrer Verheirathung noch mein Freund hätten bleiben können! Aber genug davon! Auch früher waren Sie nur mein Freund, um mich als Schild für Ihre werthe Person benutzen zu können . . .“

Lutschkoffs gewissenlose Verächtlichkeit empörte Rister.

„Machen wir diesem unangenehmen Gespräch ein Ende!“ rief er. „Offen gesagt, ich begreife nicht, warum Sie zu mir gekommen sind.“

„Sie können das wirklich nicht begreifen?“ versetzte Lutschkoff mit affectirtem Erstaunen.

„Nein.“

„Nei—ein?“

„Ich wiederhole Ihnen: Nein!“

„Das ist herrlich! . . . Das ist wirklich herrlich! Wer hätte das von einem so klugen Monne gedacht!“

„Erklären Sie mir also endlich, was Sie wollen!“

„Ich komme zu Ihnen, Herr Rister,“ fuhr Lutschkoff fort, indem er langsam aufstand, „ich komme zu Ihnen, um Sie zu einem Duell heraus-

zufordern. Haben Sie mich jetzt verstanden? Ich will mich mit Ihnen schlagen. Ah, Sie meinten mich so ohne weiteres los werden zu können! . . . Wußten Sie denn noch nicht, mit wem Sie's zu thun haben? Sie bildeten sich ein, ich würde Ihnen erlauben — —"

„Sehr schön,“ unterbrach ihn Kister kalt und scharf. „Ich nehme Ihre Herausforderung an. Schicken Sie mir Ihren Secundanten.“

„Ja ja,“ versetzte Lutschkoff, dem es, wie der Rake, leid that, sein Opfer so schnell loslassen zu müssen; „ich gestehe, es wird mir eine große Befriedigung gewähren, morgen den Lauf meiner Pistole auf Ihr blondes ideales Haupt zu richten.“

„Es scheint, Sie wollen mich nach der Herausforderung noch beschimpfen,“ entgegnete Kister verächtlich. „Gehen Sie gefälligst Ihres Weges. Es ist mir zuwider, mich noch mit Ihnen zu unterhalten.“

„Ach ja, die Delicatsesse! . . . Ich verstehe zwar kein Französisch, aber dieses Wort habe ich von Marja Sergejewna,“ murmelte Lutschkoff, indem er sich die Mühe aufsetzte. „Auf angenehmes Wiedersehen, Fedor Fedorowitsch!“

Er grüßte und ging.

Kister schritt einigemal im Zimmer auf und nieder. Sein Gesicht brannte und gewaltsam hob und senkte sich seine Brust. Er hatte keine Angst vor dem, was bevorstand, und sein Zorn hatte ihn schon wieder verlassen; aber der Gedanke, daß er einen solchen Menschen einst Freund genannt, hatte etwas unsäglich Bitteres für ihn. Auf das Duell freute er sich beinah. Auf diese Weise entledigte er sich mit einem Mal seiner ganzen Vergangenheit . . . Schön, dachte er, so erobere ich mir förmlich mein Glück . . . Marjas Bildniß schien ihn anzulächeln und ihm den Sieg zu verheißen . . . nein, ich werde nicht unterliegen, wiederholte er mit ruhigem Lächeln.

Auf dem Tisch lag der Brief an seiner Mutter . . . Das Herz preßte sich ihm einen Augenblick zusammen. Er beschloß, ihn unter allen Umständen jetzt noch nicht abzusenden . . . Er fühlte, daß seine Lebenskraft sich gleichsam verdoppelte, was immer der Fall, wenn der Mensch einer Gefahr gegenüber steht. Ruhig erwog er alle Möglichkeiten des Zweikampfes und machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß ihn und Marja ein Unglück treffen, daß sie getrennt werden könnten — und schaute hoffnungsvoll in die Zukunft. Er gab sich das Wort, Lutschkoff nicht zu tödten . . . Mit unwiderstehlicher Macht zog es ihn zu Marja. Er suchte sich einen Secundanten, brachte schnell all seine Sachen in Ordnung und fuhr nach dem Essen sofort zu ihr. Während des ganzen Abends war Kister ungemein heiter, ja vielleicht zu heiter.

Marja spielte sehr viel auf dem Piano, sie merkte nichts und coquettierte mit ihm in der anmuthigsten Weise. Anfangs schmerzte ihn ihre Sorglosigkeit; aber dann betrachtete er dieselbe als eine glückliche Vorbedeutung, freute sich darüber und wurde ganz ruhig.

Sie hatte sich mit jedem Tage inniger an ihn angeschlossen; das Verlangen nach Glück war stärker in ihr als das Gefühl der Leidenschaft. Zudem hatte Lutschloff sie von allen übertriebenen Wünschen geheilt, — mit Freuden hatte sie denselben für immer entsagt. Menila liebte Kister wie einen Sohn, und Perekatoff folgte wie immer dem Beispiel seiner Frau.

„Auf Wiedersehn!“ sagte Marja zu Kister, als sie sich im Vorzimmer von ihm verabschiedete, und mit stillem Lächeln sah sie, wie er zärtlich und lange ihre Hände küßte.

„Auf Wiedersehn!“ entgegnete er vertrauensvoll; „auf Wiedersehn!“

Aber als er eine halbe Werst von dem Hause entfernt war, erfaßte ihn eine seltsame Unruhe; er erhob sich in seinem Wagen und schaute nach dem Hause zurück: seine Augen suchten die erleuchteten Fenster . . . Aber das ganze Haus war finster wie ein Grab.

XI.

Am folgenden Morgen, gegen elf Uhr, fand sich Kisters Secundant, ein alter erfahrener Major, bei diesem ein. Der brave Alte drehte und taute an seinem grauen Schnurrbart und prophezeite Lutschloff alles mögliche Unheil . . .

Der Wagen war angespannt. Kister übergab dem Major zwei Briefe; der eine war an seine Mutter, der andere an Marja adressirt.

„Wozu das?“

„Man kann nie wissen — —“

„Dummes Zeug! Wir schießen ihn über den Haufen wie ein altes Feldhuhn!“

„Gleichviel . . .“

Mergerlich steckte der Major die beiden Briefe in die Seitentasche seines Ueberrocks.

„Und nun vorwärts!“

Sie fuhren ab. Am Saum eines kleinen Waldes, zwei Werst von Kirilowo, erwartete sie Lutschloff mit seinem Secundanten, dem parfümirten Adjutanten, seinem früheren Freunde. Das Wetter war herrlich. Friedlich zwitscherten die Vögel und nicht fern vom Walde zog ein Bauer lange Furchen mit seinem Pfluge.

Während die Secundanten die Distanz abmaßen, die Barrieren absteckten, die Pistolen untersuchten und luden, wechselten die Gegner nicht einen einzigen Blick mit einander. Kister ging mit sorgloser Miene auf und ab und schlug mit einem abgerissenen Zweige in der Luft herum. Lutschloff stand da unbeweglich mit verschränkten Armen und finsternem Gesicht.

Der entscheidende Augenblick war gekommen.

„Auf Ihre Plätze, meine Herren!“

Kister trat schnell an die Barrière; aber er war noch keine fünf Schritt gegangen, als Lutschoff schoß.

Kister erbehte, that noch einen Schritt vorwärts, begann zu schwanken, der Kopf sank ihm auf die Brust, die Kniee knickten zusammen und er fiel dumpf in's Gras . . .

Der Major stürzte auf ihn zu . . .

„Ist's denn möglich!“ flüsterte der Sterbende . . .

Lutschoff näherte sich seinem Opfer. Auf seinem finstern abgemagerten Gesicht lag ein Ausdruck harten, grimmigen Mitleids . . . Er sah den Adjutanten und den Major an, ließ wie ein Verbrecher den Kopf sinken, stieg schweigend in den Sattel und ritt im Schritt direct nach der Wohnung des Obersten . . .

Und Marja? . . . Sie lebt noch





Ein Lechter vom Regiment Gensd'armes.

Don

Karl Koberstein.

— Dresden. —

Die Frühlingsübungen des Jahres 1800 waren in vollem Gange. Potsdam glich einem Feldlager, denn auch diesmal hatte es sich der junge König nicht nehmen lassen, die Schulung seiner Gardes persönlich zu überwachen.

Da tauchte eines Tages inmitten des kriegerischen Treibens eine abenteuerliche Erscheinung auf.

In dem kurzen Schnurock eines Halle'schen Renommisten, den klirrenden Schläger um die Hüften gegürtet, an den Stulpsstiefeln pfundschwere Sporen und hoch oben auf den langen, unfrisiert flatternden Haaren einen federbuschgeschmückten Stürmer, sprengte eine riesenhafte Gestalt das Manöverfeld entlang. Jedermann stutzte und schüttelte den Kopf. Aber so barock, zum Spott herausfordernd der fremde Geselle auch erschien, ein Meister der Reitkunst ließ sich nicht in ihm verkennen; und da er von nun an Tag für Tag das königliche Gefolge in verwegenen Sprüngen umkreiste, so wurde sogar Friedrich Wilhelms Neugier rege.

Auf Befragen erfuhr man, daß es ein Herr von Rostitz aus Sachsen sei.

Der König dachte nach und lächelte. Hatte ihm nicht kürzlich der Hausknecht eines kleinen Potsdamer Gasthofs beim Herabsteigen der Schloßstreppe ein Schreiben eingehändigt, worin sich ein Student gleiches Namens um ein Offizierspatent im Regimente Gardes du corps bewarb? Der seltsame Reiter mußte der seltsame Bittsteller sein.

War es nun der Wunsch, des lästigen Begleiters überhoben zu sein, war es Mitleiden mit solch unverdrossener Beharrlichkeit — kurz, eines

Morgens brachte Oberst von Köckeritz dem freudig Ueberraschten, der eben wieder seinen lendenlahmen Miethknepper die wagehalsigsten Kunststücke verrichten ließ, den königlichen Befehl, sich unverweilt nach Berlin aufzumachen und als überzähliger Cornet bei dem Regimente Genßd'armes zu melden.

Hinter sich einen Diener, gleich phantastisch gekleidet, nur noch elender beritten wie er selbst, sechs Friedrichsd'or in der Tasche und mit einem Felleisen ausgerüstet, das nicht mehr als die leichtbewegliche Habe eines gemeinen Husaren barg, trabte Karl von Kostitz zwei Stunden später der Landeshauptstadt zu. Den größeren Hotels ging er in weiser Würdigung seiner Reisefasse vorüber, aber auch geringere Gasthöfe verschlossen dem neuen Don Quixote mißtrauisch die Thür, bis ihm endlich ein Hinterstübchen der Herberge zum „Hirsch“ unter den Linden ein vorläufiges Unterkommen bot.

Trotz des Aermlichen seiner Umgebung war das Herz des Neunzehnjährigen von frohen Hoffnungen geschwellt. Schien ihm doch nach einem unstätten Wandern, einem zweck- und ziellosen Leben in den Tag hinein der bergende Hafen zu winken: eine ehrenvolle Stellung in einem der ersten Cavallerieregimenter des Friedericianischen Heeres. Vergessen waren für den Augenblick alle herben Eindrücke seiner Kindheit, die geheimen Schmerzen über die gegenseitige Entfremdung der Eltern, die niegestillte Sehnsucht nach dem Glück eines heimatlichen Herdes.

Als einziger Sohn des Oberforst- und Wildmeisters von Kostitz und Zänkendorf, der, fern von der Gattin, in Merseburg ein vereinsamtes Junggefellendasein führte, hatte er, heute in die Dürftigkeit einer Landpfarre gebannt, morgen zwischen Mutter und Hofmeister im Reisewagen geschüttelt, den Segen der Familie, die Wohlthaten einer geregelten Erziehung nie erfahren. Erst auf dem Pädagogium zu Halle waren ihm im engen Zusammensein mit gleichaltrigen Genossen die Freuden geselliger Kammeradschaft, die mannigfachen Reize des Schullebens aufgegangen, ohne ihm doch innere Befriedigung, die rechte Klarheit über sein Wollen und Sollen zu gewähren.

Schon war in lärmendem Müßigang, in endlosen Raufereien und ungeberdigem Auflehnen gegen jede conventionelle Form das erste Universitätsjahr abgelaufen, als sich endlich in dem mächtig Herangewachsenen die Lust nach einem bestimmten Berufe regte. Der Ruhm und Glanz des preussischen Kriegswesens, der schon mehrere der Schulfreunde angelockt, hatte sich auch seiner Phantasie bemächtigt, und nach kurzem Schwanken war Kostitz zu Pferd gestiegen und nach Potsdam geritten, einem nahen Verwandten es überlassend, den Vater mit dem gefaßten Entschlusse auszuföhnen.

Den ersten Schritt in der neuen Laufbahn schildert das leider nur kurze Bruchstück seiner Selbstbiographie mit dramatischer Lebendigkeit:

„Raum also untergekommen, eilte ich zum General Elzner, dem Chef der Genßd'armes.

„Ja, wer ist Er?“ schnarrte mir der zerstreut entgegen, denn von

einem Imbiß aufstehend, war er voll süßen Weines, und die schwankenden Töne meiner gepreßten Stimme drangen schwer zu seinen Ohren.

„Ich heiße Rostiß, bin aus Sachsen und von Sr. Majestät zum Regiment geschickt.“

„Ah! das freut mich — Se. Majestät vergessen doch das Regiment nicht — Er soll zur Leibcompagnie, das giebt einen Flügelmann — wie viel mißt Er? — He, meine Herren (so rief er zur innern Thür hinein), ein Recrut, ein Ausländer, von Sr. Majestät dem Könige, ein ganz adretter Bursche — — ist er nicht größer als der Flügelmann? — — Johann, führt mir den jungen Menschen zum Rittmeister Schwerin — ein Glas Wein — nun, da trinke Er einmal.“

Jetzt unterbrach er den Strom seiner Rede durch den des rothen Weines, den er in ein großes Glas mir zum Willkomm goß. Ich stand begafft von mir fremden Gesichtern, die mich alle mit lüfternem Blicke maßen, weil sie, lauter Compagnie-Chefs, gern eine so kasterlange Acquisition für den Feuerstand ihrer Compagnie gemacht hätten. Ich merkte endlich den Irrthum des Generals, und als er mir lächelnd das volle Glas reichte, sagte ich ihm: „Se. Majestät haben mich zum Offizier bestimmt, und ich komme her, um mich deshalb bei Ew. Excellenz zu melden.“

„Als Offizier —? Ah, das habe ich nicht gedacht — ist auch noch nichts darüber gekommen. — Sind Sie von Familie? Hat Ihr Vater Güter? Haben Sie guten Ruf?“

Dabei maß er den burschikosen Anzug, die langen Haare und mein ganzes Wesen, das ihm ein gewaltiges Nein auf alle Fragen zuzurufen schien.

„Ich bin ein sächsischer Edelmann — mein Vater hatte Güter in der Oberlausitz.“

„Hat sie aber verwirthschaftet — fiel er mir in die Rede — darum sind sie verkauft.“

„Nein, nicht deswegen, sondern weil mein Vater eine Anstellung weit davon erhalten, die ihm nicht erlaubte, oft Reisen nach seinen Gütern zu machen. Wegen meines Rufes kann ich Ew. Excellenz Zeugnisse der Halle'schen Universität bringen.“

„Die gelten nicht bei uns. — Nun, es soll mir sonst lieb sein (was ihm lieb sein sollte, sagte er nicht) — — Wenn der Befehl des Königs kommt, so fragen Sie nur wieder nach.“

Mit diesen Worten schlossen sich Mund und Thür des Generals, und ich stand im Vorhause, jetzt viel heilkommener wie beim Eintritt. —

Ohne Freund und Fürsprecher fühlte sich Rostiß in der großen Stadt so verlassen wie möglich — Tage qualvollen Harrens und bitteren Unmuths schlichen an ihm vorüber. Schon war seine Reisefasse erschöpft, das kleine Darlehn eines früheren Universitätsgenossen bis auf wenige Groschen verbraucht, als endlich General Elßner die Nachricht sandte, der von Rostiß

sei wirklich vom König als fünfter übercompleter Offizier dem Regiment Gensd'armes zugewiesen. Nun möge er „nach Hause reisen, guten Zuschuß und brav Geld vom Vater zur Equipirung holen.“

Das war leichter gesagt als gethan. Kostete es schon einen Aufwand von Veredtsamkeit, die Verzeihung des Vaters zu erwirken, so bot die heikle Geldfrage kaum lösbare Schwierigkeiten, und erst nach langen Verhandlungen, Vorstellungen und beweglichen Bitten ließ sich der störrische Alte zu einem Jahreszuschuß von zwölfshundert Thalern bestimmen.

Mit der vorausgezählten Hälfte der Summe eilte Rositz nach Berlin zurück, sich einen kleinen Krösus dünkend. Aber schon in Halle riß die Tilgung akademischer Schulden eine schmerzliche Lücke in seinen Beutel, während einige Tage später ein glänzendes Diner zu Ehren des ersten Wachtdienstes den geretteten Rest verschlang. Armer als er ausgezogen, stand er wieder auf dem Pflaster der genußsüchtigen Residenz. Hilfe war freilich zur Hand, aber welch eine Hilfe! Speculanten und Wucherer, der ganze Troß dunkler Ehrenmänner, der in lichtscheuem Fluge die militärische Jugend umschwärmt, heftete sich an die Fersen des Unerfahrenen und stürzte ihn auf Jahre hinaus in einen Strudel heillosester Verwirrung.

Einstweilen bekümmerte ihn das wenig; für jetzt überwog die Freude, der ersten Armee Europas anzugehören.

Friedrichs Worte, die Welt ruhe nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als die preußische Monarchie auf diesem waffenstarrten Gefüge, hatten trotz der Rhein-Campagne und der polnischen Erfahrungen ihre volle Geltung behalten. Der ganze Schimmer des siebenjährigen Krieges lag noch über dem Heere ausgebreitet, und ein starker Glaube an sich selbst durchwärmte es in allen seinen Theilen; nur daß in der Ede der Friedensgarnisonen der berechtigte Stolz in's Ungemessene gestiegen war, unter den jüngeren Offizieren einen Kastengeist fördernd, der die von altersher bestehende Kluft zwischen Militär und Bürgerthum noch erweiterte.

Die Gensd'armes, dieses wunderliche Gemisch von Bravheit und Dünkel, von Frohsinn und Frivolität, von ritterlicher Sitte und herausforderndem Wesen, gereichten zu besonderem Aergerniß. Hatten sie auch längst den Gardes du corps den Vortritt unter den königlichen Hausstruppen überlassen müssen, so galten sie doch nach wie vor für die berufenen Repräsentanten altbrandenburgischer Reiterherrlichkeit, immer darauf bedacht, an aristokratischer Haltung und tollkühner Verwegenheit sämmtlichen Waffengattungen voranzuleuchten.

Ihr Beispiel war maßgebend, und da gerade sie sich in kleinen Neckereien des Philistertums gefielen, so wuchs der Unmuth gegen sie allmählich zum bitteren Haß, der zwar, lange unterdrückt, erst nach den Katastrophen von Auerstädt und Prenzlau, dann aber zu um so lauterem Ausdruck gelangte. Der eigenen Gebrechen wie der Fäulniß aller gesellschaftlichen Zustände jener Tage uneingedenk, brandmarkte der erboßte Mittelstand

die Gensd'armes als den Inbegriff tiefster Verderbtheit. Jede ihrer Lustbarkeiten war eine Schmelgerci, ihre Freigebigkeit schändte Vergeudung, die Streiche jugendlichen Uebermuths eine Verjündigung wider Moral und Gesetz; und so nachhaltig wurden diese Schmähungen in der Welt verbreitet, daß heute nur noch ein Zerrbild des tapfern Regiments im Gedächtniß unseres Volkes lebt.

Die warme Hingabe, welche Rostitz dem neuen Berufe entgegenbrachte, sollte nicht ohne frostige Abkühlung bleiben. Ein unerwarteter Feind war ihm in der vorgefaßten Meinung der Kameraden erstanden. Sein kaum von der großstädtischen Cultur gestreiftes Gebaren, noch mehr die Fabeln über seine Halle'sche Studentenzeit hatten ihm den Ruf eines Raufbolds eingetragen, dem man sorglich aus dem Wege gehen müsse. Betroffen sah er, wie sich Andere, die zugleich mit ihm in das Regiment getreten waren, der herzlichsten Aufnahme erfreuten, wo ihm nur kühle Höflichkeit begegnete.

Jung und unbefonnen, wie er war, voll brennender Begierde nach einer Stellung im Kreise der Gefährten, wußte er sich keinen besseren Rath, als durch äußeren Glanz das tränkende Vorurtheil zu bekämpfen und die Mißtrauischen zu näherem Verkehre einzuladen. Rücksichtslos häufte er also neue Schulden zu den alten und that es bald an schönen Pferden, ausgeputzter Equipage und betreßten Livréen den Begütertesten gleich. Seine Rechnung trog ihn nicht. Binnen Kurzem war kein fröhliches Gelage, kein lustiger Schwank oder ledes Reiterstück ohne den „langen Rostitz“ zu denken.

Für höheren geselligen Umgang noch nicht gereift, stürzte er sich kopfüber in die Wogen schäumenden Soldatenlebens, liebte nach Herzenslust, spielte Juden wie Christen manchen Schabernack, gefährdete Tages über durch tolles Rennen und Jagen sein Genick und verplauderte die Nächte auf der Wache oder im Casino bei Karten und feurigem Getränk. Doch erübrigte er bei allem Saus und Braus manche Stunde zu ernsthafterem Thun.

Unter den zahlreichen Bekannten, wie sie ihm Laune oder Zufall entgegenführten, waren es vorzugsweise Friedrich Genz und der aus dem Rahel'schen Kreise bekannte Major Gualtieri, die sich von der Ursprünglichkeit des jungen Kriegers angezogen fühlten. Wenn es Rostitz hauptsächlich ihren Einwirkungen zu danken hatte, daß sein für das Schöne empfänglicher Sinn nicht frühzeitig in dem Taumel betäubender Zerstreuungen verflüchtigte, so bildete ihn die tägliche Berührung mit einer sicher in sich selber ruhenden Persönlichkeit zum Mann von Welt und Charakter heran.

Premierlieutenant Hans von Alvensleben hatte die Zuneigung des jüngeren Kameraden im Fluge gewonnen und ließ es sich zu eignem Frommen anlegen sein, den ungeleckten Bären für Dienst und Leben zu erziehen. Denn während er dem Schüler in gesellschaftlichem Tact, anstelliger Gewandtheit und strenger Pflichterfüllung ein überzeugendes, zur Nachahmung spornendes Beispiel bot, suchte er sich dessen wissenschaftliche Kenntnisse nutzbar zu machen, die Lücken einer dürftigen Dorferziehung auszugleichen.

Dieser wechselseitige Austausch geistiger und sittlicher Güter, dieses selbstlose Einanderergänzen schlang ein Band um die Beiden, das weder Zeit noch Raum zu lockern vermochten.

Mit dem Bestreben, der practischen Handgriffe seines Berufes Meister zu werden, ging das Erlernen der höheren Kriegskunde Hand in Hand, namentlich waren es die Vorlesungen des Obersten Scharnhorst, die Rostiz zu emfigen Selbststudien und Uebungen im topographischen Zeichnen reizten. Nicht als ob er dabei an eine künftige Stellung im Generalstabe gedacht hätte: was er trieb, leistete er nach freiem Willen in Erwartung eines günstigen Augenblicks, sein Wissen an den Mann bringen und zum Besten des Regiments verwerthen zu können.

Drei Jahre waren so vergangen, als sich ein Vorfall ereignete, der unbedeutend an sich, verhängnißvoll für Rostiz' ganzes Leben werden sollte.

Seine wilde Reiterlust hatte ihn einmal ein besonders widerspänstiges Pferd besteigen heißen. Ohne Gefahrde war er bis zur Gasse der Anatomie gelangt, wo die Berliner Fischhändlerinnen ihre Waaren in großen Kübeln feil zu halten pflegten, als das bis dahin folgsame Thier gegen die Sporen drängte und die hohen Vorstiegen eines Hauses erkletterte. Mit Aufgebot aller Kräfte zwang es Rostiz zwar die Stufen wieder hinab, aber unten angekommen, versuchte das völlig unbändig Gewordene in einen Haufen von Glascherben zu setzen, worin es sich zweifellos die Sehnen zerschneiden mußte. Rostiz hielt es daher im Sprunge zurück und schlug ihm zugleich die Sporen in die Seiten, um es weiter vor auf das Straßenpflaster zu bringen. Da erfolgten zwei, drei Lancaden, begleitet von dem gellenden Gefreisch auseinanderstiebender Weiber, und Roß wie Reiter wälzten sich im Wasser zwischen Karpfen und Alen. Das Pferd wollte sich aufrichten, glitt aber auf dem schlüpfrigen Boden des Fischbehälters aus und suchte sich nun des lästigen Herrn, der mit einem Fuße noch im Bügel hing, vermöge der Hufe zu entledigen. Glücklicherweise lagen beide in getrennten Kübeln, deren Wände den wüthenden Schlägen so lange widerstanden, bis der Steigbügelriemen riß und der rasende Gaul befreit von dannen eilte.

Von Wasser triefend, entstieg Rostiz dem unfreiwilligen Bade zum Erstaunen aller Umstehenden, die den Tod des Aermsten für gewiß gehalten hatten, und ließ sich halb betäubt, von einigen herbeigeeilten Kameraden nach Hause tragen. Er befürchtete ein langes Krankenlager, aber ein Aderlaß und die geschickte Pflege des Regimentsfeldscheers gaben ihm bereits nach vierzehn Tagen den Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder.

Noch schwankenden Schrittes, auf den Stock gestützt, bemerkte er bei einem seiner ersten Ausgänge ein junges Mädchen am Fenster eines hübschen Bürgerhauses. Es war Karoline, die Tochter eines höheren Justizbeamten, der vor Kurzem gestorben war und den Seinigen ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte. Fühlte sich Rostiz von der anmuthigen Gestalt, dem jugendlich blühenden Angesicht lebhaft berührt, so erregte das leidende Aus-

sehen des stattlichen Offiziers die nicht minder warme Theilnahme des weichen Frauenherzens. Die respectvollen Grüsse des Kranken wurden erköthend erwidert, dann folgten Zeichen des Weileids, Worte der Freude über die fortschreitende Genesung und endlich die Einladung, die Schwelle des mütterlichen Hauses zu überschreiten.

Nach trat Mostiz Karolinen näher, ohne sich der Art seiner Empfindungen klar bewußt zu sein. War es nur Liebelei oder Liebe, ein bequemes Sichgehenlassen oder Berechnung, was ihn hier gefesselt hielt? Wie dem auch sei, eine tiefere Leidenschaft fehlte wohl auf beiden Seiten, denn auch Karoline scheint bei ihrer Wahl von eigensüchtigen Wünschen geleitet und schon früh darauf bedacht gewesen zu sein, Namen und Wappen eines alten Adelsgeschlechts zu erringen. In der Mutter stand ihr eine werththätige Verbündete zur Seite. Die weltkluge Frau wußte sich geschickt in Mostiz' Vertrauen zu stehlen, ihm den Grund seiner geheimen Sorgen zu entlocken und zögerte nach erlangter Kenntniß nicht, den erschuten Schwiegersohn mit einem Theil von Carolinen's Erbe aus den Händen der Wucherer zu befreien. Ein voller Erfolg krönte ihren Plan, denn Mostiz betrachtete sich von jetzt dem aufopferungsfähigen Mädchen für immer verpflichtet und sprach das entscheidende Wort, ahnungslos, daß ihn dieser Schritt überwältigender Dankbarkeit einmal Heimath und Vaterland kosten würde.

Bevor jedoch die Stunde der Erkenntniß schlug, gab er sich dem ungewohnten Zauber häuslichen Stillebens hin. Sein Wesen gewann an Stetigkeit, ohne doch an Originalität etwas einzubüßen. Recht im Gegensatz zu seinen bisherigen Vergnügungen fand er nun auch Gefallen an Unterhaltungen im kleineren Kreise, an gemeinsamen Ausflügen in's Freie, an dem Besuch von Theater und Concerten. Schillers Dichtungen namentlich verjagten mit ihrem tragischen Pathos, dem Glanz der Sprache und Bilder seine Seele in einen Rausch des Entzückens.

Zugleich gewann er es über sich, der höheren Gesellschaft die Beachtung zu schenken, die er sonst in burschikoser Bequemlichkeit vorenthaltend hatte. Am Hofe des Prinzen Ferdinand ein gern gesehener Gast, standen ihm die Thüren der Aristokratie um so bereitwilliger aufgethan, je mehr die Neugierde gestiegen war, den Mann kennen zu lernen, dessen kühnes Auflehnen gegen jede, nur nicht die militärische Ordnung der geschwägigen Residenz seit Jahren den ergiebigsten Gesprächsstoff lieferte. Viele freilich wandten dem unberechenbaren Sonderling enttäuscht den Rücken, Einsichtigere aber erkannten die eigenartige Natur in ihm, die auf den Kern, nicht nach der stachlichten, wunderbar geformten Außenseite geprüft sein wollte.

Durchaus und vor Allem Soldat, suchte sich Mostiz zu überreden, daß Krieg der wahre Lebenszustand sei, daß nur die Rücksicht auf persönlichen Vortheil seine Entschlüsse, die Behandlung von Menschen und Verhältnissen bestimmen dürfe. Doch so geistvoll und witzig er diese gewagte Weltanschauung zu vertheidigen wußte, das künstlich aufgebaute System von

Klugheit, Selbſtsucht und Kälte gerieth augenblicklich in's Schwanken, ſobald ſein Gemüth in Mitleidenſchaft gezogen wurde. Das Herz hatte dann längſt vergeſſen, was die Zunge in krauſen Redewendungen hervorgeſprudelt. Dem Anſchein nach jeglicher Begeiſterung ein abgeſagter Feind, konnte er ſich ihrer Herrſchaft niemals entwinden: er war und blieb der unverbeſſerliche Enthuſiaſt, der aus Beſorgniß; wegen ſeiner Weichmüthigkeit verlacht zu werden, äußerlich den Mann von ſtrengen, ſelbſt harten Grundſätzen iwiekte, um im Geheimen der eingeborenen Güte deſto freieren Lauf zu laſſen. Wo es ſich lediglich um das eigene Wohlbehagen handelte, übte er keine an Verſchwendung grenzende Freigebigkeit offen und ohne Scheu, bei Werken der Milbthätigkeit ließ er die Linke nicht wiſſen, was die Rechte that. Voll echter Treue und zu jedem Opfer bereit, verlegte es ihn, wenn ſolcher Tugenden rühmend gedacht wurde; er war dann im Stande, den beſten Freund mit Worten zu verleugnen und ſeine zarten Empfindungen hinter rauhes Soldatenweſen zu verſtecken. Wollte er doch nie an eine ſchwere Verwundung erinnert ſein, die er im Zweikampf für die Ehre eines Bürgermädchens davongetragen, das ihn ſonſt nichts anging, als daß er den Vater deſſelben kannte und ſchätzte.

Des erweiterten Verkehrs ungeachtet, entfremdete er ſich den Kameraden und ihrem Treiben nicht. Er fehlte nie, wenn es einen Jubel in der Waſchſtufe gab. Dort verſammelten ſich täglich die Subalternoffiziere um den Commandirenden, häufig zu einem üppigen Mittagsmahl, meiſtentheils zum fröhlichen Abendimbiß. Das Klirren der Schüſſeln, das Klingen der Gläſer lockte zahlreiche Gäſte von der Straße herbei, darunter angeſehene Vertreter des Beamten- und Gelehrtenſtandes. Willkommen war Jeder, der etwas Neues oder wenigſtens Durſt und gute Laune mit ſich brachte.

Hauptſächlich bei dieſen Zusammenkünften wurden die Thorheiten erſonnen, welche, auf offenen Markt hinausgetragen, die friedfertige Stadt für einige Tage in Bewegung ſetzten und den Unwillen des geſinnungstüchtigen Pfahlbürgers herausforderten. Einſtimmig bezeichnete man Koſtiß als den Urheber derſelben, ſogar der König glaubte in ihm den Anſtißer all' der Zügelloſigkeiten zu erkennen, die ſeinem ehrſamen Sinne ſo ſehr mißfielen.

Brachte er den ſpäten Abend als Wirth, Gaſt oder Arreſtant nicht auf der Hauptwache zu, ſo verſaß Koſtiß wohl einige Stunden in einem Reſtaurant, wo ſich nach dem Schauſpiel eine kleine Gemeinde von Schöngeiſtern bei Wein und Punsch zuſammenfand. Sein Humor, mehr noch die Meiſterſchaft in Bereitung italieniſchen Salats hatten ihm hier Sitz und Stimme erobert, und mit köſtlicher Unbefangenheit polterte der Profane zwiſchen den Eingeweihten, den begeiſterten Propheten Kants, Schellings und der Gebrüder Schlegel herum, mitten in die tieffinnigſten Unterſuchungen über das „herrlich Schöne“, das „wizelnd Gefühlsvolle“, das „ſentimental Erhabene“ ſeine keckeriſchen Schnurren und Poſſen ſchleudernd.

Zwzwiſchen hatte ſich am 3. November 1805 die Frage, welche Partei

Preußen in dem bevorstehenden Coalitionskriege ergreifen würde, durch den Abschluß des Potsdamer Vertrages entschieden. Auch für Rostitz blieb die Wendung der Dinge nicht bedeutungslos, denn einer der berufensten Heerführer, Prinz Louis Ferdinand, erwählte ihn neben dem Hauptmann von Kleist zum Adjutanten.

Der junge Offizier wähnte sich in eine Zauberwelt versetzt, als er das Haus des Prinzen zum ersten Male betrat. Hier fand er Alles vereinigt, was Herz und Sinne erfreut: neben dem berühmten Gelehrten weibliche Schönheit, neben dem erprobten Kriegermann den Meister der Töne. Fast beschämte es ihn, für die Geistespenden der ausgezeichneten Männer keine andere Gegengabe bieten zu können, als sinniges Aufmerken und dankbares Empfangen. Alles Edle aber und Holde mußte vor dem Glanze erbleichen, der den Gebieter umstrahlte. Jung, schön, tapfer, voll unbändiger Lebenslust und Lebenskraft glich ihm derselbe einem Paladin aus König Artus' Tafelrunde, der sich durch eine Laune des Geschicks in die pygmäenbevölkerte Neuzeit verirrt hatte.

An einem der ersten Abende nach Rostitz' Ernennung herrschte an der prinzlichen Tafel ein besonders reges Leben. Jedermann fühlte sich fortgerissen durch den kräftigen Anlauf, den der König nach langem Schwanken genommen hatte, vor Allem erging sich Louis Ferdinand selbst in den kühnsten Träumen von Kampf und Sieg. Sein Schwager, Fürst Radziwill, erhob das Glas und stieß mit ihm auf einen glücklichen Ausgang an.

„Wir wollen uns mit Ehren betragen“, war die Antwort, „der Erfolg ist aber nicht leicht; darum muß Alles dran, und Einer für den Andern stehen. An Ihnen, Rostitz, hoffe ich eine gute Wahl gemacht zu haben. Sie werden mir ein Kriegsgefährte sein, auf den ich in allen Fällen zählen kann.“

Der Angeredete war aufgestanden und näherte sich dem Prinzen in tiefer Bewegung, der schloß ihn in die Arme und küßte ihn auf Mund und Wangen. Rostitz drängte die aufquellenden Thränen zurück und sprach kein Wort, im Herzen aber that er einen Schwur, der ihn dem ritterlichen Herrn auf Leben und Tod zu eigen gab.

Die schmutzigen Federn, welche in den Tagen des allgemeinen Zusammenbruchs das Soldatengrab des Prinzen besudelten, haben sich nicht entblödet, auch diese Scene in ein wüstes Bacchanal zu verwandeln, wo der hoffnungsvolle Novize „unter Schwelgen und Saufen die erste Weiße empfangen habe“.

Der mit so vielem Geräusch eröffnete Feldzug nahm einen kläglichen Verlauf. Die Kunde von der Niederlage bei Austerlitz gebot dem Marisch des preußisch-sächsischen Heeres gegen die böhmische Grenze ein vorläufiges Halt, dann kam der Tractat von Schönbrunn, und nach wildverlebten Winterquartieren im Erzgebirge sah Rostitz in Berlin die Linden wieder blühen.

Seine Heimkehr machte sich bald bemerkbar. Bei nächstlicher Weile wurden dem Grafen Haugwitz, Napoleons Schleppenträger, die Fenster ein-

geworfen. Zwar hatte niemand die verkappten Uebelthäter erkannt, aber die himmelanragende Gestalt ihres Anführers sowie die Energie des Bombardements ließen auf die Gensd'armes schließen, deren Verband der alte Neckebold wieder angehörte.

Soweit übrigens die Wirklichkeit hinter seinen ausschweifenden Erwartungen zurückgeblieben war, das Endergebniß der letzten Monate durfte Nostitz doch befriedigen. Er hatte sich auf einer größeren Bühne bewegt, Land und Leute gesehen, die höchsten Machthaber in der Nähe beobachtet und das Vorspiel des Krieges, die Bedingungen zur Bewegung größerer Truppenmassen aus eigener Anschauung kennen gelernt.

Während des folgenden Sommers sah er sich fast ausschließlich auf die Unterhaltungen der Wachtstube angewiesen. Die meisten vornehmen Häuser der Hauptstadt standen verödet, Prinz Louis Ferdinand hatte sich in finstern Unmuth auf sein Landgut Schrike zurückgezogen, und Karoline war in Begleitung der Mutter zum längeren Badeaufenthalt nach Sachsen gereist.

Als man sich bei einem der nächtlichen Gelage in Erinnerungen an entschwundene Zeiten erging, und unter Anderm auch der öffentlichen Aufzüge und Mummereien gedachte, die vormalz zu den Hauptbelustigungen der Gensd'armes-Offiziere gehört hatten, regte sich unter Hörern und Erzählern unwillkürlich der Wunsch nach einer Neubelebung der alten Sitte. Nostitz war Feuer und Flamme. Doch welche Schaustellung erdenken, deren tieferen Sinn die große Menge mühelos verstehen würde? Das Beklemmende der allgemeinen Lage verbot jedwede politische Anspielung, eine Spitze aber, eine schlagende Pointe mußte das Ganze haben, sollte es nicht auf ein leeres Brunken mit schönen Pferden und bunten Flittern hinauslaufen.

Nach langem Hin- und Herreden fand endlich der Vorschlag allgemeinen Beifall, Werners „Weihe der Kraft“ zu parodiren, die sich gerade damals eines großen Zulaufs erfreute. Nicht nur Ifflands bewunderte Leistung als Luther, die theatralisch wirkfame, aber zerflossen unwahre Dichtung selber übte diese kaum erhörte Anziehungskraft aus. Fand hier doch jede Geschmackrichtung etwas nach ihrem Herzen. Die Aufklärer erbauten sich an des Reformators Donnerworten wider Geistes- und Glaubenszwang, das eben erst erwachte Interesse für mittelalterliches Leben fühlte sich von dem farbenprächtigen Bilde des sechszehnten Jahrhunderts angemuthet, und die schönen Seelen schwelgten in dem romantischen Wust visionärer Ahnungen, in dem verückten Kauderwelsch vom Karfunkel und der Hyacinthe.

Der Gedanke, einmal aufgeworfen, wurde mit Zähigkeit verfolgt, bis er fix und fertig auf dem Papiere stand.

Im ersten Act des Dramas löst der kursächsische Kanzler Spalatinus ein Wittenberger Nonnenkloster auf und scheidt die frommen Schwestern mit den Worten von dannen:

„Aufgelöst ist Euer Schwur,
kehrt in die Welt zu Euern ersten Pflichten,
Die Mämin gab dem Manne die Natur:
Was sie gebeut, das kann kein Eid vernichten!

Die größtentheils noch jungen Augustinerinnen lassen sich das nicht zweimal sagen. Seelenvergnügt eilen sie hinaus, und es ist im Verlauf der Handlung nicht weiter von ihnen die Rede; nur Katharina von Bora bleibt auf der Scene, um schließlich Luthers Frau zu werden.

Die Parodie sollte nun ergänzend eintreten und das fernere Schicksal der Befreiten schildern. Diese — so wurde angenommen — haben sich nach Berlin gewendet und in Madame Etchern, einer bekannten Kupplerin, die mütterliche Freundin gefunden, unter deren Leitung sie sich befeßigen, den Mahnungen des würdigen Kanzlers nachzukommen. Luther hört mit Befriedigung von solchem Beginnen und eilt, Gattin und Famulus zur Seite, gen Berlin, die neue gemeinnützige Frauenanstalt in Augenschein zu nehmen. Hier macht er eines Tages mit den ehemaligen Gefährtinnen seiner Katharina eine Schlittenfahrt, bei der Madame Etchern als Wächterin des Anstandes natürlich nicht fehlen darf.

Damit der Plan über Nacht nicht in Vergessenheit gerieth, erbot sich Kostiz zur sofortigen Inszenesetzung, falls ihn die Anwesenden durch Namenszeichnung ihrer Mitwirkung im Voraus versichern würden. Keiner dachte daran sich auszuschließen, und innerhalb weniger Minuten war die Subscriptionsliste mit fünfzehn Unterschriften bedeckt, so daß der emsige Regisseur schon am nächsten Morgen sein heimliches Werk beginnen konnte.

Die Theilnehmer erhielten folgende Verhaltensbefehle: Jeder stellt vier bis sechs Vorreiter in bunten, reich galonirten Jacken, er selbst verschafft sich ein weibliches Gewand im Schnitte der Reformationszeit und einen eleganten Damensattel, während die Costüme Luthers, Katharinens und Theobalds der Garderobe des Nationaltheaters entliehen werden. Sämmtliche als Frauen gekleidete Offiziere erscheinen auf ihren Parade-pferden, nur der Darsteller der Madame Etchern reitet einen kleinen Langschwanz mit aufgesteckten Eselsohren.

An einem milden Augustabend, der Tausende von Spaziergängern auf die Straße gelockt hatte, versammelten sich die Verschworenen in Kostiz' Wohnung, und kaum waren die letzten Vorbereitungen getroffen, so brach der Zug, von einem Lichtmeer übergossen, mit Hissa und Hallo aus der Charlottenstraße unter die Linden hervor. Ein niedriger Rollwagen, dessen Räder von herabhängendem grauen Tuch verdeckt wurden, trug den Schlitten, darinnen sich Doctor Martin Luther neben seinem Famulus Theobald streckte, der die lächerlich lange Flöte des Herrn in Händen hielt. Hinten aber auf der Britsche saß der riesige Kostiz als zarte Katharina, in der Rechten eine Heßpeitsche, in der Linken eine brennende Fackel schwingend, und nebenher trabte inmitten der Pflegebefohlenen Madame Etchern in

ihrem gewohnten Hauskleide, geschmückt mit Bunschkelle und Schlüsselbund. den charakteristischen Attributen ihres Gewerbes. Von Gold und Silber starrende Fackeln mit flammenden Windlichtern eröffneten und schlossen die Cavalcade, die sich in mäßiger Eile durch die zusammenlaufende Menge bewegte.

Die Zahl der Neugierigen wuchs von Minute zu Minute, und ihre laute Bewunderung artete in hellen Jubel aus, als man beim näheren Zuschauen die Bedeutung der Gestalten, die Anspielungen auf die heimischen Sittenzustände zu verstehen begann. Umsonst versuchten auf Befehl des Gouverneurs Husaren und berittene Polizeidiener der Post ein Ende zu machen; sie dienten nur dazu, die Reihen der Gaffer auseinanderzutreiben und dem Schaugepränge freiere Bahn zu schaffen, das nun mit steigender Schnelligkeit die Stadt durchbrauste, bis es, plötzlich in eine entlegene Seitengasse biegend, im Dunkel der Nacht verschwand.

Schon glaubten die Gensd'armes mit den Fackeln auch die Erinnerung an den nächtlichen Spuk erloschen, als sie ein königlicher Parolebefehl eines Anderen belehrte. Religion und Kunst fühlten sich gleich schwer beleidigt. Angetrieben von seiner Frau, führte der Cabinetsecretair Beyme im Namen geängstigter Christen Klage wider die ruchlosen Kirchenhändler, indeß Ziffand, als Director des Nationaltheaters, die Heiligkeit seines geliebten Schauspielwesens gewahrt wissen wollte.

Des Königs Anmuth fiel in erster Reihe auf den erschrockenen Commandeur und würde im Gegen Schlag das ganze Regiment getroffen haben, wären die Schuldbewußten durch freimüthige Selbstanzeige dem allgemeinen Sturme nicht zuvorgekommen. Der Sünder waren jedoch zu viele, als daß sie alle hätten bestraft werden können; nur vier von ihnen, die im Range am höchsten Stehenden, wurden zur Sühne herausgegriffen, die Uebrigen kamen mit einem Verweis davon, und zum ersten Male in seinem Leben segnete Noßitz die bescheidene Würde eines Secondlieutenants.

Mit Bewunderung hörte das Publikum von den verhängten Strafen. Noch dachte es billiger als die fürstlichen Rathgeber, und sein gesundes Gefühl, daß eine Frazee des Erhabenen eben so wenig für die Bühne wie zur Straßenmaskerade taugte, fand berebten Ausdruck in dem Gassenhauer:

„Darf Herr Luther Bretter treten,
Wag er auch das Pflaster kneten.“

Erst später, da man ausschließlich Adel und Heer für das allgemein verschuldete Elend verantwortlich machte, wurde die halbvergeffene Schlittensfahrt der Gensd'armes unter dem Müll und Schutt vergangener Tage wieder hervorgegraben und als einer der schwerwiegendsten Beweise für die Versumpfung des militärischen Geistes, für die Glaubens- und Sittenlosigkeit der preussischen Junker ausgespielt. Die verspäteten Moralprediger vermutheten nicht, daß die Zeit nahe, wo „die Blüthe des Bürgerthums“, deutsche Studenten, dasselbe Drama mißbrauchen würden, die dreihundert-

jährige Jubelfeier der Reformation zu entweihen und einen Theatercandal in's Werk zu setzen, der sich von dem Rufe: „Fort mit dem Reformator von der Bühne!“ bis zu brutalen Thätlichkeiten steigerte. —

Schwüler und drückender war inzwischen die politische Luft geworden. Unbeachtet verklangen Louis Ferdinand's Worte: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Welt eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einem Gegner schonungslos überstürzt werden, wenn diejem der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hilfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre!“ Als nun Napoleon den Augenblick gekommen glaubte, des lagenartigen Spielens müde, sich zum tödtlichen Sprunge erhob, und das eben erst in die alten Garnisonen eingerückte Heer von Neuem auf den Kriegsfuß gesetzt wurde, trat Kostitz in das vorjährige Verhältniß eines prinziplichen Flügeladjutanten zurück. Doch konnte er sich des nahenden Sturmes nicht unbefangen freuen, zu tief war sein Gemüth von widerstreitenden Empfindungen aufgewühlt. Gewohnheit, Zuneigung, Dankbarkeit kämpften in ihm einen erbitterten Kampf gegen das eingewurzelte Bedürfniß nach schrankenloser Unabhängigkeit. Der Gedanke, sein Tod im Felde würde die Geliebte um den größten Theil ihres Vermögens bringen, war ihm vormal's nie gekommen, jetzt quälte er ihn bei Tag und Nacht, und doch ließ ihn der unüberwindliche Widerwille gegen eine dauernde Verbindung vor dem einzigen Schritte schaudern, der Karolinen's Zukunft sicherstellen konnte.

Nach heftigem Sträuben fügte er sich endlich der Bitte, den langjährigen Herzensbund durch eine kirchliche Trauung zu weihen; nur müsse dieselbe in tiefster Heimlichkeit vollzogen werden, da bei dem Drange der Umstände weder die Bewilligung des Königs noch des Vaters Segen zu beschaffen wären.

Ein gut Theil Berechnung lag diejem Verlangen wohl zu Grunde, denn fiel er in dem bevorstehenden Kriege, so war die Zukunft seiner Wittve gesichert; blieb er am Leben, so konnten Zeit oder glückliches Ungesähr noch Mittel und Wege bieten, die lästige Fessel, wo nicht abzuschütteln, doch minder drückend zu machen. Demungeachtet suchte er die entscheidende Stunde so weit wie möglich hinauszuschieben, bis im letzten Augenblicke der Ueberraschung gelang, was die Stimme des Gewissens und reichlich mit Thränen getränkte Vorstellungen nicht erzwungen hatten.

Bei einem gelegentlichen Besuche fand Kostitz Karolinen im bräutlichen Schmuck. Stumm vor Staunen, ließ er sich in ein festlich erleuchtetes Zimmer geleiten, wo vor einem improvisirten Altare ein Geistlicher in vollem Ornate wartete. In traumhafter Benommenheit sah er fremde Gestalten um sich schwanfen, hörte er feierliche Worte an seine Ohren klingen und gab, wie von einer geheimnißvollen Macht getrieben, Bescheid auf Fragen, deren Sinn er kaum verstand. Erst als ihm der Priester einen goldenen Ring über den Finger streifte, und die wenigen Zeugen glückwünschend das

junge Paar undrängten, wick die Betäubung, und das unabänderlich Geschehene trat mit erschreckender Klarheit vor seine Seele.

Düster und einsilbig saß er an der Abendtafel, wie nachdrücklich man ihm auch das strengste Stillschweigen über die Heirath und deren nähere Umstände gelobte. Beim Schluß des Mahles zog er heimlich den verhängnißvollen Reis von der Rechten, legte ihn leise auf den Tisch und verließ nach kurzem Gruß mit den übrigen Gästen die hochzeitlichen Räume. Die frische Nachtlust machte ihn taumeln. Gleich einem Trunkenen eilte er die Linden auf und nieder, bis er plötzlich dem Nachtwächter begegnete, dessen Schlüsselbund ihm bei seinen Rittgängen nicht selten freundliche Dienste geleistet. Als ob er den Urheber seiner Verstrickung vor sich sähe, fiel er mit Faustschlägen über den Ahnungslosen her und ließ erst dann von seinem Nachwerke ab, als das Nothsignal Unterstützung aus den nächsten Seitenstraßen rief. Die Schnarren und Pfeifen der Verfolger auf den Fersen, hatte es Nothiz nur seinen langen Beinen zu danken, daß er, zwar schweißtriefend und athemlos, aber unbehelligt seine Wohnung erreichte.

So oft seitdem der Neuvermählte das schwiegermütterliche Haus besuchte, überkam ihn ein Gefühl höchster Beängstigung, das auch dann kaum weichen wollte, wenn er sich nach kurzem Aufenthalt unter die kriegstollen Kameraden mischte. Immer war es ihm, als trüge er den Stempel seines geheimen Slaventhums auf der Stirn.

Der Ausbruch des prinziplichen Hauptquartiers erlöste ihn endlich aus dieser peinvollen Lage. Ueber Dresden durch das Voigtland dem Main entgegen zogen die Colonnen des Hohenlohe'schen Heeres, dessen aus preussischen und sächsischen Truppen gebildete Vorhut Prinz Louis Ferdinand commandirte. Untertweg erreichte den Fürsten der überraschende Befehl, die Flankendeckung gegen Böhmen aufzugeben, um durch eine Rechtschwenkung Anschluß an die Armee des Herzogs von Braunschweig zu gewinnen. In Jena, der kleinen thüringischen Musenstadt, traf Nothiz zu seiner innigen Freude den Rittmeister Alvensleben wieder, der als das vornehmste Opfer der berühmten Schlittensfahrt in das schlesische Kürassier-Regiment von Holzendorf versetzt worden war. Alvensleben zeigte sich unverändert. Ohne viel zu fragen, zog er Nothiz' Lieblingspferd, einen zierlichen Rapphengst, aus dem Stalle, zum Ersatz dafür eine englische Stute von gewaltiger Gliederstärke bietend. „Der Gaul,“ sagte er, „ist für mich beim Regiment nicht so nöthig, Dir jedoch kann er bei dem Prinzen noch nützlich werden.“ Nothiz lachte über den gewaltsamen Tausch, bald aber sollte er Grund haben, des Freundes Voraussicht zu preisen, und niemals kam der alte Schiller-Enthusiast auf die Saalfelder Episode zu reden, ohne des edlen Rosses mit Wallensteins Worten zu gedenken:

„Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Hanniers verfolgenden Dragonern!“

Am 9. October strahlten die Brunnengemächer des Rudolstädter Schlosses

in jeenhaftem Glanz. Der kleine Fürst hatte die köstlichsten Springquellen seiner Keller erschlossen, und eine wein- und hoffnungsfelige Menge durchfluthete die weiten Säle. Nur zwei hohe Gestalten bewegten sich still und ernst inmitten des fröhlichen Getümmels: Prinz Louis und sein Adjutant. Ein Ausspruch des Gebieters hatte Mostiz aus unbefangenen Geplauder aufgeschreckt. Nach der Tafel war der überlustige Wirth an den Prinzen mit der Bitte herangetreten, zum Beschluß des Festes noch etwas auf seinem Lieblingsinstrumente vorzutragen; die Fürstin aber hatte abgewehrt, da der Gast jezt vor einem anderen Spiele stünde und wohl alle seine Gedanken darauf gerichtet habe, dieses Spiel nicht zu verlieren. Eine Wolke finstrier Trauer war dabei über des Prinzen Stirn geflogen, und seinen Lippen hatten sich die ingrimmigen Worte entzungen: „Es ist schon ohne Rettung verloren“.

Lange warf sich Mostiz auf seinem Lager hin und wider. Drüben im einsamen, monderhellsten Zimmer hörte er den Prinzen auf dem Flügel phantaisiren; brausende, wildgellende Töne zwischen den Weisen süßester Wehmuth — das letzte Lied eines todwunden Schwans. Endlich versank er in einen schweren Traum, der — so scheint es — Louis Ferdinand mit dem Prinzen des Schiller'schen Geistersehers zu einer Gestalt verwob und das Schicksal des nächsten Tages in sputhaften Bildern vorausverkündete. Darauf läßt wenigstens ein Brief Rahels an Barmhagen schließen, worin es heißt: „Ich schreibe jezt nur, um dich inständigst zu bitten, dem Herrn von Mostiz ja seinen Traum von Prinz Louis und Schillers Geisterseher abzufragen und ihn genau aufzuschreiben. Auch laß Dir Louis' Tod genau erzählen, und schreib' ihn auch auf. Mir erzählte er beides göttlich: so naiv, so darstellend, so unbewußt schön, so natürlich; mah'n' ihn an, daß er's wieder so mache, aber sag' ihm nicht, zu welchem Zwecke. Er liebt es gewiß nicht“.

Leider verjäumte Barmhagen dem Befehl der Angebeteten nachzukommen. Seine geschwäzige Feder, die doch sonst jeden Vorzimmer- und Hintertreppenklatz so treulich zu Papiere brachte, ist uns den Bericht des merkwürdigen Traumes schuldig geblieben.

Mit dem Morgengrauen des 10. Octobers drängte Marschall Lannes die vorgehobenen preußischen Posten gegen Saalfeld zurück. Prinz Louis, welcher befürchtete, daß es nie zum Kriege kommen würde, wenn er die Gelegenheit zu einem blutigen Zusammenstoß nicht vom Zaune bräche, der es für eine Erlösung hielt, auf so viele Märsche, Vorbereitungen und Säumnisse endlich eine entscheidende That folgen zu lassen, eilte mit sechstausend Mann den bedrohten Seinen zu Hilfe; bald aber entwickelte der Feind größere Streitkräfte, das kleine preußisch-sächsische Corps sah sich einer erdrückenden Uebermacht gegenüber, und nur der feste Glaube, daß Fürst Hohenlohe auf den Kanonendonner hin Unterstützung senden werde, bewog den Prinzen, den ungleichen Kampf fünf Stunden lang hinzuhalten. Er,

der Leidenschaftliche, zeigte heute eine heitre Besonnenheit, welche Kostitz mit Bewunderung erfüllte. Bei einer scheinbar günstigen Wendung des Gefechts setzte er sich an die Spitze sächsischer Husaren und stürzte mit Ungestüm auf den linken Flügel der französischen Cavallerie. Der Angriff, so erfolgversprechend er begann, scheiterte an der Uebersahl des Gegners. Die Unordnung der Geworfenen theilte sich den übrigen befreundeten Truppen mit, und im wilden Gemenge wälzten sich Franzosen und Deutsche, Reiterei und Fußvolf über das Gefilde. Vergebens suchte der Prinz die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, er wurde in den verworrenen Knäuel mit hineingerissen und mußte daran denken, sich selber vor dem Schwarm verfolgender Feinde zu retten. Aber in dem Augenblicke, da sein englisches Pferd beim Uebersezen eines Zaunes mit dem einen Fuß im Flechtwerk hängen blieb, erhielt er eine schwere Wunde am Hinterkopf. Gleichzeitig sprengte ein französischer Wachtmeister heran, forderte seinen Degen und stieß ihm, da ein Hieb die Antwort war, den Säbel in die Brust. Noch hielt sich der tödtlich Verletzte eine kurze Strecke aufrecht, unterstützt von seinen herbeigeeilten Adjutanten, Hauptmann von Valentini und Kostitz, dann schwankte er und sank sterbend in des Lepteren Arme. Die Treuen suchten den theuern Leichnam zu retten, doch drängten die feindlichen Reiter zu heftig nach. Kostitz hatte eben nur noch Zeit, des Prinzen Taschenbuch zu ergreifen und sich wieder in den Sattel zu schwingen; aber nun, Herr seines Armes und Pferdes, warf der Riese Alles, was ihm den Weg vertreten wollte, wie Kinderspielzeug über und untereinander, die Trauerkunde in das sorglose Hauptquartier zu tragen.

Auf dem Rückzuge, der den vernichtenden Schlägen von Auerstädt und Jena folgte, fand Kostitz mehrfach Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Im Verein mit Alvensleben führte er an der Spitze eines Biquets Blücher-Husaren die kühnsten Reconnoissirungen aus und brachte sogar Gefangene und Beutepferde zurück. Auch am 28. October kehrte er von einem verwegenen Ritte mit der Freudenbotschaft heim, daß Prenzlau und Umgegend vom Feinde unbesezt, im Orte selbst aber Alles auf's beste vorbereitet sei zur Verpflegung von Mannschaft und Pferden.

Das flüchtige Corps athmete erleichtert auf. Das Schwerste schien ja überstanden, nur wenige Meilen, und man konnte an der Oder festen Fuß fassen, die verpfändete Soldatenehre wieder einzulösen — da warf Hohenslohes Capitulation alle Hoffnungen nieder. Das Regiment Gensd'armes verfiel dem allgemeinen Verhängniß, noch mehr, seine Sterbestunde hatte geschlagen. Die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen, die Mannschaften kriegsgefangen abgeführt, während Pauken und Standarten, die Zeugen der Ruhmestage von Roßbach und Borndorf, nach Paris in das Hotel der Invaliden wanderten.

Losgelöst aus Reich und Glied als Führer eines selbstständigen Commandos, war Kostitz nicht gesonnen, sich so leichtem Kaufes zu ergeben. Mit

seiner Handvoll Husaren durchbrach er die feindlichen Linien und traf Mitte November noch rechtzeitig in Preußen ein, um an der Vertheidigung Danzigs, später an den letzten Entscheidungskämpfen fechtend und blutend theilzunehmen.

Der Friede von Tilsit kam, mit ihm das trübselige Ende. Kostig' Ehrgeiz war befriedigt, das blaue Kreuz des Ordens pour le mérite schmückte die Brust des jungen Rittmeisters, aber der Ausblick in die Zukunft machte ihn frösteln. Sein Prinz schloß in der Saalfelder Fürstengruft, in Trümmern lag, was ihm bisher erhaben und unantastbar geschienen, und die stolzen Schwadronen, denen er mit Leib und Seele angehangen, waren für alle Zeit aus der Riste des preußischen Heeres gestrichen. Und was wartete seiner in Berlin? Jetzt, wo es wieder einzutreten galt in die alten zerfahrenen Verhältnisse, mußte das Geheimniß seiner Ehe zu Tage kommen. Schon sah er das Aufselzucken der Standesgenossen der Unebenbürtigen gegenüber, mit der man wohl eine Zeit lang tändeln, die man aber nun und nimmer heirathen dürfe; er hörte die Wachtstubenwize über den tollten Kostig', der jetzt zahm geworden sei, der das Reiterkoller mit dem Schlafrock vertauscht habe und als ehrbarer Hausvater nur noch für Kinderwartung und die tausend Erbärmlichkeiten des kleinbürgerlichen Lebens Sinn und Verstandniß zeige. Der übertriebene Werth, den er immer auf die Meinung und das Vorurtheil der nächsten Umgebung gelegt, machte sich mehr denn jemals geltend und ließ ihn schließlich dem Wahrspruch der Gesellschaft tropen. Lieber wollte er treulos und undankbar, als lächerlich erscheinen. Mit jüdisch-sündigen Scheingründen wußte er das mahnende Gewissen zu beschwichtigen und sich einzureden, daß er zu ganz Anderem berufen sei, als im Schlaraffen- thum des Familienlebens dahinzusiechen, daß es ihm auswärts gelingen werde, einen rühmlichen Namen zu erjagen, wenn auch daheim engherzige Moral den Stab über sein Verhalten bräche.

Heimlich betrieb er seinen Abschied, die Zurüstungen zur Reise und entwich dann bei Nacht und Nebel über die preußische Grenze.

Das Unmännliche dieser Flucht, das seinem tapfern Herzen so gar nicht entsprach, hat er übrigens ehrlich anerkannt, als er in reiferen Jahren einem Freunde Einblick in seine Sturm- und Drangperiode gestattete.

„An meine heimliche Heirath,“ schreibt er, „knüpft sich, als an den Hauptmoment des Lebens, die Entwicklung meines Geschicks in allen folgenden Jahren. Was ich gethan oder nicht gethan, entsprang dieser Quelle, denn mein Leben ist jahrelang nur eine Flucht vor der Ehe gewesen. Bin ich Länder durchzogen, habe ich mich an große Ereignisse angeschlossen, immer war der Hauptgrund dazu das Verlangen, mich der Macht eines Verhältnisses zu entziehen, das, mich verfolgend und überall wiederfindend, mich von jeder Ansiedelung losriß. So verderblich stark war in mir der Widerwille gegen jenes Band und die daraus hervorgehende Stellung in der Welt, daß derselbe mich zu einer Auflehnung gegen alles Gefühl

der Dantbarkeit und des Anstandes brachte, mich in den betrübendsten, vernichtendsten Jank verstrickte und als Folge zu kalter Starrheit verhärtete, mich von der menschlichen Gesellschaft wegstieß und endlich so isolirte und auf mich selbst abschloß, daß ich mich wie einen entwurzelten Baum in jedes Land habe versetzen können.“ — Ruhm und Auszeichnungen aller Art sind Rostiz draußen in Fülle geworden, eine Heimath hat er nicht wieder gefunden.

In Oesterreich tauchte er zuerst wieder auf. Ihn verlangte nach kriegerischer Thätigkeit, das jüngst Vergangene mit seinen Qualen zu vergessen, und gerade hier deuteten alle Zeichen darauf hin, daß sich der mühsam niedergehaltene Haß gegen Napoleon über kurz oder lang in einem gewaltthamen Ausbruch entladen werde. Mit dem ihm eigenen Ungeßüm warf er sich in das politische Leben, knüpfte neue Verbindungen an, frischte alte wieder auf und benutzte seine Beziehungen zu Preußen und Sachsen, die tiefe Gährung, welche seit dem Tilsiter Frieden ganz Norddeutschland erfüllte, dem Kaiserstaate dienstbar zu machen. Als es dann wirklich zum Kriege kam, stand auf den französischen Proscriptionslisten sein Name an hervorragender Stelle, und mit heiterer Genugthuung sah er sich im Moniteur als ein Haupt, seine anmuthige Freundin, die Schauspielerin Auguste Brede, als ein Werkzeug der Verschwörungen bezeichnet, die sich gleich einem schleichen- den Unkraut über Europa verzweigen sollten. Mit englischem Gelde errichtete er aus preussischen und rheinbündischen Flüchtlingen eine Freischaar, streifte von Böhmen nach Franken hinüber und trieb seine Sache mit Selbstständigkeit und Glück, bis der Waffenstillstand von Znaim allen weiteren Unternehmungen ein Ziel setzte.

Die Sieger suchten ihren Groll an dem unbequemen Gegner zu kühlen. Rostiz wurde unter der Anklage verhaftet, daß er dem Waffenstillstand zum Trotz die fränkische Legion dem Herzoge von Braunschweig-Weilb zur Einschiffung nach England habe nachführen wollen. Er wußte sich jedoch vor seinen Richtern zu rechtfertigen, trat nach erfolgter Freisprechung mit Majorsrang in das Meerveld'sche Ulanenregiment und nahm später unter Fürst Schwarzenberg an dem polnischen Feldzuge Theil.

Da das Jahr 1813 neue, verheißungsvolle Bahnen erschloß, litt es ihn nicht länger in Oesterreich, wo man sich in zweideutigem Zaudern und Zuwarten gefiel, indeß Preußen und Rußland die letzten Kräfte zusammenrafften, dem napoleonischen Weltreich ein Ende zu machen.

Zum Erstaunen der Freunde wählte Rostiz russische Dienste. Nicht der gehobene Ton der Freiwilligen, wie er wohl behauptete, noch die „ekelhafte Unnatur der Deutschthümelei“, deren er die meisten Führer, auch Blücher und Gneisenau, bezichtigte, hatten ihm das preussische Kriegswesen entfremdet; andere, tiefer liegende Gründe waren ausschlaggebend für den überraschenden Entschluß. Das Schreckbild seiner Ehe schob sich drohend zwischen ihn und das Verlangen nach Wiedereintritt in den alten Heerverband. Sollte er

nach beendetem Kriege die kaum verwundenen Seelenkämpfe auf's neue bestehen? Wieder davonschleichen wie ein Dieb und, ein moderner Landsknecht, die Welt auf gut Glück durchwandern? Nimmermehr!

Gneisenaus eindringliche Beredtsamkeit ließ ihn unberührt, unter fremden Fahnen gedachte er der vaterländischen Sache zu nützen. Und doch wäre in der schlesischen Armee, wo sich die Besten zusammenfanden, wo das Herz des ganzen Krieges pochte, der rechte Platz für ihn gewesen, nicht unter einem Winzingerode oder Tschernitscheff. Was wollten die entscheidungslosen Kämpfe an der Niederelbe, selbst das rühmlich bestandene Treffen an dem Göhrde bedeuten gegen die Tage von Rappbach, Wartenburg und Möckern, gegen das blutige Ringen jenseits des Rheines?

Nach dem ersten Pariser Frieden war Nostitz Zeuge der prunkvollen Haupt- und Staatsaction, womit Metternich in Wien die Augen des kriegsmüden Europas ergözte. Inmitten des betäubenden Getümmels von Kaisern und Königen, von Ministern, Priestern und Gelehrten, von Strebern und Bittstellern aller Art, bewahrte er sich die ganze Nüchternheit seines derben Weltverständes. Dieser Congress der wohl tanzte, aber nicht von der Stelle rückte, der sich auf Pratersfahrten, Schmausereien, offene und geheime Liebeshändel besser als auf ernste, staatsmännische Arbeit verstand, bot seinem Hang zur Satire unerschöpfliche Nahrung. Zu lebhaft war in ihm die Abneigung gegen jeden Selbstbetrug, zu dringend das Bedürfniß, sich die nackte Wahrheit, und wäre sie noch so häßlich, vor Augen zu stellen, als daß ihn schillernder Glanz über die Verlogenheit des Wiener Treibens hätte täuschen sollen. Nichts entging seinem unbestechlichen Blick. Sein beißender Spott ergoß sich über die Fürsten von Napoleons Gnaden mit gleicher Schonungslosigkeit wie über die bettelnden Prätendenten, zankenden Diplomaten und gefälligen Weiber, und wich nur einer ernsteren Stimmung bei Betrachtung der Maulwurfsarbeiten von Groß und Klein, Deutschlands Zersplitterung zu einer dauernden zu machen und Preußen um den reblich verdienten Siegespreis zu bringen. Das Schicksal Sachsens, seines engeren Vaterlandes suchte ihn dabei ganz und gar nicht an, höchstens daß ihm die Worte aus kaiserlichem Munde: „s ist halt ein hartes Ding, einen Fürsten vom Thron zu stoßen“, die verlorene gute Laune wiedergaben.

Aus der Stidluft dieser erbärmlichen Welt flüchtete er gern zu einer geistvollen Frau, in ihrem reinen Bezirk einen frischen Athemzug zu thun. Rahel, die er schon im Hause des Prinzen Louis Ferdinand kennen und verehren gelernt, nach der Saalfelder Katastrophe aber nur flüchtig wiedergesehen hatte, war auf des Vatten Wunsch nach Wien gekommen. Zu ihr trieb es ihn fast täglich, der klugen Freundin, seine eigensten Urtheile, Wünsche und Hoffnungen zur Prüfung darzulegen und aus ihrem Munde Berichtigung, neue Aufschlüsse und Erhebungen zu empfangen. Mit überzeugtem Ernst versicherte er, dies wären die besten Geschäfte, die jetzt in Wien gemacht würden, und Barnhagen sagt darüber: „Was da alles zur Sprache kam,

welche Thatsachen erörtert und welche Folgerungen gezogen wurden, das dürfte, bei der Geistesfreiheit und Welteinsicht beider Theilnehmer, wohl selbst noch in späten, fortgeschrittenen Zeiten als frühreife Kühnheit gelten! Die nachher noch hin und wieder gewechselten Briefe geben hiervon nur kaum einige Andeutung, doch bezeichnen sie das Gebiet und die Art eines Austausches, dessen eigenster Boden nur das lebendige Gespräch selber sein konnte. Merkwürdig ist es immer, daß Rahel auch einer solchen Natur nicht nur unbedingtes Vertrauen, sondern auch wahrhaft empfundene Freundschaft einflößen gekonnt.“

Gewiß, sehr merkwürdig! Aber noch merkwürdiger, daß die Frau, die an der urwüchsigten Kraft eines Rostig Gefallen fand, den glatten Hämpling Barnhagen freite. —

In Wien hatten deutsches Wohl und Wehe Rostig zum letzten Male berührt, von da ab gehört sein Wirken ausschließlich Rußland an. Die Nachrichten darüber fließen nur spärlich, namentlich ist sein Privatleben in kaum durchdringliches Dunkel gehüllt. Welchen Ausgang zum Beispiel die Tragikomödie seiner heimlichen Ehe fand: ob Rostig, wie Viele glauben, in tropiger Verachtung der Gefahr die Existenz derselben geistentlich verleugnete, ob der Tod Karolinen oder ein gesellschaftlicher Vergleich sie löste — Niemand weiß es zu sagen. Nur so viel steht fest, daß der Türkentrieg und die polnische Erhebung seine Feldherrngaben in blendendem Dichte zeigten, daß mit den Siegen von Kurland, Ostrolenka und Warschau sein Name unauflöslich verbunden ist.

Rasch stieg der noch jüngere Mann zum Range eines Generallieutenants auf und wurde überdies mit dem Grafentitel geschmückt. Im Besitze reicher kaiserlicher Dotationen, an der Seite einer freigewählten Gattin, sah er sich von zwei blühenden Kindern umspielt — kurz, Alles war vereinigt, die Mittagshöhe seines Daseins zu vergolden. Und doch scheint das rechte Genügen gefehlt zu haben. Der Wunsch, das Gewonnene in Ruhe zu genießen, hat ihn niemals angewandelt; immer wieder trieb es ihn hinaus zu neuen Kämpfen und Stürmen.

Und der Grund dieser innern Friedlosigkeit, die erst mit dem Tode von ihm wich?

Verhaltenes, auch den Vertrautesten nie eingestandenes Heimweh!

So zärtlich er seinen Lieblingsdichter im Kopf und Herzen trug, Schillers Lehre von der Treue zum Vaterlande hatte er in einer Anwendung von Eigennutz und falscher Scham leichtfertig in den Wind geschlagen, sich einem entwurzelten Baume vergleichend, der schmerzlos in jedes Erdreich zu verfeßen wäre.

Eitle Täuschung! Das Losreißen aus heimischem Grund hatte sich nicht ohne Schädigung für ihn vollzogen. So rauschend auch seine Krone in den Lüften spielte, die besten Fasern seiner Kraft waren im Mutterboden

haften geblieben, und drinnen unter der Rinde wollte der Saft nicht mehr in alter Fülle treiben.

Rositz fühlte sich tief vereinsamt. Was ihn ehemals der Alltäglichkeit entrückte, was ihn erhob und bei aller Zügellosigkeit der Lebensführung vor dem Versinken in platte Genußsucht behütete, von alledem vermochte die Fremde nichts zu bieten. Sein Verlangen nach echter Männerfreundschaft, der Trieb nach Weiterbildung und geistiger Reibung fanden unter dem Zelte der asiatischen Steppe so wenig Nahrung wie in den Palästen der Petersburger Gesellschaft. Mochte er sich noch so sehr den Anschein geben, als wäre er für immer mit dem neuen Volksthum verwachsen, dessen Sitte und Sprache er meisterlich zu handhaben wußte, die moskowitische Hülle verbarg doch nur schlecht den idealbedürftigen Deutschen, der mit stiller Wehmuth, wie auf ein verschmerztes Glück, nach Preußen hinüberblickte, dem Lande seiner Wahl, wo er den Schulranzen getragen, die Leiden und Freuden des Subaltern-Offiziers gekostet, und in dem schönen Hohenzollernprinzen das vergötterte Vorbild gefunden hatte. Die Eindrücke dieser Jahre blieben ihm eine geheime Poesie, werth und vertraut und trotz aller Spottlust niemals preisgegeben. Gern und oft hing er ihnen nach, die müde Seele wie in einem Jungbrunnen zu erfrischen.

Die Stimmung, welche seine letzte Lebensperiode umbüsterte, wird am besten durch die Worte gekennzeichnet, mit denen er lange vor seinem Tode von einem deutschen Kameraden Abschied nahm:

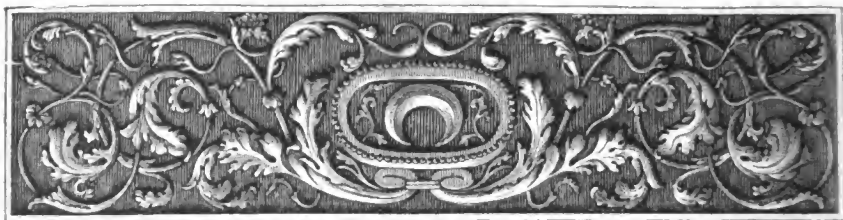
„Man sagt, der Mensch verleve eine Hälfte seiner Zeit in Thorheiten und die andere in dem Bestreben, dieselben wieder gut zu machen. Was bleibt dann zum Jacit? — Versuche, Hindernisse und Reue!

Es ist schmerzhaft, seinem Leben ein Ziel zu wissen und dadurch des größten Gutes enthoben zu sein, der Hoffnung und der Täuschung.

Zimmer auf mich zurückgebrängt, schwäche ich durch eigene Last die, Schwungkraft meiner Seele; und hätte ich eine Bitte frei an das Schicksal ich bäte um Beschluß des Gaukelspiels meines Lebens. Drei Fuß unter der Erde wäre, wo ich am liebsten sein möchte, nur will ich aus christlicher Scham mich selbst nicht hinabbrängen.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und gedenken Sie meiner als eines Todten!“





Ein deutscher Gesandter bei Soliman dem Großen.

Don

G. Hirschfeld.

— Königsberg. —

Was in der Zeiten Bilderzaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.
Goethe.

Ein juristischer Schriftsteller im Anfang des vorigen Jahrhunderts hat den merkwürdigen Satz geschrieben: „Die Gesandten, welche lange an einem fremden Hofe sind, wie das jetzt bei den Meisten der Fall ist, haben fast nichts zu thun und verbringen ihre Zeit in Festen, bei Schauspielen, bei Zerstreuungen jeder Art, indem sie sich begnügen von Zeit zu Zeit an ihren Souverain zu schreiben, um ihm mitzutheilen, daß sie noch am Leben sind und daß sie bisweilen an ihn denken.“ Ich bin überzeugt, daß nicht wenige — sagen wir — Laien, diese Charakteristik auch jetzt noch für zutreffend halten, vor Allem da, wo die äußeren Lebensbedingungen von vorn herein als besonders glänzend sich aufdrängen.

Wer vom Bosporus her auf Constantinopel zufährt, dem fällt hoch oben über Pera und Galata ein bedeutender Palast in's Auge, der weithin sichtbar nicht bloß das Gewirr der umgebenden Bauten überragt, sondern auch durch seine ernsten und energischen edigen Linien und durch seine Ausstattung in dieser Umgebung fremdbartig hervorsticht. Den Deutschen freilich muthen die steinernen Adler, die mit ausgebreiteten Flügeln vom Kranzgesims des Daches emporsteigen, heimisch an und mit Recht: der mächtige Bau ist der Sitz der deutschen Botschaft, der Sitz wenigstens für die festreichen Wintermonate;

denn im Sommer haust sie, wie die Vertreter der andern Mächte zwangloser an den Ufern des Bosporus — noch nicht im eigenen Palaste wie Engländer und Russen, die sich auch hier schon wetteifernd heimischer gemacht — aber doch in anmuthigen hohen lustigen Räumen, wo man den märchenhaften Reiz dieses Gestades doppelt genießt. Vor dem Hause ankert alsdann ein deutsches Kanonenboot, der Befehle des Botschafters gewärtig. Wenn die Herrlichkeit der umgebenden Natur, der tägliche Anblick einer Welt, die uns nun einmal von Jugend auf in zauberhaftem Lichte erscheint, wenn eine Stellung und Muße, die den Genuß aller dieser Reize in völliger Freiheit gestattet, glücklich machen kann, so — denkt man sich — müssen die Bewohner dieser Räume glücklich sein. Die eigenthümlichen Verhältnisse in der Türkei, die ganze Organisation, welche eigentlich nur für den Muselman berechnet ist und mit ihm rechnet, bringt es mit sich, daß dort den Fremden, vor allen aber ihren Vertretern noch besondere Vorrechte gewährt sein müssen, neben welchen noch mehrere allmählich sich herausgebildet haben, welche der gewöhnliche Verkehr ohne Weiteres anerkennt. So erscheint denn eine angebliche Aeußerung des Fürsten Bismarck begreiflich, wonach eine diplomatische Stellung im Orient leicht verhängnißvoll für die Lebensgewohnheiten ihres Inhabers werden könnte. Macht doch auch schon jeder Andere, der dies Leben im Morgenlande längere Zeit genießt, an sich selber die Erfahrung, wie fern ihm allmählich die Heimath rückt, wie antipathisch ihm der Gedanke der Heimkehr aus dem ungebundenen, abwechslungsreichen Dasein wird, wie seine Interessen sich verengen und abstumpfen.

Ich will ohne Weiteres zugeben, daß die Glückseligkeit eines Botschafters bei der Hohen Pforte allermeistens nur scheinbar ist, daß große Sorgen, der latente, aber darum nur härtere Kampf um die Interessen oft ein ungewöhnliches Maß von Lebenskraft verlangen und aufzehren; — für die Außenwelt wie für die Eingeborenen bleibt die Stellung eines solchen Botschafters imposant und beneidenswerth; sie bezeichnet zu gleicher Zeit auf's schärfste das Verhältniß, in welches die Türkei allmählich zu den europäischen Großmächten getreten, — oder sagen wir besser — gesunken ist. Oder ist etwa nicht seit geraumer Zeit das Verhältniß der Pforte zu den einzelnen Botschaftern der angstvoll beobachtete Höhenmesser ihrer jeweiligen Chancen geworden? Wird sie nicht durch die Androhung der Abreise auf's Wirksamste eingeschüchtern und dann wieder durch die Ankunft außerordentlicher Senbotten auf's Lebhafteste ermunthigt? Hin und her geworfen von Botschaft zu Botschaft, zwischen Hoffen und Verzagen. Die Geschichte weiß zu rächen!

Von der Zeit an, als Soliman der Große seinem Vater Selim I., dem Enkel Mohammed des Eroberers im Jahre 1520 gefolgt war, mehrten sich die Berührungen Deutschlands mit der Hohen Pforte. Der größte Herrscher der Osmanen — um mit den Worten ihres abendländischen Darstellers zu sprechen, — war eine dauernde Gefahr für das Deutsche Reich, an

welches seine Besitzungen damals jenseits Ofen unmittelbar angrenzten. Bei der Erfahrung der deutschen Verhältnisse war an einen ernstern, besonders an einen systematischen Widerstand nicht zu denken. Auf gültlichem Wege, d. h. durch Geld, Vorstellungen und Bitten suchte Ferdinand I. Frieden mit dem Sultan. Die Erlaubniß zur Absendung von Vermittlern mußte von diesem erbeten werden. Mehrere Gesandtschaften, deren Führer Soliman bisweilen durch längere Haft willfähriger machen zu können glaubte, erreichten schließlich immer nur ein Provisorium, einen Waffenstillstand, der für später dem Sultan freie Hand ließ, an den aber offenbar weder der Muselman noch der Christ sich gebunden erachteten, wenn sich Gelegenheit bot, einander empfindlich Abbruch zu thun.

Gegen Ende des Jahres 1553 sandte Ferdinand zum fünften oder sechsten Male einen Drator, wie man diese Sendboten nannte, nach Constantinopel; dieser aber erkrankte und starb in Komorn, ohne Zweifel noch in Folge der üblen Behandlung, die er bei früherem Aufenthalt in Constantinopel erlitten hatte. Ferdinand wählte für das wenig einladende Amt einen jungen Mann, der eben erst in einer Nebenstellung eine Gesandtschaft nach England begleitet hatte. Er brauchte seine Wahl nicht zu bereuen.

Mugier Gislain von Busbeck (oder Busbed) war von Geburt kein Deutscher, sondern ein Niederländer, aus Comines an der Ley — etwas nördlich von Lille — wo er im Jahre 1522 geboren wurde. Die vier umfangreichen und eleganten lateinischen Briefe, welche Busbeck über seine türkische Gesandtschaft an einen Freund geschrieben hat, sind einst viel gelesen worden; bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, haben sie immer neue Auflagen erlebt. Dann trat die Theilnahme für das, was sie behandelten, mehr zurück; die Türkengefahr erschien nicht mehr dringlich, und nur wissenschaftliches Interesse führte noch bisweilen zu den Schriften eines Mannes, der als erster Europäer eine Landreise nach Asasien gemacht, zuerst für eine Copie des lateinischen Theiles des Monumentum Ancyranum gesorgt, der die Wiener Bibliothek und Münzsammlung sehr bereichert, auch der Botanik und Zoologie genützt hat und dem u. A. die Einführung der Tulpen und der Syringen in Europa verbannt wird.

Ein rein wissenschaftliches Interesse hat auch mich zu den Briefen Busbeds geführt; immer mehr zogen sie mich an; etwas Charakteristischeres für die Türken — und nicht bloß jener Zeit — meinte ich nie gelesen zu haben. Die ersten frischesten Eindrücke waren hier mit einer Klarheit und zugleich Schlichtheit der Sprache und Auffassung fixirt, welche diesen Briefen ein geradezu klassisches Gepräge ausdrücken und über ihr Alter vollkommen hinwegtäuschen können. Ueber Allem der Zauber einer im hohen Grade merkwürdigen Persönlichkeit.

Es ist die Zeit der drohendsten Macht der Türken: noch nicht lange an der Schwelle Europas erschienen, waren sie in ihrem Siegeslaufe unauf-

haltfam gewesen, wo nur erst eine Lücke offen, da ergossen sie sich alsbald gleich einem entfesselten Strom, wie nach der Einnahme von Belgrad. Tausende der christlichen Bewohner der Donauländer wurden niedergemacht oder als kostbare Siegesbeute in die Sklaverei geführt, ein ganz alltägliches Loos, das Jedem zufallen konnte, dessen Mittel zufällig nicht zur Auslösung hinreichten.

Wohl mußte es einem denkenden Beobachter und einem edlen Patrioten von höchstem Werth sein, ein solches fast noch unbekanntes Volk näher zu sehen, über das Geheimniß seiner Erfolge klarer zu werden, durch seine Erfahrungen dem eigenen Volke zu dienen. Eine Mission an den Großherrn konnte unter Umständen die erwünschte Gelegenheit bieten, wenn man sie zu nützen verstand und den Kopf oben behielt, auch in sehr schwierigen Lagen. Ein passenderer Sendbote als Busbeck konnte aber dann nicht gedacht werden; er muß das selbst empfunden haben, da er nach einer ersten kürzeren Gesandtschaftsreise sofort bereit ist, auf's Neue und auf unberechenbare Zeit die Gefahr der Sendung zu übernehmen.

Daß Busbecks Bildung vielseitig war, habe ich schon angedeutet; daß sie nicht bloß äußerlich war, zeigt die hohe und humane Gesinnung, die fast auf jeder Seite dieser zwanglosen Briefe sich kundgiebt. Seine Urtheile über das Volk, unter dem er und die Seinigen so vielerlei Unbill erlitten, sind von bewundernswerther Gerechtigkeit; ihr Benehmen zu und unter einander weiß er wohl zu unterscheiden von dem gegen die verachteten und gehaßten Christen.

Es ist das eine sehr wichtige Thatsache, die Wenige würdigen: türkische Regenten, die uns als grausame, blutdürstige Despoten erscheinen, genießen mitunter bei ihrem Volke den Ruf ganz besonderer Milde und Gerechtigkeit, sind gefeierte Dichter gewesen und haben ihre nationale Wissenschaft mit allen Mitteln zu heben gesucht. Den vielen guten Eigenschaften der Osmanen wird Busbeck gerecht ohne Rückhalt, ohne eine Spur jenes widerwärtigen heuchlerischen Pharisäerthums, das neuerdings — besonders von England aus — so oft den Türken gegenüber sich breit macht, Laster selbst aus ihren Tugenden prägt und im besten Falle auf gründlicher Verkennung ethnologischer Unterschiede beruht. Aussprüche und Thatsachen in den Briefen verrathen dabei überall ein edles, bescheidenes, und tief religiöses Gemüth, an welchem als das Schönste zu rühmen ist, daß es sich nicht aufdrängt, sondern sich jucken läßt. Das ist allerdings durchaus in der Ordnung, daß der praktische Politiker in Beziehung auf sich selber und auf seine Landsleute offenbar dem guten und gesunden Satze huldigt: hilf Dir selbst, so hilfst Dir Gott! Ganz wie das Luther gegenüber der Türkennoth mit sehr kräftigen Worten zu rathen pflegte*).

*) A. P. „So dächte ich, es wäre das Beste, Gott sich befehlen und aus gethaner Pflicht und Gehorsam der Obrigkeit sich wehren, so lange und mit welcher Weise man immer könnte und sich nicht fangen lasse, sondern würgen, schießen und stechen in die Türken, bis daß wir da lägen.“

Durch die Briefe zieht sich wie ein rother Faden der Zwist in Solimans Familie, die Intriguen der späteren Gattin Roxolane und des Großveziers Rustem, das traurige Ende Mustaphas des erstgeborenen Sohnes, Bajezits des dritten Sohnes Streit und Kampf mit dem älteren Bruder Selim und sein elender Tod; Ereignisse, welche besonders der französischen Literatur im siebzehnten, auch schon im sechzehnten Jahrhundert den Stoff zu mehreren Dramen und einem Romane gegeben haben, die auch Lessings jugendliches Interesse anzogen, wahrscheinlich nach Busbecks *Lecture*, und von Weiße zu einem Drama verarbeitet worden sind. Unsere Theilnahme gilt dem Gesandten.

Im November des Jahres 1553 verließ Busbeck Wien und begab sich zu Wagen über Ofen, Belgrad, Sofia, Philippopol und Selymbria nach Constantinopel, wo er, nach mancherlei Zeitverlust unterwegs, am 20. Januar 1554 eintraf. Er reiste mit seinem zahlreichen Gefolge — familia nennt er es — zu dem auch der Leibarzt gehörte, unter dem Schutze einer starken Escorte von Reitern, welche ihm von Buda an gestellt wurden. In den Städten fand er Janitscharen vertheilt zum Schutze der Ungläubigen. Abends schlug er gewöhnlich sein Zelt im Freien oder in irgend einem großen Stalle auf und „lebte glücklicher als der Schah von Persien“. Mehrere Hauptzüge türkischen Wesens wurden ihm schon auf diesem Wege klar: die geringe Sorge um ihre irdischen Behausungen; die überaus anspruchslose Art ihrer täglichen Existenz, bei welcher ihnen mehr an ihren Pferden gelegen ist, als an ihrer Person; vor Allem der häßliche Grundzug der Habgier: „vom ersten Grenzpfahl bis zum letzten halte man nur den Beutel offen, Geld schläfert die wilden Gemüther ein, wie ein Zauberbesen“ oder wie das ein deutscher Pilger derselben Zeit anmerkt, daß „bey denen Herren ohne Geld nichts zu erlangen“.

Als Busbeck Constantinopel erreichte, war Soliman in Kleinasien, in Amasia. Während ihm Botschaft über die Ankunft des Gesandten geschickt und seine Bestimmung erbeten ward, orientirte sich Busbeck in der Hauptstadt. Er nennt den schon damals karglichen Bestand an großen Resten des Alterthums, wendet sein Interesse den mannigfachen Fischsorten und seltenen Thieren jeder Art zu, macht einen Ausflug in den Bosporus und beschreibt mit einem von antiquarischen Erinnerungen getragenen Entzücken die Reize des Landes, das ihm für Europäer erstrebenswerther erscheint, als die Welten jenseits der Meere, die eben begonnen hatten durch Aussicht auf leichten und großen Gewinn ihre Anziehungskraft zu üben.

Da kommt der Befehl des Sultans, den Gesandten nach Amasia zu schaffen und im März 1554 beginnt jene denkwürdige erste Landreise, die Busbeck nur summarisch beschrieben hat, von welcher indessen die ausführliche Darstellung eines Begleiters, des aus Ungarn gebürtigen Deutschen Dornschwamm, in einer Handschrift zu Wolfenbüttel erhalten ist.

Alle Reste jeder Art, Inschriften und Münzen, die zum guten Theile als Gewichte dienten, zogen den Reisenden in hohem Grade an, aber ebenso seltene Pflanzen, Zettischwanzhämmer, die Angoraziege und die Verwendung ihrer Wolle. Nomadisirende Hirten durchzogen das Land wie heute, und wie heute lebten seine Bewohner von Brod, Salz, Zwiebeln und der ausgezeichneten sauren Milch, die sie Saurti nennen, und die auch der Gesandte sehr zuträglich fand.

Er macht gelegentlich die allgemeine Bemerkung, daß ein Tag den Europäer mehr koste, als den Türken die Mahlzeit von zwölf Tagen. Der Fischfang schien den Eingeborenen etwas ganz Ungewöhnliches: „die hielten nicht still“ behaupteten sie. Zu ihrem größten Staunen ließ der Gesandte eine Probe machen. Ihn frappirte, wie uns heute noch, die Unwissenheit und der Aberglaube sowie der gänzliche Mangel des Verständnisses für das Früher und Später geschichtlicher Vorfälle.

Die Audienz bei Soliman verlief nicht besonders günstig; daß der Gesandte Ferdinands am französischen Sendboten fortwährend einen heimlichen Widerpart hatte, weiß man, und er selber spricht es gelegentlich einmal aus.

„Divide et impera“ ist praktisch immer der Wahlspruch der Türken gewesen, unter dem sie einst siegten, heute existiren.

Busbeck berichtet: „Soliman nahm unsere Anrede und unsere Auseinandersetzungen keineswegs gnädig auf. Er saß dabei auf einem sehr niedrigen, nur einen Fuß hohen Schemel, der mit kostbaren Decken und Pfühlen belegt war, neben ihm lagen Pfeile und Bogen. Seine Stirn war umwölkt, sein Ausdruck trübe, aber zugleich von ernster Majestät.“

Der Gesandte und seine Begleiter wurden von den Eunuchen bei den Armen ergriffen, erst vorwärts auf den Sultan geführt, dann nach einer Reverenz, die einem Handfuß glich, rückwärts geschoben, ohne dem Großherrscher den Rücken zeigen zu dürfen, und an eine Wand gestellt.

Was Busbeck dann vortrug, entsprach des Sultans Erwartungen nicht, wie gelangweilt erwiderte er darauf nur „güzel, güzel“ (schön, schön) — auch jetzt noch ein hoffnungsloser Bescheid — und entließ den Gesandten.

Dieser ungünstige Empfang beeinträchtigte in keiner Weise Busbecks Verwunderung für die Umgebung des Padischahs: dort verdanke Jeder seine Stellung lediglich sich selber und seinen Qualitäten, für die der Großherr würdig zu belohnen wisse. Ganz im Vertrauen schreibt er dem Freunde: „Bei uns entscheidet die Tüchtigkeit Nichts, Alles kommt auf die Geburt an.“ Der unechte Sohn des niederländischen Edelmannes, der erst achtzehnjährig durch Karl V. legitimirt worden war, mochte in früherer Jugend trübe Erfahrungen gemacht haben, wenn auch seine spätere Laufbahn ihn persönlich kaum zu dem Urtheil berechtigte.

Die Ordnung, die am Hofe herrschte, entzückte ihn. Tausende von

Janitscharen standen aufgereiht wie Bildsäulen: daß sie lebendig waren, meinte er erst zu bemerken, als sie seinen officiellen Gruß durch Reigen des Kopfes erwiderten.

Wie ungnädig er empfangen war, konnte er besonders an der ausgezeichneten Aufnahme sehen, die zu gleicher Zeit der persische Gesandte erfuhr, der mit rauschendem Feste gefeiert und reich beschenkt entlassen wurde. Das glich doch einem Verhandeln inter pares, trotz des tiefen Hasses, der den Sunniten von jeher vom Schiiten getrennt hat.

Busbeck hatte als dauernder Gesandter — *ordinarius orator* — bei Soliman bleiben sollen; aber da er zunächst nur einen sechsmonatlichen Waffenstillstand erwirkte, so entschieden sich des Sultans Rätke für seine Heimkehr, welche damals so wenig wie sein Bleiben vom eigenen Souverain abhängig war, sondern vom Belieben des Türken. Vor seiner Abreise ward er sammt seinen Begleitern mit weiten seidenen Gewändern beschenkt und bekleidet und so noch einmal zum Abschied vor den Sultan geführt. „Ich kam mir vor, als sollte ich den Agamemnon oder einen ähnlichen Helden in einer Tragödie spielen.“

Er empfing des Sultans Brief an den Kaiser eingeschlagen in ein goldgewirktes Tuch. Das Festmahl, das scheidenden Botschaftern befreundeter Mächte gegeben zu werden pflegte, erhielt er nicht, denn noch war von keinem Frieden die Rede.

Die Beschreibung Solimans des Prächtigen, welche Busbeck an die Erzählung des Abschieds knüpft, ist an sich von Werth wie bezeichnend für den Berichterstatter: „Der Sultan ist schon in vorgerücktem Alter (er zählte damals gegen sechszig Jahre), Antlitz, Gestalt und Haltung sind eines so großartiges Reiches würdig. Er hat immer einfach und mäßig gelebt, auch in solchen Dingen, in welchen ein Uebermaß nach türkischer Sitte nicht tadelnswerth ist. . . Selbst seine Widersacher können ihm nichts Schwereres vorwerfen, als eine übertriebene Liebe zu Roxolane — die freilich die Hauptquelle seines häuslichen Unglücks wurde. — Die Vorschriften seines Glaubens beobachtete er aufs Strengste; die Verbreitung desselben war ihm genau so wichtig, wie die Ausdehnung seiner Herrschaft. — Für sein Alter erfreute er sich scheinbar einer guten Gesundheit; nur verräth seine Gesichtsfarbe ein geheimes Uebel, — man vermuthet ein unheilbares Geschwür oder Krebs am Beine; aber er schminkt sich, so oft er aus nahe liegenden Gründen den Eindruck einer robusten Gesundheit bei Gesandten hervorbringen möchte.“

Nach fast vier Monaten kehrte Busbeck nach Constantinopel zurück krank und erschöpft von heftigen Fieberanfällen; wenige Wochen später machte er sich auf den Heimweg unter bösen Vorzeichen: vor den Thoren der Hauptstadt kamen ihm ganze Wagenladungen ungarischer Knaben und Mädchen, ganze Züge zusammengeketterter Männer entgegen, die in die Sklaverei ge-

führt wurden, „wie man Vieh oder Waaren einbringt in Antwerpen.“ Der Gesandte hat solchem Elend gegenüber keine Macht, nur Mitleid, nicht als ob er ein principieller Gegner der Sklaverei wäre, im Gegentheil sagt er einmal: „Libertas sine re non semper suadet honesta, Freiheit ohne Vermögen rath nicht immer zum Guten.“ Eine allerdings negative Lösung der socialen Frage.

Leiden aller Art erschweren den Rückweg; nach neunmonatlicher Abwesenheit — im August 1554 — ist Busbeck wieder in Wien.

Aber damit war nur das Vorspiel seiner Leiden zu Ende: nach kaum drei Monaten machte er sich wiederum auf den Weg mit neuen Aufträgen Ferdinands und traf im Januar 1555 in Constantinopel ein für unbestimmte Zeit. Sein Aufenthalt sollte fast acht Jahre dauern.

Der Empfang des Gesandten war auch diesmal nichts weniger als freundlich. Ferdinand gab gewisse Ansprüche auf Siebenbürgen nicht auf wie Soliman gewünscht hatte. Vor diesen ließen die Paschas den deutschen Gesandten nun überhaupt nicht; sie behaupteten sich selber dabei zu gefährden. „Als das Geringste versprochen sie, daß zwei von uns in einen scheußlichen Kerker gesperrt, der dritte — der war ich — ohne Nase und Ohren zu seinem Fürsten zurückgeschickt werden würde.“ Man gestehe, begehrenswerth war die Stellung eines solchen Gesandten nicht. Die Feindseligkeit der oberen Regionen theilte sich der ganzen Bevölkerung mit; wie ein Gefangener ward der Gesandte in seiner Behausung gehalten und behandelt, als gälte es, ihn kirre zu machen. Daß wirklich einst ein venetianischer Sendbote heimlich weitergehende Vollmachten erhalten hatte, als er zunächst zu zeigen beauftragt war, konnten die schlauen Türken nicht vergessen. Es änderte an des Gesandten Lage nichts, daß inzwischen einmal ein Kriegszug gegen seinen Heimathstaat unternommen wurde; nur führte man ihn und seine Begleiter damals geistlich zu einer Audienz bei dem gefürchteten Heerführer Ali Pascha, einem Epirotischen Eunuchen, der zum Kampf in Ungarn gegen Erzherzog Ferdinand durch Stambul zog. Der Pascha nahm sie, man kann beinahe sagen, gemüthlich auf, bewirthete sie mit Zuckerwasser und rieth ihnen, für Frieden zu sorgen, damit Ungarn nicht mit Feuer und Schwert verwüstet zu werden brauchte. Er hatte übrigens nicht viel Glück und starb bald darauf ruhmlos in Ofen.

Nach drei langen Jahren erhielten die zwei Hauptbegleiter Busbecks von Soliman die Erlaubniß zur Rückkehr: „denn wer sich hierher gewagt hat, kommt nicht so leicht zurück,“ es war die Höhle des Löwen.

Busbeck selber blieb, angeblich auf eigene Faust, um das Friedensbedürfniß seines Kaisers nicht zu dringend erscheinen zu lassen. Er hatte mittlerweile den Türken ihre Staatskunst abgesehen; er wußte, daß scheinbare Gleichgiltigkeit, Abwarten und Hinhalten hier eher und näher zum Ziele führen als europäischer Eifer. Beneidenswerth aber war seine Existenz nicht: auf dem Hühenrücken der Türkenstadt bewohnte er einen vom

Sultan angewiesenen Chan; von seinem Kaiser bezog er jährlich 5000 Ducaten (etwa 48.000 M. in Metallwerth), für sich und sein anscheinend zahlreiches Personal; dennoch erhellt aus mehrfachen Anzeichen, daß sich mit dem Betrage schon etwas machen ließ. Eine ebenso große Summe lag stets und für alle Fälle, d. h. zu Bestechungen bereit, die sich bis an den Großvezier wagen durften. Einmal wider Erwarten gespart, braucht er sie für das Leben eines Jahres auf; trägt aber dann kein Bedenken, sie vom Kaiser wieder zu erbitten und zwar als Gnadengeschenk für sich selber.

Ein eigenes Haus zu beziehen, wie andere Gesandte, z. B. der französische und venetianische, ward ihm nicht gestattet. Von dem Chan, zu dem er verurtheilt blieb, mag er selber erzählen. „Meine Behausung liegt hoch und im herrlichsten Theile der Stadt; von der hinteren Seite geht der Blick auf's Meer, in dem man trotz der Ferne die spielenden Delphine erkennt, und auf den weithin gelagerten schneebedeckten — kleinasiatischen — Olymp.“ Frei wehen alle Winde um das Haus, das daher für besonders gesund gilt. Etwas störend sind ihm die nach türkischem Brauch vergitterten Fenster. Der quadratische Bau legte sich um einen Hof, auf welchem die zwei Stockwerke in offenen Säulenhallen mündeten, im oberen befanden sich die Zimmer, zahlreich aber klein und wie Klosterzellen, aus welchen man Freitags den Mitt' des Sultans zur Moschee ansehen konnte. Im unteren Stockwerk befanden sich die Stallungen. Das Ganze, ein steinerner gewölbter Bau, sicher vor Feuersbrünsten; nach türkischer Weise eine reine Bedürfnisanlage, ohne eine Spur künstlerischer Ausschmückung, „kein Baum, kein Strauch, kein grünender Rasen, an dem sich das Auge erfreuen konnte, aber dafür eine lästige Fülle von allerlei Gethier: wahre Heere von Ratten, viele Schlangen, Eidechsen, Scorpione. Es kommt wohl vor, daß man am Morgen seinen Hut von einer Schlange wie von einem Bande umwunden findet. Auf der andern Seite tragen diese unbequemen Hausthiere aber auch zur Zerstreuung bei. Ratten und Schlangen befehdn sich und liefern einander förmliche Schlachten, ganz ungenirt, während der Hausherr mit Freunden bei Tische sitzt. Und auch im Uebrigen wimmelte das ‚Gesandtschafts-Hötel‘ von Thieren, es glich einer ganzen Menagerie; darin bestand ein Hauptvergnügen seiner isolirten Bewohner. Da gab es Affen, Wölfe und Bären, Damhirsche und gemeine Hirsche, Luchse, Schneumons, Marder und Zibethkazen und trotz der Abneigung der Türken auch ein Schwein, dessen Berührung für die Pferde gesund sein sollte. Dazu kamen allerlei Vögel, Adler, Raben, fremde Enten, Kraniche von den Balearen, Rebhühner von Chios.“ Der Gesandte, welcher all dem Gethier ein tieferes Interesse zuwendete, nennt sein Haus „eine wahre Arche Noahs“.

Edele Kasse aus Syrien, Cilicien, Arabien und Cappadocien, sowie einige Kamele dienten ihm zugleich dazu, um die Fiction aufrecht zu erhalten, daß er nur des Sultans Erlaubniß zur Heimkehr abwartete. Im Grunde waren die meisten Thiere zu Geschenken für seinen Kaiser bestimmt.

Haus und Insaßen standen unter dem Schutze eines Tschauſch, — was für jene Zeit wohl am besten mit „Voigt“ überſetzt wird — freilich ebenſo ſehr unter deſſen Bewachung, er verſchloß am Abend das Thor und kam erſt am Morgen zurück: als ſeinen Gefängniſſauffeher bezeichnet ihn der Geſandte. Dazu kam eine Anzahl von Janitſcharen, an deren Stelle jezt die Kawaffen getreten ſind. Die Janitſcharen machte die Ausſicht auf ein Trintgeld oder auch auf irgend eine Lieblingsſpeiſe immer willfährig; die Tſchauſche wechſelten, mit ihnen galt es, ſich à l'amiable zu ſtellen; ſie hatten, wie Buſbed ſich ausdrückt, doch bißweilen „lichte Augenblicke“, in denen ſie menſchlich waren; auch für den Reiz eines Badſchich waren ſie meiſt nicht unzugänglich. Einige ſcheinen für den offenbar liebenswürdigen Mann eine wirkliche Zuneigung bekommen zu haben; es ſtellt ſich einmal heraus, daß Einer für das Seelenheil des Geſandten und ſeine Belehrung zum wahren Glauben ſehr ernſtlich gebetet hat.

Andere waren weniger traitable, unterſuchten auf's Genaueſten jeden Eintretenden, wieſen Beſuche zurück und nicht bloß mit Worten, ließen, wenn es ihnen gerade ſo einfiel, nichts paſſiren, auch nicht Arzneien für Erkrankte. Als es dem Geſandten zu arg wurde, ſperrte er ſeinerſeits eines Morgens den Tſchauſch aus; die Sache machte viel von ſich reden und imponirte den Türken, auch denen, welche eigentlich Auftrag zu all den kleinen Beläſtigungen gegeben hatten, um den hartnäckigen Franken mürrde zu machen.

In anderen Fällen nahm Buſbed ſeine Zuflucht zur Liſt: heimliche Zuwendungen von außen wurden wohl in einen Sack mit einem Ferkel geſteckt, deſſen Verührung, ja deſſen Anblick der Türke verabscheute.

Der ganze Lebenslauf des Geſandten wickelte ſich ab im Chan und deſſen Hof: hier ſpielte er vor Tiſch Ball, übte ſich Nachmittags im Bogenschießen und ritt gegen Abend auf den Pferden umher, oder fütterte ſie mit Melonenſchalen und gewöhnte ſie auf ihren Namen zu hören.

Nur ſo oft Botſchaften ſeines Herrn der Hohen Pforte zu übermitteln waren, ging er aus, d. h. 2—3 Mal im Jahre! Manche Tſchauſche forderten ihn auf, doch auszugehen; er wies das zurück, um nicht etwa anzuerkennen, daß das überhaupt von ihnen abhängig ſei. Klug behandelte er ſeine Gefangenſchaft als eine frei gewählte.

Seine Diener kamen öfter hinaus, waren aber nie vor Beleidigungen, jelbſt nicht vor Schlägen der Gläubigen ſicher, beſonders wenn ſie ohne Janitſcharen geſehen wurden. Sie hatten offenbar zugleich den Auftrag, ihrem Herrn Alles etwa Intereſſante zuzuführen: Menſchen und Thiere, Handſchriften und Inſchriften, Münzen und Pflanzen. Er iſt gut bedient worden; wir verdanken ihm unter Anderm höchſt intereſſante Nachrichten über Mingrelieu, der Wiener Bibliothek konnte er etwa 240 alte Manuſcripte übergeben, unter welchen auch das berühmte des Dioſcorides ſich befand.

Einige Geſelligkeit mit Perotiſchen Bürgern, beſonders Italienern und mit andern Geſandten fand doch ſtatt. Der Geſandte liebte Beſuch, beſond er

wenn er dabei Interessantes aus fernen Ländern erfuhr; geschäftlich oder freundschaftlich kamen Fremde aus Ragusa, Florenz, Venedig, Griechenland; hin und wieder einmal ein officieller Gesandter vom heimischen Hofe. Eine merkwürdige Erscheinung war ein Danziger, der eigens in den Orient kam, um einmal nachzusehen, wo eigentlich der von ihm dahin exportirte Bernstein bliebe; er erfuhr, daß er hauptsächlich in Persien geschätzt werde als Schmuck in Zimmern und Heiligthümern. Von diesem Sonderling erhielt der Gesandte einen Holzkrug mit ganz ausgezeichnetem „Zuppenbier“ — *cerevisia sane praestantissima*“, den ihm Griechen und Italiener bei einem Gelage austranken, so befremdlich ihnen anfangs der Stoff erschienen war*).

Im Ganzen aber war das äußere Leben einsörmig genug; innere Aufregungen bot es freilich, nicht bloß im täglichen Kleinkampf — um sich so auszudrücken — mit Dummheit und bösem Willen; auch aus der Heimath drang manche Kunde, besonders von türkischen Streichen im Ungarnlande, die dem Gesandten an's Herz ging.

Es war ein fortwährender Geplänkel, daß bei jedem Anlaß in offenen Krieg ausbrechen konnte. In echt türkischer Weise deutete Rustem darauf, als er ihm einst bei großer Hitze zur Erfrischung einige Wassermelonen schickte: in Buda und Belgrad sei noch viel mehr von der Frucht und von größerem Kaliber. Er spielte auf die Bomben an. Busbeck erwiderte in gleichem Ton, das wundere ihn nicht, denn auch in Wien gediehen die trefflich.

Selten durchbrach er seine Fesseln mit Gewalt, seine Wißbegier mußte stark gereizt werden; den Auszug Solimans im Juni 1559, da dieser hinüberging nach Kleinasien gegen seinen dritten Sohn Bayezit, mochte er sich nicht entgehen lassen. Die Paschas hatten es nicht für geziemend gehalten, daß der Großherr einem Viazir zum Schauspiel diene. Es war ein glänzender Aufzug: Tausende von Reitern und Fußsoldaten zogen in ihrer bunten glänzenden Tracht und ihren eigenthümlichen Waffen vorüber, unter welchen nur die Janitscharen Feuergewehre hatten. Die Uniformität einzelner Truppengattungen fiel dem Franken damals als etwas Ungewohntes auf. Soliman selber, der fast am Ende des Zuges ritt, glich einem Erzürnten.

Bald darauf folgte der Gesandte dem Hofe des Sultans in's Lager bei Skutari. Drei Monate hindurch hatte er hier Gelegenheit die Organisation, die Manneszucht und die Mäßigkeit des türkischen Heeres zu beobachten und zu bewundern; er that es mit ernstem und traurigem Seitenblick auf die heimischen Zustände.

Um diese Zeit kamen Geschenke Kaiser Ferdinands; Soliman wünschte öffentliche Ueberreichung im Lager; ihm war es wichtig beim Beginn eines

*) Zopen- oder Schuppenbier, ein concentrirtes Malzbier, wird noch jetzt in Danzig gebraut und hat den Namen von dem eigenthümlichen Schöpfstoge, dessen die Brauer zum Uebergießen des heißen Wassers über das Malz sich bedienen. Es wird schon im Jahre 1379 erwähnt, und wohl sonst auch Schißbier genannt, *cerevisia navigalis*, das von vornherein für die Ausfuhr bestimmt war.

ungewissen Kriegszuges, daß seine Freundschaft mit europäischen Großmächten ausdrücklich gesichert schien.

In der That rückte die Angelegenheit des Friedensschlusses mit Deutschland vorwärts, wenn auch langsam. Auf die Türken blieb das ruhige Zuwarten, die unerschütterliche Gelassenheit des Gesandten nicht ohne Eindruck, bei jeder Gelegenheit mußten sie erfahren, daß sie es mit einem ganzen Manne zu thun hatten. So sehr er auf der einen Seite geneigt war, ihrer Art entgegenzukommen, so wenig fiel es ihm ein, sich irgend etwas zu vergeben. Als einige seiner Leute nach einem Streit mit einem Rabi ohne jede Schuld eingesperrt worden waren, bestand er mit einer Energie, die damals ungewöhnlich und den übrigen Gesandten staunenswerth war, auf ihrer sofortigen Befreiung. Jeden Versuch, die Sache auf dem üblichen gütlichen Wege, d. h. durch Geld zu begleichen, wies er zurück, um keine Prämie für Beleidigungen auszusetzen.

Ein anderer Fall, der ihn den Türken in vortheilhaftes Licht setzte, klingt wunderlicher. Ein Bote des Kaisers mit Briefen an Busbed ward abgefangen; die Paschas wollten selbst sehen, ob der Gesandte ihnen auch reinen Wein einschenke. Den eigentlich officiellen Brief, der ohnehin in der damals neuen Chiffreschrift abgefaßt war, hatte der Bote glücklich verborgen, nur die Freundesbriefe wurden vorgelegt. Der Dragoman der Pforte Ibrahim, ein Pole von Herkunft, war dem deutschen Gesandten zufällig zu besonderem Danke verpflichtet; — auch an nicht wenigen Stellen der Briefe merkt man, daß Busbed für einen Vertrauensmann in der Umgebung der Paschas flug Sorge getragen hatte. Ibrahim wählte absichtlich unter den Freundesbriefen einen sonderbar aussehenden, bezeichnete den als den officiellen, erklärte sich aber außer Stande, ihn zu entziffern. Die anwesenden Türken verstanden natürlich erst recht nichts davon; man läuft auf des Dragomans Rath zu den Secretairen der venetianischen und florentinischen Gesandtschaft, ohne Erfolg — diese Herren durchschauten den Sachverhalt; endlich wird der griechische Patriarch befragt; auch er, der Unrath wittert, erklärt das Schriftstück ohne den Schlüssel für unlesbar. Man entschließt sich endlich, Busbed die Briefe zuzustellen. Mit einer heftigen Klageschrift über solchen Rechtsbruch verbindet dieser die Uebersetzung von Auszügen aus dem wirklichen Brief des Kaisers. Nun ist die Reihe des Staunens an den Türken: „Wie,“ ruft der Großvezier Rustem aus, „der Gesandte, der ein so junger Mann ist, vermag zu lesen, was nicht einmal ein betagter Greis wie der Patriarch kann? Der wird kein großer Mann werden, wenn er zu Jahren kommt.“ — Mit einer ähnlichen Naivetät äußerten mir gegenüber einst ein türkischer Unterrichtsminister und sogar ein vornehmer Janariot ihr Staunen darüber, daß ich im Stande sei, die großen Buchstaben griechischer Inschriften zu lesen.

Kurze Zeit darauf machte Rustem einen Befehrsversuch bei dem Gesandten: große Ehren und Gaben von Soliman wären ihm gewiß. Solche

Versuche hatten damals häufig genug den gewünschten Erfolg. Höflich und bestimmt lehnte Busbeck ab, ihm sei geziemend, in dem Glauben zu bleiben, in dem er geboren sei und den sein Kaiser bekenne. „Sehr gut,“ erwiderte Rustem, „aber die Seele?“ Er versteht sich freilich am Ende zu dem Satz, daß die Seelen aller Guten Erbarmen finden würden, eine Aeußerung, die ein Türke auch jetzt kaum jemals nur aus Höflichkeit thun würde, — dazu ist ihm die Sache zu ernst — und die nach meiner Erfahrung von nur wenigen Muselmanen gebilligt werden dürfte.

Trotz dieser Zuneigung war es nicht Rustem, sondern erst sein Nachfolger Ali Pascha, der dem deutschen Gesandten auch officiell mehr entgegenkam und den endlichen Abschluß der ersehnten Waffenruhe ermöglichte. Aber Geduld hatte Busbeck nöthig, ehe er an sein Ziel kam. Erst nahm Bajazits Empörung den Sultan ganz in Anspruch und verdarb ihm die Laune, und dann kam unglücklicher Weise die Affaire von der Insel Dscherbe — in der kleinen Syrt — dazwischen, welche mit der Occupation der Spanier begann, und mit einem glänzenden Siege Piali Paschas endete, der Tausende von Spaniern in die Gewalt und Sklaverei der Türken brachte. Solche Vorfälle vermehrten den Uebermuth der Bevölkerung außerordentlich. Für Busbeck, den sein französischer College Lavigne bei der Hohen Pforte ohnehin als heimlichen Diener Spaniens denuncirte, kam das Ereigniß höchst ungelogen; es gab ihm auch im Uebrigen alle Hände voll zu thun. Das Loskaufen von Christen hat damals anscheinend zu den regelmäßigen Amtshandlungen — möchte man sagen — eines europäischen Vertreters gehört, eine Reihe zufälliger Erwähnungen bei Busbeck bestätigt das. Jetzt war eine wahre Massenaufgabe der Art zu lösen: den Vornehmsten freilich erschloß sich ein türkischer Kerker am schwersten; aber dem Mittelstande, dem kleineren Adel gelang es, sich zu befreien, falls er nur das nöthige baare Lösegeld aufreiben konnte. Da griffen denn die wohlhabenden Bürger Peraa ein; in hellstem Lichte aber zeigte sich die menschenfreundliche und vertrauende Art des Gesandten: für viele Tausende von Ducaten leistete er Bürgschaft. Das schönste Zeugniß für seine Anschauung in solchen Dingen, die Andern selbst als Leichtsinns erscheinen konnte, giebt mir ein merkwürdiger kleiner Fund an die Hand. Busbeck erwähnt in seinem letzten Briefe dreizehn junge Niederländer und Deutsche, welche zuerst durch ein Versehen von den Türken in Palästina aufgegriffen waren, dann aber festgehalten wurden, besonders weil sie zu robust und jugendlich seien, um einfach für Pilger gelten zu können. Jahrelang litten sie auf den Galeeren bei Constantinopel; der Gesandte hatte sich schon lange um ihren Loskauf vergebens bemüht, als sein alter Widersacher Lavigne sie vom Sultan ritterlich erbat und erhielt. Busbeck hat die Namen dieser Gefangenen nicht genannt; aber wir besitzen noch in ein paar alten Drucken des sechszehnten Jahrhunderts den Bericht eines derselben: es ist „der Eble, Ehrenpfeste Melchior von Zeydlitz zu Ricklabdorf in Schlesien.“ Er macht viel Rühmens von dem „Ehrlichen

Herrn von Busbeck“; schon auf den Galeeren hatte er sie oftmals heimlich beschenkt und getröstet; vor der Abreise gab er dreien von ihnen 300 Ducaten; eine Verschreibung dafür wies er mit den Worten zurück: „er wüste nicht anders, denn das wir ehrliche Leute weren, ließ sich bewegen begnügen, das wir ihm solch Geld wider zu schicken zusagten, das wir, da es müglich, von Venedig, wo nicht, von Hause aus thun sollten. Würden wir aber nicht halten was wir redten, so were zu besorgen, wir hielten so wenig was wir schrieben.“

Als ob des Ungemachs noch nicht genug wäre, so brach nun noch in Constantinopel und im Chan des Gesandten selber die Pest aus. Es war noch in den letzten Monaten von Rustems Leben; durch ihn ließ Busbeck den Sultan um die Erlaubniß bitten, zeitweilig Wohnort und Luft wechseln zu dürfen. Die Antwort des Großherrn war eines gläubigen Türken würdig: er wünsche zu wissen, was der Gesandte sich bei solchem Begehren denke? ob er nicht wüßte, daß die Pest Pfeile Gottes seien, die ihr Ziel erreichten, ob man fliehe oder nicht? auch er bleibe in seinem Hause, in das die Pest schon gedrungen sei.

Immer strenger ward Soliman in seinen religiösen Anschauungen; die Einfuhr von Wein in die Hauptstadt verbot er damals ganz, auch für die Ungläubigen. Nur mit größter Mühe und unter Hinweis auf die gesundheits-schädlichen Folgen des plötzlichen Wechsels ward durchgesetzt, daß die deutsche Gesandtschaft in aller Stille während einer Nacht einen größeren Vorrath von Wein ein für alle Mal einnehmen durfte. In Bezug auf die Pest vertrat nicht lange darauf Ali Pascha die Sache des Gesandten besser — vielleicht wies er dabei mitleidig auf die Schwäche der Ungläubigen hin; er durfte sich auf die Insel Prinkipo begeben, freilich erst, nachdem er außer andern Hausgenossen auch seinen treuen Arzt verloren. Der Aufenthalt auf Prinkipo war die einzige Dase in der Wüste der Barbarei, in welcher der Gesandte so lange geduldet hatte, ein Idyll, das er mit dem ganzen Entzücken eines befreiten Gefangenen beschreibt. Wenige Griechen lebten da, kein Türke, der ihn belästigte; seiner eigenen war der geschickte Mann allmählich ganz sicher geworden. Hier erquidte ihn vor Allem die Anmuth und Stille der Natur, erfreute ihn die Belehrung, die er für die mannigfachen Bewohner des Meeres empfang. Tage lang war er mit griechischen Schiffen unterwegs, hing in sein Fangnetz was nur im Meere lebte oder sich fand und verglich das Gefundene mit den Beschreibungen der Alten und dem, was er sonst gelernt. Verbot der Sturm die Seefahrt, so widmete er sich der Botanik; lamentirend über die unnöthige Anstrengung des Wanderns zog dann ein dicker fauler Franciscaner hinterdrein.

Auch hier ward der Gesandte einmal halb officiell controlirt; andere Besucher aus der Hauptstadt meldeten die Abnahme der Pest: es starben nur noch 500 Menschen täglich, während vorher die Zahl auf 1000—1200 sich belaufen hatte.

Nach drei Monaten kehrte Busbeck freiwillig in sein Stadthaus zurück; jetzt endlich unter dem Großvezierate Ali Paschas warb ihm freiere Bewegung gestattet. Mit diesem Würdenträger verband ihn eine offenbar gegenseitige Sympathie; bei ihren langen Zwiegesprächen peinigte ihn oft ein wüthender Hunger, da er seine Besuche fast nüchtern zu machen pflegte, um sich „freieren Geistes“ mit dem bedeutenden Manne zu unterhalten.

Als der Inhalt der Präliminarien schon dem Kaiser genügte, genügte er immer noch nicht seinem Gesandten; im letzten Augenblick schien der Abfall eines Ungarn von Soliman und ein feindlicher Einfall in die Moldau alles Erreichte wieder in Frage stellen zu wollen.

Endlich am 1. Juni 1562 — Busbeck war 7 1/2 Jahr in Constantinopel — wurden die Bedingungen eines achtjährigen Waffenstillstandes unterzeichnet. Der Gesandte verlangte und erreichte, daß der Sultan sich eidlich an dieselben band; seinem eigenen Herrn sollte noch freie Hand bleiben. Zur Erläuterung einiger dunkler Punkte bestand der Gesandte darauf, daß ihm ein Vertrauensmann der Hohen Pforte mitgegeben würde, etwa Ibrahim der Pole. Auch das ward zugestanden; am überraschendsten war dem Gesandten, daß man auf seine Bitte jetzt auch noch die spanischen Führer von Dscherbe freigab.

Der Abschied von Ali Pascha, der den Scheidenden reich beschenkte, war herzlich; Soliman, von dem er nur die üblichen seidenen Gewänder erhielt, schalt in der Audienz auf die Unbändigkeit der Besatzung von Szigeth: „Was nützt es uns hier Frieden zu schließen, wenn die Besatzung von Szigeth den Krieg fortsetzt.“ Wenig konnten Beide ahnen, daß vier Jahre später der große Sultan gerade vor Szigeth sterben sollte, noch ehe der letzte Sturm gegen die Feste Brinyz gelungen war.

Auch der Rückweg war nicht ohne Fährlichkeiten, aber Busbeck socht das nicht an; aus vollem Herzen genoß er das reine Glück, daß so viel Beharrlichkeit und Entbehrungen endlich belohnt waren. Er eilte nach Frankfurt, wo Kaiser Ferdinand damals seinen Sohn Max als römischen König krönen ließ; genau acht Jahre nach seinem zweiten Ausbruch in den Orient traf er dort ein; sein Herr war zufrieden mit ihm.

Am 27. November 1562 erhielt Ibrahim Audienz und der Vertrag ward abgeschlossen, — freilich nur, um kaum zwei Jahre später, nach Ferdinands Tode wieder gebrochen zu werden.

Busbeck hat gewisse Beobachtungen, die sich auch in den Briefen schon verstreut finden, wohl bald darauf zusammengestellt und an den Kaiser gerichtet in dem „Rath, wie gegen die Türken zu rüsten sei.“ Die Schrift zeigt die türkische Disciplin im besten, die deutsche im trübsten Lichte, aber sie enthält zugleich zahlreiche Vorschläge zur Besserung. Für die Idealität des Verfassers legt es jedenfalls ein glänzendes Zeugniß ab, daß er damals in Deutschland eine militairische Organisation für durchführbar

hielt, welche an nicht wenigen Hauptpunkten mit den modernen preußischen Grundsätzen sich berührt.

Ferdinand gab seiner Werthschätzung des erprobten Mannes dadurch einen deutlichen Ausdruck, daß er ihn zum Erzieher seiner Enkel bestellte. Später hat Busbeck noch mehrere ehrenvolle Missionen ausgeführt und ist in einem Alter von siebenzig Jahren bei Rouen gestorben.

In Constantinopel haben die Botschafter neuerer Zeit ihn wie seine zahlreichen früheren und späteren Leidensgenossen längst gerächt. Wenn ich versucht habe, sein persönliches Andenken wieder etwas aufzufrischen, so geschah das freilich zunächst aus den allgemeinen Gründen, die im Eingang angedeutet sind, dann aber deswegen, weil Busbeck wirklich zu schade ist, um in einem ganz kleinen Winkel einer ausführlichen Geschichte oder in den Tiefen irgend eines allgemeinen biographischen Handbuchs auf immer zu verschallen. —





Carl Ludwig v. Knebel.

Ein Charakterbild aus Goethes Freundeskreise.

Von

O. Schrader.

— Jena. —

Zur Erinnerung an den 50jährigen Todestag Knebels (23. Februar 1834).



Es war am 11. December des Jahres 1774, als zu Frankfurt a/M. in das einem Künstleratelier gleichende Zimmer des jungen Doctor Goethe ein wohlgebildeter Mann von ungefähr dreißig Jahren eintrat, welcher sich als Hauptmann v. Knebel in herzoglich weimarischen Diensten vorstellte. Von den preußischen Literatoren*), welche der Fremde während einer 10jährigen Dienstzeit in der Armee des großen Friedrich kennen gelernt hatte, wendete sich die Unterhaltung der herzoglichen Residenzstadt Weimar zu, deren Name unter der Regentschaft der kunstsinigen Anna Amalia schon damals die Grenzen des Herzogthums zu überschreiten anfang, und wohin auch Knebel an die Seite des die Erziehung des Erbprinzen Carl August leitenden Wieland als Erzieher und Begleiter des jüngeren Prinzen Constantin erst vor kurzem berufen worden war. Als nun Goethe den Wunsch äußerte, mit den dortigen Personen und Verhältnissen näher bekannt zu werden, entgegnete Knebel, nichts sei leichter als das; denn eben langten die beiden weimarischen Prinzen, auf einer Reise nach Paris begriffen, in Frankfurt an und hätten auch ihrerseits den Wunsch, den Dichter des Götz und Werther kennen zu lernen. Kurz darauf steht in dem Gasthaus zum Rothen Hause**) der junge Dichter zum ersten Male dem edlen Fürstensohne gegenüber, eine Begegnung von großartiger und wahrhaft historischer Bedeutung; denn mit jener Stunde beginnt eine

*) Vgl. Goethe, Aus meinem Leben IX. Bd. (Cotta 1872) p. 511.

**) Vgl. Carl August in Frankfurt a. M., 1880 p. 9.

Äpoche, welche die unscheinbare Stadt an den Ufern der Elbe in der Geschichte der menschlichen Geistesbildung zu einem Höhe- und Wendepunkt gemacht hat.

Aber während Fürst und Dichter damals nur ahnen, was sie sich in Zukunft sein werden, fliegen sich die Herzen Goethes und dessen, den das Schicksal so zum Werkzeug jener Begegnung gemacht hatte, schon jetzt im Sturme entgegen. „Um den besten aller Menschen zu genießen,“ bleibt Knebel einen Tag länger bei Goethe in Frankfurt, mit dem er dann zusammen den Prinzen nach Mainz folgt. Und schon in diesen Tagen gestattet ihm Goethe einen tiefen Einblick in die Liebenswürdigkeit seines Herzens und die geniale Fruchtbarkeit seines Geistes. „Ich habe einen Haufen Fragmente von ihm,“ schreibt Knebel am 23. December an seinen Freund Vertuch in Weimar*), „unter andern zu einem Doctor Faust, wo ganz ausnehmend herrliche Scenen sind. Er zieht die Manuscripte aus allen Winkeln hervor.“ Das leicht erregbare Naturell Knebels ist durch die Eindrücke dieser Tage so in allen Tiefen ergriffen, daß er unter ihrer unmittelbaren Herrschaft nicht Worte findet, um der geliebten Schwester Henriette, der treuen Beratherin seines Lebens, über sie zu berichten. Ein Brief hat schon in's Feuer wandern müssen. Da tritt Goethe in's Zimmer, er sieht die Verlegenheit der Freunde, und nun setzen sich die Weiden hin und schreiben, indem bald der eine, bald der andere die Feder führt, einen uns erhaltenen**), humorvollen, liebenswürdigen Brief an die Schwester, als erstes Denkmal einer brüderlichen Freundschaft, welche die beiden umschlingen sollte — bis zum Tode.

Und sechszig Jahre sind in's deutsche Land gegangen. Zwei Jahre schon ruht Deutschlands größter Dichter an der Seite seines edelsten Fürsten. Man schreibt den 25. Februar des Jahres 1834, da bewegt sich in der feierlichen Stille eines heiteren Abendhimmels durch die Straßen Jenas ein ernster Leichenzug. Abgesandte des großherzoglichen Hauses, Deputirte des Senates und der Stadt, die Studirenden in langem Fackelzug, Tausende von Nah und Fern haben sich eingefunden, um den Vater Knebel zur letzten Ruhe zu geleiten. Eben geht der Vollmond über den Bergen auf, da tritt an die offene Gruft ein würdiger und berebter Priester, und an dem Auge der Leidtragenden ziehen noch einmal die hehren Gestalten jener glänzenden Zeiten vorüber, deren letzter Stern nun in dem Todten verblichen war. Denn mit ihnen allen, mit dem Herzog und mit Goethe, mit Schiller, Herder und Wieland oder wie sie heißen, deren Name heute unser Herz höher schlagen macht, mit ihnen allen hatte der Verstorbene im innigsten Verkehr, im reichsten Austausch der Ideen gestanden. Und, wie es in jener Grabrede treffend heißt: „Was der Mensch ist, davon zeugen ja nächst dem

*) Bgl. Deutsche Rundschau XII. (1877) p. 517 f.

**) Bgl. Briefwechsel zwischen Goethe u. Knebel (1831) I. 1. Die Antwort Henriettens vgl. in C. L. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester H. (1858) p. 9.

was er selbst leistet und schafft, die Verbindungen, in denen er steht und lebt“*).

Was in dieser Abendstunde gesprochen und empfunden ward, das wollen wir heute, wo bald der Verlauf eines halben Jahrhunderts den Blick der Liebe wieder nach jenem Grabe wenden wird, uns hier vergegenwärtigen, und so versuchen, uns ein Charakterbild des merkwürdigen Mannes zu entwerfen, welchen man mit Recht den Urfreund unseres größten Dichters genannt hat. Leiten werden uns hierin die eigenen Werke und Briefwechsel des Verstorbenen, um deren Herausgabe sich namentlich H. Dünker verdient gemacht hat, die Urtheile seiner Zeitgenossen und endlich nicht am wenigsten die lebensvolleren Mittheilungen Derjenigen unter uns, welchen es noch vergönnt war, den Alten von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Wenden wir uns zunächst zu der schriftstellerischen Thätigkeit C. L. v. Knebel's, so kann nicht zweifelhaft sein, daß seine literarhistorische Bedeutung in engerem Sinne in seinen Leistungen als Uebersetzer zu suchen ist. Von zahlreichen Arbeiten**) in Plato, Pindar, Sallust, Horaz, Apulejus, Oßian, Machiavelli, Cervantes, Lord Byron und anderen sind indessen nur folgende Werke der Veröffentlichung übergeben worden: Die Elegien des Propertius 1798, welche schon vorher in den Goren Schillers erschienen waren, Hymnus am Schlusse der Jahreszeiten von Thomson 1824, Saul, Trauerspiel aus dem Italienischen des Alfieri 1829, aber schon am 6. April 1811 zum ersten Mal unter Goethes Leitung in Weimar aufgeführt***), und endlich L. Lucretius Carus „Von der Natur der Dinge“, 1. Ausgabe 1821, 2. 1831. Da die zuletzt genannte Uebersetzung als das Hauptwerk Knebel's bezeichnet werden muß, insofern es den Verfasser fast die Hälfte seines Lebens in Anspruch nahm — die erste gedruckte Probe erschien im Septemberheft des Deutschen Merkur vom Jahre 1792 —, so haben wir uns hier etwas näher mit derselben zu beschäftigen.

L. Lucretius Carus, welcher in seinem Lehrgebiht *De rerum natura* die materialistischen Anschauungen Epikurs dem in den Wirren der Bürgerkriege sich zersekenden Römerthum mit poetischem Schwung und sittlichem Ernst verträgt, war für das 18. Jahrhundert in philosophischer Beziehung ungefähr das, was Horaz in ästhetischer. Voltaire und Diderot bezeichneten denselben geradezu als ihren Vorgänger. Besonders aber scheint die Lucretische Philosophie eine geraume Zeit lang die Weltanschauung jenes Weimarer Kreises gewesen zu sein, welcher unter der Führung des jungen

*) Vgl. Zur Erinnerung an C. L. v. Knebel. Rede an seinem Grabe, gesprochen vom Sup. Dr. Schwarz, Jena 1834.

**) Vgl. C. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Barnhagen v. Ense und Th. Mundt. 2. Ausgabe 1840, p. 4.

***). Ueber die Aufführung vgl. C. L. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette p. 530 f.

Herzogs in überschäumender Jugendkraft Berge und Thäler durchschweifend sich an die Welt in „derber Liebeslust“ fettete.

Nur so erklärt sich das ungewöhnliche Interesse, mit welchem die Freunde die Uebersetzung Knebels verfolgten. Den lebhaftesten Antheil nahm Goethe. Ja, er ging in den neunziger Jahren sogar selbst mit dem Plane um, ein Naturgedicht in der Art des Lucrez zu verfassen, wozu er „seit der kleinen Probe über die Metamorphose der Pflanzen verschiedentlich aufgemuntert worden sei“*). Aus einem nicht gedruckten Brief Knebels an seinen Freund Seebeck ersehe ich, daß Goethe auch ein Gedicht über den Magnetismus beabsichtigte. Genauer erfahren wir über diese Pläne Goethes, für welche er auf die Knebel'sche Uebersetzung als Basis rechnete**), aus der Vorrede, mit welcher Goethe die zweite Auflage der Uebersetzung seines Freundes begleitete: „Ich hatte einmal früher unternommen, Lucrezen als Römer in seinen Tagen, 60 Jahre v. Chr., in Betracht zu ziehen, ihn gegen die wilde Zeit und seinen unruhigen Freund Memmius hinzustellen und möglichst anschaulich zu machen, wie er sich, dem Geist und den Umständen nach, in die Epikurische Philosophie so entschieden flüchten mußte.“ Es sollte also dem Ganzen ein politischer Hintergrund und ein psychologisches Interesse gegeben werden. Indessen blieb es bei den Vorarbeiten, und Goethe begnügte sich damit, die erste Ausgabe des Lucrez durch einen feinsinnigen Aufsatz in den Festen für Kunst und Alterthum dem Publikum anzuzeigen***).

Wenn so die Knebel'sche Uebersetzung schon durch den Autor von Bedeutung war, welchen sie den Zeitgenossen vorführte, so war sie es in weit höherem Grade durch die Art, in welcher sie die archaisirende, schwierige, oft trockene und dunkle Sprache des römischen Dichters verdeutschte. Galt es doch in jener Zeit nicht am wenigsten, den deutschen Sprachgenius empfänglich zu machen für die Aufnahme fremder Geisteskräfte und so jenen schönen Ruhm und Vorzug des deutschen Volkes vorzubereiten, welcher uns die fremde Muse im heimischen Kleide genießen läßt.

Die Leistungen Knebels lassen sich in dieser Beziehung mit Recht über die seines fruchtbareren und bekannteren Nebenbuhlers J. G. Voß stellen, mit welchem er sich in einem ausgesprochenen Gegenjaß befand, insofern er dessen oft sclavische Uebertragung der antiken Prosodiegesetze auf die deutsche Sprache mit Entschiedenheit zurückwies.

„Voß hört übrigens nur mit den Augen,“ schreibt Knebel an Goethe, „und zwar ziemlich holsteinisch“. Seine Schule, zu der auch A. W. v. Schlegel, gezählt wird, wird als die der Puristen, Pedanten und Silbenrigoristen bezeichnet, denen es auf die Hauptsache, auf Sinn und lebendigen Ausdruck am wenigsten ankomme*). „Knebel,“ schreibt Goethe mit Bezug hierauf an Schiller

*) Vgl. Briefw. zwischen Goethe und Knebel Nr. 200—204.

**) Vgl. Knebel an Matthison, Blätter für literarische Unterhaltung, 1834, p. 397.

***). Vgl. Goethes Werke (Gotta 1872) B. XIII, p. 443.

(2. December 1803), „hat sich bei Hellfeld (im alten Döbereiner'schen Haus am Neuthor) eingemietht, weit genug von Voss, um von dessen Rigorismus nicht incommodirt zu werden. Dafür wird er auch unserem Prosodiker das Wasser nicht trübe machen; denn dieser wohnt am Einfluß, er aber am Ausfluß des Baches“ (in der Bachgasse). Knebel's Vorbilder sind die großen Meister in der Handhabung der antiken Metren, Klopstock und vor allem Goethe, dessen Keinecke Fuchs auf eine Knebel'sche Anregung zurückgeht. Ihn hält er für befähigt, Regeln auf dem deutschen Parnassus zu geben; „denn,“ schreibt er an den Freund, „ich finde, daß Du unter Allen unsere Sprache am natürlichsten, ihr eigensten, gebraucht hast, und daß sie Dir selbst hierin kräftig beigestanden hat“**).

Daß er diesen Weg mit Erfolg betreten hat, zeigen am besten die rühmenden, ja oft begeisterten Beurtheilungen, deren die Knebel'sche Uebersetzung sich nicht nur bei Goethe, Wieland und Herder, sondern auch bei Philosophen vom Range eines F. A. Wolf, F. Passow***), Schüz, Böttiger u. A. erfreute.

Hören wir als Probe die prachtvolle Einleitung des Lucrezischen Gedichtes:

„Mutter der Menaden, o Wonne der Menschen und Götter,
 Holde Venus! die du, unter gleitenden Lichtern des Himmels,
 Das schifftragende Meer und die fruchtegebärende Erde
 Froh mit Leben erfüllst; denn alle lebendigen Wesen
 Werden erzeugt durch dich, und schauen die Strahlen der Sonne.
 Wenn du, Göttin, erscheinst, entfliehen die Winde, die Wolken,
 Weichen vor dir: dir treibt die bunteschmückte Erde
 Liebliche Blumen empor; dir lachen die Flächen des Meeres,
 Und es zerfließet in Glanz vor dir der beruhigte Himmel.
 Denn sobald sich die Frühlingsgestalt des Tages enthüllt hat,
 Und entfesselt der zeugende Hauch des Favonius auslebt,
 Künden die Vögel dich zuerst an, Göttin, und deinen
 Eintritt: deine Gewalt durchschüttert ihnen die Herzen.
 Künftige Heerden springen alsdann durch fröhliche Matten,
 Setzen durch reißende Ströme: so mächtig fesselt die Anmuth,
 Und dein zaubrischer Reiz die Natur der Lebenden aller,
 Daß mit Begier dir jegliches folgt, wohin du es anlockst.
 Und so erregt du im Meer, auf Bergen, in reißenden Flüssen,
 Unter der Vögel belaubetem Haus, auf grünen Auen,
 Allen tief in der Brust die schmeichelnde Liebe.“

Gehen wir nunmehr zu den originalen Arbeiten über, so läßt sich, wenn wir vorläufig von den philosophisch-ästhetischen Aufsätzen Knebel's ab-

*) Vgl. Briefw. zwischen Goethe und Knebel Nr. 215—216 und L. v. Knebel als Uebersetzer. Literar. Notizenblatt 1834, Nr. 34, v. Böttiger.

**) Knebel an Goethe. 28. Aug. 1798.

***) Vgl. einen wichtigen Brief F. Passow's b. F. Dünker. Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß. II, 90.

sehen, der Charakter seiner Dichtungen nicht besser bezeichnen, als durch eine Aeußerung Herbers, in welcher er den Freund

cantor et organista naturae

nennt*).

Was die Natur Großes und Gewaltiges, was sie Liebliches und Anmuthiges geschaffen hat, die hehren Gestirne des Tages und der Nacht, der mütterliche Boden der Erde, Wald und Berg, Fluß und Thal, die Nachtigall im Hain, die Pappel am Bach, die Rose im Winter, das sind die Dinge, welche die Phantasie des Dichters erfüllen und bald in feierlichen Hymnen, bald in einschmeichelnden Elegien, bald in anderen antiken Formen ihren begeisterten Sänger und verständnißvollen Beobachter finden. Daneben ziehen sich zwischen vielfältigen Gelegenheitsgedichten und Beobachtungen des menschlichen Lebens häufige poetische Ergießungen, an den Herzog, an Anna Amalia, an Goethe, Herber, Wieland, Griesbach und andere der näher stehenden Freunde. Da unter diesen die Elegie auf den Tod Herbers am 18. December 1803 zu den schönsten und bedeutendsten gehört, will ich den Anfang derselben mittheilen:

„Fliehe lindernder Vers! du kannst nicht nehmen die Schmerzen,

Aber die Töne vielleicht mildern die leidende Brust.

Herber ist todt! — doch sprichst du es aus! und reihest vom Herzen

Einen blutenden Theil mir mit den Worten hinweg.

Heute noch lebt' er mit uns; die goldenen Ströme der Worte

Flossen zu uns, das Herz wuchs mit dem mächtigen Strom.

Brechet die Zweige vom Rande der Ufer und streuet die Blumen,

Ehe sie welken: er fließt nimmer der goldene Strom.]

u. s. w.

Eine werthvolle Eigenthümlichkeit der Knebel'schen Muse sind eine nicht geringe Zahl von in Distichen gekleideten Lehren der Lebensweisheit, welche Knebel im Jahre 1826 unter dem Titel „Lebensblüthen“ — eine Sammlung kleiner Gedichte war schon 1815 herausgegeben worden — veröffentlichte. Der Verfasser pflegte dieselben einzeln auf kleine oblongische Blätter zu schreiben, und, wie wir aus einem Briefe der Frau von Stein vom 1. März 1784 an Knebel erfahren, vergnügte sich die Weimarische Gesellschaft zuweilen damit, dieselben reichum ziehen zu lassen und dann die gezogenen Verse „als eine geheime Deutung des Tadel's oder des Lobes“ zu benutzen**). Einige der gelungensten lauten:

„Tritten des Wanderers über den Schnee sei ähnlich mein Leben:

Es bezeichne die Spur, aber besiede sie nicht.“

„Sei ein Mann, dich zu ehren, und sei ein Mensch, dich zu lieben:

Keine Größe besteht, die nicht auf Menschheit erbaut.“

„Jeder Tag ist ein Leben: an jeglichem Abend begräbt ein

Weiser sich oder ein Thor, je nachdem er gelebt.“

*) Vgl. Nachlaß II, 284.

**) Vgl. H. Dünger, Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß I, 120.

Wenn somit unverkennbare Schönheiten, vor allem in dem sprachlichen Ausdruck in den Knebel'schen Dichtungen anzuerkennen sind, so können wir uns doch heute, im Allgemeinen wenigstens, kaum dem Urtheil Goethes über dieselben anschließen, „daß nämlich die Knebel'schen Gedichte bleiben würden, da sie ein allgemeines, menschliches Interesse hätten“*). Abgesehen von der Armuth der poetischen Motive, tritt uns überall zuviel Schilderung und Reflexion, zu wenig innerlich Erlebtes und Empfundenes entgegen, als daß wir in den Erzeugnissen dieser Muse ein *καίμα* εἰς ἀσὶ erblicken dürften.

Knebels ausgesprochene Befähigung lag auf dem Gebiete des Lehrgedichtes, wie er denn auch diese Gattung der Poesie sehr hoch, vielleicht zu hoch schätzt. „Es freut mich gar sehr,“ schreibt er in dem schon genannten Brief an Seebeck, „daß Goethe diesen ernstern Weg einschlägt und die lehrende Muse wieder erhebt. Dies ist eine der wahren Bestimmungen der Poesie — Volkslehre und Volksweisheit.“ „So werde,“ fügt er in einem Brief an Goethe hinzu**), „die Poesie von einer gefälligen Freundin zur Lehrerin erhoben.“

Herder hatte daher Recht, wenn er mit kräftigen und schönen Worten den Freund auf diesen Weg hinwies***). Daß Knebel aber hier keine selbständige, größere Arbeit, wie er beabsichtigte, zu Stande brachte, verschuldete die ungemeine Schwerfälligkeit und Zaghaftigkeit seiner Production, deren Ursache er zwar gern auf die übergroße Strenge seines Vaters, gegen dessen Grundsätze ein Lob oder eine Aufmunterung der Kinder gewesen sei, schob, welche aber tief in der innersten Natur Knebels begründet lag. Treffender sagt er daher von sich selber:†) „Zum eigentlichen Schriftsteller bin ich nicht geboren. Der gegenwärtige Augenblick macht zu viel Eindruck auf mich und zu viele zerstreute Gedanken hängen sich diesem an. Dazu kommt noch die Laune, die Unzufriedenheit mit mir selbst. Ein Schriftsteller muß gleichsam von seiner eigenen Produktionskraft besessen sein. Er muß hervorbringen — zur Zeit oder Unzeit. Aber zu strenge Sorgfalt und Ueberlegung vertrocknet ihm gleichsam die Dinte in der Feder.“

Wenn aber so Knebel als Schriftsteller im Grunde eine unproductive Natur war, so erhellt, daß wir den außerordentlichen Einfluß dieses Mannes auf seine Zeitgenossen viel weniger in dem suchen müssen, was er geleistet hat, als in dem, was er gewesen ist. Auch hierin dürfen wir aber von einer literarhistorischen Bedeutung reden; denn wenn wir uns heute an den Werken unserer Dichterheroen nicht nur erquicken, sondern auch zu erforschen streben, auf welchem Wege und unter welchen Bedingungen das Genie zu seinem Ziele gelangte, wie sollte uns da nicht ein Mann interessieren, dessen

*) Vgl. Nachlaß III, 70.

**) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel p. 182.

***) Vgl. Nachlaß II, 279.

†) Vgl. Nachlaß I, LV.

Umgang den Besten seiner Zeit ein tiefgefühltes Bedürfniß war? Indessen auch abgesehen hiervon, meine ich, daß gerade in unseren Tagen, wo die Schnelllebigkeit und äußerste Kraftanspannung der Zeit uns immer mehr zu Stücken von Menschen und Rädern einer Maschine zu machen droht, das Versenken in eine ganze, freie, nach allen Seiten reich entwickelte Persönlichkeit uns erfreuen muß, auf welche das Wort des Dichters Anwendung findet:

Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem.

C. L. v. Knebel konnte mit seinem großen Freunde sagen: „Vom Vater hab' ich die Statur.“ Der alte Kanzler des markgräflich ansbachischen Hofes war ein Mann von starker Körpergestalt und ungewöhnlichen Leibeskräften gewesen. Der Sohn hatte beides ererbt. Mit wenigen Meisterzügen hat Goethe die Enaksgestalt des Freundes in jener romantischen Waldscene zu Almenau geschildert, der nach Ufermanns*) Gesprächen ein Ereigniß aus dem Ende der siebziger Jahre zu Grunde liegt:

Wie nennt ihr ihn? Wer ist's, der dort gebüht

Nachlässig starr die breiten Schultern drückt?

Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,

Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme u. s. w.

Ungefähr aus derselben Zeit stammt das, so viel ich weiß, einzige uns erhaltene Jugend- oder Mannesbild Knebels, welches von dem aus der Weimarer Zeit bekannten Herrn von Imhof in Farben gemalt wurde und sich gegenwärtig in Gestalt einer Brosche im Besitz der Entelin Knebels befindet. Eine hochgewölbte Stirn, eine starke, etwas gebogene Nase, ein sehr zierlich geformter Mund, ein freundlich und aufrichtig blickendes Auge, das sind die Hauptmerkmale des schöngebildeten Kopfes, welcher auf einem kräftig gebauten Hals und breiten Schultern ruht. Aus dem späteren Alter Knebels sind uns mehrfache Gemälde, auch ein Basrelief in Medaillonform und eine Büste von Rauch erhalten, in denen sich die Züge des Mannes unschwer wiederfinden. Die Bilder stellen den Alten in seiner gewöhnlichen Tracht dar: das sammtene Käppchen auf dem Haupt, in langem, bis auf die Füße reichenden Talar mit breitem Rand, über welchen das Hemd herausgeschlagen ist, ohne Weste, die breite Brust unbedeckt. Einstimmig wird berichtet, daß er mit seinem von wenigen Silberlocken bedeckten Haupte, dem milden Ernst seiner Züge, der ruhigen Feiterkeit des denkenden Auges den Eindruck eines griechischen Weisen gemacht habe**).

Aber Knebel hatte von seinen väterlichen Ahnen mehr als nur die äußere Gestalt ererbt. Im Jahre 1572 war in Antwerpen — die Knebelsche Familie stammte aus dem Belgischen — ein Hanns Knebel um seines

*) Vgl. H. Dünker, Freundesbilder (1853) p. 427 f.

**) Vgl. Döring in den Blättern für litterar. Unterhaltung, 1834, p. 402 und H. Luden, Rückblide in mein Leben (1847) p. 11.

Glaubens willen dem Feuertode zum Opfer gefallen. Ein alter Holzschnitt*), der in der Familie erhalten ist, bewahrt die Erinnerung an dieses Ereigniß. Unter dieses Bild hat unser Knebel mit eigener Hand eines seiner wohlgelungensten Gedichte geschrieben, in dem es unter anderem heißt:

„Steh' fest, du braver Hanns! und wann dir gleich
Der Büttel enger noch die Knoten schnürt,
Dich deiner Fürstin aufgehob'ne Hand
Zum Frevel gegen dein Gewissen mahnt: —
Indessen mit zurückgehalt'ner Thräne dort
Ein zartes Fräulein klagt um deine Jugend —
Doch steh' du fest!
Es bleibt ein ewiges Gedächtniß dem,
Der seiner Ueberzeugung standhaft folgt,
Das, was in Dir erstirbt, wach glänzend auf
In preisender Geschlechter hohem Ruf“ u. s. w.

Auch der Vater hatte auf dem Reichstag zu Regensburg, wo es sich um die Auktorisation gegen den großen Friedrich handelte, indem er trotz dem Befehle seines Herrn und trotz ansehnlicher Bestechungsversuche seitens Oesterreichs bei seiner Meinung beharrte, daß er als brandenburg-ansbachischer Gesandter nicht gegen das Interesse des Stammhauses handeln dürfe, seinen unerschütterlichen Charakter bewiesen, eine That, für welche er im Jahre 1757 von Friedrich in den erblichen Adelsstand erhoben wurde**).

Die gleiche Wahrheitsliebe und Integrität der Gesinnung war es, welche den Charakter C. L. v. Knebels adelte. Sie hatte ihn zuerst zu seinem Lucrez hingezogen. „Deine Wahrheitsliebe, edler römischer Jüngling,“ sagt er, „wirkt auf mich, so wie der Geist deines großen Epikurs auf dich wirkte***).

Mit seiner Meinung pflegte er gegen Niemanden, am wenigsten gegen den Herzog und Goethe, zurückzuhalten. Ja, als im Jahre 1806 die schrecklichen Octobertage über die Stadt Jena hereingebrochen waren, hatte er sich in seiner Kleidung das Ansehen eines Professors gegeben, lediglich um dreister sprechen zu können, und der französische General d'Albe versicherte ihn, es sei gut, daß er nicht zur Zeit der Revolution in Paris gewesen sei, er wäre des Tages mindestens viermal guillotiniert worden†). Von dem zuweilen sehr freundschaftlichen Ton, welcher zwischen Goethe und Knebel herrschte, berichtet ein noch unter uns lebender Ohrenzeuge, ein Pathetiker††) Knebels, daß einst bei einer sehr erregten Unterhaltung, wo dann das trauliche Du häufig in das steifere Sie oder das brüskere Er überzugehen pflegte, Goethe dem Freund ein beruhigendes „Nun, Alter, werde

*) Im Théâtre des Martyres von Jean Luyken.

**) Vgl. Nachlaß I. VIII. f.

***) Vgl. Nachlaß III. 222.

†) Vgl. Weimar und Jena im Jahre 1806 von H. und H. Keil (1882) p. 103, Brief Knebels an Goethe vom 24. October h. a.

††) E. Excellenz H. Wirkl. Geheimrath Seebek in Jena.

er doch nicht so grob!“ zurief. „Dann muß er aber auch nicht solche Thorheit schwätzen,“ war die Antwort.

Aus Alledem geht hervor, daß Knebel zum eigentlichen Hofmann nicht geschaffen war, wie er denn auch in den mißmuthigen Stunden seines Lebens über das Leere und Unwahre des Hoflebens mit Vorliebe zu schelten pflegte. Doch zog ihn die tiefeingewurzelte Verehrung der herzoglichen Familie immer wieder in diese Kreise zurück.

Endlich scheint auch das leicht erregbare und heftige Temperament des Vaters, dessen Jugend hierdurch in manche abenteuerliche Affairen verwickelt worden war, auf den Sohn übergegangen zu sein. Knebel war eine cholerische Natur der reinsten Form. Eine ungemeine Lebhaftigkeit charakterisirte sein ganzes Wesen. In früherer Zeit namentlich war es ihm unmöglich, während einer Unterhaltung an einer Stelle, und ohne sich etwas zu schaffen zu machen, still zu sitzen. Seine Rede glich einem Waldstrom, der von Baum zu Baum und Fels zu Fels springt. Jeder in ihm aufsteigende Gedanke, jeder äußere Eindruck konnte eine neue Ideenkette in ihm aufknüpfen. Seine Art zu sprechen hatte etwas Abgerissenes und Gehacktes, bald den Hörer zu Thränen Rührendes, bald ihn zum Lächeln Verleitendes, aber immer etwas Interessantes*). Den Sprechenden pflegte er selbst mit seinem in allen Tonarten variirenden Jo, Jo zu unterbrechen, das in Weimar und Jena nicht minder bekannt war wie die Geheimräthlich Goethe'sche Interjection Hm, Hm.

Seine Leidenschaftlichkeit konnte über sehr geringfügige Veranlassungen ausbrechen, hatte aber bei der grundlosen Gutheit seines Herzens, die wir noch weiter kennen lernen werden, für seine Freunde eher etwas Rührendes, ja Humorvolles, namentlich wenn sie sich auf das Schicksal oder auf Ereignisse bezog. So wurde am 10. Mai 1805 in eine Abendgesellschaft bei Professor Fahrenkrüger die plötzliche Nachricht von Schillers Tod gebracht. Während Alles verstummt, springt Knebel wüthend auf, schlägt mit geballter Faust auf den Tisch mit den Worten: „Der Tod ist doch der wahre dumme Junge!“ Er war über den Tod, der dieses Edelreiß geknickt hatte, so ergrimmt, daß er ihn am liebsten nach studentischem Comment gefordert hätte**).

Wie es aber bei tiefer angelegten cholerischen Naturen der Fall zu sein pflegt, daß ihnen ein Tropfen Schwermuth beigemischt ist, so war es auch bei Knebel. Ja, der Zug der Melancholie hatte sogar bei einem seiner Geschwister einen tragischen Ausdruck gefunden. Bei einem Besuch Knebels in Ansbach im Mai 1790 erschloß sich auf einem Spaziergang im Walde fast unmittelbar an seiner Seite ein junger, hoffnungsvoller, überall herzlich ge-

*) Vgl. H. Luden, Rückblicke p. 93.

**) Vgl. Ein Engländer über deutsches Geistesleben. Aufzeichnungen F. Crabb Robinsons v. A. Cinner (1871) p. 297.

liebster Bruder Max, ohne daß man eine bestimmte Veranlassung zu dieser unseligen That hätte entdecken können*).

Diese ohne Zweifel ursprünglich vorhandene Gemüthsanlage mußte namentlich ein Umstand in den Lebensverhältnissen Knebels hervortreten lassen. Schon im Jahre 1781 hatte die bei den wenig glücklichen Neigungen des Zögling's nicht sehr erquickliche Stellung Knebels als Prinzenenerzieher ihr Ende erreicht, und derselbe befand sich nunmehr schon in seinem 37. Lebensjahre in der Lage, ohne jede berufliche Thätigkeit eine Pension von erst 600, dann 800 Thalern in Ruhe verzehren zu können. Bei dem hochgespannten Rechtlichkeitsgeföhle Knebels indessen und bei dem scharfen Spott, den er selbst über die Unzahl der an den deutschen Fürstenhöfen lediglich als fruges consumero nati ihr Dasein fristenden Existenzen ausgoß**), hatte diese Stellung eines Pensionärs, in welcher er sich außerdem von aller Welt beneidet glaubte, etwas sehr Peinliches für ihn. Trotzdem aber konnten sich der Herzog und Goethe, so sehr sie in einzelnen zum Theil wichtigen politischen Commissionen***) ihn zu verwenden geneigt waren, nicht entschließen, der Reizbarkeit seines Naturells und der gewissen Unstätigkeit seines Charakters eine staatliche Stelle anzuvertrauen, welche des Freundes würdig gewesen wäre. Diese Verhältnisse erfüllten zuweilen die Seele Knebels mit herber Bitterkeit; in solchen Stunden sehnte er sich weit weg aus dem Geräusche der Welt in die Stille seiner Studirstube oder in die Einsamkeit seines geliebten Waldes. Ja, er, das Urbild männlicher Gesundheit, konnte sich in solch' hypochondrischen Stunden mit dem Gedanken einer auszehrenden Krankheit tragen, so daß ihm der Herzog launisch zuruft†): „Du nagst viel an Dir selber, mein Dieber, man sollte Dich Dir selber mit etwas Bitterem bestreichen, wie den Kindern die Zinger“, und der poetische Einsiedel apostrophirt ihn schon im Jahre 1778 mit den Versen:

Dir, dem zu jeder Zeit und Stund'
An Leib und Seel' ist weh und wund,
Wohnest in Palästen prächtig und hoch,
Und neidest d'rum doch die Maus im Loch u. s. w.

Erst im späten Alter, nachdem er an der Seite der munteren und lebensfrohen Luise von Rudorf, der Goethe'schen Philine in Wilhelm Meisters Lehrjahren, ein eigenes Heim gefunden, und besonders, seitdem er von den Stürmen der Zeit ganz in die trauten Berge Jenas geflüchtet, ein anmuthiges Besiþthum in jenem kleinen Hause drunten im Paradiese sich erworben hatte*), welches in duftenden Gärten und grünenden Bäumen versteckt, doch den Blick

*) Vgl. Nachlaß I, XLII f. und den höchst interessanten Beileidsbrief des Herzogs Karl August vom 27. Mai 1790.

**) Vgl. Nachlaß III. 182.

***) Vgl. Dünker, Freundesbilder p. 486 f.

†) Vgl. Nachlaß I. 164.

††) Seit 1807, vgl. Dünker, Freundesbilder 556 f.

hinaus auf den rauschenden Fluß und die schimmernden Höhen gestattet, erst dann zog in immer engerem Verkehr mit Goethe, dem Großen und Guten, die volle Harmonie in seine bewegte Seele ein. Dann konnte er dichten:

Jahre kommen und veralten
Mit der Zeiten Wechsellauf,
Unter mancherlei Gestalten
Löst sich das Leben auf:
Doch der Freundschaft edle Bande
Löst weder Zeit noch Glück,
Selbst schon an des Grabes Rande,
Preis' ich, Freunde, mein Geschick.

Den grillenhaften Anwandlungen ihres Freundes gegenüber, haben der Herzog und Goethe jederzeit eine wahrhaft rührende Gesinnung an den Tag gelegt.

Besonders schön ist in dieser Beziehung ein Brief des Herzogs an Knebel von 4. October 1781, welcher den Zweck verfolgte, den Empfänger von seiner damaligen Absicht, Weimar zu verlassen und in auswärtige Dienste zu treten, abzubringen. Da dieser Brief nicht nur ein großartiges Denkmal echt fürstlicher Gesinnung ist, sondern uns zugleich auch zeigen wird, in welcher Art eigentlich Knebel befruchtend innerhalb des Weimar'schen Kreises wirkte, so kann ich mir nicht versagen, denselben in einigen seiner wichtigsten Sätze mitzutheilen*):

„Ist's möglich,“ schreibt der Herzog, „daß eine Seele, wie Du bist, mein lieber Knebel, der so wohl und so scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in Anderen eingewickelt liegen, herausklauben, an's Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel über sich selbst, über das, was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? . . . Sind denn Die, die sich Deiner Freundschaft und Umgangs freuen, so slavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Alkenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Receptaculum ihrer Seelen so gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findest, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd, veredelnd, gesammelt hat, ausschütten kannst? . . . Sind wir nicht mehrerer Freuden als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du, von dem Dreck und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? . . . Sind wir bloß zu Ambossen der Zeit und des Schicksals gut genug? . . . Ist's denn ein so geringes Loos,

*) Vgl. Nachlaß I, 126 f., Dünker, Freundesbilder 444 f. und Briefe des Herzogs Karl August an Knebel und Herder herausgegeben von F. Dünker, Leipzig, 1883, p. 27.

die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen; sie auszulesen und zu säen? Muß er nicht etwa auch das Schmiedehandwerk daneben treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? . . . — Und warum? um etwa ein paar Kanzlistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast, als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthier-handwerk treibst? Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurück erwarten, und erzähle, gleich Ulfen dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des fettesten Schweinefleisches oder eines schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten? Warum sich immer ersäuen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist."

Wie also einst Sokrates von sich rühmen konnte, daß er bei seinen Zeitgenossen das Gewerbe seiner Mutter, die Kunst der Mäeutik ausübe, so wird hier aus berufenem Munde unserem Knebel eine ähnliche Bedeutung zugewiesen, und daß auch Goethe so urtheilte, zeigt eine Stelle in einem Briefe Goethes an Schiller vom 19. Januar 1802, in welcher er sagt: „In Jena, in Knebels alter Stube (es ist hier Knebels frühere Wohnung im herzgl. Schloß gemeint) bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinem Raume auf dieser Erde so viel productive Momente verdanke."

Um dies ganz verstehen zu können, müssen wir nunmehr, nachdem wir bisher den Charakter und das Temperament Knebels betrachtet haben uns seinen Herzens- und Geistes Eigenschaften zuwenden.

Gleich in ersteren Knebel mehr dem Vater, so lehrte die unendliche Gutmützigkeit seines Herzens, welche nach Herders Worten*) seine innerste und bleibende Natur war, eher in der Mutter und Schwester wieder. Knebel war ein Genie des Herzens, ein Ausdruck, welchen er selbst einmal in Beziehung auf seine schwäbischen Landsleute anwendet**), und wodurch er besonders den edlen Frauen des Weimariſchen Kreises, den beiden Herzoginnen, der geistvollen Prinzessin Caroline, dem Zögling seiner Schwester Henriette, der Frau v. Stein, v. Herder, v. Schiller und anderen innerlich so nahe trat. Sein sehnlichstes Bedürfnis, Allen eine Freude zu machen, spricht in hundert kleinen Zügen zu uns. Bald schenkt er dem Herzog ein junges Fohlen, daß diesem das „liebste Weihnachtsgeſchenk" ist, bald erfreut er die Herzogin Amalia mit einer Sendung Bratwürste, die sich diese auf sein Wohl schmecken läßt, bald überrascht er Goethe mit Jmenauer Käſen, die eine „eigne Ekloge verdienen" u. ſ. w. u. ſ. w. Im Alter hatte sich dieser

*) Vgl. Nachlaß. II, 272.

**) Vgl. K. L. v. Knebels Briefw. mit Henriette p. 308

Zug sogar bis zu einer gewissen Schwäche gesteigert. So kehrten die Frommann'schen Kinder immer so reich von ihm beschenkt zurück, daß ihre Mutter es für gut fand, die geschenkten Dinge der genaueren Hausfrau immer heimlich zurückzusenden*). Einen armen Handwerker hatte er einst mit einem seiner besten Röcke erfreut. Von der Gattin darob zu Rede gestellt, sagte er in seiner trockenen Weise: „Dumme Frau, einen Rock braucht er, einen schlechten hat er, einen guten kriegte**) er“. Sein Haus in Jena war so gastfrei***) wie das seine. Dabei mochte es wohl geschehen, daß Ausgaben und Einnahmen nicht immer in gleichem Verhältnisse standen. Indessen hat er an Goethe auch in diesen Nöthen einen erfahrenen Sackelmeister und freundlichen Helfer. Für sich selbst hatte er wenige Bedürfnisse, nur daß er den Wein liebte und die Tabakspfeife selten in seinem Munde ausging, wenn er auch gelegentlich über die deutschen Bierbänche und Schmauchlummel raisonnirte†).

Neben dieser bis auf das kleinste Wesen seines Gartens sich erstreckenden Herzensgüte Knebels erquidte nicht minder die dankbare und selbstlose Pietät, mit welcher er an seinen großen Freunden hing, deren höhere Bedeutung er willig und neidlos anerkannte. Namentlich ist Goethe bei seinen Lebzeiten wohl von Niemandem wahrer und inniger verehrt worden als von Knebel. „Es ist vielleicht das erstemal in meinem Leben,“ schreibt††) er an Goethe, als dieser seine Properzischen Elegien durchcorrigirt hatte, „daß mir etwas von mir gefällt. Aber für Deine trefflichen Verbesserungen kann ich Dir nicht genug danken: es ist mir eigentlich nur, als wenn sie mir um derentwillen gefallen.“ Eine gleiche Empfindung athmen fast alle Briefe Knebels an Goethe. Seine tiefempfundene Dankbarkeit gegen den Herzog spricht sich am zartesten aus in einem kleinen Gedichte zum Geburtstag Carl August's:

„Unter tausend schimmernden Blumenkränzen,
Die den Festtag meines erhabenen Fürsten
Fröhlich schmücken, winde Dich durch, Du zarte
Blume des Dankes!

Nicht gemeiner Herzensgesinnung folgend,
Hat er schnellhinfliegender Tage mildres
Schicksal mir vergönnt, den Genuß, des Lebens
Friedliche Schatten.

Wenn so von Knebel mit Recht das Wort galt:

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an“,

so wußte er die Freunde doch nicht minder durch die Beschaffenheit seines

*) Mündl. v. H. Buchhändler Frommann.

**) Mündl. v. H. Geheimrath Seebeck.

***) Vgl. Ein Engländer über deutsches Geistesleben p. 281.

†) Vgl. Luden, Rückblicke in mein Leben p. 91.

††) Dünker, Freundesbilder p. 522.

Geistes „festzuhalten“. Neben einer nicht zu unterschätzenden Gelehrsamkeit, welche er sich weniger durch systematisches Studium — schon nach sehr kurzer Zeit hatte er die Universität Halle, wo er juristische Collegien gehört hatte, mit Potsdam vertauscht*) — als vielmehr durch seinen persönlichen oder brieflichen Verkehr mit den meisten Capacitäten Deutschlands und ausgedehnte Lectüre erworben hatte, war es vor Allem ein ungewöhnlich feiner Tact für das dichterisch Schöne, welcher ihn auszeichnete. Seine Neigung zur Poesie, wie bei anderen Sterblichen durch eine frühzeitige Leidenschaft geweckt, war von dem frommen Dichter Uz, welcher damals in Ansbach lebte, in die richtigen Bahnen gelenkt worden. Schon während seiner Dienstzeit zu Potsdam hatte er Gelegenheit, sein feines dichterisches Verständniß zu bewähren. Er hatte nämlich auf seine Kosten ein nicht unbezweifelndes Gedicht seines damaligen Lieblingsdichters Nicolaus Götz in lateinischen Lettern separat herausgeben lassen. Eines dieser Exemplare war dem großen König zu Gesicht gekommen, und er, der bekanntlich über deutsche Sprache und Literatur so bitter urtheilte, sagte in seiner Abhandlung *De la littérature allemande* unter anderem Rühmenden von diesem Gedicht: „mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores dont je n'aurois pas crus notre langue susceptible“ etc.

Die Poesie aber, wie er sie wenigstens verstand, war für Knebel der Inhalt seines ganzen Lebens. „Man kann Poet sein,“ schreibt er an seine Schwester**), „auch ohne Verse zu machen. Ueberhaupt ist in allen edleren Unternehmungen und Dingen Poesie; nur die Poesie ist es, die sie zu etwas macht. Eine unsichtbare, höhere Liebe zu dem Schönen, dem Vortrefflichen, dessen Werth nur in unserer Seele liegt und das sich mit nichts Irdischem belohnen läßt — das nenne ich Poesie.“ So werden wir es verstehen, wenn Knebel, mit einem umfangreichen und klangvollen Organ ausgestattet, von Allen als ein hinreißender Vorleser geschildert***) wird. Bei dem Vortrag pathetischer Stellen glaubte man einem geweihten Priester göttlicher Offenbarung zu lauschen. In dieser Eigenschaft war er natürlich besonders ein geschätztes Mitglied des weimarischen Kreises, in sofern er nicht nur in den Abendzirkeln der Herzogin als beliebter Vorleser fungirte, sondern auch auf der Liebhaberbühne des Hofes, in Weimar, Ettersburg und Tiefurt nicht selten auftrat. So wirkte er am 6. April 1779 bei der ersten Aufführung der *Iphigenia* neben Corona Schröter, dem Herzog und Goethe als König Thoas mit. An der Hand der ersten Scene dieses Stückes, dessen Manuscript der Dichter dem Freunde zum Geschenk gemacht†) hatte, schrieb Knebel einen Aufsatz über die Kunst zu lesen, der im Nachlaß veröffentlicht ist.

*) anno 1765.

**) Vgl. Briefwechsel p. 498.

***) Vgl. Ruden Rückblicke p. 13. P. Geheimrath Serbeck hat ihn noch gehört.

†) Vgl. Freundesbilder p. 434.

Wodurch endlich Goethen zumal der Umgang des Freundes besonders werthvoll wurde, war durch dessen nicht unbedeutende Kenntnisse und seines Verständniß naturwissenschaftlicher Dinge. Der reizende Park in Tiefurt, welcher heute das Auge jedes Besuchers entzückt, ist in seinen ersten Anlagen das Werk des als Prinzenenerzieher daselbst gebietenden Knebel. Im Jahre 1785 begleitet er Goethen auf einer ausschließlich zu mineralogischen Zwecken unternommenen Reise über das Fichtelgebirge nach Karlsbad. An der Farbenlehre nimmt er den regsten Antheil, und Schiller*) freut sich, daß durch die Besprechungen mit Knebel mehr Bewegung in die Sachen (die Farbenlehre) komme. Goethe**) selbst gesteht: „Die Optica gehen vorwärts. Knebel nimmt Antheil daran, welches mir von großem Vortheil ist, damit ich nicht allein mir selbst, sondern auch anderen schreibe.“

Zum Abschluß unseres Bildes wird es nöthig sein, noch einen kurzen Blick auf die politischen und religiösen Anschauungen Knebels zu werfen.

Was die ersteren anlangt, so dachte Knebel in einer entschieden freisinnigen Weise über das Verhältniß des Einzelnen dem Staate und dem Monarchen gegenüber. „Es muß nur ein Geschäft sein, und dieses ist das Glück des Staates, das Glück Aller, jedes nach seinem Vermögen“***). „Nur im engen Kreise, in der Familie, im Staat, im Vaterland ist dem Menschen ein gedeihliches Wirken möglich. Diese edle Beschränktheit allein führt den Menschen zum wahren Glück. Deshalb müssen die Menschen ein Vaterland haben, müssen Mitbürger sein, politische Thiere. Laß den Kosmopoliten auf dem Ocean schwimmen; der Strom der Flüsse ist wenigstens fruchtbarer. Der Fürst sei die Seele seines Staates, ein egoistischer Fürst ist ein Unding. Ein Jeder aus dem Volke erziehe sich; denn das erzogene Volk erzieht den Monarchen — oder vernichtet ihn. Umgekehrt wäre es freilich leichter und besser: nämlich, daß der Monarch sein Volk erziehte aber beide Theile müssen zusammenwirken“†).

Die französische Revolution, die an dem wundesten und leichtentzündbarsten Fleck der menschlichen Gesellschaft ausgebrochen sei††), begrüßte er mit anderen als den Anfang des Völkerfrühlings, vor ihren Greueln wendete er sich mit Entsetzen ab. Nicht geringeren Ekel empfand er freilich vor der Zersahrenheit und Jämmerlichkeit der politischen Verhältnisse Deutschlands, wie sie namentlich auf dem Raftadter Congreß in nackter Erbärmlichkeit sich gezeigt hatten. Da konnte er dichten:†††)

*) Schiller an Goethe, Nr. 264.

**) Goethe an Schiller, Nr. 260.

***) Vgl. Nachlaß III, p. 184.

†) Vgl. Nachlaß III, p. 493 f.

††) Vgl. Nachlaß III, p. 107.

†††) Vgl. das Gedicht „Die Wälber“, Nachlaß I, p. 22.

Knechtschaft gebietet man nicht, als dem, der Knechtschaft verdient:
Welch' unwürdiges Loos traf dich, mein mütterlich Land.

und in einer Ode an das Vaterland:

Vaterland, wenn du es bist! — so helfen denn Lehren
Nichts? So muß die Ruthe des Geißlers
Dir auf dem Rücken ruhn? Trauriges Loos, wenn der Arzt uns
Zu den Unheilbaren schickt.

Die preussische Politik seit Friedrichs Tode hielt er für im Grunde verfehlt, engherzig und beschränkt, die preussischen Staatsmänner, von denen er Viele persönlich kennen gelernt hatte, für jeder Menschenansicht und Menschenkenntniß baar, über die preussischen Offiziere fällt er in dem Jahre vor der Schlacht bei Jena ein vernichtendes Urtheil*).

Auf dieser Folie mußte Knebel's für alles Bedeutende empfänglichem Geiste die Gestalt eines Bonaparte als wirklich bewundernswürdig erscheinen. Er war der geschickte Wundarzt, der den todtkranken Staatskörper mit festem und genialem Geist wiederhergestellt hatte, und nun bloß darin sich vergriff, daß er auch die anderen, nicht minder kranken und schwächlichen Staatskörper auf gleiche Art heilen und sie zuletzt als sein Eigenthum behalten wollte**).

So ging der Frühlingshauch der Freiheit, der im März 1813 die deutschen Lande und Herzen durchwehte, unverstanden und ungeglaubt an Knebel wie an seinem großen Freunde vorüber, und wir können uns eines Gefühls der Trauer kaum erwehren, wenn wir just an dem 16. März, an welchem unter dem Jubel eines erwachenden Volkes Friedrich Wilhelm die Kriegserklärung gegen Napoleon unterzeichnete, einen so von Grund aus deutschen Mann, wie unseren Knebel, seinem Freunde schreiben sehen: „Ein großer Theil unserer Jünglinge ist in voriger Nacht zu den Versammlungs-örtern abgereist. Andere sollen ihnen folgen. Die Verwirrung dürfte ziemlich allgemein werden, wenn Minerva nicht bei Zeiten einigen die blonden Locken ziemlich durchschüttelt“.

Doch gestattete er später seinem Sohne Karl, den Fahnen der Verbündeten zu folgen***), die Betheiligung aber an der von Professor Ruden herausgegebenen Zeitschrift Nemesis lehnte er auch jetzt noch mit den Worten ab: „Soll ich den großen Napoleon verkleinern helfen†)? u. s. w.“

In seiner religiösen Denkungsweise hatte Knebel eine merkwürdige Wandelung durchgemacht. Im väterlichen Hause nach streng positiven Grundsätzen erzogen und mit einer tactfesten Bibelkenntniß ausgestattet, hatte

*) Vgl. Briefw. zwischen Goethe und Knebel I, p. 127, 129, 149, 169, 268 u., Weimar und Jena im Jahre 1806, von H. und H. Keil, p. 103, und Knebel an Goethe vom 30. Dec. 1805.

**) Vgl. Nachlaß III, p. 108.

***) Vgl. H. Stahr, Weimar und Jena (1871), II, p. 172.

†) Vgl. Nachlaß III, p. 107.

er den heftigsten Wunsch gehegt, sein Leben dem Studium der Theologie widmen zu dürfen; doch hatte er dem Widerstande seines älteren Bruders Christian, welcher in heftigen Diensten stand und nach den damaligen Anschauungen von Offizierszucht durch einen Pastor die Ehre der Familie für gefährdet hielt, endlich nachgeben müssen. Aber noch in Potsdam war er durch regelmäßigen Kirchenbesuch und strenge, ernste Gläubigkeit bei seinen Kameraden bekannt.

Ganz anders wurde dieß mit seinem Eintritt in den Weimariſchen Kreis, und besonders seit seiner Beschäftigung mit dem *Encyc* — ein interessantes Beispiel, wie das Werk auf den Autor wirkt, der Pfeil auf den Schützen zurückspringt — hatte sich bei ihm ein völliger Umschwung der Denkungsweise vollzogen und eine gänzlich naturalistische Auffassung der Dinge eingestellt. Als Schiller im Jahre 1787 Knebeln in Weimar in dem Goethe'schen Gartenhaus, welches dieser während der Abwesenheit des Freundes in Italien bewohnte, zum ersten Mal kennen gelernt hatte, schrieb er an Körner*): „Dieser Tage bin ich auch in Goethes Garten gewesen beim Major. von Knebel, seinem intimen Freunde. Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze, philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation gesteigerten Attachment an die Natur und eine Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinke u. s. w.“

In zahlreichen Aufsätzen über Polytheismus, des Menschen Leben und Streben, über Unsterblichkeit, Atheismus u. s. w. suchte sich Knebel über diese letzten Fragen, besonders aber über die Frage nach der eigentlichen Bestimmung des Menschen Klarheit zu verschaffen. Doch muß bemerkt werden, daß Knebel kein unerbittlich consequent denkender, kein philosophischer Kopf war; seine Betrachtungen entspringen vielmehr vereinzelten Erfahrungen und augenblicklichen Stimmungen, widersprechen sich daher vielfach und machen ein befriedigendes Resultat unmöglich. Am glücklichsten fühlte er sich in einem mehr poetischen als philosophischen Cultus der Natur. „Vere die Natur an,“ sagt er einmal**), „dies ist deine Pflicht. Dieser Gottesdienst ist der größte, und faßt alle anderen in sich.“ Die Grabinschrift die er sich gedichtet, lautet:

„Nicht zu der irdischen Fluth und nicht zu dem finstern Noctos
Wollte mein Geist, auch nicht hin in's elyrische Feld:
Nein wie er war, nahm ihn die Natur nun wieder zu sich auf,
Und im unendlichen All lebet er ewig mit fort.“

Wenn er in seinem Mansardzimmer am Paradiese saß, und der Blick

*) Vgl. Dünker, Freundesbilder p. 482.

**) Vgl. Nachlaß III, p. 488.

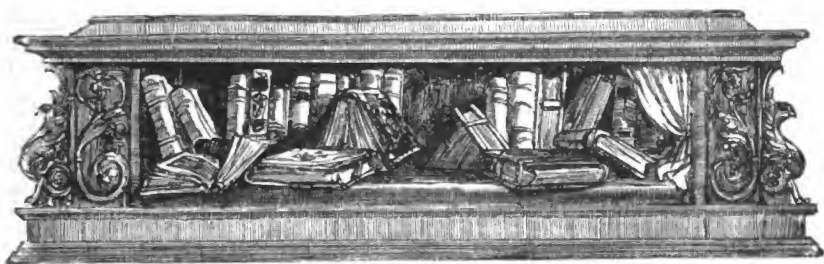
hinaus schweifte auf die Berge, welche die untergehende Sonne mit jener zauberischen, dem Saalthale so eigenthümlichen Färbung überzog, pflegte er still zu den Seinen zu sagen: „Das kommt von der Ewigkeit.“

Die Natur war ihm die allgütige Mutter, und noch als in den letzten Stunden seine unerschöpfliche Lebenskraft nur nach schwerem Kampfe Abschied nahm von der langgepflegten, süßen Gewohnheit des Daseins, sagte er heiter: „Lasset es gut sein; die Natur hat Alles weise geordnet; auf einen starken Amboß ließ sie auch einen starken Keil fallen.“

Wir sind am Ende, und es bedarf nicht mehr der Worte viele. Sollte es einst der Dankbarkeit unserer Stadt gefallen, an der Stelle, wo jetzt nur die Natur ihren begeisterten Sänger mit einer dichten Epheudecke liebend umhüllt hat, ein Denkmal der Verehrung und Liebe zu errichten, so wüßte ich, wenn es derselben bedürfte, keine bessere Inschrift darauf zu setzen als das Wort des Dichters:

Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.





Brennende Liebe.

Von Hans Hopfen.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Bekanntlich theilen sich die Eigenthümlichkeiten der Bodenbeschaffenheit den Pflanzen mit. Die Franzosen sagen namentlich vom Wein: „il sent le terroir“ — er hat den Erdgeschmack, und sie übertragen diesen Ausdruck auch auf die Menschen und auf geistige Arbeiten. Wenn es einen Schriftsteller bei uns zu Lande giebt, von dessen Werken man sagen darf: sie haben den richtigen Erdgeschmack, so ist dies Hans Hopfen. Wer auch nur zwei Seiten von Hans Hopfen gelesen hat kann nicht darüber im Zweifel sein, „woher er kam der Fahrt.“ Er ist Bayer durch und durch, vom Scheitel bis zur Sohle, in unversehrtem Vollbesitz aller berechtigten und unberechtigten bayerischen Eigenthümlichkeiten, zwar politisch durchaus kein Particularist, aber dichterisch froh in der Ausübung seiner landsmännischen Reservatrechte. Alles ist vollbayerisch an ihm und in ihm: sein festes Auftreten, sein Kurzangebundensein, seine Derbheit, seine Frische und Gesundheit, sein Empfinden und seine Sprache. Es ist daher auch ganz natürlich, daß er immer wieder zur heimathlichen Scholle zurückkehrt, und er beabsichtigt nun, wie man aus dem Gesamttitel, den er seiner neuesten Geschichte „Brennende Liebe“ vorangestellt hat, ersieht: „Tiroler Geschichten, I. Band“*) — ähnlich wie Zola, wenn auch in bescheidenerem Umfange als dieser — in einer Reihe von Erzählungen, die entweder erfunden oder der Wahrheit frei nachgeschrieben sind, die menschliche Naturgeschichte seiner bayerischen Heimat zu schreiben.

*) Dresden. Heinrich Minden, 1884.

Der Inhalt dieser Erzählung, wie die Andeutungen, die in ihr verstreut vorkommen, lassen das Ziel, das sich der Dichter gesteckt hat, deutlich erkennen. Er will an einigen schlagenden Beispielen die Hauptschäden, die die Lebenskraft des Tiroler Volksstammes bedrohen, klarlegen. Hier ist es die Trunksucht, die zwar nur in einem einzelnen Falle, aber doch in ihrer Gemeingefährlichkeit veranschaulicht wird. Von der Gefahr der durch sinnlosen Eigennuß herbeigeführten Entwaldung handelt eine andere Geschichte; eine dritte wird sich, wenn wir gewisse Hinweise recht verstehen, wohl mit der Ebschleicherei, namentlich der niederen Geistlichkeit, beschäftigen, und endlich läßt das Widmungsgebidht an Franz von Desregger erkennen, daß Hopfen die politische Zusammengehörigkeit des deutschen Südtirols mit Oesterreich, in dem das Deutththum von den Czechen und Magyaren immer mehr in die Enge getrieben wird, tief beklagt; und es ist sehr wohl möglich, sogar wahrscheinlich, daß die Gedanken, die der Verfasser der „Tiroler Geschichten“ sich darüber macht, dereinst in einer besonderen Geschichte zu drastischem Ausdruck gelangen werden.

Hans Hopfen ist ein Meister in Widmungsgebidhten. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß die an seine verstorbene Frau Auguste und an seine Kinder gerichteten, die er seinen neueren Erzählungen vorangestellt hat, in der Empfindung und in der Form überhaupt zu den besten Gebidhten gehören, die in den letzten Jahrzehnten geschrieben worden sind. Auch die Widmung an Franz von Desregger ist von seltener Schönheit:

... Und weil wir alle beide Bayern sind —
 Ich von Natur, Du vom Geschick erlesen —
 Hoff' ich, Du nimmst es gern, mein Angebind.
 Das ist mir stets die reine Lust gewesen,
 Zu sehn, wie Du, ein echt Tirolerkind,
 Ein richtiger Bayer bist im ganzen Wesen.
 Was Wunder, da Ihr doch von Bayern stammt!
 Gott geb's, Ihr wärt noch Bayern alleammt!

Ja, lieber als Dein Sandwirth von Passier
 Ist mir vom Kochelser der alte Schmied, —
 Den mit dem Pinsel Du, ich mit der Leyer
 Verherrlicht, Du in Farben, ich im Lied —
 Der für sein deutsches Land, ein braver Bayer
 Bis ihn der letzte Hieb vom Leben schied,
 Und bis der Hahn zum letztenmale krächte,
 Römern und Kroaten niederwähte.

Diese Andeutung im letzten Verse läßt zwar an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; aber sie genügt Hopfen noch nicht. Er liebt es, die Dinge beim rechten Namen zu nennen; und er macht sich nichts daraus, wenn seine Offenheit Anstoß erregt. Ich glaube nicht, daß er auf die Gunst des Grafen Taaffe speculirt, wenn er also fortfährt:

Um einen Fremdherrn abzuschütteln, führte
 Sein Volk Dein Sandwirth in den Heldentod.
 Wer weiß, ob er nicht heute Neue spürte,
 Säh' in der Ostmark er die schwere Noth,
 Die sicher seine deutsche Seele rührte!
 Statt eines Fremdherrn, dem die Stirn er bot,
 Fremdherrscher habt Ihr heut sieben Millionen,
 Die an der Theiß und an der Moldau wohnen.
 Les' ich, wie der freiwillige Knecht des Czaren,
 Der gänzlich tollgewordene Fußt,
 Mit Kaufesallenhändlern und Magyaren
 Vereint, das gute Recht mit Füßen tritt,
 Träumt mir, daß wieder mit befohlten Schaaren
 Ein neuer Tassilo gen Osten ritt,
 Bis daß auf aller Bajuwaren Erde
 Nur mehr ein Hirte sei und eine Heerde,

„Ein Maler bin auch ich!“ — Mit diesem stolzen Worte verabschiedet sich Hans Hopfen von Desregger. Es zengt von starkem Selbstbewußtsein, und vielleicht wird ihm der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß es sogar anmaßend sei. Mag man ihn immerhin bekritteln — er hat Recht. Er hat die Wahrheit gesagt, die bekanntlich allerdings oft verlegt. Er darf sich mit dem lebensvollsten Maler von Tirols Land und Leuten auf eine Stufe stellen. Beweis: diese Geschichte „Brennende Liebe“.

Es ist nicht schwer, eine Geschichte von Hans Hopfen nachzuerzählen. In der sehr kleinen Schaar der jetzt schaffenden deutschen Erzähler, die überhaupt der Rede werth sind, ist er wohl derjenige, der sich in der Composition der größten Einfachheit und Schlichtheit beleihtigt, der auf stramme Geschlossenheit den größten Werth legt. Ich bin kein Freund des Auerbach'schen Wortes „unentwegt“, aber für den Lauf, den Hopfen seinen Geschichten giebt, wüßte ich kein besseres zu finden. In breitem Bette fließt der Strom seiner Handlung ohne Krümmungen und Windungen und Schlingen auf fast geradem Wege von der Quelle der Mündung zu; wenn auch nicht in gleichmäßiger Geschwindigkeit. Bisweilen zieht er mit bedächtiger Ruhe dahin, bisweilen rauscht er schnelleren Laufes in die Tiefe, und es bilden sich sogar bedenkliche Stromschnellen; aber niemals ist man im Zweifel darüber, ob man den Hauptstrom oder einen Nebenfluß vor sich hat. Hopfen stellt gleich zu Anfang seine Hauptpersonen klar und fest hin. Man weiß sogleich: nur um diese wird es sich handeln, und er beschäftigt sich in der That fast ausschließlich nur noch mit diesen. Er hält fest an der Stange und widersteht mit großer Willenskraft jeder Verführung, sich mit Andern zu beschäftigen, die interessant erscheinen, und mit denen man sich, ohne es zu wollen, leicht festplaudern könnte, um darüber die Hauptsache zu vergessen. Die episodischen Gestalten interessieren ihn nur und sollen auch uns nur interessieren, insofern sie von Erheblichkeit für das Geschick seines Helden und seiner Heldin sind. Was sie sonst noch thun

und treiben — mag es noch so kurios und eigenthümlich sein, es soll uns nicht weiter kümmern. Der Erzähler macht keine Sprünge nach rechts und links; von dem Augenblicke an, da er uns die Heldin vorgeführt hat, bis zu ihrem letzten Athemzuge bleibt er ihr steter Begleiter und entrückt sie unserem Gesichtskreise auch nicht auf einen Augenblick.

Der Titel „Brennende Liebe“ ist ein Wortspiel. Es ist nicht die „heimliche Liebe“, von der das Volkslied singt, die heißer brennt als Feuer und Kohle; „brennen“ ist hier nicht als verbum neutrum, sondern transitiv als verbum activum gebraucht, es ist die „Liebe als Brandstifterin“, die verschmähte Liebe, die aus Rache den verderblichen Span entzündet und des Nächsten Haus in Brand steckt.

Allois Herbst, Zimmermann und gelegentlicher Vieharzt zu Deutschhofen, der sein gutes Auskommen hat, fragt die neunzehnjährige hübsche und verständige Rosa Mittermayer, die Schwägerin des reichen Bauern „auf der Platt“ mit Namen Brunner, ob sie ihn zum Manne nehmen wolle, denn er liebe sie aufrichtig. Es müßte ein Paar werden, wie man es sich passender gar nicht denken könnte. Rosel könnte gewiß eben so glücklich in der Ehe werden, wie ihre Schwester, des reichen Plattenbauers gottesfürchtige, ehrfame, wackere Hausfrau; denn Allois Herbst ist ein kreuzbraver Mensch, der sich des besten Ansehens in Deutschhofen und in der ganzen Nachbarschaft erfreut, fleißig, ordentlich und nüchtern, und der seine Frau auch gut ernähren kann, Rosel aber ist ein frisches, gutes Mädchen und beinahe wohlhabend zu nennen. Und Rosel liebt Allois vielleicht noch mehr als er sie. Auf die Werbung aber schüttelt sie den Kopf, sagt „Nein“ und macht allerhand Ausflüchte, als der Zimmermann in sie bringt, um den Grund ihrer unbegreiflichen Weigerung zu erforschen: sie sei noch zu jung, er solle später wieder einmal anfragen, sagt sie zuletzt. Traurig zieht der Zimmermann auf dem schlechten, sonnigen, steinigen Wege nach Deutschhofen zurück, und nicht minder traurig erklimmt Rosel den steilen Pfad, der zur Platten hinaufführt. Da steht das zweistöckige, gutgehaltene Bauernhaus ihres Schwagers, mit reichlichen Ställen und Wirthschaftsräumen; auf der anderen Seite des Wegs sind kleine unansehnliche Häuschen in schlechtem Zustande, die von armen Leuten bewohnt werden.

Rosel tauscht mit ihrem Schwager einige flüchtige Worte und begiebt sich dann schnell in ihr kleines im Giebel gelegenes Stübchen, verriegelt die Thür und wirft sich in wilder Verzweiflung unter heftigem Weinen vor dem Bildwerke des Gekreuzigten nieder. Sie betet inbrünstig und lange, so lange, daß ihr zeitweise die Sinne schwinden, und in diesen Synkopen tauchen wunderliche Bilder vor ihr auf, — unerfreuliche, häßliche, peinigende Bilder, die sie verjagen möchte, die sie aber nicht loswerden kann.

Sie sieht die Großmutter vor sich, eine steinalte Frau, die aus der wohlgeputzten Flasche den landesüblichen Schnaps, den Enzian, eingießt und den Inhalt des dünnen Glases mit lüsterbem Schmunneln betrachtet und

hinuntergießt. Die kleine Rosel hat nicht recht gewußt, was das zu bedeuten hat; aber ihr Kinderinstinct hat ihr doch Grauen vor der Flasche und vor der Großmutter, wenn sie zur Flasche greift, eingeflößt. Und die Großmutter hat auch sie zum Trinken gezwungen; es hat ihr erst auf der Zunge gebrannt, sie hat es ausgespion; dann aber macht sie große Augen, und der Nachgeschmack prickelt. Großmutter stirbt, wie es scheint, am Säuerwahn . . . Nun sieht sie die Mutter und hört als kleines Kind die nächtlichen Auseinandersetzungen zwischen Vater und Mutter: wie der Vater besänftigt, beschwichtigt, wie die Mutter aufsteht mitten in der Nacht, nach etwas Blinkendem greift — es ist ein Glas — und wie auch sie dies Glas mit Enzian füllt und in der Nacht trinkt — und trinkt und dann ganz wunderliche Reden führt; wie dann gescholten wird, wie sich die Eltern schließlich dalgen. Und die Leute im Dorfe wissen nichts davon und preisen die Mittermayer'sche Ehe als eine glückliche. Und auch die Mutter stirbt, und auch ihren Tod hat der Trunk beschleunigt . . . Aber vor Rosels aufgeregtem Gemüth er scheint noch etwas Anderes. Sie ist unter der Erde, ein aufdringlicher Geruch wie von feuchtem Holz und nassen Steinen steigt auf, und noch etwas Anderes ist dabei, etwas Fieseliges. Sie ist im Keller ihres Schwagers eingeschlafen, und aus einem der großen Fässer rinnt ein dünner Strahl Wein; auch sie hat sich betrunken. „Großmutter, Mutter und Kind wohin ist es mit euch gekommen!“

Die entsetzliche Erblichkeit des Lasters, — sie ist es, die Rosel schauern macht, und die sie veranlaßt, dem geliebten Manne, der sie zum Weib nehmen will, die Hand zu versagen. Sie hat keine anthropologischen Studien gemacht, aber sie fühlt innerlich, daß etwas Unheimliches, dem sie kaum widerstehen kann, eine Gewalt auf sie übt. Aber sie will den bösen Feind besiegen. Sie hat die besten Vorsätze, sie will des braven Alois würdig werden, sie will sich nur noch prüfen; und wenn sie eine gewisse Zeit lang der Versuchung zu troßen vermag, dann will sie mit Gottvertrauen des Zimmermannes Frau werden.

Diese Exposition, wie Hopfen sie giebt, halbverschleiert, in unbestimmten Tönen, wie die Wahnvorstellungen einer Fieberkranken, Besinnungslosen — Hirngespinne, die sich aber nur aus Thatsächlichem erzeugen können, ist sehr kunstvoll und poetisch. Es ist alles nur in aphoristischen Andeutungen skizziert, und es ist ein Glück, daß es der Dichter bei dieser Skizze hat bewenden lassen, daß er die merkwürdige Stimmung, die über dem Ganzen liegt, nicht durch eine überflüssige, ja schädliche Ausführung verdorben hat.

Rosel kommt wieder zu sich, und sie folgt dem Rufe der Ahrigen, die sich an dem schönen Sommerabend vor der Hausthür auf der Bank niedergelassen haben und sich ihres Lebens und der schönen Natur freuen. Da stürzt von gegenüber aus einem der kleinen Häuschen ein Bauernbursche herbei, ein abgerissener kleiner Kerl, „ein Mittelding zwischen Zwerg und Jüngling“, der Maccaronihansel, athemlos, und klagt bitterlich über den

Vater, den alten Mutschenbacher, auch der „wälsche Naz“ geheißen, der sich in heftigen Schmerzen drücken in seinem Stübchen windet und jammert zum Steinerweichen. Der Vater ist vor einiger Zeit in die Sense gefallen; nun ist er arbeitsunfähig, und die jungen Geschwister haben nicht satt zu essen. Und der Maccaronihansel kann nicht genug verdienen, um die ganze Sippe zu füttern, und der Alte ist ungeduldig und verzweifelt an Gott und den Menschen; er heult und schreit und schimpft und flucht. Rosel besinnt sich nicht einen Augenblick, sie eilt hinüber zum wälschen Naz und verrichtet in dem elenden Gemach wahre Samariterdienste. Sie wäscht die eitrige Wunde aus und legt einen neuen Verband auf; sie schickt den Hansel zum Arzt und giebt den Kleinen zu essen und zu trinken. „Hörst Hansel?“ ruft sie dem davonspringenden Burschen nach, „wenn Du den Doctor nicht antriffst . . . Auf alle Fälle gehst auch zum Alois Herbst hin, der hier herum all' das kranke Vieh curirt . . . Und mancherlei, was für das Vieh gut ist, das nützt auch der menschlichen Creatur. So, jetzt geh' und mach, daß Du bald wiederkommst.“ —

Und nun sitzt sie am Bett des Kranken, über den mit Rosas Eintritt Ruhe und Ergebung gekommen ist. Er hält sich still, schon aus Respekt. Es vergehen lange Stunden in Schweigen und Einsamkeit. Rosel weicht nicht von ihrem Posten. Da sieht sie, wie der wälsche Naz verstohlen weint. Er weint jetzt nicht, weil ihn seine Wunde schmerzt; er weint, weil er gar so arm ist; und seine Armuth schmerzt ihn gerade jetzt, weil er Rosel, die es so gut mit ihm meint, nichts schenken kann. Plötzlich aber kommt ihm ein tröstender Gedanke: er hat doch etwas, womit er Rosels Gutthat einigermaßen vergelten kann. In der Ecke, im Wandkasten, da steht ein kurzhafiger, viereckig gerippter Glasstrug vom allerbesten Enzian, wie man ihn gar nicht mehr findet, und den will er seiner Pflegerin schenken. „Nimm ihn als Medicin, er hält sich jahrelang, ich bitt' Dich gar schön.“ Rosel steht ohne ein Wort zu sagen auf und tritt an's offene Fenster. Sie schlägt ein Kreuz und betet inbrünstig in die Nacht hinaus. Und sie betet lange.

Der wälsche Naz ist ganz bestürzt: „Bist Du denn wirklich böie? Ich hab's meiner Seel gut gemeint.“

„Ich glaube Dir das,“ antwortet Rosel; „aber vom Schnapstrinken will ich ein- für allemal nichts hören.“

Hansel bringt den Bescheid, daß die Beiden, der Doctor für die Menschen und der Doctor für das Vieh, morgen auf die Platten kommen werden. Rosel schleicht hinüber.

Der Arzt pflegt den wälschen Naz sorgsam, und Alois Herbst kommt, so oft es seine Zeit irgend erlaubt, auf die Platten unter dem Vorwande, sich mit dem Kranken zu schaffen zu machen, hauptsächlich aber, um Rosel zu sehen oder von ihr zu hören. Der wälsche Naz, der ein püffiger Bauer ist, hat's bald heraus, daß Alois gern von Rosel hört, und erzählt ihm

allerhand schöne Geschichten von ihr, bald wahre, bald erfundene; und wenn der Zimmermann zu vorgerückter Stunde der Nacht vom Krankenlager heimkehrt, so blickt er noch einmal hinauf zu dem lieben Fenster im großen Bauernhause; und in einer finsternen Sonntagsnacht fällt einmal eine kleine Rose auf die Gasse herunter.

Mit dem Mutschenbacher will's freilich nicht recht vorangehen. Der Arzt macht sogar ein sehr bedenkliches Gesicht; aber eines Morgens erscheint der wälsche Raz zu Aller Ueberraschung plötzlich auf der Straße, geht stolz daher und erzählt, daß der Arzt ihm nichts genügt habe, daß er aber wieder gesundet sei, und das verdanke er der Rose und einem Freunde aus Wälschland, der ihm eine wunderthätige Salbe gegeben habe. Freilich ist nun der Mutschenbacher, wie es scheint, wieder gesund; aber Rose, die so viel dafür gethan hat, kann sich nun doch nicht recht darüber freuen. Denn nun hat der Verkehr mit dem Zimmermann ein Ende. Nun werden oft lange Wochen vergehen, bis sie sich sehen und sprechen können. Er darf ja nicht zu oft kommen, um Rose nicht in's Gerede zu bringen. Und wenn er lange fortbleibt, dann wendet er sich vielleicht einer Andern zu . . .

Eine Welt von traurigen Gedanken trägt sie mit sich herum, und wenn die Andern sie fragen, was ihr fehle, so weiß sie keine Antwort zu geben. Aber in einem halben Jahre wird ja Alles gut, da hat sie ja dem Alois erlaubt, noch einmal um sie zu werben, und diesmal wird sie ihn nicht heim schicken. Und Alois denkt noch an sie, er hat sie ganz gewiß nicht vergessen! Neulich, mitten in der finsternen stürmischen Nacht, hat sie Schritte vor dem Hause gehört, und wahrhaftig, wie sie aus dem Bette gesprungen und an's Fenster getreten ist, hat sie ihn in der dunkeln Nacht von der Gasse zu ihrem düstern Fenster heraufstarren sehen. Rose ist glücklich. Sie bleibt nun in den folgenden Nächten wach und wartet; Alois läßt sich aber nicht mehr sehen. Aber bald, in acht Tagen muß er ja kommen! Am nächsten Sonntag! Da ist des Schwagers Geburtstag, und da kommt die ganze Nachbarschaft und Freundschaft, um zu gratuliren.

Und sie kommen auch alle, bis auf den Einen. Alois Herbst läßt sich noch immer nicht sehen. Die Sonne steht schon ziemlich tief, die Bauern haben immer sattgeessen und vollgetrunken; Rose ist vom Schaffen so müde, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermag; sie nimmt einen Teller, setzt sich abseits, um sich zu stärken, und wartet. Da kommt der älteste Junge ihrer Schwester, der Peter, und ruft nach ihr: die Bauern sind wieder durstig, es soll frischer Wein geholt werden. Er hält den Steinkrug in der Hand, der Maccaronihansel, der heute bei der Bedienung mithilft, trägt den andern Krug. Der Peter, der sich mit seiner jungen Tante immer neckt, und der in einem Alter ist, in dem er schon mit einem besonderen Wohlgefallen bemerkt, daß die nur wenige Jahre ältere Tante ein hübsches Mädel ist, veranlaßt die Tante, mit ihnen in den Keller hinabzusteigen; und da überkommt ihn auf einmal eine zärtliche Wallung. Er will sie küssen.

Rosel giebt ihm eine schallende Ohrfeige; dem Maccaronihansel aber giebt sie einen Kuß, der das arme verkümmerte Stiefkind der Schöpfung bis in's Innerste erschütterte. Der übermüthige Peter, der sich doppelt gedemüthigt fühlt, spielt nun seiner Tante einen bösen Schabernak. Die Bauern sind ungeduldig darüber geworden, daß die beiden Burschen mit dem Wein so lange auf sich warten lassen, und rufen nach ihnen. Peter schiebt den Hansel voran, springt dann schnell zur Thür hinaus, wirft die Kellerthür zu und dreht den Schlüssel im Schloß herum.

Rosel ist allein im dunkeln Keller, in dem nur ein dürftiges Lämpchen brennt. Zunächst hält sie es für einen dummen und schlechten Spaß, der doch nicht lange währen kann. Aber es vergeht eine Weile; sie wird ärgerlich. „Ein holber menschenfreundlicher Duft flutet über der Finsterniß und schmeichelt sich um Rosas Sinne“. Nun verliert sie aber die Geduld. Nachgerade wär's Zeit, der Geschichte ein Ende zu machen. Vielleicht ist der Alois Herbst jetzt schon auf der Platt und sucht sie! Die dummen Buben werden sie doch nicht hier stundenlang allein lassen. Der Peter ist vielleicht übermüthig, aber der Hansel ist ihr doch so viel Dank schuldig. Aber vielleicht trinken sich die Buben einen Rausch an — waren sie doch eben schon halb trunken, wie ihr schien — und dann vergessen sie am Ende ganz, daß sie Rosel eingesperrt haben. Am heutigen Tage, da es so laut hergeht, ist Alles möglich. Allmählich kommt die Angst über sie. Wenn die Lampe ausgeht! Wenn einem der Gäste oben ein Unglück zustieße! Die tollsten Gedanken jagen durch ihr Hirn. Vielleicht trifft ihren Schwager gerade heute der Schlag, an seinem Geburtstage. Vielleicht findet Alois plötzlich Wohlgefallen an einem anderen Mädel, sie sind ja heute alle so schön ausgeputzt! Es wird einem Angst und Bange, wenn man diese Schilderung liest. Rosels Blicke bleiben an der winzigen Flamme des trüben Kellersämpchens haften. Wenn es erlösche! Sie schreit auf; sie schließt die Augenlider fest zu, als wolle sie versuchen, wie es in der Dunkelheit ist. Aber es ist gar nicht zum Erschrecken. „Ihr wird nicht dunkler zu Sinn, wenn sie die Augen schließt.“ Die krausesten, thörichtesten Gedanken dringen gewaltfam auf das geängstigte Mädchen ein. Sie ersinnt das Unwahrscheinlichste, eben weil es am meisten beängstigt. Wenn da oben Feuer ausbräche! Groß Feuer! Ihr ist so zu Muth als sähe sie den Plattenhof brennen: „Ein entsetzlich schönes Schauspiel von übermenschlicher Gewalt. In ihren Ohren rumort's, als hörte sie die Flammen prasseln und das zischende Wasser der Feuerspritzen dagegen ankämpfen, Gisch und Dampf und Qualm gebärend.“ Und sie wird in ihrem Keller vergessen! Freilich wird sie vermißt, aber sie wird eben verbrannt sein wie so viele Andere; und sie muß hier unten bei erloschenem Lichte elendiglich verhungern!

Fürchterliche Schreckensgebilde peitschen dem armen Mädchen das Blut durch die Adern. Ihr Kopf brennt, sie drückt die Stirn an das kühlende duftige Holz des feuchten Fasses. Das thut ihr ein wenig wohl. Und nun

schildert der Dichter in hochpoetischer Weise, wie Rosel verleitet wird, im Weine Trost und Heilung zu suchen. Nur andere Gedanken will sie haben. Und da steht ein Glas, und sie trinkt; und sie trinkt sich die Todesangst von der Seele weg. „Und ruhiger floß unter der Beimischung der öligen Gottesgabe die Welle des Blutes, die jüngst noch der Sturm ihrer Furcht in lebensgefährliche Wallungen versezt hatte.“

Und nun trinkt sie auch noch ein Gläschen mehr, weil's gar so gut schmeckt, und sie ist im sanften Halbrausch, als der Schlüssel in der Kellertür klinkt und in der lichten Oeffnung Alois Herbst erscheint. Sie ruft ihn, sie wirft sich ihm an die Brust, und in einem langen Kusse verloben sie sich. Freilich liegt es ihr schwer in den Gliedern; Alois, der nicht dumm ist, merkt auch, daß es nicht ganz richtig um sein Rosel steht, und er fragt sie, ob sie getrunken hat, und lächelt schelmisch, als sie die Frage bejaht. Rosel ist glücklich, und Alois ist glücklich. Als er sich verabschiedet, sagt er zum Plattenbauer, daß er dieser Tage sich wieder einfinden werde, um eine eigene Angelegenheit mit ihm zu besprechen.

Mit dem Gesellprieister Carolus Niglutsch geht Alois nach Deutschnojen zurück. Die nun folgende Unterredung zwischen den Beiden ist nach meinem Geschmack der Höhepunkt des Buches. Sie läßt sich nicht skizziren, sie muß im Original gelesen werden. Dies Zwiegespräch erinnert mich unwillkürlich an die erste verhängnißvolle Scene zwischen Othello und Jago, obwohl es mit dieser nur eine ganz entfernte Verwandtschaft hat und von ihr in allen wesentlichen Punkten sogar grundverschieden ist. Der brave, verständige, wohlmeinende Gesellprieister ist nichts weniger als ein rachsüchtiger Verleumder, der Freude am Bösen hat und das Böse schon um seiner selbst willen thut. Im Gegentheil: er ist ein guter, theilnahmvoller Herr, der es redlich mit Alois und auch mit Rosel meint. Aber er senkt nun in des Zimmermanns reines und empfängliches Herz das erste furchtbar wuchernde Samen Korn des Verdachtes. Er hat in die Familienverhältnisse tiefer hineingesehen als viele Andere, und er weiß, daß Rosels Mutter und Großmutter dem Trunk ergeben gewesen sind; und es kommt vor, daß sich so etwas vererbt. Von Rosel hat er dergleichen freilich nie gehört; Rosel ist ein kreuzbraves Mädchen, und es wird schon Alles gut werden, aber aufpassen schadet halt nichts.

Der Prieister weiß nicht, was er mit seiner harmlosen, gutgemeinten Warnung angerichtet hat. Er hat den Argwohn in Alois geweckt, und der vergnügte Halbrausch Rosels, über den der Zimmermann vor einer Stunde noch gescherzt hat, erscheint diesem nun in einem ganz anderen Lichte. Alois macht sich Sorgen. Er ahnt nun, weshalb Rosel sich zunächst gesträubt hat, und er legt sich, wenige Stunden, nachdem er den ersten Kuß auf die schwellenden Lippen seiner Braut gedrückt hat, die furchtbare Frage vor, ob er recht gethan habe?

Das ist der Inhalt dieses Zwiegesprächs. Er bedeutet wenig im Ver-

gleich zu der wundervollen Form, die er in der Hopfen'schen Erzählung gewonnen hat. Hopfen schreibt wahrhaft gesprochenes Deutsch. Beim Lesen hört man ganz deutlich die Stimme der Sprechenden, und nirgendwo tritt dies vernehmlicher hervor als in der Rede des Priesters. Ja, man hört diesen fetten, breiten, ländlich salbungsvollen Bassbaryton, man hört ihn wie er die Stimme senkt und hebt, wie er nach der Pause wieder einsetzt. Wenn man diese mit Klangfarbe geschriebene Sprache liest, so kann man sein aufrichtiges Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß ein Dichter, der einen solchen Dialog zu schreiben weiß, sich der Bühne entfremdet hat. Außer Anzengruber, mit dem Hopfen überhaupt Manches gemeinsam hat, wüßte ich Niemand zu nennen, der ihm das nachmachte.

Mois Herbst geht Tags darauf auf die Platt und hält, ehrsam und wie sich's gebührt, um die Hand der Rosa Mittermayer an; und in dem Augenblick, da er die Werbung vorgebracht, sieht er Rosel, die zufällig wieder aus dem Keller kommt. Es wird ihm recht unbehaglich dabei zu Ruthe; aber das Glück, das hübsche, geliebte Mädchen seine Braut zu nennen, verscheucht einstweilen jeden andern Gedanken. Als er aber nach längerer Zeit auf einige Wochen, um eine Arbeit zu thun, von der Braut sich trennen muß, da, vor dem Abschiede, geht ihm das Herz über. Er kann es nicht mehr verschlucken, er muß ihr sagen, daß man im Dorfe erzählt, die Großmutter habe den Enzian geliebt. Von der Mutter schweigt er. Und er bittet Rosel, ihm keine Schande zu machen, denn Alles kann er ertragen, nur die Schande nicht! Es kommt zu ziemlich unangenehmen Ausritten, aber es kommt auch wieder zur Versöhnung.

Mois geht nun auf Arbeit nach einem entfernteren Flecken, und in der Einsamkeit und Sehnsucht entbrennt Rosel's Liebe immer wilder und leidenschaftlicher. In dieser Stimmung spielt der halbwüchsige Bursche, der Peter, um sie herum, macht ihr auf seine Weise den Hof, redet leichtfertig von dem philisterhaften Zimmermann und verleitet sie, ab und zu mit ihm in den Keller zu gehen und ein Gläschen vom alten Ungar zu leeren. Es geschieht öfter. Der alte Brunner kommt dahinter und ärgert sich über seine Schwägerin, der er allein Unrecht giebt; und er sagt ihr in's Gesicht hinein, in Gegenwart seiner Frau, ihrer Schwester, daß sich das nicht schickt. Rosel will vor Scham vergehen; eine entsetzliche Angst kommt über sie, daß ihr Schwager gelegentlich dem Moïs Herbst eine Aeußerung darüber mache, dann wäre ja Alles aus. Sie bangt ja schon ohnehin genug um den Zimmermann; denn sie hat gehört, daß er seine Arbeit beendet habe und bereits seit einer vollen Woche nach Deutschnosfen zurückgekehrt sei. Er hat sich aber noch immer nicht blicken lassen. Sie hält es nicht mehr oben aus, auf der Platt. Sie ist Braut; sie will nähen und sticken lernen bei einer alten Frau in Deutschnosfen. Sie macht sich auf den Weg zur Bäuerin auf der Deb, der Anna-Maria Tschandrin, um sich in der hohen Schule der Näherei und Stickerie auszubilden.

In Deutschhausen wohnt sie bei ihrem Bruder, der dort verheirathet ist. Mit dem Zimmermann trifft sie noch immer nicht zusammen, obwohl er im selben Flecken ist. Der Sonntag kommt. Heute wird sie ihm begegnen. Da hört sie vom Lehrling, daß der Meister auf den Plattenhof gegangen sei. Sie macht sich auf den weiten Weg. Sie kommt hinauf, das Haus ist öde. Nach langem Suchen findet sie endlich ihre Schwester, die weint. Der Peter, der da oben auf dumme Gedanken kommen könnte, wird vom Vater zu einem Meister nach Innsbruck in die Lehre gebracht, und Alois Herbst hat den Beiden das Geleite gegeben.

Sehr richtig beobachtet und sehr fein geschildert ist die Gemüthsstimmung Rosels in dem Bauernhause auf der Platt, das ihr nun entseßlich öde vorkommt. Der Zimmermann ist nicht da, er ist mit dem Bauern zusammen: und der Bauer bringt den Peter weg, weil er dumme Streiche gemacht, weil er dem Keller heimliche Besuche abgestattet hat, — abgestattet mit ihr. Die Drei sind beisammen; da giebt wohl ein Wort das andere; der Schwager macht wohl eine boshafte Bemerkung über sie und ihre ungelige geheime Leidenschaft. Und der Zimmermann nimmt das ernst, und dann ist Alles aus! Der Mitwisser eines Geheimnisses ist immer ein Feind; und der brave, gutgesinnte anständige Bauer wird Rosel in ihrer Seelenangst ganz verhaßt. Diese Sorge Rosels, daß ihr Bräutigam jetzt mit ihrem wissenden Schwager zusammen ist, daß dieser sich entweder unbedacht verschwagt oder ihm gar bewußt vielleicht als Warner das Geheimniß mittheilt — diese Beängstigung durch Ungewisses, die Jedermann aus eigener, bitterer Erfahrung kennt, ist kaum besser zu schildern. Und es ist so richtig, daß, während sich Rosel abhärmt in bitterster Seelenqual, derjenige, dessen Schwachhaftigkeit gefürchtet wird, an ganz andere Dinge denkt und gar nicht auf den Einfall kommt, der Geängstigten Unannehmlichkeiten zu bereiten. Der Bauer denkt nur an seinen Jungen und an seine Geschäfte. Aber der Peter, der für seine hübsche Tante viel übrig hat, und der sich über den philisterhaften, stockernsten Alois, für den Rosel viel zu gut sei, ärgert, fühlt in sich den echt schlingelhaften Drang, dem Bräutigam einen Schabernack zu spielen, ihn zu foppen, ihm sogar ein bißchen wehezuthun. Der Peter weiß nicht, was er anrichtet, und wie bitter ernste Folgen sein übler Spaß hat. Als er, indeß der Vater seinen Geschäften nachgegangen ist, mit Alois auf ein Weischen allein bleibt, erzählt er, um den Zimmermann zu verbrießen, wie gut er sich mit Rosel immer gestanden, wie er sich mit ihr in den Keller geschlichen und im Geheimen manch Gläschen Wein getrunken hat; und als er merkt, daß der Fieb gegessen, fährt er mit der Grausamkeit der Jugend fort, die Sache noch weiter auszumalen, und jagt zum Schluß geradezu: „Dich hat sie stark gern, aber den Wein hat sie doch noch lieber als Dich.“ Alois sagt nichts, aber der Streich verwundet ihn bis in's Innerste. Der Priester hat also doch Recht gehabt! Es war kein Zufall, daß er sie zweimal aus dem Keller hat kommen sehen! Nun wird ihm ja die Schmerz-

liche Wahrheit bestätigt — aus dem Munde des allerunverdächtigsten und belastendsten Zeugen, aus dem Munde ihres geheimen Zeckumpans!

Die Männer müssen in Innsbruck übernachten und können erst am Montag in der Frühe nach dem Plattenhof und Deutschnofen zurückkehren. Rosel hat also keine Zeit, auf sie zu warten, und kehrt in trüber geängstigter Stimmung unverrichteter Sache am Sonntag Abend zu ihrem Bruder heim. Dem Bruder, Cajetan Mittermaher, einem derben, kräftigen, ein bißchen rohen, aber gar nicht schlechten Naturkinde, fällt Rosels Verstimmung am andern Tage auf, und er fragt die Schwester, was sie denn eigentlich habe? Diese merkwürdige Verlobung will ihm nicht recht zu Sinn! Dieser Bräutigam, der sich nicht sehen läßt, der nicht einmal auf der Platt wartet, bis sie kommt, und sie nicht einmal in Deutschnofen aufsucht. Und aus dem Wandschrank holt er die Flasche und zwei Gläser, schenkt ein und spricht sich mit der Schwester gründlich aus. Und sie sprechen lange mit einander und trinken; und Rosel trinkt mehr, als Recht ist. Der Bruder, der nebenbei auch aus bauerischem Egoismus Rosel dazu bewegen will, die Sache auf die Spitze zu treiben und eine Entscheidung herbeizuführen, redet ihr zu, sie solle den Alois Herbst nun auf der Stelle auffuchen, solle deutsch mit ihm reden und der dummen Geschichte ein Ende machen, so oder so!

Ja, es ist ein guter Rath! — Rosel springt auf, mit hochgerötheten Wangen, mit fliegenden Pulsen stürzt sie aus dem dumpfigen Bauernstübchen in die helle, heiße Mittagssonne. Ihre Zöpfe lösen sich, die Perlen treten ihr auf die Stirn; ihr ist auf einmal wie schwindelig, sie muß sich festhalten, aber es währt nur einen Augenblick. Sie kommt wieder zu klarem Verstande, und ihre Erregung, ihr Zorn über ihren Bräutigam, ihre feste Entschlossenheit, jetzt gleich die Entscheidung herbeizuführen, sind unvermindert. Auf einmal steht sie — sie weiß selbst nicht, wie sie dahin gekommen ist — in der Stube des Zimmermanns. Alois sitzt allein bei Tisch und blickt verwundert auf. Zuerst überkommt ihn bei dem Anblick des Mädchens ein Gefühl der Freude: er sieht seine Rosel wieder! Als er sie aber genauer betrachtet, da befällt ihn tiefe Traurigkeit. Der Austritt in der Stube des Zimmermanns gehört wiederum zu den sehr bedeutenden Seiten der Hopfen'schen Erzählung. Rosel ist nicht bei Sinnen. Sie bebt vor Zorn; wird weich, leidenschaftlich, zürnt, fleht um Gnade. Alois will sich abwenden, sie stürzt auf ihn zu, wirft den Tisch mit dem Gedeck um, und das eben noch so ruhige, friedliche Junggesellenzimmer ist der Schauplatz einer wüsten Balgerei. Alois will dieser peinigen Scene ein Ende machen um jeden Preis. Er verspricht ihr, was sie will. Er sagt, er verzeihe ihr, er verspricht ihr, bald, sehr bald zu kommen, alles, was sie eben will! Und in ihrer Nüthung und leidenschaftlichen Liebe wirft sie sich dem Zimmermann an die Brust.

„Herbst erwiderte den Kuß, den sie flammend auf seine Lippen drückte. Es war ihm recht, sie noch einmal küssen zu dürfen, sie mit all der Traurigkeit und Liebe, die er um sie in diesem Augenblick empfand, noch einmal an

seine Brust zu drücken und mit diesem innigen, mit diesem letzten Kuß Abschied zu nehmen für immer.“

Kosel versteht den Kuß anders. Sie glaubt, er ist die Besiegelung des Verzeihens, die Wiederaufrichtung des Zerstörten. Die wahre Bedeutung erfährt sie aber bald. Kosel ist auf die Platt zurückgekehrt. Alois kommt nicht. Am fünften Tage endlich bringt ihr die Landbotin einen Brief. Alois schreibt ihr ab: herzlich, ehrlich, offen. Er weiß, daß sie ihn lieb hat, aber sie hat noch einen Andern, den Wein, lieber als ihn! Er gebraucht dieselben Worte, die er von Peter gehört hat.

Ganz wundervoll hat der Dichter die Stimmung des jungen Mädchens nach dem vernichtenden Schläge geschildert. Sie fällt nicht wie todt hin, sie bleibt ruhig und gefaßt. Ihr ist eben, als sei geschehen, was sie lange geahnt, was sie lange vorhergesehen hatte. „In ihr war Alles so gräulich still. Fast erwartungsvoll . . . als ob noch irgend etwas in der Welt kommen könnte, das zu erwarten der Mühe werth wäre.“

Und sie erwartet auch noch Etwas: Rache. Wer hat das Entsetzliche verschuldet? Sie hat es gleich geahnt. Es kann nur der Bauer sein, der Schwager, der feste, tugendstrenge Johann Brunner von der Platt! Der ist an Allem Schuld! Vergeltung üben, nicht an dem Bräutigam, der sie verstoßen, an Johann Brunner, der sie verrathen, — das ist die Aufgabe, die sie nun zu erfüllen hat. Aber wie? — sie sinnt und sinnt. „Halt einmal! Ist es das?! Ist das das Klügste, das Empfindlichste, was ihn treffen kann? . . . Hat sie's gefunden? . . . Sie hat's gefunden! Es wird ihr roth, brennroth vor den Augen . . .“

Kosel liegt im Heuschöber, sie richtet sich auf; was sie meint, ist ihr plötzlich, nach einem kurzen Schlafe gekommen. Sie richtet sich auf und starrt in's Dunkle. „Sie greift mit beiden Händen in's Heu, darauf sie hockt. Fühlt und bricht daran herum. Alles dürr und trocken! Dann läßt sie das Zeug durch ihre Finger fallen . . . Sie weiß nun, wie sie es anfangen soll.“

Der eine Gedanke, daß, was sie geplant, auch auszuführen, verfolgt sie Tag und Nacht. Heut ist der rechte Tag, heut soll's geschehen! Sie sucht den alten Mutschenbacher auf, der wieder auf seinem Schmerzenslager liegt und jammert. Sie erinnert ihn an das, was er ihr einst in Rührseligkeit hat schenken wollen: an die Flasche mit Enzian. Der alte Mutschenbacher thut nun, wenn auch widerstrebend, was er damals von Herzen gern thun wollte. Als ihm aber Kosel hastig eine Handvoll kleiner Münzen zuwirft, mit der der Enzian um das Doppelte und Dreifache bezahlt ist, ist er über das gute Kosel wieder tiefgerührt und gedenkt herzlich seiner Wohlthäterin.

Es ist Nacht. Alles ist ruhig da oben auf der Platt. Kosel schleicht sich aus dem Hause und geht wieder in den Schöber. Es kämpft heftig in ihr, aber der Rachegeanke ist stärker als alle menschlichen Erwägungen. Sie zaudert, sie zittert. Nur schnell zum Werk, sonst graut der Morgen.

„Rosels Hände blinkten auf einmal rothgelb mitten in der Finsterniß. Dann war wieder Alles dunkel. Aber es knisterte und raschelte unheimlich in ihrer Nähe. Dann kam ein wunderlich Gurgeln und Fauchen dazu. Ein Span krachte wie ein Pistolenschuß, und vor ihren Füßen weitete sich ein fahler Schein bogenförmig über das Gras aus, darauf nun Rosels Gestalt ihren undeutlichen Schatten warf.“ Sie schleicht sich in's Haus zurück, sie liegt entkleidet in ihrem Bette und wartet; aber sie sieht noch immer nicht den rothen Schein, nach dem sie späht. Sie steigt aus dem Bette, tritt an's Fenster, Alles ruhig, dunkel kalt. Allmählich wird's unten doch lebhaft.

Es herrscht bald große Erregung. Ein Schurke hat Feuer anlegen wollen. Zum Glück hat's nicht gefangen. Das Feuer ist gut angelegt gewesen, aber nicht stark genug genährt, das Gerüst ist gebrochen, hat die Flamme erstickt. Wer ist der Thäter? Vielleicht ein Betrunkener, der da übernachtet hat, ein Bewohner der Platt kann's unmöglich gethan haben. Vielleicht ist's ein Uebelthäter, und deswegen muß nun aufgepaßt werden. Es wird eine Nachtwache errichtet. Die Bewohner der Platt wechseln ab. Der Maccaronihansel hat die erste Nachtwache. Er findet nichts Verdächtiges. Er streckt sich im Schober auf's Heu, und da stößt er an etwas. Er greift danach und zieht eine Flasche aus dem Heu. Sie ist leer, aber sie riecht noch stark nach Enzian; sie kann erst vor wenigen Stunden ausgetrunken sein. Und wie er die Flasche befühlt, erkennt er sie: gerippt, kurzhaßig, viereckig. Die hat ja immer 'im Wandtschrank gestanden Einen Augenblick schießt ein entsetzlicher Verdacht durch Hansels Gehirn.

Als er am Morgen in das Zimmer des Vaters tritt, fragt er ihn, ob er denn gestern ausgewiesen sei. Der wälsche Naz beantwortet die Frage unter jammernder Bekräftigung seiner Schmerzen und seiner Schwäche verneinend. Hansel zeigt ihm die Flasche. „D, ich weiß, wer Dir die gegeben hat,“ sagt der Kranke; und er erzählt, wie er der Rosel den Enzian geschenkt hat. Das schneidet dem Hansel tief in's Herz. Die Rosel, die er verehrt hat wie einen Engel, die er in seiner rührend unbeholfenen Weise geliebt — sie also war es! Er sagt kein Wort. Es vergehen einige Tage.

Rosel erspäht mit wachsendem Eifer in einer Art von Wahnsinn die erste Gelegenheit, um das mißglückte Werk wieder in Angriff zu nehmen. Und die Gelegenheit findet sich, und diesmal weiß sie die Fehler, die sie das erste Mal begangen hat, zu vermeiden, und das Feuer bricht aus und zerstört die armseligen Baraden der Kleinhäusler und die Dachkammer des Johann Brunner, und der alte Muttschenbacher kommt elendiglich um's Leben.

Der arme Hansel weist in wilder Verzweiflung auf Rosel: „Die hat's gethan!“

Rosel wird verhaftet und wegen Brandstiftung zu sechszehn Jahren schweren Kerkers verurtheilt. Sie verbüßt nur zwei Jahre ihrer Strafe. An einem stillen Frühlingsmorgen stirbt sie in tiefer Reue.

Der Vorwurf zu dieser neuen und meines Erachtens dichterisch fertigsten Erzählung Hans Hopfens, die Vergiftung einer reinen Mädchenseele durch die verhängnisvolle erbliche Trunksucht, ist, wie ich ohne weiteres zugeben will, nicht sehr angenehm und mag Viele abstoßen. Aber ich habe niemals der Kritik die Berechtigung zugestanden, den Dichter wegen der Wahl seines Stoffes zur Verantwortung zu ziehen; es kommt eben Alles darauf an, wie der Dichter seinen Stoff behandelt. Wenn ich von der „Wahl“ des Stoffes spreche, so gebrauche ich wohl nicht einmal den richtigen Ausdruck; dem Dichter, der Land und Leute schildert, wird der Stoff, so abstoßend er auch sein mag, von der Wirklichkeit oft geradezu aufgenöthigt. Ich kenne Südtirol, das Hopfen uns in seinem hellen Lichte und seinen tiefen Schattenseiten schildern will, nicht genau genug; aber ich bin ohne weiteres zu der Annahme geneigt, daß sich das Vorhaben des Dichters gar nicht ausführen lassen würde, wenn er behutsam und ängstlich dem Widerwärtigen ausweichen wollte. Er will uns die Tiroler Bauern schildern, wie sie sind; er will uns zeigen, von welchen Feinden sie bedroht werden; und wenn er unter diesen die Trunksucht in die vordere Reihe stellt, so wird er wohl seinen guten Grund dazu haben.

Die Art und Weise aber, wie Hopfen den spröden und häßlichen Stoff dichterisch bezwungen und durch die Form veredelt hat, ohne ihm von seiner graufigen Verderblichkeit das Mindeste wegzuwaschen, gebietet hohe Achtung vor diesem kräftigen, gesunden dichterischen Talente. Der Vortrag ist durchweg einfach, eindringlich, wahr; alles ist scharfsinzig, nichts verwischt. In diesem Bilde sitzt überall der rechte Pinselstrich und die rechte Farbe am rechten Flecke; und wenn ich Hopfen mit einem modernen Maler vergleichen wollte, so würde ich weniger an Defregger denken, als an Karl Gussow, mit dessen Bildern diese „Brennende Liebe“ in der Farbenfrische und Leuchtkraft viel gemein hat.

Das Verlangen des Dichters, unzweideutig und bestimmt das zu sagen, was er sagen will, macht seine Schilderung bisweilen etwas anspruchsvoll. Mitunter liebt er es, eine ganze Reihe kleiner zerhackter Sätze zu bauen, die mehr den Eindruck eines militairischen Commandos als einer poetischen Schilderung machen. Heinrich Laube wendet diesen Kunstgriff sehr oft an. Ich meine die ganz kurzen Sätze. Ohne Verbum. Ungefähr wie diesen. Etwas anders. Aber so ähnlich. Den Punkt, wo ein Semikolon genügt. Sogar schon ein Komma. Ich könnte Duzende von Beispielen anführen wie z. B. das folgende: „Der Tag war wieder recht heiß, besonders der Nachmittag. Die Arbeit gethan. Die Gedanken frei.“ 2c.

Hopfen braucht aber nicht zu dem Ungewöhnlichen zu greifen, um schön und mit vollen Tönen zu schildern. Wie köstlich ist z. B. das Bild des vollen Frühlings! (S. 219). „Heiß liegt die Mittagssonne auf dem lichtgelben Sand und strahlt blendend wider von der weißgetünchten Kirchenmauer. Ringsum in Thälern und Schluchten, auf Gebreiten und im Gehölz,

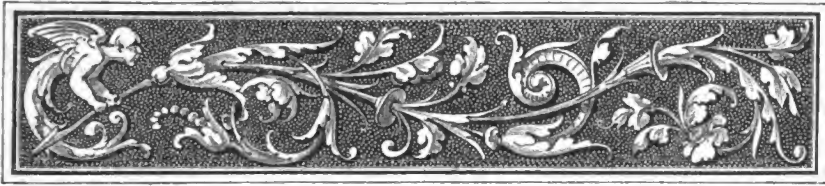
die Berge hinauf und herab stroßt, quillt und plätscht Alles vom Frühlings-
saft und Frühlingstrieben. Die ganze Gegend scheint ein Jubelfest im
üppigsten Pflanzenleben zu feiern. Lichtbunte Farben und allerhand Grün
in Hülle und Fülle. Wonni-ger Duft von Millionen Blüthen wie ein be-
rauschender Hauch aus dem verlorenen Paradiese wogt darüber hin, und
hoch in's tiefe sonnige Blau recken ihre röthlich strahlenden Häupter die
wälderumgürteten Riesen der tirolischen Berge."

Aber noch bedeutender als die Schilderung des Landschaftlichen erscheint
mir die Schilderung der seelischen Vorgänge und der Dialog. Die in meine
Nach-erzählung eingestreuten Citate machen die weitere Anführung von Beispielen
entbehrlich. Nur an einer einzigen Stelle habe ich im Dialog einen schein-
baren Verstoß gegen den Realismus gefunden, und das gleich zu Anfang.
In ihrem ersten inbrünstigen Gebete ruft Rosel den Heiland an und spricht:
„Du stärkst und härtest die nackte weiche Weibeszohle, daß sie unverfehrt
das Stachelhaupt der Abgrundsschlange zertritt." So spricht doch wohl kein
Bauernmädchen. Aber wer weiß? — vielleicht spricht sie doch so, vielleicht
hat sie den Herrn Pfarrer solche Bilder so oft anwenden hören, daß sie
ihr in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Hopfen schreibt ausgezeichnetes Deutsch, und er ist seiner Sache so
sicher, daß er sich auch sprachlich einige Scherze erlauben darf, deren Nach-
ahmung ich einem weniger Kundigen nicht anempfehlen möchte. Er ver-
meidet nicht nur nicht die süddeutschen Idiotismen, er benutzt sie sogar mit
einer gewissen Vorliebe. Er sagt „Dauerbarkeit", wo wir das einfache
„Dauer" oder „Dauerhaftigkeit" vorziehen würden. Er spricht von
„Ingehäusen", ein Wort über das mich nicht einmal Grimms Wörterbuch
hat belehren können; ich setzte voraus, daß es etwa so viel bedeutet, wie
Hausgenosse, Miether, Häusler. Er spricht von „harthausenden" Leuten; er
wendet Wörter an wie „Umtrunk", „Fürtuch", „fürnehm", „Liegerstatt",
„Hampfel" (Hand voll) „jinniren" (grübeln) u. In dem Werke eines nord-
deutschen Schriftstellers würden mich diese Dinge geziert dünken und stören,
hier erscheinen sie natürlich und mitunter sogar reizvoll.

„Brennende Liebe" wird vielleicht weniger Freunde finden und mehr
Anstoß erregen als andere Hopfen'sche Erzählungen; meiner Meinung nach
aber ist sie trotzdem der besten eine.





Ein Brief von Theodor Frerichs.

Hochverehrter Herr Redacteur.

Leider bin ich zur Zeit außer Stande, für das nächste Heft der Zeitschrift meinen Beitrag zu liefern, weil ich mit der Vollenendung meines größeren Werkes über Diabetes, welches vor Mitte April gedruckt sein muß, und mit den Vorlesungen, Sitzungen u. über jedes Maß hinaus beschäftigt bin.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Dr. F. Th. Frerichs.

Berlin, Bismarckstraße 4.

12. Februar 1884.

Es lag in unserer Absicht, die bevorstehende fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages, an welchem Theodor Frerichs seine bedeutsame Lehrthätigkeit an der Berliner Universität begann, unsererseits damit zu begrüßen, daß wir zu dem Bilde des großen Arztes einen Beitrag von seiner Hand und eine Würdigung seiner wissenschaftlichen Verdienste veröffentlichten. Zu unserem lebhaften Bedauern sind wir in der vollständigen Ausführung unseres Planes durch die uns nur allzu sehr verständliche Verhinderung des Herrn Geheimrath Frerichs und durch den Umstand gehemmt worden, daß uns der Herr Verfasser der Studie über Frerichs, ungeachtet wiederholter und bindiger Zusagen, im Stich gelassen hat.

Die Redaction.



Illustrirte Bibliographie.



Architektur auf historischer und ästhetischer Grundlage von Dr. Rud. Adamy. Drei Bände in 11 Abtheilungen. 2. Band 1. Abtheilung: **Architektur der altchristlichen Zeit**, umfassend die altchristliche, byzantinische, muhamedanische und karolingische Kunst. Erste Hälfte. Mit 60 Holzschnitten und Zink-Hochdrucken. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky).

Man erzählt von einem Gelehrten, der ein großes Werk über Shakespeare unter der Feder hatte, aber nie zum Abschlusse damit kam, weil er, von dem Ehrgeize befeuert, die gesammte Literatur darüber geprüft haben, sich immer von Neuem zu den Anfängen zurückwenden mußte. Seine Wohnung füllte sich mit Büchern, sein Hirn mit unsaffbaren Grübeleien, und als amerikanischer Humbug gar noch, wie er vermeinte, erst den Beweis verlangte, daß Shakespeare überhaupt Shakespeares Werke geschrieben, da soll der arme Mann an Glück und Stern verzweifelt und neben diesen letzten Unsinn eine niedliche kleine Bleikugel in das kreisende Gehirn gebettet haben, die allen den vorwichtigen Fragen, aber auch seinem gequälten Dasein ein Ende machte.

So erzählt man sich. Dafür sich verbürgen — wer wollte das! Aber glaublich genug klingt die Geschichte, wenigstens für Jeden, der einmal zugeesehen hat, wie ein Forscher ein nur etwas umfangreicher angelegtes Werk zum Abschlusse zu bringen Mühe hat. Immer strömt neuer Stoff hinzu; und der Kampf zwischen der mahnenden Stimme des Gewissens, welche vollständige Lösung der Aufgabe fordert und zwischen den dunklen Mächten, verkörpert in der Gestalt des Verlegers, der endlich sein Buch heischt —: dieser Kampf ist hundertmal dramatischer, als der bekannte Auftritt im Puppenspiele von Doctor Faustus.

Es ist beinahe so gut wie ein Naturgesetz: solche Bücher, die das auf einem gewissen Gebiete Erforschte vor der Hand zusammenfassen sollen, werden nie innerhalb der Frist zum Abschlusse geführt, welche die Herausgeber ursprünglich angenommen hatten. Auch Adamy's Architektur hat sich diesen urenigen Gesetzen nicht entziehen können. Von dem zweiten Bande, dessen Vollendung noch innerhalb des Jahres 1883 in Aussicht genommen war, liegt bis jetzt glücklich die erste Hälfte der ersten

Abtheilung vor (drei Abtheilungen sollen erscheinen!) und wann der dritte Band, der uns eigentlich schon für dieses Jahr versprochen worden war, nur erst begonnen, ge-



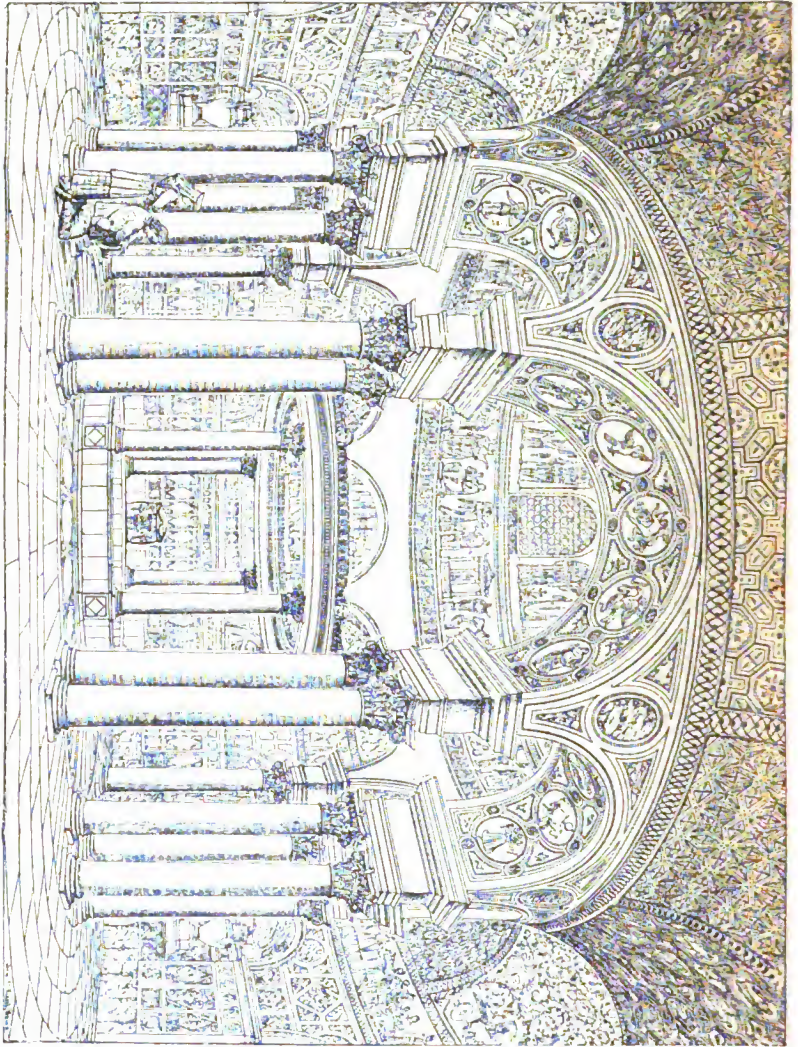
St. Maria in Cosmedin.

Aus Adamy: Architectonik II, 1. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

schweige denn zu Ende geführt wird, das kann schwerlich weder Verfasser noch Verleger sagen.

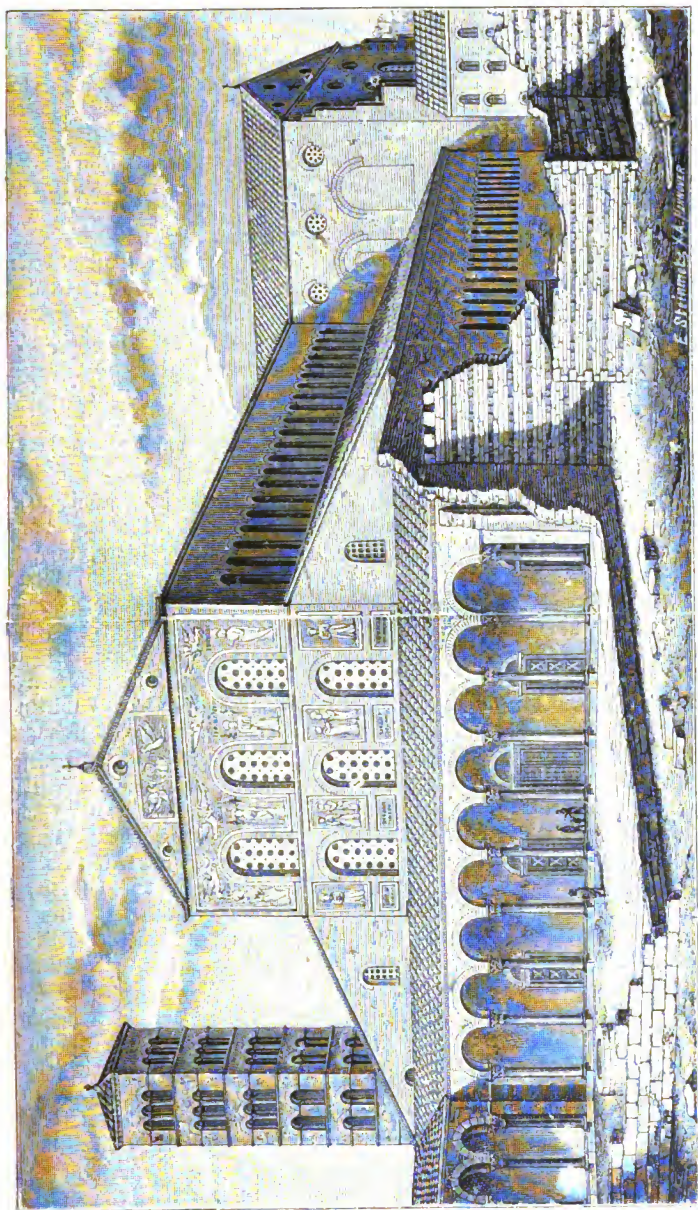
Es liegt uns ganz ferne, daraus einen Vorwurf herleiten oder auch nur uns be-

klagen zu wollen. Mit Adamys Architektonik ist es doch ein anderes Ding als mit Macbeths Schauerthat, von der er meint, „es wäre gut, man thät es eilig.“ Königskronen stehen hier nicht auf dem Spiel, und wir wollen gerne uns ge-



Zunere Ansicht von St. Constanza.
aus Moamp: Architektonik II. 1. Gannover, Gellwingsche Verlagsgesellschaft.

dulden mit dem Gedanken, daß die Arbeit um so gründlicher erledigt wird, je mehr Zeit der Verfasser sich läßt — und daß die Aufgabe doch nicht eine so hoffnungslos unerschöpfliche ist, wie ein Buch über Shakespeare. Aber da seit dem Erscheinen der ersten Bände doch immerhin einige Jahre vergangen sind, so ist es vielleicht zweckmäßig



Perspektivische Ansicht der alten Paulskirche in Rom.
Aus Abamy: Architektur II, 1. Hannover, Pelwingsche Verlagsbuchhandlung.

dem Leser in Erinnerung zu bringen, welches Ziel sich Adamy eigentlich gesteckt hat. Denn wenn auch die einzelnen Abtheilungen in sich abgeschlossen sind — werden sie ja sogar einzeln verkauft! — so darf man doch bei ihren Betrachtung das Ganze nicht aus dem Auge verlieren.

Adamy also hat nicht schlechtthin die landläufige Baugeschichte geschrieben. Wenn man nach seinen Vorgängern sucht, so muß man vielmehr Bötticher und Gottfried Semper nennen. Er zählt nicht bloß die verschiedenen Bauformen auf und erörtert ihren Werth, sondern er forscht auch nach ihren Ursprüngen in der Phantasie der Schöpfer — oder besser der Völker, aus denen sie hervorgegangen: sein Werk ist ein Beitrag zu der Psychologie der Menschheit, wie sie sich auf einem bestimmten Gebiete von Erscheinungen äußert. Sie ist also mehr ein Stück Aesthetik als ein Stück Kunstgeschichte. Dabei klar und anschaulich, sogar schön geschrieben, jedoch sie auch dem Laien überall verständlich bleibt, trotzdem daß sie auf das recht eigentlich Handwerksmäßige der Kunst, auf die Technik des Bauens, eingehender Rücksicht nimmt als Werke ähnlicher Art. Im Uebrigen müssen wir uns darauf beschränken, auf die Anzeigen hinzuweisen, die wir jedem einzelnen Bande gewidmet haben; aber wer überhaupt auch nur von der vorliegenden Abtheilung Kenntniß nimmt, wird sich überzeugen, daß es sich hier um ein Werk handelt, welches auf allgemeine Beachtung den höchsten Anspruch hat.

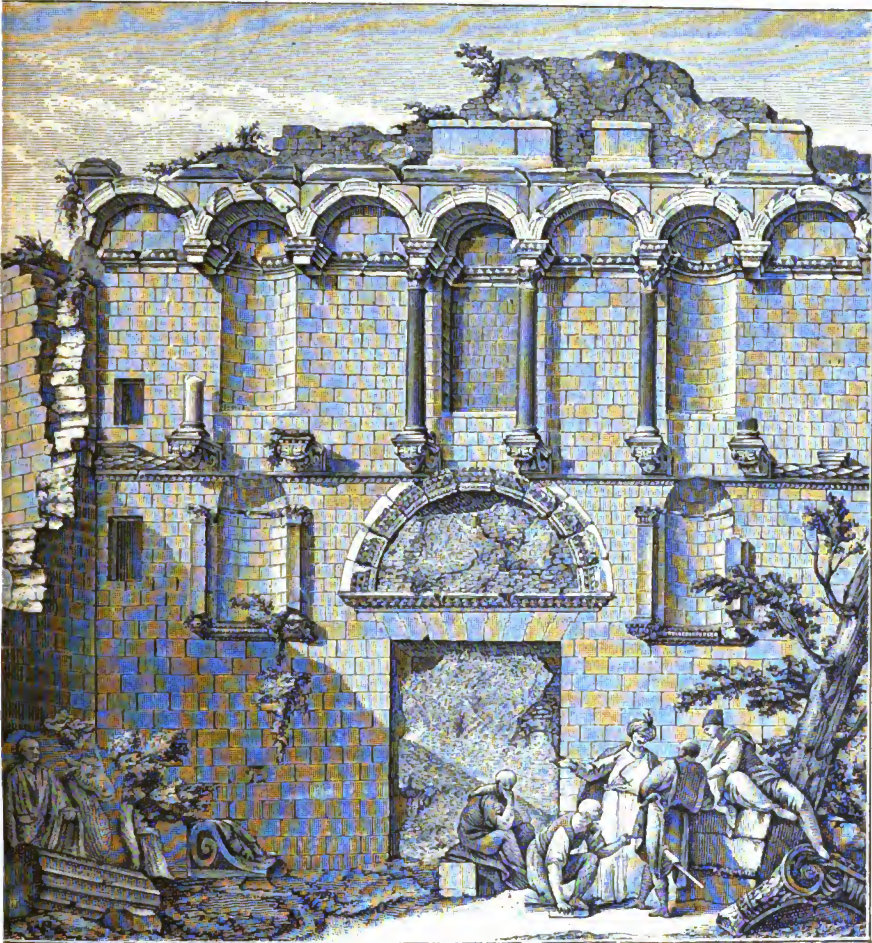
Und nun genug dieser allzulangen Vorrede: kommen wir auf die Architektonik der altchristlichen Zeit im Besonderen!

Unbefangene Betrachtung hat sich längst überzeugt, daß jede geschichtliche Entwicklung in sich zusammenhängend, beinahe logisch verständlich ist; daß vor allen Dingen zwischen den einzelnen Entwicklungsstufen keine Sprünge liegen, nicht Gegensätze klassen, sondern daß alle Uebergänge so gut vermittelt sind wie nur in dem langweiligsten Romane. Das gilt auch — trotz dem Aesthetiker unseres Landtages — von der Baugeschichte. Antike Baukunst und christliche Baukunst sind nicht die feindlichen Brüder, die er, den blanken Stahl in der Hand, fortwährend habern sieht: sie sind Vater und Sohn, oder wenigstens der alternde Ohm, der dem aufgewachsenen Knecht das sinkende Geschäft zur Fortführung übergiebt. Wie auf allen anderen Gebieten so hat auch hier die christliche Welt die Erbschaft der Antike ohne jeden Vorbehalt angetreten.

Es ist anziehend genug, zu sehen, wie verschieden die Nachwelt über diese Erbschaft und über die Fortführung des Geschäftes geurtheilt hat, sobald sie erst einmal angefangen hatte, auf den Vorgang aufmerksam zu werden — wozu sie sich allerdings ein wenig lange, rund ein Jahrtausend, Zeit gelassen hat. Man braucht dabei gar nicht auf die Zeit des Völklerwachens zurückzureisen; der Streit schwebt heute noch. Jener Streit „zwischen Barbaren und Hellenen“, wie seine ihn nennt, Streit zwischen jenen, welchen die christliche Anschauung, und sei es nur aus alter Kindergewöhnung, als das richtige Maß der Dinge gilt, und denen, welche sich davon freigemacht haben, aber in Folge dessen auch einen leisen Groll dagegen zurückbehalten haben, gleich dem Thiere, das dem Wändiger entronnen ist. Solche Gegensätze sind kaum geeignet, unbefangene Urtheile zu erzeugen. Auf der einen Seite hören wir die christliche Kunst als einen Fortschritt über das todtte, formfelle Heidenthum zum Geistigen leidenschaftlich preisen, auf der andern Seite nicht minder leidenschaftliche Klage über ungeheure Zerstörung, Abtödtung des Schönen. Dort redet man beinahe wie von einem himmlischen Wunder, hier wie von einer dummen Teufelei. Auf beiden Seiten verzweigt man sich, daß solche Uebergänge sich mit Naturnothwendigkeit vollziehen, daß sie nirgends schroff auftreten, sondern daß bei ihnen, wie bei dem Zusammenflusse zweier Gewässer, beide Strömungen noch lang' unterscheidbar neben einander rinnen, daß die eine nur allmählich verschwindet, weil ihr Zufluß zu gering ist.

Die Geschichte weist solche Nebenströmungen auf allen Gebieten der Kunst nach. Ueberall wiegen zunächst die heidnischen Elemente beträchtlich vor: erst nach und nach

historische Uebersichten gelingen. Auch hier weiß er mit wenigen Strichen sein Bild zu runden. Es ist Historie vornehmsten Stils, frei von der Kuckbote, aber mit richtigem Erfassen der großen Züge, welche ein Zeitalter kennzeichnen, anschaulich in der Darstellung und von edelster Sprache. Es wird dem modernen Menschen außerordentlich



Die sogenannte Goldne Pforte zu Spalatro.

Aus Adamy: Architektur II, 1. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

schwer, sich in jene Verhältnisse zurückzuversetzen: gleichzeitige Darstellungen sind überdies ungenießbar und neuere im Ganzen doch recht spärlich vertreten: wir besitzen für diesen Abschnitt noch keine Schilderung, die abschließend und zugleich im strengsten Sinne lesbar wäre wie etwa die Geschichte Rommians oder auch die von Curtius. Alles, was wir besitzen, ist veraltet oder unvollständig oder giebt nach der löblichen Gewohnheit der modernen Schule den Stoff roh oder hat sonst noch Mängel. Dafür

kann Adamy natürlich keinen Ersatz bieten. Aber er giebt wenigstens ein Bild der Zeit; und wenn dieses auch oberflächlich und zu eng begrenzt ist, so verhilft es doch dem, der überhaupt über geschichtlichen Blick verfügt, zu einer Anschauung, die ihm auch manche, Adamy's Rahmen entrückte Erscheinungen erhellen mag.

Was den Byzantinismus in der Baugeschichte merkwürdig macht, ist die logische Ausbildung des Kuppelbaues. Außerordentlich anziehend entwickelt Adamy, wie die allgemeine Geistesrichtung den Baumeister auf diese Form hinwies, und wie es dem byzantinischen Geiste besonders zusagte, sie, die bisher gewissermaßen zufällig angewendet worden war, planvoll, pedantisch auszubilden, sie zu dem Mittelpunkt zu machen, um den eine Art neuen Stiles ansetzte.

Er hat auch volle Anerkennung für die Großartigkeit der Anlage, welche diesen Bauwerken trotz aller Unbeholfenheit im Einzelnen der Ausführung innewohnt. Ueberhaupt ist er nicht der strenge Purist, der Zionswächter des Stils und der reinen Schönheit, den man ursprünglich in dem Kesthetiker der Baukunst vermuthen möchte. Dazu besitzt er zu viel geschichtlichen Sinn, vielleicht auch etwas von jener ganz modernen Weitherzigkeit in abstracten Fragen, die, kundig der Wandelbarkeit im Geschmacke, jeden Standpunkt zu theilen bereit ist, heute Zola in das Wirthshaus und morgen Wagner zum Grabsdienst begleitet.

Mit dem Byzantinismus schließt die bisher erschienene Hälfte dieser Abtheilung ab. Auf der letzten Seite wird allerdings ein neuer Abschnitt über die Architektonik der Central-Syrer begonnen, der außerordentlich interessant zu werden verspricht; aber das ist eben nur eine einzige Seite, nicht viel mehr als eine Lockung; hoffen wir, daß wir auf die Fortsetzung nicht zu lange zu warten haben.

Es bleiben nur noch die Illustrationen zu erwähnen. Die Herausgeber haben sich den glücklichen Zufall zu Nutze machen können, daß ihnen wenigstens für einen Theil ihres Werkes die vorzüglichsten, ganz neuen Aufnahmen von Mothes vorlagen. Wir haben seinerzeit das Werk, dem sie entnommen sind, an dieser Stelle angezeigt; es ist die Baukunst des Mittelalters in Italien von D. Mothes, die seit Kurzem vollendet ist (Zena, Costenoble). Es ist ganz natürlich, daß diese Blätter, so weit sie in den Rahmen des Adamy'schen Buches paßten, hier von Neuem abgedruckt wurden, da sie, was Treue der Auffassung und Schärfe der Wiedergabe anlangt, den höchsten Ansprüchen genügen und überdies, von einem Baumeister für eine Baugeschichte entworfen, gerade dem Bedürfnisse unserer Architektonik entsprechen. Indessen überwiegen selbstverständlich die Original-Illustrationen in dem Buche. Daß sie durchaus auf der Höhe der Anforderungen stehen, das beweisen unsere Abdrücke hinreichend. Zum Zwecke der Vervielfältigung ist neben dem Holzschnitte in demselben Maße wie bisher auch die Zinkhochätzung herangezogen worden. Und man muß gestehen, daß der Zinkdruck seine Berechtigung zu solcher Auszeichnung immer deutlicher nachweist. Die so hergestellten Platten (sie stammen aus der Werkstätte von Kiesel in Mainz) stehen kaum hinter den eigentlichen Holzschnitten zurück; sie zeigen vor Allem keine Spur mehr von dem Klettsigen, das früher diesen Erzeugnissen anhaftete. Zur Wiedergabe von Vorlagen dieser Art, wobei es sich nur um peinliche Treue und äußerste Sauberkeit handelt, zunächst also von solchen architektonischen Zeichnungen, scheint sich dieses rein mechanische Verfahren vorzüglich zu eignen. Wenn man eine solche Zinkotypie, zum Beispiel die hier abgedruckte Innenansicht von Santa Constanza, aufmerksam prüft wird man der Leistung seine Anerkennung nicht versagen können. Die doch wirklich recht winzigen Einzelheiten sind mit größter Deutlichkeit wiedergegeben. Allem Anscheine nach hat die Zinkotypie eine bedeutende Zukunft vor sich und wird in noch weit ausgedehnterem Maße als bisher für den Holzschnitt als Ersatz dienen. Schon jetzt machen unsere Wochensblätter den ausgiebigsten Gebrauch davon: die Witzblätter zumal werden fast ausschließlich damit illustriert. Und wenn man einzelne davon ansieht, verhehlt man sich nicht, welch' einen Reiz es hat, den Strich des Zeichners unmittelbar wieder-

gegeben zu sehen, ohne auf die Vermittelung des Holzschnegers angewiesen zu sein und freut sich der Aussicht auf eine Zeit, wo unsere Künstler wieder gelernt haben werden, wirklich für den Druck zu zeichnen — was die Mehrzahl heute ganz vergessen zu haben scheint.

Doch das liegt sehr weit ab von dem Gegenstande dieser Anzeige. Ihren Schluß bilde die ehrenvolle Aeußerung, die Carrière über unsere Architectonik thut: „Ich heiße das Buch willkommen als ein erfreuliches Zeugniß, daß die nachwachsende, mitstrebende Jugend doch noch das Band nicht löst, das die Geschichte der Kunst mit der Aesthetik und der menschlichen Culturentwicklung verknüpft.“

Freuen wir uns, daß auch heute noch Leute den Muth haben, die Geschichte groß aufzufassen. —ck.

Iwan Turgenjew. Eine literarische Studie von Eugen Zabel. Mit dem Bildniß Turgenjews. Leipzig, Otto Wigand.

Es ist vielleicht ein wenig früh für ein solches Werk. Indessen, daß man heute den Stoff zu dem Lebensbilde des kürzlich Dahingegangenen noch garnicht übersehen kann, daß somit jede solche Skizze unvollständig sein muß, das wird der Verfasser jedenfalls zugeben. Für ihn und auch für jedes ehrliche Urtheil über sein Buch kommt nur die Frage in Betracht, ob das, was man heute schon über Turgenjew sagen kann, hier auch wirklich erlebigt ist. Und das muß ohne Einschränkung bejaht werden. Zabel hat mit größtem Fleiße Alles zusammengetragen, was eben gegenwärtig zugänglich war. Das wäre allein schon hinreichendes Verdienst; denn er hat damit ein Handbuch geschaffen, das für Jedermann, der sich über den russischen Dichter unterrichten will, unentbehrlich sein — und welches nebenbei schwerlich Jemanden im Stiche lassen wird. Es enthält sehr ausführliche Nachrichten über den Lebensgang Turgenjews, mehr oder minder ausführliche Analysen seiner sämtlichen Schriften und vor Allem reichliches bibliographisches Material, Anzeigen der Uebersetzungen zumal, so wichtig für die große Mehrzahl, die nicht so glücklich ist wie der Verfasser, Russisch zu verstehen. Aber er zeigt sich auch als Kritiker von Tact und Blick, als einen Biographen von Verstandniß.

Im Anschlusse daran sei erwähnt, daß von der autorisirten Ausgabe der Ausgewählten Werke von Iwan Turgenjew (Mitau, E. Behre) — derjenigen, die Zabel stets mit W. D. A. anführt, der zwölfte Band erschienen ist. Er enthält die Novellen Zwei Freunde, Eine seltsame Geschichte, Iatow Passinkoff, Tagebuch eines Ueberflüssigen, und die geistvolle Vergleichung zwischen Hamlet und Don Quixote, die kürzlich an dieser Stelle veröffentlicht worden war. Die Uebersetzung (das Titelblatt sagt nicht, ob auch dieser Band von Constantin Zürgens stammt) ist im Allgemeinen sehr lobenswerth: sie ist fließend und hat vor Allen jenen charakteristischen Stempel, an dem man die Vortragsweise des Russen stets herauskennt. Daß einige Flüchtigkeiten und Versehen unterlaufen, das ist unvermeidlich bei solchen Arbeiten und thut ihren Vorzügen keinen Eintrag — welche Uebersetzung wäre denn schließlich ganz frei von Fehlern? Auch die berühmten Muster weisen deren auf. Auch hier ist es der ganze Ton, der die Musik macht.

—ck.

Bileam. Trauerspiel von Hermann Heinrich. Berlin, Freund und Jechel.

Bileams Esel! Man denkt an die berühmte Geschichte unwillkürlich als an etwas Komisches zurück. Trotz allen Belehrungen über die Art des Esels im Orient kann der Abendländer sich nicht entschließen, einen Vorgang, bei dem ein Esel die Hauptrolle spielt, ernst zu nehmen. Und wenn wir berichten, daß kürzlich Jemand sich diesen Bileam zum Helden eines Trauerspieles ausersehen, so wird das, fürchten wir, mit dem unausbleiblichen Lächeln aufgenommen werden. Fügen wir darum gleich hinzu, daß der Esel gestrichen ist. Und damit gewinnt allerdings die ganze Sache ein anderes Licht. Wenn das Parlamentiren mit dem Grauthiere fortfällt, bleibt nur die merkwürdige Thatsache, daß der Fluch sich im Munde des Sprechers in Segen verwandelt: und das ist sicherlich ein höchst dramatischer Augenblick. Trotzdem behält der ganze Stoff ohne gewisse Sprödigkeit, wenigstens für den Bühnendichter. Der Vernichtungskampf eines fremden Volkes gegen ein anderes, eines fremden Cultus gegen einen anderen — das ist eine Vorstellung, in die man sich hineinleben muß: die Bühne aber verlangt eigentlich den Gemeinplatz. Wenn sie den Zuschauer nicht bei den Vorstellungen faßt, die ihm gekläufig sind, wenn sie ihn erst zum Nachdenken nöthigt, so geht die Hälfte ihrer Wirkung verloren. Man muß an diese überwundene Schwierigkeit denken, um gegen einen Dichter, der trotzdem unser Interesse festzuhalten weiß, ganz gerecht zu werden. Die Handlung ist einfach und steigert sich rasch, die Charaktere sind anschaulich und wahr, der Held Bileam gewinnt vor unseren Augen entsetzliche Großartigkeit, und die Scene mit dem Fluche — jedenfalls der Nagel des Ganzen — ist sorglich begründet und wirksam ausgeführt. Heinrichs Jambus hat Fluß und Kraft. Die Dichtung ist mehr als gewöhnliches Dilettantenwerk. Sie beweist Verständniß und Liebe, aber auch glückliche Anlage. Dieser möchte man wünschen, daß sie sich einmal auf dankbarerem Gebiete bethätigen könnte.

Zum zwölften Male erscheint der **Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger**, den Ernst Gettle herausgibt (Kassel und Leipzig, Paul Voigt, Musikalienverlag). In allen Kreisen, die irgendwie mit dem Theater in Berührung kommen, ist der Almanach längst als das vorzüglichste Handbuch bekannt, das unsere Literatur besitzt: sein Erscheinen bedarf also keines Begleitwortes. Wer über Leitung und Personal irgend einer Bühne, über die Aufführungen irgend eines Stückes, sei es in Berlin oder in Neutlingen, Auskunft erlangen will, findet sie nirgends besser als hier. Die bemerkenswerthesten Ereignisse des letzten Jahres haben außerdem hier eine besondere Zusammenstellung gefunden; auch Zeitungsstimmen darüber sind zahlreich neu abgedruckt.

Der geistvolle Forscher auf dem Gebiete der antiken Metrik und Musik, Rudolf Westphal, veröffentlicht eine Verdeutschung von **Catulls Buch der Lieder** (Leipzig, F. E. C. Leuckart) in gebundener Rede. Ältere Freunde des bestrittenen Eirmiers werden sogleich erkennen, daß hier kaum von einem neuen Werke, sondern nur von der Umarbeitung eines älteren die Rede sein kann. Westphal hatte bereits früher einmal eine kleine Schrift über Catull veröffentlicht, die, in den Text verstreut, Prosaübersetzungen der sämtlichen Lieder enthielt. Hier sind sie nun aneinandergerichtet, und der Hauptinhalt des Textes ist zu einem Anhang zusammengefaßt, worin des Dichters Lebensgang beschrieben wird, anziehend und vielseitig belehrend wie Alles, was von Westphal kommt. Die Umgehung in den Reimvers mag mühselig genug gewesen sein; aber sie hat doch an dem Wortlaute wenig geändert: zu unserer Freude haben wir manche schlagende Stelle wiedererkannt, die uns aus der ersten Ausgabe lieb geworden war. Und doch ist der Eindruck hier ein wesentlich anderer. Losgelöst von dem einsinnigen Texte erscheint Alles matter, farbloser; man überzeugt sich, daß eine Uebersetzung im strengen Sinne für diesen Dichter nicht denkbar ist. Die neueren Sprachen sind viel zu zahn für ihn, der im Lateinischen die Bote eigentlich erst

literaturfähig gemacht hat, und für dessen Witz die Note immer wieder als Zünder dienen muß. Wer seinen Catull kennt, der wird auch in der Uebersetzung den Witz herausfühlen, der wird oft genug sogar die Kraft bewundern, mit der Westphal unsere Sprache dehnt, um Raum zu schaffen für die antike Ungeheuerlichkeit — aber ein Neuling muß über alles das hinweglesen, und Westphals Nachtigall wird ihm wohl zeitlebens eine Gule bleiben. Das ist nun einmal nicht zu ändern. Und es werden sich trotzdem noch genug finden, die an dem Büchlehen ihre Freude haben werden. Dasselbe ist auch äußerlich erfreulich genug: ausgestattet ungefähr so wie ein junger Lyriker seinen Erstling kleiden würde: getöntes Papier, Randleisten, breite Ränder, kurz Alles was sich für ein rechtschaffenes Buch der Lieder schickt. —ek.

Die vierte Auflage des vorzüglichen Werkes von Johannes Overbeck, **Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken** (Leipzig, W. Engelmann) erscheint in vollständiger Umarbeitung. Das ist natürlich bei einem Buch, dessen Stoff von Jahr zu Jahr wächst, ohne daß heute ein Abschluß auch nur abzusehen wäre, dem jeder Tag die überraschendsten Bereicherungen zuführen kann. Overbeck hat Größe genug besessen, selbst einzusehen, daß er, dessen Thätigkeit sich so vielfach zersplittert, diesen Stoff allein nicht mehr bewältigen kann, und hat daher die Bearbeitung zum großen Theile auf August Mau übertragen. Seine Wahl hätte nicht glücklicher fallen können, als auf den jungen Gelehrten, den man als den ersten Pompejologen Deutschlands bezeichnen möchte, wenn man für diese immer selbständiger auftretende Wissenschaft einen eignen Namen bilden darf. Die neue Auflage steht wiederum auf der Höhe der allerneuesten Forschungen, ohne darum jenen Vorzug der Gemeinverständlichkeit eingebüßt zu haben, der ihre Vorgängerinnen so eigenartig auszeichnete. Auch der Verleger hat das Seinige gethan: er hat den Plan vervollständigen lassen und zahlreiche Illustrationen durch bessere ersetzt.

Man kann nicht beschaidener auftreten als Moriz Carrière. Eine Schrift von ihm, die F. A. Brockhaus in Leipzig soeben versendet: **Die Poesie ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte**, bezeichnet das Deckblatt einfach als zweite umgearbeitete Auflage, während es sich um kaum Eingergeres handelt als um eine ganz neue Schöpfung. Allerdings hat Carrière bereits im Jahre 1854 ein Buch herausgegeben: **Das Wesen und die Formen der Poesie**, das den Grundstock zu dem vorliegenden gebildet hat. Aber an Gestalt wie an geistigem Gehalte ist ein Unterschied zwischen beiden, wie zwischen dem frühreifen Jüngling und dem Manne auf der Höhe der Jahre. Von ganz besonderem Interesse ist der Abschnitt, welcher Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte enthält. Bekanntlich ist Carrière einer der ersten gewesen, welche dieser jungen Wissenschaft die Bahnen vorgezeichnet haben; wenn auch seine Thätigkeit eine zu umfassende ist, als daß er sich Einzelforschungen hingeben könnte, die gerade hier besonders unerläßlich sind, so besitzt er doch gerade wieder, theils von der Natur, theils ausgebildet in langen Jahren seiner Wirksamkeit, jene Weite und Schärfe des Blickes, deren erstes Erfassen bisweilen fruchtbarer ist als das Spüren, das die Nase nicht über den Folianten hervorhebt.

Die Herausgabe der **kleinen Schriften Gottfried Semper** durch seine beiden Söhne Manfred und Hans Semper (Berlin und Stuttgart, W. Spemann) ist nicht nur ein Denkmal kindlicher Liebe, sondern auch ein Geschenk an das deutsche Volk. Es liegt nun einmal in der Natur des geistigen Schaffens der Gegenwart, daß seine Aeußerungen sich in hunderten von Zeitschriften verzettern: selbst wenn man dem Einzelnen absichtlich folgen wollte, so würde man bei den ersten Versuchen scheitern — weiß doch Mancher selber nicht, wo er überall seine Gaben hinverstreut hat. Samm-

lungen solcher Aufsätze sind in unserer Zeit unerlässlicher als in jeder andern. Denn erst, wenn man so ein Buch wie das Sempersche in die Hand nimmt, merkt man, wie viel, für den Tag geschaffen, mit dem Tage stirbt, das doch achtungsvolles Aufbewahren verdient hätte. Jeder Kunstfreund wird in dem Bunde Anregung und Belehrung finden.

Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft betitelt sich ein Buch, das Karl Theodor Reinhold zum Verfasser und J. C. C. Brunz in Minden i. W. zum Verleger hat — ein Buch, dem wir die größte Verbreitung wünschen möchten. Der Verfasser bezeichnet es als „Betrachtungen eines Laien über eine nationale und praktische Politik der Gegenwart“; und wenn man „Laien“ als „nicht zukunftsartig Politiker“ auffaßt, so trifft er damit auch das Rechte. Wenn aber Jemand, der seines Vaterlands Entwicklung mit Liebe verfolgt und mit dem Verständnis, wozu ihn eine reiche Bildung befähigt — wenn der auch ein Laie sein mag, so ist er doch gerade so gut befugt, sich zu äußern, wie jeder Andere. Zumal da er seine Aufgabe originell ansaßt. Es ist eine Wohlthat, die alten, bekannten Fragen einmal nicht in der alten Weise behandelt zu sehen, die jede Zeitung, je nach ihrer Partienstellung wiederkaut, sondern unbefangener, von dem Standpunkte des Mannes aus, dem die Größe der eigenen Partei nicht den Gesichtskreis völlig abschließt. Ehrlich, verständig, patriotisch: das ist der Eindruck, den man von dem Verfasser erhält — und das will schon etwas besagen in unserem alten Jahrhundert.

Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller. Berlin, Wilhelm Herp. (Veßfersche Buchhandlung.)

Das ist ein Band, den man gleich mit einer Art Vorfreude in die Hand nimmt. Schon sein Umfang zeichnet ihn vor der landläufigen Duodezlyrik aus. 500 Seiten in dem ehrlichen alten Schillerformat — und dabei hat man die Ueberzeugung, daß ein Dichter wie Keller nicht jeden bereimten Papierschnitzel der Aufnahme gewürdigt haben wird! — Es ist die dankenswerthe Gabe, die Keller nur bieten konnte, daß er endlich seine Gedichte sammelte, die bisher zum großen Theil zerstreut erschienen, immer nur von Wenigen beachtet, halb unbekannt geblieben waren. Jetzt erst werden sie zu einem wirklichen Besitze des deutschen Volkes, nicht bloß weniger Liebhaber werden; und Deutschland, das allmählich doch zu erkennen scheint, was es an diesem Dichter hat, wird sie nach Gebühr in Ehren halten. — Es ist in der That ein prächtiges Buch. Erst in ihm zeigt sich dieser originelle Dichterkopf von allen Seiten. Wir haben ihn immer bewundert als einen der Wenigen, die in unserer lendenlahmen Zeit fest auf eigenen Füßen stehen, deren vollsaftiger Natur es fern liegt, Anderen etwas nachzuempfinden. Die Lyrik aber ist erst die rechte Goldprobe auf solche Echtheit der Dichterkraft. Und hier wird man Keller nirgends unterwerthig finden. Man mag ihn aufschlagen, wo man will; überall stößt man auf ureigenes Empfinden, überall klingt beim Umschlag ein ganz eigener Ton zurück. Wie merkwürdig ist z. B. das Gedicht Zur Erntezeit (S. 41):

Das ist die üppige Sommerzeit,
Wo Alles schweigend blüht und glüht,
Des Juli stolzirende Herrlichkeit
Langsam das schimmernde Land durchzieht.

Ich hör' ein heimliches Dröhnen gehn
Fern in der Gebirge dämmerndem Blau,
Die Schnitter so stumm an der Arbeit stehn,
Sie schneiden die Sorge auf brennender Au'.

Sie sehnen sich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerschlag,
Nach einer wogenden Freiheitschlacht
Und einem entscheidenden Völkertag!

Es wäre jedenfalls schwer zu sagen, worin denn nun der eigentliche Reiz eines solchen Gedichtes liegt — ob in dem ursprünglichen Erfassen der Außenwelt oder in dem Hauche edelkräftiger Männlichkeit, der daraus hervorweht. Vielleicht ist jener erste Zug doch der, welcher überall am fühlbarsten hervorspringt und dem Leser zuerst auffällt. Aber das nachzuweisen, überhaupt die Dichterart Kellers zu untersuchen, dazu ist hier nicht der Ort — das ist wohl auch kaum noch nöthig. Einem solchen Dichter gegenüber empfindet man aber ein doppeltes Bedauern, daß er für Vieles, was uns an das Herz geht, verschlossen bleibt, daß er doch nur ein Schweizer ist und nicht ein Deutscher, daß er für die großen Thaten unserer neuesten Geschichte kaum einen Ton gefunden hat. Zumal in Norddeutschland scheint er sich fremd zu fühlen. Aber trotzdem bricht hin und wieder die tiefe Theilnahme durch. So im Frühgeſicht (S. 168):

„Es donnert über der Pfaffengajj'
Des weiland heiligen römischen Reiches
Wie Gottes Heerschild jähren Streiches;
Der Morgen dämmert rosig blaß.

Und wie der Schlag weithin verhallt,
Wogt eine graue Nebelmasse,
Als zög' ein Heervolk seine Straße,
Das auf den Wassern endlos wallt.

Im Zwielicht raget Dom an Dom,
In allen Fenstern lauscht's verstohlen;
Doch auf gedankenleichten Sohlen
Vorüber eilt der Schattenstrom.

Das rauscht und tauscht Hand und Fuß,
Der Sturmwind rührt verjähnte Fahnen
Wie neues Hoffen, altes Mahnen,
Erschauernnd wie ein Geistergruß.

Was brav und mannhaft ist, vereint
Zieht es, den letzten Streit zu schlagen;
Es klirrt zu Fuß, zu Roß und Wagen,
Zum Freunde wird der alte Feind,
Und Siegfried reitet neben Hagen.

Trotz der Zurückhaltung fühlt man die Liebe doch heraus und empfindet es mit Dank, daß der Dichter uns kein Fremder sein will. — Der Verleger hat den Band ganz einfach ausgestattet, aber so gediegen und schön, daß man den Eindruck echter Bornehmtheit erhält. Besonders ansprechend ist das Verhältniß zwischen Druck und Rand, kurz, die ganze typographische Anordnung. Auch das rauchförmige, ein wenig getönte Papier, hat gleich auf den ersten Blick etwas Bestechendes. —ck.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Hebel, J. P.** Briefe. Herausgegeben von Dr. Otto Behaghel. Erste Sammlung: Briefe an K. Th. Gmelin, an die Strassburger Freunde, an Justinus Kerner. Mit einem Bildniss Hebels in Lichtdruck. Kaulsruhe, H. Reuther.
- Hellwald, Friedrich** von. Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. 3. neu bearbeitete Auflage. 14. bis 17. Lieferung. Augsburg, Lampart & Co.
- Hoff, Friedrich von.** Gedichte. Essen, G. D. Baedeker.
- Jung, Karl Emil.** Deutsche Kolonien. Ein Beitrag zur besseren Kenntniss des Lebens und Wirkens unserer Landsleute in allen Erdtheilen. Leipzig, G. Freytag.
- Katscher, Leopold.** Charakterbilder a. d. 19. Jahrh. Berlin, Ferd. Dümmler.
- Köetlin, Dr. Heinrich Adolf.** Geschichte [der Musik. Freiburg, J. C. B. Mohr.
- Kretzer, Max.** Gesammelte Berliner Skizzen. Berlin, Friedrich Luckhardt.
- Im Sturmwind des Socialismus. Erzählung. Berlin, Friedrich Luckhardt.
- Last, Albert.** Das Autorenrecht und die Leihbibliotheken. Wien, E. Last.
- Meurer, Dr. Karl.** Englisch-Vocabularium und Einführung in die Konversation. Ausgabe A für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten und für den Selbstunterricht. Ausgabe B für die drei unteren Jahreskurse an höheren Lehranstalten. Köln, Karl Warnitz & Co.
- Mnemosyne.** Organ für Gedächtnisskunst. In zwanglosen Heften, herausgegeben von C. F. Mautersberger in Glauchau. Erstes Heft. Leipzig, Julius Klinkhardt.
- Mohr, Eduard.** Das Bildniss der Thersandra Transerspiel in fünf Aufzügen. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlg.
- Mothes, Oscar.** Die Baukunst des Mittelalters in Italien von der ersten Entwicklung bis zu ihrer höchsten Blüthe. Mit 211 Holzschnitten und 6 Farbentafeln. Fünfter Theil (Schluss). Jena, Hermann Costenoble.
- Mueller, Lucian.** Quintus Ennius. Eine Einleitung in das Studium der röm. Poesie. Petersburg, C. Ricker.
- Masemann, die weltsprache und weltschrift oder internationale stenographie.** ein vortrag gehalten in der allgemeinen stenographenversammlung zu leipzig am 21. august 1883. verlag von m. masemann-trarbach (mosell).
- Reinhardt, C. F.** Briefe an Ch. de Villers. Herausgeg. von M. Isler. Hamburg, O. Meissner.
- Rosengger** ausgew. Schriften. Bd. XVII. Wien, A. Hartleben.
- Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur.** Heft 21. Gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Zürich, Orell, Füssli & Co.
- gemeinnütziger Vorträge. Herausgeg. vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 88. Der Antisemitismus von Dr. Julius Lippert.
- Schultz, Erhard.** M. theologische Fundamentals, princip der allg. Pädagogik. Mülhausen i. E. Bußeb.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** XVIII. Band, 4. und 5. Heft Berlin, Dietrich Reimer.
- Zur Naturgeschichte des Kompagnie-Chefs.** Köln, Karl Warnitz & Co.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1884^{er}. Frische Füllung 1884^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ²⁰ R.
Mühlbrunn . .	44 ⁵⁰ R.
Schlossbrunn . .	44 ⁰⁰ R.
Theresienbrunn .	48 ³⁰ R.
Neubrunn . . .	49 ³⁰ R.
Marktbrunn . .	39 ⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle	28 ⁹⁰ R.
Felsenquelle . .	47 ⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34 ⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen

sowie durch

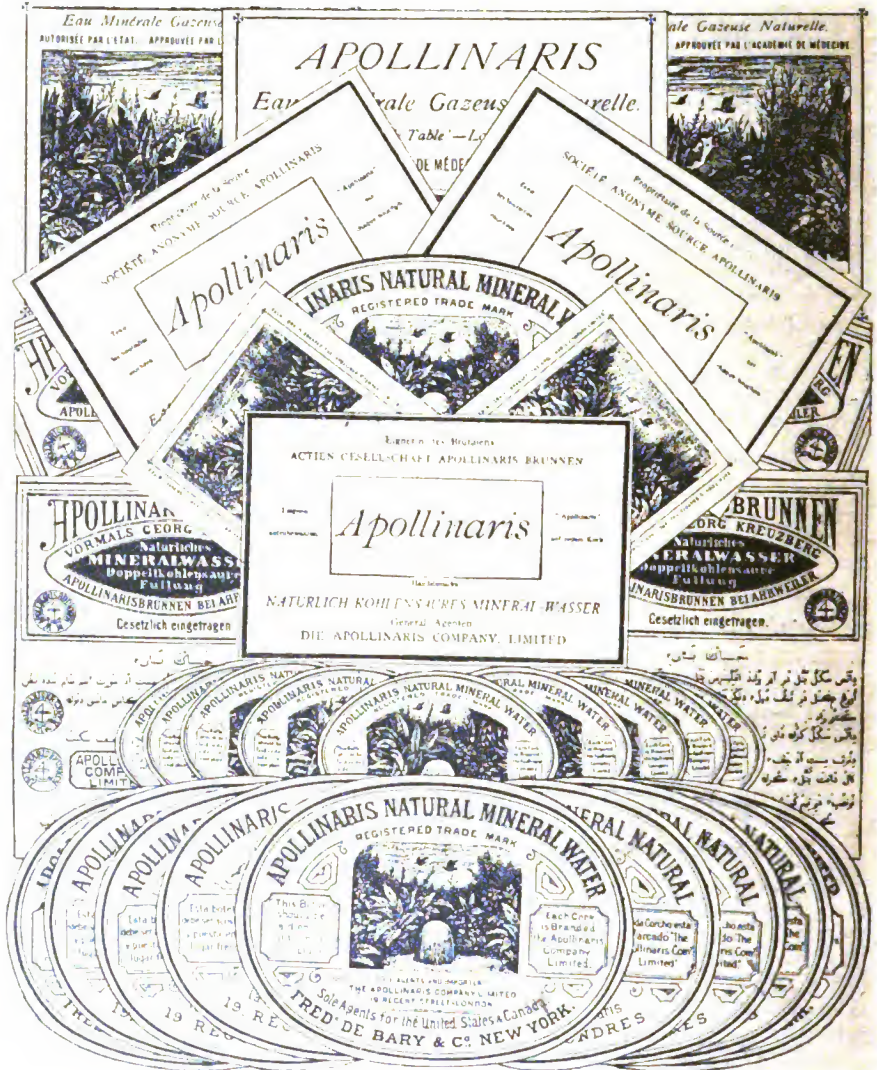
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).
Zweig-Comptoir: Remagen a. Rh. m.